2380



Verlag v. Meidinger & Comp. in Frankfurt a/M.

Deutsche Geschichte

von

Rudolf von Habsburg

bis auf die neueste Zeit

von

Karl Hagen.

Erster Band.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1855.

Druck von Wilhelm Küchler in Frankfurt a. M.

Inhalt des ersten Bandes.

*) Aus Versehen ist auch dieser Abschnitt im Texte mit 18 bezeichnet, und darnach sind auch die folgenden Nummern zu verändern.

Vorrede.

Eine deutsche Geschichte nach dem Ideal, wie es uns vorschwebt, läßt sich eigentlich heute noch nicht schreiben.

Eine solche Geschichte müßte nicht nur das, was man vorzugsweise Geschichte zu nennen pflegt, nämlich die äußeren Ereignisse in ihrem gegenseitigen Zusammenhange, in vollständiger Wahrhaftigkeit und Bestimmtheit enthalten, sondern auch Alles, worin sich der Geist der Nation ausdrückt, Alles, was sich auf Staat und Recht, Religion und Kirche, Wissenschaft und Kunst, Sitte und Weise bezieht. Diese Geschichte müßte ferner, da die Eigenthümlichkeit unserer Nation in der Mannichfaltigkeit ihrer Bildungen, in der Zertheilung des Nationalgeistes in eine Menge von Besonderheiten besteht, eine vorzügliche Rücksicht auf die einzelnen Stämme, auf die sogenannte Specialgeschichte nehmen: ja die allgemeine Geschichte müßte sich gewissermaßen auf der Specialgeschichte aufbauen, denn jene ist ohne diese schlechterdings nicht zu verstehen.

Alle diese Momente dürften aber nicht abgerissen von einander zur Darstellung gebracht werden, sondern in innigstem Zusammenhange unter sich und mit den äußeren Ereignissen: sie müßten immer in Verbindung erscheinen mit der allgemeinen Richtung der Nation, wie sie entweder dieselbe bedingen oder von ihr Einflüsse erdulden. Es wäre also nicht das Antiquarische hervorzuheben, nicht das Statistische, nicht die bloße Besonderheit, sondern

die höhere Bedeutung, die tiefere Beziehung dieser Besonderheiten und einzelnen Momente zum Ganzen, mit Einem Worte der Geist, der sie belebt, welcher aber nicht gewonnen werden kann ohne eine vollkommene Kenntniß des ganzen Stoffs und eine meisterhafte Beherrschung desselben.

Eine solche Geschichte dürfte nicht weniger als 15 starke Bände umfassen. Dabei dürfte der Verfasser sich nicht einmal gehen lassen, nicht in die Breite ausschweifen, sondern sich sehr der Kürze befleißigen, sehr wählerisch sein in der Aufnahme des Stoffs, alles Unwesentliche ausscheiden.

Eine solche Geschichte, sagen wir, kann heut zu Tage noch nicht geschrieben werden. Erstens, weil die Beherrschung dieses Stoffes ein Studium verlangt, wozu ein einziges Menschenleben nicht ausreicht; zweitens, weil der Stoff dazu nicht einmal ganz vorhanden, wenigstens nicht allgemein zugänglich ist.

Was Letzteres anbetrifft, so weiß Jeder, der sich in unseren Quellen umgethan und sich etwa die Bearbeitung eines besonderen Gegenstandes zur Aufgabe gesetzt hat, wie viel Lücken noch in unserer Geschichte vorhanden sind, und zwar keineswegs unbedeutende Lücken. Oft über die wichtigsten Ereignisse und Entwicklungen fehlen uns die Aufschlüsse, die sich aus den vorhandenen Quellen eben nicht auffinden, wenigstens nicht mit Bestimmtheit darlegen lassen. Der Vermuthung ist noch ein weiter Spielraum gegeben, und ohne diese kann sehr häufig der Zusammenhang nicht hergestellt werden. Selbst die neu aufgefundenen und veröffentlichten Quellen legen ein Zeugniß für das Gesagte ab. Das Licht, womit durch diese manche Seiten unserer Geschichte ganz neu beleuchtet werden, läßt darauf schließen, daß noch andere Seiten derselben nicht minder eines solchen Lichtes bedürfen, um ganz klar zu sehen. Gewiß: es geschieht heute Vieles, um die verborgenen Schätze der Archive an das Licht zu ziehen. Gleichwohl sind die Archive noch bei Weitem nicht gehörig ausgebeutet, und das Mitgetheilte ist nicht immer das Bedeutende und Wissenswerthe. Verhältnißmäßig am Meisten ist noch für das Mittelalter und das Reformationszeitalter

gethan. Mit Recht! Denn billig fängt man mit dem Anfange an, und die Reformation ist bisher noch die größte That, welche unsere Nation vollzogen hat. Aber für den Geschichtsforscher sind scheinbar unerfreuliche Zeiten, wie die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht minder bedeutend. Für diese späteren Zeiten ist aber — wenn wir den dreißigjährigen Krieg ausnehmen — noch äußerst wenig gethan. Diese Zeiten liegen noch sehr im Dunkeln, obschon sie gewiß bei näherer Beleuchtung des Interesses nicht entbehren dürften. Es fehlt sogar nicht an einer ähnlichen Bewegung, wie zur Zeit der Reformation — an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Ich habe schon in meinen früheren Schriften darauf aufmerksam gemacht. Was Wurm in Hamburg neuerdings darüber entdeckt, bestätigt das Gesagte. In den Archiven der Reichsstädte liegen über jene Zeiten gewiß noch sehr viel interessante Materialien — wir wissen es z. B. bestimmt von Frankfurt — und die Forscher sollten sich nun einmal die Mühe nehmen, auch diese Zeiten zu berücksichtigen. Denn die Städtegeschichten reichen eben auch nur meistens bis zur Reformation.

Aber selbst der vorhandene Stoff, d. h. der gedruckte, ist noch nicht einmal gehörig zugänglich gemacht.

Nicht Allen ist es vergönnt, überhaupt nur aller der Bücher, in denen sich der Stoff findet, theilhaftig zu werden. Die Bibliotheken, selbst größere, bieten bei Weitem nicht Alles, was man brauchen könnte. Sodann ist der Stoff in so vielen und zwar in so verschiedenartigen Werken und Sammlungen verstreut, daß es hier noch durchaus einer sichtenden, ordnenden und zusammenstellenden Arbeit bedarf, einer Arbeit, deren Zweck kein anderer wäre, als die Ergebnisse aller dieser einzelnen Forschungen und Veröffentlichungen in Kürze und Bestimmtheit für den Geschichtschreiber zurecht zu legen. Der vortreffliche Böhmer hat durch die Herausgabe der Kaiserregesten den Anfang zu einer solchen Arbeit gemacht: er hat sich dadurch für unsere Geschichte bleibende Verdienste erworben. Er hat dadurch dem Forscher eine mühsame, zeitraubende und dennoch unerläßliche Arbeit erspart. Andere, wie

Chmel und Aschbach (in Sigmund) sind ihm gefolgt. Vom Mittelalter fehlen uns nur noch die Regesten von Karl IV. und Wenzel. Dagegen ist auch hier für die neuere Zeit noch nichts gethan.

In ähnlicher Weise, wie die Kaiserregesten, müßte denn auch der übrige Stoff behandelt werden.

Vor Allem brauchen wir noch Regesten aus den einzelnen Fürstenthümern, Städten, Bisthümern, Abteien, überhaupt allen reichsunmittelbaren Gebieten. Mit einzelnen ist allerdings auch hier bereits der Anfang gemacht, wie mit Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen, Preußen. Es sind aber noch lauter Anfänge, noch nichts vollendet. Ein besonderes Gewicht müßte auf die geistlichen Fürstenthümer gelegt werden, die früher eine so bedeutende Rolle in unserer Geschichte spielten. Böhmer ist auch hier daran, die Bahn zu brechen.

Aber selbst damit wären wir noch nicht zu Ende.

Es ist nothwendig, daß die zahllosen Forschungen und Untersuchungen älterer und neuerer Zeit über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der Geschichte, des Rechts, der Mythologie, der Dichtkunst, der Wissenschaft, der Theologie, der Kunst, der Sitten, des Gewerbewesens und des Handels, welche theils in selbständigen Büchern, theils in Sammelwerken, Zeitschriften, Schriften der historischen Vereine u. s. w. niedergelegt sind, in ähnlicher Weise ihrem wesentlichen Inhalte nach ausgezogen werden, wie Böhmer es mit den kaiserlichen Urkunden gemacht hat. Natürlich müßte man dabei systematisch verfahren, die Gegenstände streng von einander sondern und so viel wie möglich vereinzeln, damit die Uebersicht nicht erschwert werde. Dabei müßte ein besonderes Augenmerk auch darauf gerichtet werden, worauf schon der Freiherr von Aufseß in dem Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters aufmerksam gemacht hat, nämlich die Erzeugnisse unserer Dichtkunst für die Geschichte, namentlich für den jedesmaligen Zustand der öffentlichen Meinung, der Bildung und Sitte auszubeuten. In unserer vaterländischen Dichtung ist in dieser Beziehung ein außerordentlicher

Schatz verborgen, der noch viel zu wenig benutzt worden ist. Es käme besonders den altdeutschen Philologen zu, diesen Gedanken in umfassender Weise auszuführen.

Natürlich wäre eine solche Arbeit nicht die eines Einzelnen, sondern einer Gesellschaft von Geschichtskundigen, am passendsten wohl von solchen, die zugleich an Bibliotheken beschäftigt sind, die nach einem gemeinsamen Plane arbeiten müßten. Eine solche Gesellschaft würde sich ein großes bleibendes Verdienst erwerben, das wohl nicht minder bedeutend wäre, wie das der Herausgabe der Pertzischen Monumenta. Es liegt aber wohl in der Natur der Dinge, daß ein solches Unternehmen ohne öffentliche Unterstützung nicht ins Leben treten kann. Aber warum sollte diese ihm nicht ebenso zu Theil werden, wie der Herausgabe der Monumenta? Auch könnte es sich ja dem Vereine für die vaterländische Geschichte anschließen oder sich mit dem vom Freiherrn von Aufseß gegründeten germanischen Museum in Verbindung setzen.

Eine solche Gesellschaft müßte natürlich in mehrere große Abtheilungen zerfallen: 1) in eine geschichtliche; 2) in eine juristische; 3) in eine für Literatur und Sprache; 4) in eine theologische; 5) in eine culturhistorische. Jede dieser Abtheilungen müßte wieder ihre Unterabtheilungen haben, so daß die Arbeit möglichst getheilt würde. Bei gehöriger Einrichtung und gegenseitigem Ineinandergreifen der verschiedenen Abtheilungen, so daß sie sich das mittheilen, was etwa der einen Abtheilung von dem aufstößt, was für eine andere gehört, könnte diese Gesellschaft in verhältnißmäßig kurzer Zeit den vorliegenden Stoff bewältigt und allgemein zugänglich gemacht haben. Der auf solche Weise bewältigte Stoff wäre immerhin noch außerordentlich groß, aber doch nicht so groß, daß ein Einzelner nicht seiner Herr werden könnte, besonders wenn er es sich zur Lebensaufgabe setzte.

Um zu zeigen, auf welche Weise ich die Sache behandelt wünschte, greife ich aus der juristischen Abtheilung einen Gegenstand heraus: die Geschichte der Landstände. Dieser Gegenstand müßte von vornherein in zwei große Abschnitte zerfallen. Der

erste würde sich mit den Landständen im Allgemeinen befassen, der zweite mit den Landständen in den einzelnen Ländern. Im ersten Abschnitt müßte zuerst die betreffende Literatur mitgetheilt werden; sodann die verschiedenen Epochen derselben, Entstehung, Blüthe, Verfall; ferner die einzelnen Befugnisse der Stände: wie Gerichtsbarkeit, Gesetzgebung, Steuerbewilligung, Theilnahme an der Verwaltung, sodann ihr Verhältniß zum Kaiser u. s. w. Nach diesen Gegenständen müßte der vorhandene Stoff untergebracht werden. Der zweite Abschnitt behandelt sodann die Landstände der einzelnen Gebiete. Hier müßte man alle vorhandenen Urkunden in ihrem wesentlichen Inhalte mittheilen, und dazwischen hinein die geschichtlichen Erläuterungen, mit besonderer Rücksichtnahme auf die einzelnen Umstände, welche da und dort die Abnahme dieser Einrichtung herbeiführten oder verhinderten, u. s. w. Gerade dieser Gegenstand bedarf noch sehr der Bearbeitung. Für die ältere Zeit haben wir darüber das vortreffliche Buch von Unger. Dies geht aber nur bis zum Ende des Mittelalters. Ein Buch, das in derselben Weise das 16. 17. 18. Jahrhundert behandelte, fehlt uns. Stoff ist übergenug vorhanden; aber er ist nicht gesichtet und nicht einmal allgemein zugänglich.

So lange also der vorhandene Stoff nicht, wenigstens im Groben, verarbeitet und dem Geschichtschreiber zurecht gelegt ist, darf man auch nicht daran denken, das Ideal einer deutschen Geschichte zu schreiben.

Warum schreiben wir aber doch eine deutsche Geschichte?

In der Welt gibt es überhaupt nichts Vollkommenes. Deßhalb aber, weil man nicht das Beste einer Sache haben kann, auf die Sache überhaupt verzichten, wäre wenig klug. Die Geschichte ist ein wesentliches Bildungsmittel des Volks. Selbst in unvollkommener Gestalt bietet sie doch die kräftigsten Grundstoffe für die innere Entwicklung desselben. Nichts läutert so sehr die Vorstellungen, nichts führt so sehr zum Selbstbewußtsein, zum Verständniß der Gegenwart, als die Geschichte. Es ist immer besser, wenigstens etwas davon zu wissen, als gar nichts. Und nun ist

doch das, was uns an Stoff vorliegt, hinreichend genug, um wenigstens die Hauptzüge der Entwicklung in dem Leben unserer Nation wahrzunehmen. Es ist genug, um uns über den allgemeinen Gang vollkommen ins Klare zu setzen, wenn auch in dem Einzelnen noch Vieles berichtigt werden mag. Und mehr braucht ja eine Geschichte, welche besonders die Belehrung des Volkes sich zur Aufgabe setzt, nicht zu leisten.

Aber bedarf es dazu einer neuen Bearbeitung? Und haben nicht schon unsere Vorgänger das Nöthige geleistet? Ihre Verdienste sollen durchaus nicht geschmälert werden. Aber seitdem sind eben doch sehr viele neue Forschungen gemacht, wichtige Urkunden und andere geschichtliche Denkmäler ans Licht gefördert, unsere historischen Kenntnisse überhaupt ziemlich erweitert worden. Sodann haben sich indessen wieder neue Gesichtspunkte eröffnet. Göthe macht irgendwo die Bemerkung, daß die Geschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, nicht nur, weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt werde, von welchen sich das Vergangene auf neue Weise überschauen und beurtheilen lasse. Dies gilt besonders von unserer Zeit. Was haben wir nicht Alles erlebt! Welch tiefgehende Entwicklungen der Nation haben sich unter unseren Augen vollzogen, welch mächtige Bewegungen sind vor uns vorübergegangen, welch ungeheuere Ereignisse sind ihnen gefolgt! Solche Erlebnisse klären den historischen Blick und geben nicht selten ein besseres Verständniß für die Vergangenheit, als die gelehrtesten Studien. Gar manche Momente, die sonst als unbedeutend übergangen oder als unverstanden vernachlässigt worden sind, erhalten jetzt eine überraschende Bedeutung und erscheinen im Zusammenhang mit größeren Bestrebungen und Ereignissen. Es verlohnte sich wohl der Mühe, jene neuen Forschungen zu verarbeiten, diese neuen Gesichtspunkte geltend zu machen, und so der Nation in ihrer Geschichte ein Bild vorzuhalten, in welchem sie sich vielleicht besser erkennt und zum klareren Bewußtsein ihrer selbst gelangt, als es bisher der Fall gewesen.

Der Verfasser ist daher gerne der Aufforderung der Verlagshandlung nachgekommen, die vaterländische Geschichte des zu früh verstorbenen Eduard Duller fortzusetzen, um so mehr, da sein Werk mit einer ganz neuen Epoche beginnt, so daß es zugleich als ein selbständiges betrachtet werden kann, als welches es auch in einer besonderen Ausgabe erscheint. Als solches reiht es sich an frühere Arbeiten des Verfassers an, wie an die Heinriche (in der „politischen Geschichte Deutschlands“ 1842) und an den Aufsatz in Welckers Staatslexikon „über die Hohenstaufen“.

Dem Verfasser war eine gewisse Gränze hinsichtlich des Umfanges gezogen. Die Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die Gegenwart soll drei Bände umfassen. Immerhin Raum genug, um die allgemeinen Grundzüge unserer nationalen Entwicklung während dieser Zeit darin niederzulegen und von dem Schicksale unseres Volkes in großen, aber scharfen und bestimmten Strichen ein Bild zu entwerfen. Und mehr, wie dieses, bedarf es ja für ein Geschichtsbuch nicht, welches für einen größeren Leserkreis bestimmt ist.

Aber gerade eine solche Kürze der Behandlung hat, wenn sie nicht auf bloße Redensarten und leere Allgemeinheiten hinauslaufen soll, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen.

Denn soll das Buch in der That nur die Ergebnisse der ganzen Geschichte liefern, gleichsam den Auszug des Geistes aus dem Leben unserer Nation, so ist es für den Geschichtschreiber unerläßlich, daß er die Stofflichkeiten sämmtlich durchforscht, aus denen er diese Ergebnisse zu ziehen vermag. Er hat eigentlich dieselbe Mühe, wie wenn er ein größeres ausführlicheres Werk schreiben wollte.

Sodann hat besonders die Darstellung ihre Schwierigkeiten. Es fragt sich, wie viel und was von dem vorhandenen Stoff gegeben werden darf. Die größte Kunst bewährt sich hier in der Auswahl, und die Meisterschaft zeigt sich fast weniger in dem, was man gibt, als in dem, was man weggelassen hat. Die leitenden Gedanken, welche in der Geschichte zur Darstellung kommen,

sollen allerdings die Hauptsache sein. Allein man macht mit Recht an ein Geschichtsbuch die Anforderung, daß es nicht blos diese gebe in ihrer kalten Abgezogenheit, sondern daß diese Gedanken mit Fleisch und Blut umkleidet werden, daß sie Farbe haben. Man muß sie so zu sagen greifen können. Es sind demnach eine Menge lebendiger Züge aufzunehmen, kennzeichnende Bilder, Persönlichkeiten, welche den Gedanken Leben verleihen und uns die wirkliche Welt in einem kleinen Spiegel sehen lassen. Diese Züge, diese Einzelnheiten dürfen aber nicht unverbunden und beziehungslos als Bruchstücke vor dem Leser sich abrollen: vielmehr muß das Buch ein abgerundetes in sich abgeschlossenes Ganze vorstellen, in welchem jedes Einzelne seine Beziehung zum Allgemeinen hat und mit Absicht an der Stelle steht, in welcher wir es finden.

Ich bin von folgenden Grundsätzen ausgegangen.

Die Hauptsache ist mir die Entwicklung im Ganzen und Großen, der geistige Inhalt vom Leben der Nation. Alles Andere muß sich diesem Gesichtspunkte unterordnen. Ich denke, anders darf man wenn man auf die Gegenwart wirken will — und das soll doch jeder Historiker — die deutsche Geschichte nicht schreiben. Groß und ernst muß man das Leben unserer Nation behandeln: denn groß und ernst ist auch unsere Gegenwart und die Zukunft fordert von den Deutschen noch mehr Größe und Ernst, als bisher gezeigt worden ist.

Ich habe es daher verschmäht, Einzelnes auszumalen, besonders Ereignisse, die ohnedies schon oft genug beschrieben und besungen worden sind. So wird man die Schweizerschlachten, den Tod des Johann Huß und so manches Andere, das sonst in den Geschichtsbüchern mit behaglicher Breite dargestellt zu werden pflegt, sehr kurz behandelt finden. Ich hatte den Raum für andere Dinge nöthig.

Ueberhaupt habe ich die äußeren Ereignisse so kurz behandelt, als mir möglich war. Aber Einzelnes habe ich doch herausgegriffen, um es ausführlicher zu behandeln. Das sind Ereignisse, welche eine größere Bedeutung für die allgemeine Entwicklung

hatten, und in denen sich zugleich der Geist der Zeit veranschaulichen ließ; so die Regierung Ludwig des Baiern, der große deutsche Städtekrieg von 1388, der Fürstenkrieg von 1460—1463.

Dagegen habe ich verhältnißmäßig mehr Raum auf die Darstellung der inneren Zustände verwendet, auf die staatlichen wie auf die religiösen. Denn diese bilden den eigentlichen Inhalt unserer Geschichte während des Zeitraums, den dieser Band behandelt. Man kann den Inhalt der zwei Bücher dieses Bandes kurz so bezeichnen: das erste Buch enthält das Uebergewicht der Demokratie und den endlichen Versuch derselben, das Fürstenthum zu überwältigen und neue öffentliche Zustände auf demokratischer Grundlage zu schaffen. Das zweite Buch stellt den nach Vereitlung dieses Versuches eintretenden raschen Verfall des Reiches, die allmälige Auflösung aller öffentlichen Verhältnisse dar. Dazu kommt auch noch der vereitelte Versuch der Kirchenreform. (Neben den Momenten des Verfalls gibt es allerdings noch andere, welche die Erhebung in der Reformationszeit vorbereiteten. Ich habe sie aber absichtlich in diesen Band nicht mehr hereingezogen: sie erscheinen in besserem Zusammenhange am Anfange des nächsten Buches.)

Durch diesen Inhalt wurde die Anlage des Ganzen, die Gruppirung der einzelnen Bestandtheile bedingt. Einem so einsichtsvollen, sachkundigen und geistreichen Beurtheiler gegenüber, wie der in der Nationalzeitung, welcher die erste Abtheilung dieses Bandes besprochen hat, wäre es allerdings nicht nöthig, nur ein Wort darüber zu verlieren. Es wird aber überhaupt nicht überflüssig sein, hervorzuheben, warum ich die Anlage dieses Bandes so eingerichtet habe, wie sie dem Leser vorliegt, und daß sie nicht auf Willkür, sondern auf der bewußtesten Absicht beruht.

Ich halte es für unzweckmäßig, wenn man für eine Geschichte, die man in mehrere Zeitabschnitte einzutheilen pflegt, ein System der Behandlung aufstellt, welches gleichmäßig für alle Zeitabschnitte gelten soll, wie z. B. wenn man regelmäßig zuerst die äußeren Ereignisse erzählt, und sodann die sogenannten Staatsmerkwürdigkeiten folgen läßt, die staatlichen Verhältnisse, die Literatur, kirchliche

und religiöse Zustände, Bildung, Sitte u. s. w. Bei einer solchen Behandlung kommt man häufig in die Lage, daß jene sogenannten culturgeschichtlichen Gegenstände durchaus nicht in ein zusammenhängendes gleichartiges Bild gebracht werden können, sondern daß sich die einzelnen Thatsachen geradezu widersprechen, weil die innere Entwicklung, welche in ihnen vorgegangen ist, nicht mit der von dem Geschichtschreiber willkürlich festgesetzten Periode in Einklang gebracht werden kann. Wenn ich z. B. die staatlichen Verhältnisse u. s. w. erst am Schlusse dieses Bandes hätte geben wollen, darein Alles fassend, was von 1273 bis 1490 vorgegangen, so wäre daraus ein Sammelsurium geworden, worin man keinen Zusammenhang, keinen durchgreifenden Gedanken entdeckt hätte: denn die Dinge waren z. B. im Jahre 1382 wesentlich anders, als 1490. Eben diese sogenannten culturgeschichtlichen Momente haben in der Mitte dieses Zeitabschnitts eine höchst bedeutungsvolle Wendung genommen: sie haben wesentlich auf die Geschichte eingewirkt und bilden daher eine Haupttriebfeder. Nach meiner Meinung muß man die Darstellung immer den Gegenständen anbequemen, und sich nicht an eine Formel halten. Als Grundsatz muß man aber feststellen, daß die einzelnen Gegenstände nur dann von dem Geschichtschreiber zur Darstellung gebracht werden, wenn sie im Leben wirksam erscheinen, wenn sie anfangen, eine eingreifende Rolle zu spielen. Dann kann er Alles nachholen, was sich auf ihre Anfänge und ihre bisherige Entwicklung bezieht.

Demgemäß habe ich es für zweckmäßig gefunden, bis zum Jahre 1350 die Kaiser zum Mittelpunkte der Darstellung zu machen, und um sie die Ereignisse zu gruppiren, weil während dieser Zeit die Persönlichkeit der Kaiser noch von großem Einflusse gewesen ist und die Hauptabsicht dahin ging, die alte Kaisermacht wieder herzustellen. Von da an aber geht das Ganze immer mehr auseinander: es sind nicht mehr die Kaiser, welche die Entwicklung bestimmen, sondern es sind eben die Kräfte der Nation. Diese Kräfte verselbständigen sich, nehmen mehr und mehr eine von den

Kaisern unabhängige Stellung ein und machen die Geschichte. Es war daher nothwendig, jetzt diesen Grundstoffen die Aufmerksamkeit zuzuwenden und eine genaue Darlegung ihrer Verhältnisse zu geben, ehe die Ereignisse eintraten, welche durch ihren gegenseitigen Kampf hervorgerufen wurden. Zu diesem Ende habe ich zuerst das Fürstenthum und dann das Städtewesen beschrieben: denn beide sind die feindlichen Kräfte, deren gegenseitiger Streit von nun an unsere Geschichte bestimmt. Eine Uebersicht der fürstlichen Gebiete schien mir durchaus nothwendig zu sein. Man tappt sonst ganz im Dunkeln herum, wenn von diesem oder jenem Fürsten die Rede ist, und man weiß nicht, wo man ihn unterbringen soll. Abgesehen aber davon war nur dadurch eine klare Anschauung über das Fürstenthum überhaupt zu gewinnen, und da es später eine so große Rolle spielt, war es nothwendig, auch seine Anfänge mitzutheilen. Ich werde jedem folgenden Band eine ähnliche Uebersicht der fürstlichen Gebiete beigeben. Uebrigens wird man sich noch ein klareres Bild verschaffen, wenn man die Karte in Spruners historischem Atlas Nr. 17 zur Hand nimmt, welche ich mit Vortheil benutzt habe. Eine nähere Darlegung des Städtewesens, der Landstände, der bäuerlichen Verhältnisse, der volksmäßigen Dichtung, überhaupt aller demokratischen Grundstoffe der Nation war ebenso nothwendig, um der nun folgenden Bewegung eine Unterlage zu geben, und sie in ihrem geschichtlichen Zusammenhange und in ihrer großen Bedeutung erscheinen zu lassen. Die Macht dieser Bewegung tritt dadurch um so klarer hervor, daß das Bild, welches kurz vorher von den Bestrebungen und der schlauen Staatskunst Karls IV. entworfen wird, gewissermaßen ihren Hintergrund bildet.

Das zweite Buch beschäftigt sich mit dem Verfall des Reichs und der Kirche und mit den vergeblichen Versuchen, aus demselben herauszukommen. Das ist der durchgreifende Gedanke des zweiten Buches, und um ihn gruppiren sich die Thatsachen, die Ereignisse und die Persönlichkeiten. Es ist zwar noch eine andere Entwicklung darin aufgenommen, welche theilweise der Zeit und dem Wesen nach in das erste Buch gehörte, nämlich die im dritten Abschnitt

dargestellte Entwicklung einer freieren religiösen Richtung. Da aber die mit ihr in Verbindung stehende kirchliche Bewegung noch bis über die Hälfte des Jahrhunderts fortdauerte, so war es zweckmäßiger, sie in diesem Zusammenhange darzustellen.

Das Ergebniß dieser beiden Bücher stellt sich jetzt so dar. Da es den Kaisern für sich allein nicht gelang, eine Erneuerung des Kaiserthums zu ermöglichen, so erstrebte die Demokratie eine Umgestaltung der Verfassung, und zwar auf dem Wege der Umwälzung. Das Nämliche versuchte, mit ihr in Verbindung, die freie religiöse Richtung auf dem Gebiete der Kirche. Beide Versuche mißlangen. Jetzt nehmen die herrschenden Gewalten die Verbesserungsversuche in die Hand, um sie auf dem Wege der Unterhandlung und des Vertrags festzusetzen; sie bringen es aber troß aller Anstrengungen nicht weiter. Im Gegentheil: Alles wird schlechter, während doch das Bedürfniß nach einer Reform von Jahr zu Jahr steigt, so daß die Nothwendigkeit einer neuen noch gewaltigeren Umwälzung außer allem Zweifel erscheint.

Die Männer von Fach werden in diesem Bande troß der gebotenen Kürze doch manche neue Forschungen entdecken und sehen, daß in manche Ereignisse mehr Zusammenhang gebracht worden ist, als es bisher geschehen. Mit der neuen Auffassung von König Albrecht I. hat eigentlich schon Kopp in den Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde die Bahn gebrochen, Böhmer in den Regesten hat sie noch weiter ausgeführt, und ich bin, denke ich, der erste, der sie in einem deutschen Geschichtsbuche geltend gemacht hat. Auch mit meiner Auffassung Heinrichs VII. ist theilweise Böhmer vorangegangen. In der Geschichte Ludwig des Baiern habe ich, meiner Meinung nach, manche dunkle Partien erhellt, besonders die Zeit von 1338 bis zu seinem Tode. Die Darstellung des Reichstags von 1444 in Frankfurt und des Fürstentags in Rense habe ich nirgends so gefunden. Es lassen sich aber mit meiner Auffassung alle scheinbar sich widersprechenden Angaben der Chronisten auf das Beste vereinigen, und es wird nun Alles klar. In den Abschnitten über den Städtebund und den Städtekrieg

von 1388 wird man auch manches Neue entdecken. Die große Bedeutung des letzteren, nämlich als nationale Bewegung, haben zwar schon Andere geahnt, z. B. Feßmaier (in der Abhandlung: „über das Entstehen und Aufblühen des oberdeutschen Städtebundes", 1819); doch faßte er sie mehr vom baierischen, d. h. fürstlichen Standpunkte auf; auch fehlte es an einer näheren Ausführung. Ueber die böhmischen Verhältnisse, namentlich die Hussitenkriege, hat Palacky Treffliches geleistet, das ich nicht versäumte, mir zu Nutzen zu machen. Ueber die Verhältnisse unter Friedrich III. haben mir zwei Schriften sehr reichhaltigen Stoff gegeben: nämlich Chmels Geschichte von Friedrich III., ein Buch voll der schätzbarsten Materialien, von dem leider nur die ersten beiden Bände, die bis 1452 reichen, erschienen sind, und das von Höfler herausgegebene kaiserliche Buch Albrechts Achilles, dessen Urkunden ein neues Licht über die Geschichte des 15. Jahrhunderts verbreiten. Sehr beachtenswerth ist auch die Einleitung desselben Schriftstellers zu den gleichfalls von ihm herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Ritters von Eyb, so wie seine Abhandlung über Podiebrad in den Abhandlungen der baierischen Akademie der Wissenschaften. Der Abschnitt über die neue religiöse Bewegung, S. 382 bis 401, reiht sich als Ergänzung meinem Buche über das Reformationszeitalter an, wobei ich übrigens Baur in Tübingen, besonders seinem Aufsatze über die Mystiker in Zellers theologischen Jahrbüchern viel verdanke.

Bei den Vorarbeiten über einzelne Gegenstände habe ich es recht bedauert, daß in Deutschland keine geschichtliche Zeitschrift vorhanden ist, wo man einzelne kleinere Forschungen mit den betreffenden Beweisstellen niederlegen könnte. In einem Buch, wie das vorliegende, kann man natürlich nicht allen gelehrten Apparat hineinbringen, und doch verlangt das historische Gewissen, daß neue Ansichten, selbst wenn sie nur Einzelnheiten beträfen, nicht so ohne Weiteres in die Welt hinausgegeben werden. Der Anzeiger des germanischen Museums könnte sich am ersten noch zu einer solchen Zeitschrift erweitern. Aber freilich bedürfte wohl auch ein solches Unternehmen der Unterstützung.

Schließlich noch einige Worte über die Sprache. Ich habe in diesem Buche den Versuch gemacht, mich so viel wie möglich der Fremdwörter zu enthalten. Sie verunreinigen unsere Sprache und geben ihr sogar etwas Anmaßliches und Anspruchsvolles. Es ist jedoch keine Kleinigkeit, ein solches Vorhaben auszuführen. Denn wir haben uns so sehr an die Fremdwörter gewöhnt, daß man oft Mühe hat, ein passendes entsprechendes deutsches Wort für ein fremdes zu finden. Auch ist es unmöglich, sie alle zu vermeiden. Denn mit manchen sind eben Vorstellungen verbunden, welche durch ein deutsches Wort nicht ausgedrückt werden können. Doch läßt sich, wenn diese Bestrebungen nicht vereinzelt, sondern von Vielen zugleich ausgehen, Vieles thun. Und wir haben z. B. in unsern Mystikern des 14. Jahrhunderts ein vortreffliches Vorbild, wie selbst die schwierigsten Kunstausdrücke der Philosophie mit Glück verdeutscht werden können.

So möge denn dieses Buch in die Welt hinausgehen und denselben Anklang finden, dessen sich auch die andern Werke des Verfassers zu erfreuen gehabt haben.

Heidelberg, 23. Juli 1854.

Karl Hagen.

Erstes Buch.

---

1. Die ersten Zeiten der Regierung Rudolf's von Habsburg. Krieg mit Ottokar von Böhmen. Gründung der habsburgischen Hausmacht durch Erwerbung der österreichischen Lande.

Als Rudolf von Habsburg den deutschen Thron bestieg, befand sich das Reich in einem ähnlichen Zustande der Auflösung, wie nach dem Abgange der Karlinger. Die kaiserliche Macht war zu einem Schatten herabgesunken; das Reichsgut von den Oberhäuptern selbst verschleudert oder von den Fürsten an sich gerissen; die Rechte des Kaiserthums gegenüber der Kirche alle dem Papstthum preisgegeben; die Fürsten schon fast ganz unabhängig, ländergierig, mit dem Adel wetteifernd, sich des Eigenthums Anderer zu bemächtigen; überhaupt das öffentliche Wesen nahe daran, aus Rand und Band zu gehen. In dieser Lage der Dinge war es, wie zu den Zeiten des ersten Konrad, wiederum die höhere Geistlichkeit, welche die Nothwendigkeit einsah, dem deutschen Volke ein neues Oberhaupt zu setzen. Denn verhältnißmäßig hatte sie am meisten zu fürchten von dem Zustande der Auflösung, von dem dadurch begünstigten Umsichgreifen des Fürstenthums, ja auch von dem Freiheitssinne der Städte: erst Erzbischof Engelbrecht von Köln hatte dies erfahren, da er von den Bürgern gefangen genommen und erst 1271 wieder freigegeben worden war. So ging denn der Gedanke der Wiederherstellung der königlichen Macht zunächst von den drei geistlichen Kurfürsten aus — wie es heißt, drohte sogar der Papst, einen König einzusetzen, wenn die deutschen Fürsten es nicht thäten —; ihnen schloß sich in erster Reihe der Pfalzgraf am Rhein, Ludwig der Strenge an, und dann die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg.

Indessen gab man keineswegs die Anschauung auf, von welcher das Fürstenthum in den letzten Zeiten geleitet gewesen. Man wollte keinen mächtigen Herrscher. So verfiel man denn wieder auf einen Grafen, dessen wenn auch nicht gerade unbedeutende, doch im Vergleich mit den größeren Fürsten keineswegs beträchtliche Hausmacht nicht Entwürfe fürchten ließ, welche dem Fürstenthum hätten gefährlich werden können. Auch nicht ohne alle Vortheile für sich nahmen die Kurfürsten die Königswahl vor. Wie es scheint, mußte Rudolf noch vor seiner Wahl die Rechte der Kurfürsten, die sich erst während des Zwischenreiches entwickelt, in einem großem Umfange anerkennen und sich von ihnen bei den wichtigsten Entschließungen die Hände binden lassen: wenigstens deutet die Handlungsweise Rudolf's als König darauf hin. Sodann ließen sie sich von ihm große Summen zahlen, unter der Form einer Vergütung ihrer Wahlkosten, was denn von jetzt an zum Herkommen wurde. Der Kurfürst von Mainz bekam außerdem noch 2000 Mark, der von Köln die Reichsburg Kaiserswerth zum lebenslänglichen Besitz; zwei weltliche Kurfürsten, der Pfalzgraf und der Herzog von Sachsen verknüpften sich mit dem neuen Königshause durch Heirathen, und der Burggraf von Nürnberg, der bei Rudolf's Wahl besonders thätig gewesen, ließ sich zum Dank dafür vom Könige die weibliche Erbfolge in seinen Lehen und Besitzungen zusichern, falls er — was jedoch nicht geschah — ohne männliche Nachkommen sterben sollte.

Rudolf von Habsburg war aus einem alten Geschlechte entsprossen, welches in den südlichen Theilen Schwabens, in der heutigen Schweiz, im Aargau angesessen und auch mit der Landgrafschaft des Elsasses betraut war. Rudolf, geboren im Jahre 1218, hatte sich bereits in jungen Jahren als Kriegsheld hervorgethan, war ein Anhänger Friedrich's II. und kam als solcher in den Kirchenbann. Darauf, als das Glück sich von dem hohenstaufischen Geschlechte wandte, söhnte er sich mit der Gegenpartei aus, ward des Bannes entbunden und wußte nun mit ebenso viel Kraft als Geschicklichkeit seine Stellung zu behaupten und zu befestigen. Durch eine Reihe von Fehden, die er theils mit dem benachbarten Adel, theils mit den Bischöfen von Basel und Straßburg, theils mit dem Abbt von St. Gallen, theils mit den Städten glücklich bestanden, verschaffte er sich einen gefürchteten Namen, und endlich begünstigte ihn auch das Glück noch dadurch,

daß er die Grafschaft Kyburg durch Erbschaft an sich brachte, wodurch seine Macht sich über das Doppelte vergrößerte. So war er denn durch Einfluß und Grundbesitz einer der bedeutendsten Herren des südwestlichen Deutschlands, als er zum Könige der Deutschen erwählt ward. Aber, wie gesagt, seine Hausmacht reichte doch nicht hin, wenn er das deutsche Kaiserthum zu seiner früheren Bedeutung erheben wollte.

Rudolf aber hatte offenbar diese Absicht. Seine Wahl kam ihm keineswegs unerwartet; ja er war schon lange vorher von dem Plan der geistlichen Fürsten unterrichtet, und hatte daher Zeit zur Ueberlegung. Bei einem so klugen und umsichtigen Manne, als welchen sich Rudolf bisher bewährt, durfte man voraussetzen, daß er sich nicht von dem bloßen Glanze einer Krone blenden ließ, welche damals keine Bedeutung mehr hatte, wenn er nicht die Absicht hegte, ihr diese wieder zu verschaffen. Aber Rudolf nahm ohne sich zu bedenken, die Wahl an, reiste sofort den Rhein entlang nach Aachen, und ließ sich dort, noch ehe vier Wochen vergangen waren, zum Könige krönen (24. Oktober 1273). Alles deutete an, daß er entschlossen sei, die neue Würde mit der ihm eigenen Kraft und Entschiedenheit zu handhaben. Auch war das Volk von einem ähnlichen Gefühle durchdrungen. Denn die Nachricht von der Königswahl wurde von ihm allenthalben mit großer Freude vernommen und schon der Zug Rudolf's zu seiner Krönung glich einem Triumphzuge.

Aber nach welchem Plane handelte er nunmehr? Es entging ihm nicht, daß der unglückliche Ausgang des letzten Kaisergeschlechts und der damit zusammenhängende Verfall des deutschen Reichs nur in der unseligen Staatskunst der Hohenstaufen seinen Grund hatte, den Schwerpunkt ihrer Macht in Italien zu suchen, dagegen Deutschland zu vernachlässigen. Rudolf, klüger, als seine ritterlichen Vorgänger, verzichtete darauf, über ein Land eine Herrschaft auszuüben, welche, wenn auch von augenblicklichen Erfolgen begleitet, weil unnatürlich niemals von Dauer sein konnte. Er ist während seiner ganzen Regierung niemals nach Italien gekommen und hat daher auch nicht die Kaiserkrone erlangt. Nicht, als ob er gegen diese Würde gleichgültig, oder als ob es von Anfang an festgestellter Plan gewesen, Italien niemals als deutscher König heimzusuchen. Vielmehr beschäftigte

er sich immer mit diesem Gedanken und sogar in dem letzten Jahre seiner Regierung hatte er ihn nicht aufgegeben. Aber er wollte sich die Kaiserkrone nur unter Umständen holen, welche einen ehrenvollen Ausgang des Römerzuges erwarten ließen. Die Verhältnisse Italiens schienen ihm aber so beschaffen, daß er einen solchen Ausgang nicht zu hoffen wagte. So unterblieb denn der Römerzug.

Dafür wollte er seine ganze Thätigkeit dem deutschen Reiche zuwenden. Aber auch hier hoffte er kein Gedeihen, wenn er nicht mit derjenigen Macht in friedlichem Vernehmen blieb, welche die Hohenstaufen gestürzt hatte, nämlich mit der Kirche. In der That: Rudolf, so ein eifriger Ghibelline er auch früher gewesen sein mochte, und so wenig Gewissensbisse er auch empfand, wenn er Bischöfe oder Aebbte bekriegte, kam doch als deutscher König sofort zu der Ueberzeugung, daß ein ruhiger Besitz seiner Macht auf keinen Fall zu hoffen sei, wenn er nicht mit dem Papstthum Hand in Hand ginge: er ist daher gegen den heiligen Vater in Rom nicht minder friedfertig gesinnt, wie gegen Italien überhaupt. Bald nach seiner Krönung ersuchte er den Papst Gregor X. um seine Bestätigung und erklärte dabei, alle Eide zu leisten, wie seine Vorgänger, und welche der Papst verlange. Zwei Jahre später (1275) beschwört er feierlich, alle Besitzungen, welche die Kirche bereits hat oder auf welche sie Ansprüche erhebt, nämlich das Land von Radicofani bis Ceperano, das Exarchat Ravenna, Pentapolis, die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, das Land der Gräfin Mathilde, die Grafschaft Brittonoro, nach Kräften zu schirmen oder sie wieder darin einzusetzen. Auch das Reich Sicilien will er der Kirche zu erhalten suchen und überhaupt dem Papst und dessen Nachfolgern Gehorsam und Ehrerbietung erzeigen, wie die früheren frommen Kaiser. Ferner verspricht er: Freiheit der Wahl der Kirchenfürsten durch die Kapitel, ungehinderte Berufungen an den römischen Stuhl, Verzichtleistung auf das Spolienrecht (das Recht, auf die Hinterlassenschaft der Bischöfe), Vertilgung der Ketzer. Endlich verspricht er, nicht zu verletzen noch durch Andere verletzen zu lassen die Vasallen der Kirche, namentlich nicht den König Karl von Sicilien, noch die anderen Getreuen der Kirche, die ihr gegen den Kaiser Friedrich und dessen Erben beigestanden, deßhalb zu verfolgen, eher zu begünstigen.

Diese Zugeständnisse waren allerdings groß und die Päpste fürchteten daher, Rudolf möge ebenso verfahren, wie seine Vorgänger, welche ähnliche Versprechungen geleistet und ihnen doch zuwider gehandelt hatten. Rudolf mußte die erwähnten Versprechungen wiederholt leisten und auch die Kurfürsten sich damit einverstanden erklären, ehe ihn der Papst als König anerkannte. Es schien nun aber doch einmal, als ob die Befürchtung des päpstlichen Hofes gerechtfertigt gewesen. Denn als Rudolf im Jahre 1275 seine Gewaltboten nach Italien sandte, benahmen sich diese in dem Gebiete von Ravenna, Ancona und anderen Orten der päpstlichen Herrschaft, wo sie den Eid der Einwohner für Rudolf verlangten, dergestalt, daß sich der päpstliche Hof bitter bei Rudolf beklagte, welcher aber so nachgiebig war, zu verordnen, daß seine Gewaltboten die bereits entgegen genommenen Eide den Einwohnern wieder zurückgeben sollten. Wiederholt mußte Rudolf anerkennen, daß das Kaiserthum unter dem Papstthume stehe, daß jenes von diesem verliehen werde, daß es gleichsam das kleinere Licht sei, welches durch das größere, den Statthalter Christi, beleuchtet werde. Ja, auch das Kreuz nahm Rudolf aus den Händen des Papstes Gregor X., mit dem er in Lausanne zusammengekommen. Da aber bald darauf dieser Papst starb, so unterblieb der Kreuzzug, der überhaupt in vollständigem Widerspruche mit Rudolf's sonstigen Planen gewesen wäre, und kam niemals zur Ausführung.

Bei dieser entschieden kirchenfreundlichen Gesinnung des deutschen Königs — bezeichnend hierfür ist, daß er bei seiner Krönung, da inzwischen der Scepter abhanden gekommen, rasch entschlossen, das Crucifix ergriff und mit diesem, in dem alle Menschen erlöst seien, die Belehnungen ertheilte — war auch von Seiten der römischen Kurie keine Feindseligkeit zu besorgen, um so weniger, als Rudolf keine Miene machte, seine Handlungsweise zu verändern. Im Gegentheile, die Päpste leisteten ihm im Anfange manchen guten Dienst, indem sie seine Feinde mit ihm auszusöhnen trachteten oder sie mit dem Banne bedrohten.

Aber nicht blos mit dem römischen Stuhle blieb Rudolf in gutem Vernehmen: auch an die deutsche Geistlichkeit lehnte er sich an. Hatte er ja seine Wahl vorzugsweise den geistlichen Kurfürsten zu danken. Er versäumte nicht, gleich auf seinem ersten Reichstage die

reine Treue und aufrichtige Hingabe der geistlichen Fürsten an das Reich zu beloben und ihnen alle ihre Gerechtsame zu bestätigen. Diese Vorliebe für die Geistlichkeit behielt er bei. Er nahm sie bei jeder Gelegenheit in Schutz gegen die Eingriffe der weltlichen Macht, sie mochten kommen, woher sie wollten, bereicherte sie, so weit er es vermochte, beschenkte sie mit neuen Rechten und richtete sich vorzugsweise nach ihrem Rath. Besonders mit dem Erzbischof Werner von Mainz, der ihn auf einer Reise nach Italien kennen gelernt und die Aufmerksamkeit der übrigen Kurfürsten auf ihn gelenkt hatte, stand er sehr gut. Nach seinem Tode (1286) gelang es ihm, den Bischof Heinrich von Basel, einen seiner vertrautesten Räthe, den er bei den wichtigsten Sendungen gebrauchte, auf den erzbischöflichen Stuhl zu befördern, und Heinrich fuhr fort, das gute Vernehmen mit seinem Gönner zu erhalten. Ja, Rudolf erhöhte seine Macht, indem er ihm wichtige Statthalterschaften, wie z. B. über die thüringischen Lande, übergab. Wie mit dem wichtigsten Erzbisthum am Rhein, ebenso wußte er mit dem Erzbisthum Salzburg, dem wichtigsten im Osten des Reichs, die Freundschaft zu bewahren. Nicht minder gut stand er mit den Bischöfen jener Gegenden. So kann man wohl sagen, daß auf seine Regierungshandlungen die Geistlichkeit einen wesentlichen Einfluß übte. Meist ist er mit Bischöfen umgeben, und die wichtigsten Beschlüsse kommen unter ihrer Mitwirkung zu Stande.

Mit der Kirche glaubte sich Rudolf einer geistigen Macht versichert zu haben. Sie allein genügte indessen nicht: er brauchte auch noch eine stoffliche Unterlage für seine Herrschaft. Er war zu klug um nicht zu wissen, daß er sich auf die weltlichen Fürsten nicht verlassen könne, daß diese vielmehr jeder Erkräftigung des Königthums widerstrebten. Nun war freilich durch die Zugeständnisse, welche er an die Kurfürsten gemacht, schon ziemlich viel verloren und diese traten jetzt bereits in eine Stellung ein, welche das Königthum bedeutend zu beschränken vermochte. Auch wagte Rudolf keineswegs, die Fürstenmacht grundsätzlich anzutasten: vielmehr erkannte er die Rechte, welche dieselbe im Laufe der Zeiten erworben, an und begnügte sich damit, die Reichsgüter, welche seit Friedrich's Zeiten von den Fürsten gewaltthätig an sich gerissen waren, wieder zurück zu fordern. Dagegen versuchte er, die Mächtigsten unter ihnen

an sein Haus zu fesseln. Mit zweien war bereits der Anfang gemacht: der Pfalzgraf Ludwig am Rhein heirathete die eine seiner sechs Töchter, der Herzog Albrecht von Sachsen die zweite. Auch der Burggraf von Nürnberg war ein treuer Anhänger Rudolf's. Dagegen war der König Ottokar von Böhmen, zugleich Beherrscher sämmtlicher österreichischer Lande, ohnstreitig der gewaltigste deutsche Fürst damaliger Zeit, Rudolf's entschiedener Gegner und nicht minder feindselig war der Herzog Heinrich von Baiern gesinnt, der mit seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Ludwig, Rudolf's Schwiegersohn in Feindschaft lebte. Auch auf den Markgrafen Otto von Brandenburg war kein Verlaß, so wenig wie auf die anderen Fürsten.

Unter solchen Umständen konnte eine gesunde Staatskunst den neuen König nur zur Begünstigung der Städte führen. In der That erscheint Rudolf gleich anfangs als ein Freund des Bürgerthums. Er bestätigte den Städten nicht nur ihre bisherigen Freiheiten, sondern ertheilte ihnen neue, sprach namentlich im Allgemeinen und Besonderen wiederholt die Befreiung von fremden Gerichten aus, schuf ferner eine Menge neuer Städte und beschenkte sie mit den bekannten Rechten. Doch kann man nicht sagen, daß die Begünstigung des Bürgerthums von Seiten Rudolf's so entschieden und rückhaltslos gewesen sei, wie die der Kirche. Auch war dies sehr begreiflich. Denn Bürgerthum und Geistlichkeit standen sich gerade damals feindselig gegenüber, indem sich das erstere entweder, wo es noch nicht geschehen, von Bischöfen oder Aebbten unabhängig zu machen, oder, wo die Städte bereits die Unabhängigkeit erlangt, die Geistlichkeit zur Beisteuer zu den städtischen Bedürfnissen zu zwingen versuchte: überhaupt bestanden eine Menge Veranlassungen zu gegenseitigem Hader. Unter solchen Umständen glaubte Rudolf sich mehr auf die Seite der Geistlichkeit, als auf die der Städte stellen zu müssen. Er erließ daher mehrere Verordnungen zum Nachtheile des Bürgerthums: schon 1274 das Verbot, Pfahlbürger in die Städte aufzunehmen; 1275 erneuerte er die Verordnung Friedrich's II. vom Jahre 1232 gegen die Ernennung der Stadträthe durch die Bürger in den bischöflichen Städten ohne Gutheißen der Bischöfe und gegen die Innungen jeglichen Gewerkes *). Und mit

*) Vaterländische Geschichte. II. 256.

diesen allgemeinen Verordnungen stimmte seine Handlungsweise in besonderen Fällen vollkommen überein: bei Streitigkeiten zwischen Städten und Bischöfen nahm er immer die Partei der letzteren, wie in Köln, Lüttich, Mainz, Regensburg und anderen. Es ist begreiflich, daß die Städte mit diesem Verfahren des Königs nicht sehr zufrieden waren. Ohnedieß hegten sie gegen ihn noch von früheren Zeiten her einiges Mißtrauen. Als Graf hatte er, wenn er auch hie und da im Dienste einer Stadt, wie z. B. Straßburgs gestritten, doch eben so oft sie bekämpft. Das schwäbische Bürgerthum betrachtete ihn als einen jener glücklichen Landherren, deren Streben darauf gerichtet war, sich auf Kosten ihrer Umgebung zu vergrößern. Es fürchtete in dem Emporkömmling die Fortsetzung seines bisherigen Verfahrens. Dazu kam aber noch folgender Umstand. Wenn Rudolf sich an die städtischen Gemeinwesen anschloß und sie zu begünstigen sich den Anschein gab, so that er dies besonders aus dem Grunde, weil sie am reichsten waren und weil er daher aus ihnen am meisten zu ziehen hoffte. Denn er brauchte als deutscher König vieles Geld, wenn er nur einigermaßen seine Entwürfe ausführen wollte. Aber sein eigenes Besitzthum reichte dazu bei weitem nicht aus und die gewöhnlichen Einnahmsquellen der Könige gingen verzettelt ein, waren großen Theils verpfändet oder wurden sonstwie verwendet. Außerdem war Rudolf ein äußerst schlechter Haushalter, der mit dem Gelde nicht umzugehen wußte. So verfiel er denn auf die Städte, wo die größten Reichthümer aufgehäuft waren und denen man daher am meisten und am leichtesten nehmen konnte. Rudolf besteuerte die Städte sehr stark, und zwar gleich im Anfange seiner Regierung. Die Kaufleute mußten den achten Theil ihrer Handelsschaft entrichten, die Bürger überhaupt den dreißigsten Pfennig ihres Vermögens. Bei diesen gewöhnlichen Steuern blieb es aber nicht, sondern Rudolf forderte auch noch außergewöhnliche Abgaben, und drohte die Städte zu verpfänden, wenn sie sich nicht willig finden ließen; überdem mußten sie Kriegsdienste leisten, wenn der König ihre Hülfe in Anspruch nahm. Es begreift sich, daß die Städte über diese Bedrückungen unwillig wurden, besonders wenn sie bedachten, daß die Geistlichkeit, die doch nicht minder begütert war, mit Steuern so sehr verschont wurde. Hie und da steigerte sich der Unwille zu förmlicher Empörung, wie 1274 in Bern, 1275 in Friedberg, Oppen-

heim, Frankfurt. In allen diesen Städten wurden die Reichsburgen zerstört und die Dienstmannen, von denen wahrscheinlich die Erpressungen ausgingen und zwar vielleicht in einem noch höheren Grade, als Rudolf gewünscht, vertrieben. In Aachen erschlugen die Bürger 1279 den Grafen von Jülich, welcher im Auftrage des Königs die Steuern eintreiben sollte, mit 200 Rittern und fast 1000 anderen seines Gefolges. Doch benahm sich Rudolf bei solchen Ausbrüchen des Unwillens der Städte sehr klug und gemäßigt, da er wohl wußte, daß er es mit ihnen nicht verderben durfte. Er verzieh leicht und ließ sich nicht verleiten, die Städte überhaupt zurückzusetzen. Vielmehr fuhr er fort das Bürgerthum nach allen Richtungen hin zu begünstigen, in denen es nicht gerade mit der Geistlichkeit in Widerspruch trat, suchte wohl auch zwischen dieser und den Bürgern wo nur immer möglich Friede zu stiften, und endlich setzte er etwas darein, persönlich als ein schlichter Volksmann zu erscheinen und durch seine ganze Haltung seine volksfreundliche Gesinnung zu offenbaren.

Von keinem deutschen König sind uns so viel darauf bezügliche Anekdoten erhalten, wie von Rudolf von Habsburg. Sie schildern ihn als einen heiteren freundlichen Mann, der sich gern unter das Volk mischt und sich an seinem Thun erfreut, wohl auch dazwischen ein treffendes Witzwort spricht, einfach und genügsam, der sich nicht schämt sein altes graues Wams selber zu flicken und mit rohen Rüben vorlieb nimmt, wenn er nichts besseres haben kann, der es nicht unter seiner Würde hält, mit einem Glase Bier vor das Erfurter Volk zu treten und nach Art der Zecher die Leute herbeiruft, um ebenfalls von dem köstlichen Tranke zu kosten. Seine Leutseligkeit äußerte sich auf die verschiedenste Weise. Einmal in Eßlingen, machte sich ein Bürger über seine große Nase lustig. „Ei, was für eine große Nase, sagte er. Man kann vor ihr nicht durchkommen," worauf denn großes Gelächter von dem umstehenden Volke erfolgte. Da drehte sich der König auf die Seite und sagte: „So, nun wirst du wohl vorbeikommen können." Nun hatte der König die Lacher auf seiner Seite. Ein ander mal trat ein Bettler zu ihm und verlangte von ihm eine große Summe Geldes, weil er sein Vetter sei. Als der König fragte, woher die Verwandtschaft komme, erwiderte jener: von Adam und Eva her. Da gab ihm Rudolf einen

Pfennig und sagte: „Laß dir von jedem deiner Vettern ebenso viel geben, so wirst du ein reicherer Mann, als ich selber."

Fassen wir nun das Gesagte zusammen, so scheint es auf den ersten Blick, als ob Rudolf die Staatskunst der ersten großen Kaiser aus dem sächsischen und fränkischen Stamme wieder habe aufnehmen wollen, welche sich ebenfalls an die Geistlichkeit und das städtische Bürgerthum anschlossen und in der Beachtung des Geistes der Zeit, wie in der Begünstigung der unteren Volksschichten ihre eigentliche Stütze suchten, während sie zugleich die Macht der Fürsten dadurch zu brechen meinten, daß sie ihre Söhne und Töchter unter sie verheiratheten. Bei näherer Betrachtung ergibt sich jedoch ein gewaltiger Unterschied. Und dieser lag in der gänzlich veränderten Stellung zu der römischen Kurie. Die sächsischen und fränkischen Kaiser waren die Herren sowohl der deutschen Kirchenfürsten als auch des Papstes. Sie besetzten nicht nur die deutschen Bisthümer, sondern auch, wie Heinrich III., den römischen Stuhl. Die Kirche war somit ein Werkzeug in ihrer Hand und sie konnten sie zu beliebigen Zwecken gebrauchen. Aber Rudolf machte dem Papstthume alle Zugeständnisse, um welche dasselbe seit zwei Jahrhunderten mit den deutschen Kaisern gestritten. Die Herrschaft über die Kirche, selbst auch über die deutsche, war somit aufgegeben, und unter solchen Umständen war von der Begünstigung der Geistlichkeit schwerlich das zu erwarten, was vernünftiger Weise damit doch nur beabsichtigt sein konnte, nämlich in ihr eine Macht heranzuziehen, welche lediglich nationale Zwecke verfolgte und in Gemeinschaft mit dem Könige die Einheit wie die Größe und Unabhängigkeit des deutschen Reiches erstrebte. Die Abhängigkeit von Rom, welche der König selbst anerkannt, vereitelte von vornherein das Gelingen eines solchen Planes. Was nun aber das Verhältniß zu den Fürsten anbetrifft, so waren auch sie bereits in ihrer neuen dem Königthum so gefährlichen Stellung anerkannt, und es war nicht daran zu denken, sie aus derselben wieder heraus zu drängen, wenn man nicht die einzige Macht, welche dieses vermochte, nämlich das Bürgerthum, in einem großartigen Maßstab unterstützte nud darauf hinarbeitete, dasselbe zur Grundlage eines neuen staatlichen Gebäudes zu machen. Rudolf dachte jedoch nicht daran, sondern er nahm auch hier, wie bei den andern Körperschaften des Reiches, die Zustände, wie er sie

vorfand und suchte nur daraus augenblicklich so viel Vortheil zu ziehen, als er für dienlich und nothwendig erachtete. Mit einem Worte: Rudolf lehnte sich an das Gegebene an, hütete sich auffallend daran zu rütteln und hoffte durch Klugheit und Umsicht, wie durch rechtzeitig angewendete Thatkraft seine Stellung zu behaupten und zu mächtigen. Auch ist ihm dies gelungen: doch begünstigte ihn dabei vorzüglich das Glück. Denn dieses verschaffte ihm eine Hausmacht, ohne welche unter den damaligen Umständen kein deutscher König etwas auszurichten vermochte.

Rudolf hatte nämlich gleich im Anfange seiner Regierung mit einem furchtbaren Gegner zu kämpfen. Das war Ottokar, König von Böhmen, Markgraf von Mähren, Herzog von Oesterreich, Kärnthen, Steiermark, Krain und der windischen Mark. Er hatte Rudolf nicht mitgewählt. Auch machte er keine Anstalten, ihn anzuerkennen. Vielmehr schien er überhaupt den Plan zu haben, ein von Deutschland unabhängiges Reich zu gründen. Ein solches Verhältniß durfte nicht lange geduldet werden, Rudolf hätte sonst eine für ihn selbst unheilvolle Schwäche bewiesen. Auch zögerte er nicht lange, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Auf einem großen Hoftage zu Nürnberg, am 19. November 1274, erließ er unter Zustimmung der Fürsten folgende Verordnungen: Von allen Gütern, welche Friederich II. vor seiner Excommunication besessen, sowie von allen heimgefallenen aber gewaltsam besetzten Reichsgütern soll der König Besitz ergreifen. Jeder Vasall, der zwischen Jahr und Tag seine Lehen nicht von Neuem sich bestätigen läßt, ist derselben verlustig. Der Pfalzgraf hat den in diesem Falle sich befindenden König von Böhmen, der die österreichischen Lande an sich gerissen, auf den 23. Januar nach Würzburg vor sich zu entbieten. Da aber Ottokar an diesem Tag nicht erschien, so wurde ihm noch ein weiterer Tag im Mai 1275 nach Augsburg gesetzt. Hierher schickte er zwar seine Gewaltboten, welche aber nicht den Auftrag hatten Rudolf anzuerkennen, sondern vielmehr seine Wahl zu bestreiten. Hierauf wurden noch einige Unterhandlungen gepflogen, jedoch ohne Erfolg. Jetzt mußten die Waffen entscheiden. Ottokar wurde in die Acht gethan, aber erst im Juni 1276 konnte Rudolf den Feldzug beginnen.

Denn er befand sich in großer Verlegenheit. Der deutsche König hatte kein Geld. Schon im Jahre 1275 sah er sich veranlaßt, den

Papst um eine gewisse Summe anzusprechen. Gregor X. entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit diese gewähren zu können, gab aber Rudolf zugleich den guten Rath, sich seine Geldnoth nicht merken zu lassen, da ihn dies in den Augen seiner Feinde verkleinern müsse, die ohnehin eifrig genug gegen ihn wirkten. In der That, Ottokar gab sich alle Mühe im Reiche Anhänger zu gewinnen, wenn auch nicht offene, so doch heimliche, die nur um so gefährlicher waren. Ueberdies war der Herzog Heinrich von Baiern, der mit seinem Bruder, dem Pfalzgraf Ludwig beständig haderte, besonders auch wegen der Kurwürde, mit Ottokar in offenes Bündniß getreten. Dies war für Rudolf sehr gefährlich: schon deßhalb, weil es den König hinderte, Ottokar von der baierischen Seite her, in Oesterreich anzugreifen, wo dessen schwächste Seite war. Denn in Oesterreich hatte er eine Menge Widersacher, namentlich bei der Geistlichkeit. Und hier kam denn Rudolf seine genaue Verbindung mit dem Erzbischof von Salzburg sehr gut zu Statten. Dieser mit den übrigen Bischöfen des Landes leistete ihm wesentliche Dienste. Da, im entscheidenden Augenblicke, als Rudolf endlich ein Heer zusammengebracht, gelang es dem Bischof von Regensburg, zwischen dem Herzog Heinrich von Baiern und dem Könige Rudolf eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Dieser, welcher noch vier unverheirathete Töchter hatte, besiegelte den Frieden dadurch, daß er Heinrich's Sohn, Otto, eine derselben zur Gemahlin gab. Nun wurde schnell der Feldzugsplan geändert. Der König drang durch das baierische Gebiet nach Oesterreich ein, während Ottokar, welcher auf Heinrich's Treue bauend, einen Einfall in Böhmen erwartete, dorthin alle seine Streitkräfte zusammengezogen hatte. Zugleich sendete der mit Rudolf verbündete König Ladislaus von Ungarn, Ottokar's alter Feind, ebenfalls Hülfstruppen. Rudolf hatte in Oesterreich längst die entschiedensten Erfolge gewonnen, als endlich Ottokar mit einem gelichteten und durch das Glück des Gegners entmuthigten Heere daselbst ankam. Er entschloß sich zum Frieden am 21. November 1276, in Folge dessen er Rudolf als König huldigte und alle österreichischen Länder, nämlich Oesterreich, Kärnthen, Krain, Steiermark rc., an das Reich herausgab. Nur Böhmen und Mähren durfte er behalten, mit diesen wurde er vom Könige belehnt. Auch diesmal sollte der Friede durch eine Verlobung, und zwar eine doppelte, besiegelt werden.

Ottokar's Sohn, Wenzel, sollte die vierte Tochter Rudolf's, Guta, zur Ehe bekommen — beide waren noch Kinder —, während Ottokar's Tochter einen Sohn Rudolf's heirathen sollte.

Aber der Friede war kein aufrichtiger. Vielmehr dachte Ottokar seitdem unaufhörlich daran, wie er die empfangene Scharte auswetzen konnte. Und auch Rudolf scheint es mit dem Frieden kein rechter Ernst gewesen zu sein. Veranlassung zu Händeln gab es genug, wenn man den Krieg wollte, und es ist unnöthig, die verschiedenen Streitfragen der Könige weiter zu erörtern. Ottokar setzte sich heimlich mit den deutschen Fürsten in Verbindung und suchte sie mit Geld zu bestechen, daß sie auf seine Seite träten und Rudolf verließen. Diese Versuche gelangen bei nicht Wenigen, denn schon war ihnen Rudolf's Walten gefährlich erschienen. Offenbar wollte er Oesterreich an sein Haus bringen: schon ließ er seine Söhne von den geistlichen Fürsten mit den Gütern belehnen, welche die Herzöge von Oesterreich von ihnen zu Lehen trugen. Die deutsche Königskrone sollte dem zweiten Sohne Hartmann werden und auch für diesen war außerdem ein Fürstenthum in Aussicht genommen. Die deutschen Fürsten waren daher über Rudolf's Erfolge nicht sehr erfreut und wiesen Ottokar's Anträge nicht zurück. Insbesondere ließ sich wieder der Herzog Heinrich von Baiern von ihm gewinnen. Unterdessen wiegelte Ottokar auch die Oesterreicher auf, und er war hier nicht minder glücklich. Denn schon hatte sich eine merkliche Unzufriedenheit über die neue Ordnung der Dinge gezeigt. Rudolf gab zwar den österreichischen Landen die Wohlthat des Landfriedens und stellte Ordnung und Gesetz wieder her. Allein auch hier legte er ungeheure Steuern auf das Land, welche vorzugsweise die niederen Stände trafen. Diese reichten indessen noch nicht hin, die Bedürfnisse der Regierung zu befriedigen, und so mußten sich zuletzt des Königs gute Freunde, die Bischöfe, entschließen, einen mäßigen Beitrag aus ihren Besitzungen zu geben; aber nicht, ohne daß der König die Versicherung gab, daß weder er noch irgend einer seiner Nachfolger diese Steuer als ein Recht betrachten und dieselbe noch einmal fordern dürfe: vielmehr sollte jeder, der die Kirchen jener Lande irgendwie belästige, mit der Acht bedroht werden. Diese großen Steuern erschienen dem Volke als Bedrückungen und so gelang es dem Könige Ottokar leicht, vielfache Einverständnisse in Oesterreich zu unterhalten

und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, während er insgeheim in Böhmen ein Heer rüstete. Alles war zur Vernichtung Rudolf's vorbereitet, der sich inzwischen in Oesterreich aufgehalten, aber sein Heer entlassen hatte, als er endlich, im Sommer 1278, die Verschwörung entdeckte. Nun forderte er die Reichsfürsten zu schleuniger Unterstützung auf. Diese ließen ihn aber im Stich. Die Einen verweigerten offen jede Hülfe, die Andern versprachen sie, hielten aber nicht Wort, während Herzog Heinrich jedem etwaigen Zuzug durch Baiern den Weg versperrte. Der König war in einer verzweifelten Lage. Denn auf die Oesterreicher konnte er sich nicht verlassen, nicht einmal auf diejenigen, die es sonst mit ihm hielten: schon erschienen die Wiener vor ihm und baten ihn um die Erlaubniß, sich einen andern Herrn wählen zu dürfen. Andere waren bereits offen zu Ottokar übergetreten. Da bat Rudolf wiederum den König Ladislaus von Ungarn um Hülfe, der sie ihm auch wirklich leistete. Von deutschen Fürsten kamen endlich, nicht ohne Bestehung der mannichfachsten Gefahren, aber noch zu rechter Zeit Rudolf's Vertrauter der Bischof Heinrich von Basel und der Burggraf von Nürnberg mit einer Schaar weniger, aber auserlesener Kämpfer an. Der König, obwohl trotz dieses Zuzuges doch nur halb so stark wie Ottokar, zog es doch vor, das Glück der Waffen zu versuchen, um die Sache zur Entscheidung zu bringen, da er auf jede fernere Hülfe verzichten mußte. So ging er selber dem Feinde entgegen. Auf dem Marchfelde kam es am 26. August 1278 zu einer furchtbaren Schlacht, in welcher sich die beiden Könige, Rudolf und Ottokar, selber durch persönliche Tapferkeit auszeichneten. Endlich wurde das böhmische von dem deutschen Heere durchbrochen und in die Flucht getrieben. Ottokar, der lieber das Leben, als den Sieg verlor, wich nicht vom Schlachtfelde, sondern kämpfte, umgeben von wenigen Getreuen, mit dem größten Heldenmuthe, bis er endlich der Anstrengung erlag und erschlagen ward. Rudolf gewann einen vollständigen Sieg.

Nach dieser entscheidenden Schlacht suchten sich die offenen und verborgenen Feinde des deutschen Königs schleunigst mit ihm zu setzen. Der Herzog Heinrich von Baiern bewarb sich durch seinen Sohn Otto, des Königs künftigen Eidam, um Rudolf's Gnade. Sie wurde ihm, aber er mußte das Land zwischen der Donau und der Ens

abtreten, das ihm Rudolf früher zu dem Zwecke überlassen hatte, gegen den König von Böhmen zu kämpfen. Ottokar's Wittwe wollte sich gleich nach dem unglücklichen Ausgange ihres Gemahls dem deutschen Könige unterwerfen, wurde aber von dem Markgrafen Otto von Brandenburg von diesem Schritte zurückgehalten, da er, als Vormund des jungen Wenzel, wie es schien, das Land in seinen eigenen Händen behalten wollte. Rudolf rückte hierauf nach Mähren und Böhmen ein und erzwang die Unterwerfung. Wenzel sollte König von Böhmen bleiben, und die Ehe zwischen ihm und Rudolf's Tochter Guta sollte, wenn beide herangewachsen, vollzogen werden. Auch der zweideutige Otto von Brandenburg suchte die Gnade des Königs, und erhielt sie: er wurde in der Vormundschaft des jungen Wenzel und der Verwaltung Böhmens bestätigt: zugleich sollte auch hier eine Heirath die Aussöhnung befestigen; Otto's jüngerer Bruder, gleichen Namens, ebenfalls Markgraf von Brandenburg und Theilnehmer an der Kurwürde wurde mit der fünften Tochter Rudolf's verlobt.

Rudolf blieb nach diesen Ereignissen noch einige Jahre in Oesterreich, um die Verhältnisse dauerhaft zu befestigen und die Einwohner mit dem Gedanken vertraut zu machen, an das Haus Habsburg zu kommen. Im Jahre 1281 verließ er endlich dieses Land und kehrte nach Deutschland zurück, seinen ältesten Sohn Albrecht als Statthalter zurücklassend. Das Jahr darauf aber verlieh er ihm unter Zustimmung der Kurfürsten feierlich die österreichischen Lande zu erblichem Besitz, mit Ausnahme von Kärnthen, womit er den Grafen Mainhard von Tyrol, Albrecht's Schwiegervater, belehnte. Und hiermit war für die habsburgische Hausmacht ein sicherer Grund gelegt.

---

2. Rudolf's letzte Jahre. Herstellung des Landfriedens. Innere Empörungen. Demüthigung vor dem Papst.

Rudolf befand sich in jener Zeit auf dem Gipfel seiner Macht. Das Kriegsglück, welches ihn bisher begleitete, machte ihn furchtbar und verschaffte seinem Namen eine größere Achtung, als sie seit lange kein Kaiser mehr genossen. Aber er hatte auch Zeit und Umstände gut angewendet, um sich in eine feste Stellung zu setzen. Durch seinen Frieden mit der Kirche von daher der Unterstützung gewiß, hatte er nun nachgerade die wichtigsten Fürsten, unter ihnen die vier weltlichen Kurfürsten, durch Heirath an sein Haus gefesselt. Der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Sachsen, der Herzog von Baiern, der Markgraf von Brandenburg, der künftige König von Böhmen, sie alle waren Schwiegersöhne des Königs und ihre Angelegenheiten also mehr oder minder mit den seinigen verbunden. Nun aber faßte er noch größere Entwürfe. Die Plane zur Vergrößerung seines Hauses hatten mit der Erwerbung Oesterreichs noch nicht ihr Ende erreicht. Er hatte drei Söhne, Albrecht, Hartmann, Rudolf. Der älteste, Albrecht, war mit Oesterreich reichlich versorgt. Jetzt sollten auch noch die beiden anderen mit Fürstenthümern versehen werden. Dem zweiten, Hartmann, hoffte er überdies die deutsche Krone zuwenden zu können. Nach zwei Seiten hin, nach Osten und Westen, wandte er seine Blicke zur Vergrößerung des Hauses Habsburg. Dort entging ihm nicht die außerordentliche Wichtigkeit Ungarns, und er hoffte zuerst durch Heirath die ungarische Krone seinem Hause zuzuwenden. Er verlobte darum seine sechste Tochter Clementia mit dem Bruder des kinderlosen Ladislaus, Andreas, welcher vermuthlicher Thronfolger war. Indessen starb dieser noch vor der Vollziehung der Ehe, und Clementia heirathete dann Karl Martell, Prinzen von Anjou, Sohn des Königs Karl von Sicilien. Daß indessen Rudolf Ungarn nicht aus den Augen verlor, werden wir später noch sehen. Im Westen richtete Rudolf sein Augenmerk auf die burgundischen Lande, welche ehedem zum Reiche gehört, aber seit den letzten Zeiten die Verbindung vielfach gelöst hatten, theilweise unabhängig, theilweise unter der Botmäßigkeit Frankreichs.

Rudolf ging aber mit dem Gedanken um, das ehemalige Königreich Arelat wieder herzustellen, indem er die entfremdeten Theile mit den Besitzungen seines Hauses in der Schweiz verband. Da er aber mit Recht fürchtete, daß der König von Frankreich sich diesem Plane widersetzen würde, so suchte er eine Verbindung mit dem natürlichen Feinde des französischen Königs, mit dem König Eduard von England. Bereits war eine Heirath zwischen Johanna, der Tochter Eduard's und Rudolf's Sohn Hartmann verabredet, welchem Letzteren Arelat als Mitgift übergeben werden sollte, als dieser im December 1281 starb. Indessen gab Rudolf damit seinen Plan auf die burgundischen Lande keineswegs auf.

Während nun Rudolf mit großen Entwürfen zur Erweiterung der Macht seines Hauses umging, vernachlässigte er doch nicht dabei die Angelegenheiten des deutschen Reiches, um so weniger, als diese mit jenen zusammenhingen. Besonders auf zwei Dinge richtete er in der zweiten Hälfte seiner Regierung sein Augenmerk, auf die Herstellung des Landfriedens und auf die Herbeischaffung des entfremdeten Reichsgutes. Bei beiden handelte er mit einer ungewöhnlichen Thatkraft.

Es war hohe Zeit, den Räubereien des Adels und den Befehdungen der Fürsten Einhalt zu thun, welche alle Straßen unsicher gemacht und jeden Augenblick das Besitzthum Anderer bedrohten. Schon im Anfange seiner Regierung sprach er den ernsten Willen aus, den Landfrieden herzustellen und traf auch einzelne darauf bezügliche Anordnungen. Dann aber verhinderte seine lange Abwesenheit in Oesterreich die weitere Verfolgung dieses Planes. Und inzwischen häuften sich wieder die Fehden und die Räubereien. Im Jahr 1281 nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er es daher seine erste Sorge sein, mit Ernst und Kraft diesem Unwesen Einhalt zu thun. Er ordnete zuerst in Regensburg den baierischen Landfrieden an, dann in Nürnberg den fränkischen; von da zog er durch Schwaben den Rhein hinauf, in die Schweiz, überall den Landfrieden verkündend und die geeigneten Anordnungen zu seiner Erhaltung treffend, dann wieder den Rhein hinab bis Mainz, wo er von Städten und Fürsten den rheinischen Landfrieden beschwören ließ. Noch später, 1290, ordnete er denselben auch für die thüringischen und sächsischen Lande an. Und Rudolf hielt diesen Frieden aufrecht, so weit es

in seiner Macht stand. Er brach eine Menge von Burgen und ließ die daselbst aufgefundenen Räuber hinrichten, nicht viel danach fragend, ob sie dem Stande des Adels angehörten oder nicht. Die Fehden zwischen den Fürsten suchte er friedlich beizulegen; gelang dies nicht, so griff er wohl zur Acht und wußte derselben durch sein Schwert Nachdruck zu geben.

Doch darf man sich von der großen Ruhe und der Sicherheit der Straßen, welche durch Rudolf allenthalben herbeigeführt worden sein soll, keine übertriebenen Vorstellungen machen. Genau genommen wurde der Fehde- und Raublust der Zeit nur durch Rudolf's persönliches Einschreiten, durch seine unmittelbare Gegenwart Einhalt gethan. Wo sein Arm nicht hinreichte oder wo er den Rücken wandte, traten die alten Zustände wieder ein. Rudolf fühlte das wohl; er bereiste daher unaufhörlich die deutschen Lande. Nur in den Norden ist er nicht gekommen. Darum wütheten auch dort beständige Fehden und der bloße Name des Königs reichte nicht hin, dort die Ruhe herzustellen. Es war wiederum die eigene Kraft der Bürger, der Hansestädte, welche sich Recht zu verschaffen wußte. Sie thaten sich in Bünde zusammen, an welchen selbst mehrere Fürsten Theil nahmen und vertheidigten sich mit Glück nicht nur gegen die Anmaßungen der Markgrafen von Brandenburg, denen von Rudolf die Statthalterschaft jener Gegenden übergeben worden war, die sie aber so schlecht verwalteten, daß sie ihnen Rudolf auf Bitten der Städte wieder abnehmen mußte, sondern auch gegen die Könige von Norwegen, die ihren Handel zu beeinträchtigen trachteten, aber von den Städten gezwungen wurden, alle ihre Forderungen zu bewilligen. Nicht so glücklich gestalteten sich die Verhältnisse in den Niederlanden, wo die Großen über einzelne Gebiete in die wildesten Fehden mit einander geriethen. Und nicht immer siegte die Partei, für welche sich der König entschieden hatte. Der Graf Guido von Flandern, der sich der Grafschaft Hennegau bemächtigte, obschon sie Rudolf dem Johann von Avesnes zugesprochen, erhielt sich trotz der Acht des Königs unangefochten in diesem Besitzthum. Ebenso wenig vermochte Rudolf eine blutige Fehde um die Grafschaft Limburg zu schlichten, über welche der Herzog von Brabant und der Erzbischof von Köln nebst anderen Großen mit einander in Streit gerathen. Zuletzt, 1288, siegte der Herzog von Brabant in einer

großen Schlacht bei Woringen, nahm den Erzbischof von Köln und noch viele andere Ritter gefangen und endete hiermit den Streit zu seinem Vortheil.

Was das entfremdete Reichsgut betrifft, so hatte Rudolf schon 1274 eine darauf bezügliche Verordnung erlassen; im Jahre 1281 auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde aber ferner ausgesprochen, daß alle Reichsgüter, welche seit Friedrich's II. Absetzung von Richard oder andern Kaisern verschenkt worden waren, den Besitzern wieder abgenommen werden sollten. Nun ließ Rudolf untersuchen, welche Güter dahin zu rechnen seien, und verfuhr mit großer Strenge in der Herbeischaffung derselben. Nicht nur weltliche Fürsten ließ er seine Waffen fühlen, wenn sie sich nicht gutwillig dazu verstanden, sondern hier setzte er sogar seine Vorliebe für die Geistlichkeit bei Seite und zwang auch Bischöfe zur Herausgabe des Reichsgutes, wie er denn 1282 den Erzbischof Sigfried von Köln bekriegte, der einige Burgen unrechtmäßiger Weise besaß, und 1286 den Bischof von Speier, welcher Lauterburg herausgeben mußte. Besonders aber, wie schon erwähnt, hatte er es auf die burgundischen Lande abgesehen. Gegen die Herren derselben unternahm er mehrere Feldzüge: 1283 gegen den Grafen Raimund von Mümpelgard, den er zwang, Pruntrut an den Bischof Heinrich von Basel herauszugeben und die Oberhoheit des basler Hochstifts über andere Besitzungen anzuerkennen; in demselben Jahr gegen den Herzog von Savoyen, welcher Peterlingen, Murten und Gumminen herausgeben und wegen anderer Besitzungen die Oberhoheit des deutschen Königs anerkennen mußte; 1289 gegen den Grafen Otto von Burgund, den er in Bisanz belagerte und zuletzt dahin brachte, Rudolf die Huldigung zu leisten und von ihm seine Lande als Lehen vom Reich in Empfang zu nehmen. Auch über andere Gebiete des ehemaligen Königreichs Arelat wußte er die Oberhoheit des deutschen Reichs zu behaupten: so belehnte er den König Karl von Sicilien mit der Provence, und den Herzog Robert von Burgund mit dem Delphinat. Um mit dieser Familie eine nähere Verbindung einzuleiten, vermählte er sich (1281 starb seine erste Gattin) mit der Schwester Robert's, Isabella, 1284.

Wenn nun dieses Walten des Königs Anerkennung verdiente, so ist doch nicht zu läugnen, daß es nicht an Ursachen zu großer Unzufriedenheit mit ihm gebrach.

Für's Erste war der räuberische Adel gegen ihn aufgebracht, weil er ihm durch die strenge und rücksichtslose Handhabung des Landfriedens das Handwerk legte. Sodann fürchteten die Fürsten seine Vergrößerungssucht. Sie warfen ihm vor, daß er in dem Eifer, das Reichsgut wieder an sich zu bringen, nicht immer mit Gerechtigkeit verfahre, daß er nicht nur Reichsgut nehme, sondern auch Eigenbesitz und daß er dabei im Grunde doch nur sein eigenes Haus im Auge habe, dem er das wiedergewonnene Reichsgut zuzuwenden gedenke. In Schwaben und der Schweiz war das Streben, das Besitzthum der Familie zu erweitern, zu auffallend, um nicht große Bedenken zu erregen. Alle Großen dieses Landes fürchteten das Umsichgreifen der habsburgischen Hausmacht. Nicht minder unzufrieden waren die Städte, bei welchen die oben angedeuteten Ursachen des Unmuths noch fortwirkten. Die Reichssteuern mehrten sich von Jahr zu Jahr, während der König fortfuhr, die Geistlichkeit gegen die Bürger in Schutz zu nehmen. Und doch wuchs zusehends der Zwiespalt zwischen Beiden: fast in jeder Stadt kam es zu Händeln zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft. Aber nicht nur entschied der König die Streitigkeiten, welche vor ihn gebracht wurden, zum Vortheil der Geistlichkeit, sondern er erließ auch im Jahr 1282 eine Erklärung, daß er durch die seit seiner Wahl an Städte und andere Orte ertheilten Vorrechte dem Reich und den Kirchenfürsten an ihren Rechten und Freiheiten nichts habe vergeben wollen. Auch die Verordnung vom Jahr 1283, daß jeder mit dem Münzrecht belehnte Reichsfürst nach dem alten Herkommen, nicht aber nach dem Willen der sogenannten Hausgenossen*) münzen sollte, war gegen die Städte gerichtet.

Auch Rudolf's Persönlichkeit scheint nicht von der Art gewesen zu sein, daß er allenthalben Vertrauen erweckte. Denn man muß bedenken, daß uns außer den oben angeführten Anekdoten, in welchen er eine gewisse Volksfreundlichkeit und Anspruchslosigkeit zur Schau trug, noch andere, aber von den Neuern weniger beachtete erhalten sind, in denen sich ganz andere Züge von ihm finden. Darnach er-

---

*) Eine Körperschaft, bestehend aus den vornehmen Bürgern der Städte, welche mit dem Schlagen der Münze betraut waren, und aus welcher die Stadträthe genommen wurden.

scheint er zwar als ein kräftiger Herrscher, aber streng und mit Rücksichtslosigkeit seine Zwecke verfolgend, nicht gerade ängstlich in der Wahl seiner Mittel, sogar solche nicht verschmähend, welche der Ritterlichkeit widersprachen *); zugleich als ein schlauer Berechner, der selber einen Kaufmann zu Schanden machte **); seine Gerechtig-

*) Albertus Argentinensis bei Urstisius scriptores rerum Germanicarum. II. 102. erzählt zum Jahr 1279 folgende Geschichte: „Es war ein gewisser mächtiger ungarischer Graf, Namens Iwan, welcher den König und Oesterreich sehr häufig befehdete, und die zwischen ihnen eingegangenen Verträge mehrmals brach. Zu diesem sandte der König mit hinterlistig friedlichen Worten und als er nach Wien gekommen und ihn eine große Furcht anwandelte, so trat er schnell an den Tisch des Königs, ergriff dessen Becher und trank daraus mit den Worten: Nun bin ich sicher: denn ich habe mit dem redlichsten Manne in der Welt getrunken. Bald aber wurde er hinter dem Tisch ergriffen und niedergemacht. (Post mensam arreptus, mox glacie est submersus.) Als dies aber einer von Liebe sah, der Anführer der königlichen Ritter, so griff er zum Schwerte, um jenen Grafen zu vertheidigen. Der König aber sagte: „Laß ab: was geht es dich an?“ Da merkte er die Treulosigkeit des Königs und schwieg betrübt. Aber ein sehr wackerer Ritter, der den Grafen auf Befehl des Königs zu ihm geleitet hatte und sah, daß was geschah durch ihn nicht verhindert werden konnte, wurde fast wahnsinnig und verbarg sich nachher aus Schaam.“ Lichnowsky in der Geschichte des Hauses Habsburg (I. 443.) nennt das freilich eine fabelhafte Geschichte. Auch kommt in der That später noch ein ungarischer Graf Iwan von Güns vor, welcher den Herzog Albrecht von Oesterreich bekriegte. Aber es kann doch zwei Grafen gleichen Namens geben. Ueberdem enthält die angeführte Geschichte zu viel Einzelnheiten, um sie ganz bezweifeln zu dürfen. Und endlich darf man bei dergleichen Anekdoten weniger darnach fragen, ob sie sich in der That so zugetragen haben, wie sie erzählt werden, vielmehr sind sie nur ein Spiegel der öffentlichen Meinung und deuten an, wessen das Volk eine Persönlichkeit für fähig gehalten. Uebrigens werden wir einer ähnlichen Treulosigkeit Rudolf's bei dem sogenannten falschen Friedrich begegnen. Ebensowenig zeugt von ritterlichem Sinn der Rath, den er seinem Schwiegersohne Wenzel von Böhmen gab, als er vergeblich die Burgen seines Stiefvaters Zawusch zu brechen suchte. Rudolf rieth ihm, er solle seinen gefangenen Stiefvater vor die Burgen führen und ihnen drohen, den Zawusch vor ihren Augen hinrichten zu lassen, wenn sie sich nicht ergäben. Wenzel befolgte diesen Rath und führte ihn vor eine Burg. Da nun aber Zawusch sich weder bereden ließ, die Burg zur Uebergabe aufzufordern, noch die Burg sich ergab, so ließ ihn Wenzel wirklich hinrichten.

**) Albertus Argentinensis bei Urstisius. II. 108. erzählt, ein Kaufmann in Straßburg habe schlechte Geschäfte gemacht; da bot sich ihm der König zum Genossen an, aber unter der Bedingung, daß er alles thue, was er ihm rathe. Nun sagte der König, als es in Straßburg gerade eine Menge Fische gab, die

keitsliebe nicht immer unbestechlich: so soll er sich von den Juden in Boppard und Wesel 20,000 Mark haben bezahlen lassen, um in einem Rechtshandel mit den dortigen Bürgern zu ihren Gunsten zu entscheiden *); umgeben von einer zügellosen Kriegerschaft, deren Streiche er nicht bestrafte, an denen er sich sogar erfreute **). Auch die Männer, deren Rath er sich vorzugsweise bediente, entgingen nicht der Rüge. Noch war die Gewaltthat, welche Ludwig der Strenge, Rudolf's Schwiegersohn, an seiner ersten Gemahlin geübt, nicht vergessen. Einst erschienen in Köln, wo bei dem abzuhaltenden Reichstage ein großes Turnier stattfinden sollte, hundert Ritter, welche

---

darum sehr wohlfeil waren, er solle davon aufkaufen und damit nach Köln gehen. In Köln gab es aber sehr wenig Fische und der Kaufmann brachte die seinigen um hohen Preis an. Dagegen gab es in Köln sehr viel Wein, der in Straßburg mißrathen war. Er kaufte diesen nun in Köln wohlfeil ein und verkaufte ihn theuer in Straßburg. So machte er durch den Rath des Königs gute Geschäfte, welcher nicht verschmähte, einen Theil des Gewinns sich auszahlen zu lassen.

*) Vergleich das Chronicon Colmariense bei Boehmer fontes rerum Germanicarum. II. 72.

**) Albert. Argentin. Urstis. II. 102. 103. erzählt folgende Geschichte, die sich während des Aufenthaltes Rudolf's in Wien daselbst zugetragen. „Als in Wien die Diener, wenn sie Nachts zum Wein gingen, beraubt, oder wenn sie sich widersetzten, verwundet wurden, so nahm einmal der Graf Friedrich von Leiningen, des Königs Begleiter, einen Ritter, Namens Kranich mit: mit diesem allein ging er zum Wein, angethan wie ein Kellner, mit einer Kanne in der Hand. Diese tödteten alle, welche ihnen in die Hände fielen, köpften sie und Kranich legte das Haupt eines Jeden auf seinen Bauch. Nun fand man des andern Morgens viele Bürgersöhne getödtet und gegen den König erhob sich ein großes Geschrei der Bürger, daß ihre Söhne getödtet werden könnten, so lange er in der Stadt stehe. Die Thäter aber kannte Niemand. Als nun aber der König zur Messe ging, und ihm Graf Friedrich folgte, so sahen sie auf der Straße Einen liegen, der den Kopf nicht auf dem Bauch hatte. Da sagte heimlich Graf Friedrich zu Kranich, das habe er nicht recht gemacht. Der König fragte nun zu Hause, was das bedeuten sollte, erfuhr den ganzen Hergang der Sache, und lobte darum den Grafen." Ein anderer Ritter des Königs, Heinrich Schorlin, entehrte in Nürnberg mit Gewalt die schöne Tochter seines Wirths. Als sich darüber das Volk höchlich entrüstete und vom König ein Urtheil verlangte, so zögerte Rudolf, da er den Ritter sehr lieb hatte. Endlich entschloß er sich, die Sache so auszugleichen, daß er dem Ritter das entehrte Mädchen zur Frau gab. Albert. Argent. ib. 103. Uebrigens war Rudolf selber ein Liebhaber des schönen Geschlechts und entbrannte mitunter gegen verheirathete Bürgersfrauen, wie aus einer Geschichte bei Vitoduranus (bei Eccard scriptores rerum Germ. I. 1751) hervorgeht.

sämmtlich auf ihren Waffen das Bild einer geköpften Frau trugen. Rudolf soll sich so sehr darüber geärgert haben, daß er augenblicklich die Stadt verließ und den Reichstag nicht abhielt. Sein Vertrauter Heinrich, ursprünglich dem Orden der Minderbrüder (Franziskaner) angehörend, dann Bischof von Basel, endlich seit 1286 Erzbischof von Mainz, allerdings ein sehr gescheidter Kopf, wird von manchen Zeitgenossen als ein schlauer Fuchs dargestellt, der seine Erhebung nur der Hülfe des Teufels verdankte *).

So begreift sich denn die Unzufriedenheit mit Rudolf, welche in den letzten Jahren seiner Regierung zu beständigen Empörungen führte.

Die erste, vielleicht gefährlichste, war die Bewegung, welche durch den sogenannten falschen Friedrich hervorgerufen ward und an welcher sich vorzugsweise die Städte betheiligten. Schon in den Jahren 1283 und 1284 mehrten sich die Anzeichen einer bedenklichen unruhigen Stimmung in den Städten: sie weigerten sich die Steuern zu zahlen und bedrängten Bischöfe und Geistlichkeit immer mehr, so daß diese sich an den König um Hülfe wandten. Rudolf zog auch in der That im Jahr 1284 ein Heer zusammen: er ließ sich von den rheinischen Städten noch einmal den Eid der Treue leisten, und rückte sodann gegen Würzburg und Bamberg heran, in welchen Städten besonders es zu heftigen Händeln zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft gekommen war. Dann aber wandte Würzburg den Zorn des Königs noch von sich ab, indem man ihm 6000 Mark Silbers bezahlte, worauf er sich wieder entfernte. Aber eine weit gefährlichere Gestalt nahmen die Dinge im Jahre 1285 an. In diesem Jahre trat nämlich in der Gegend von Köln ein Mensch auf, welcher dem Kaiser Friedrich II. sehr ähnlich sah und sich für denselben wirklich ausgab. Er spielte seine Rolle zuerst in Köln; da er sich aber hier nicht zu behaupten vermochte, so begab er sich nach der Stadt Neuß, die ihm ihre Thore öffnete. Hier hielt er denn Hoflager und von allen Seiten strömten Edle und Bürger aus den Städten zu ihm, um ihn anzuerkennen. Auch an Geld scheint es dem angeblichen Friedrich nicht gefehlt zu haben: man sagte, daß ihn insbesondere die Juden unterstützt hätten. In kurzer Zeit hatte

*) Chronicon Colmariense bei Boehmer fontes rerum Germanicarum. II. 69. 70.

sein Ansehen so weit um sich gegriffen, daß, wie die Schriftsteller jener Zeiten berichten, der größere Theil des Volks ihm anhing, und König Rudolf in der mißlichsten Lage war. Eine solche Erscheinung war nicht denkbar, wäre Rudolf's Regierung eine allgemein befriedigende gewesen. Auch war es keineswegs der wirkliche Glaube, daß der Betrüger in der That Friedrich II. sei, welcher die Bewegung hervorgerufen und gesteigert hatte, sondern man ging von ganz anderen Gesichtspunkten aus. Es ist bedeutsam, daß man vom falschen Friedrich hoffte, er werde alle Pfaffheit vertreiben. Auch schaarten sich sofort alle Ketzer um ihn, welche seit den Tagen Arnold's von Brescia gegen die römische Kirche gestritten. Es war also offenbar die Erinnerung an die kirchenfeindliche Stellung Friedrich's II., welche dem falschen Friedrich so großen Anhang verschaffte und hierin lag zugleich das Verwerfungsurtheil über Rudolf's demüthige Haltung gegenüber dem römischen Stuhle. Die Städte der Wetterau, Wetzlar, Friedberg, Frankfurt, Gelnhausen waren es besonders, welche sich dem Abenteurer verbanden: die drei ersten schlossen sofort auch ein Bündniß mit einander, sich gegen Jedermann zu vertheidigen. Hierauf begab sich der falsche Friedrich nach Wetzlar und sein Anhang stieg von Tag zu Tag. Nachgerade ergriff die Bewegung gegen Rudolf den ganzen Rhein und dehnte sich bis auf die südlichsten Gegenden Deutschlands aus. Die Städte Hagenau und Colmar ergriffen sogar die Waffen und stürzten sich in volle Empörung. Ihnen folgten die Städte Bern und Freiburg im Uechtland.

Die Bewegung war so gefährlich, daß Rudolf, welcher Anfangs den falschen Friedrich für einen Narren erklärte, sich doch in der Nothwendigkeit sah, ernstliche Schritte zu thun. Er belagerte zuerst Colmar; nach fünf Tagen hob er indeß die Belagerung auf, nachdem sich die Stadt zur Sühne bereit erklärt hatte und eilte den Rhein hinab in die Wetterau, den Heerd der Empörung. Es war ein Glück für ihn, daß die wichtigsten Städte am Rhein, nämlich Mainz, Worms, Speier dem Aufstand fern geblieben waren. Unter solchen Umständen, als Rudolf mit einem Heere heranrückte, glaubte Wetzlar die Hand zum Frieden bieten zu müssen. Unter der Vermittlung jener drei rheinischen Städte kam er zu Stande. Rudolf versprach der Stadt wieder seine Huld und volle Vergessenheit des Vorgefallenen,

wenn sie den dreißigsten Theil ihrer Habe entrichtete, wozu sie sich bereit erklärte. Dann aber rückte der König demohngeachtet gegen die Stadt heran, um den falschen Friedrich sich ausliefern zu lassen. Dies geschah endlich unter Umständen, welche ein zweideutiges Licht auf den König werfen *); der falsche Friedrich wurde verbrannt, jedoch nicht als Hochverräther, sondern als Ketzer.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Bewegungen in den Städten vorzugsweise von den Gemeinen ausgegangen sind, welche auf Rudolf wegen des Verbotes der Innungen und Zünfte erbost sein mochten. Wenigstens ist die Einwohnerschaft in diesen Städten nicht allenthalben einig. In Colmar verläßt beim Beginn der Bewegung ein Theil der Bürger die Stadt; und in Wetzlar sind es die „Angesehenen" welche zum Frieden rathen. Es war besonders der demokratische Theil der Einwohnerschaft, welcher den Widerstand leistete.

Mit der Verbrennung des falschen Friedrich's war äußerlich die Bewegung gedämpft. Aber die Gesinnung der gedemüthigten

*) Am 22. Juni (Boehmer regesta imperii inde ab a. 1246 usque ad an. 1313. S. 127.) schließt Rudolf den Frieden mit Wetzlar, und erklärt sogar, auf die Hülfe der drei vermittelnden Städte verzichten zu wollen, wenn er ferner etwas gegen Wetzlar thue, ihre Rechte beeinträchtige, u. s. w. In diesem Frieden wurde des falschen Friedrich mit keiner Sylbe gedacht, aber auch nicht eines weiteren Zuges gegen die Stadt. Der Zug gegen Wetzlar darf daher nicht als ein feindseliger angesehen werden. Angesichts des eben geschlossenen, von den drei Städten beglaubigten Friedens, durfte sich Rudolf eine solche Treulosigkeit nicht zu Schulden kommen lassen. Thatsächlich fand aber doch der Zug Rudolf's statt, und endete mit der Auslieferung des falschen Friedrich's, wie die gleichzeitigen Chroniken berichten. Der eigentliche Zusammenhang scheint mir aus einer Bemerkung des Albertus Argentinensis bei Urstisius II. 104. hervorzugehen, daß nämlich Rudolf vorgegeben habe, er wolle den falschen Friedrich als Kaiser begrüßen. Der Abenteuerer sei daher ganz harmlos zu ihm gekommen; da sei er aber ergriffen und verbrannt worden. Diese Auffassung hat nichts Unwahrscheinliches, wenn man sie mit einer andern Nachricht des Gottfried von Ensmingen bei Boehmer fontes. II. 118. in Zusammenhang bringt, nach welcher der falsche Friedrich schon früher an Rudolf die Aufforderung hatte ergehen lassen, er solle zu ihm kommen, um von ihm sein Reich in Empfang zu nehmen. Er wollte es ihm also nicht streitig machen. Damit in Uebereinstimmung steht auch die Erzählung Ottokar's von Horneck in der Reimchronik, welcher zwar auch von einer förmlichen Auslieferung Friedrich's durch die Wetzlarer spricht, aber dennoch denselben gutes Muthes sein läßt: er werde, noch ehe es Abend sei, wiederkommen, und der König würde ihn dann anerkannt haben.

Städte scheint doch nicht verändert worden zu sein. Noch im Jahre 1285 schließen die Wetterauischen Städte einen Bund mit einander, in welchen sie ausdrücklich den König Rudolf nicht aufnehmen, und als Bürge dieses Bundes wird von Friedberg einer genannt, der bei der Bewegung eine besondere Rolle gespielt und den Rudolf daher seiner Lehensgüter verlustig erklärt hatte. Die Colmarer, welche im Ganzen als Buße 4000 Mark zahlen mußten, zwangen, dem Könige gleichsam zum Hohne, die Geistlichkeit, ebenfalls ihren Beitrag zu geben. Im Jahre 1287 erhoben die Städte Nordhausen und Mühlhausen einen Aufstand und brachen die Reichsburgen; und im Jahre 1288 sagte noch einmal Bern dem König den Gehorsam auf. Zweimal belagerte er die Stadt ohne sie nehmen zu können; erst im Jahre 1289 fügte sie sich.

Kaum daß die Bewegung, welche der falsche Friedrich hervorgerufen, gedämpft war, so erhob sich gegen den König eine neue, von den schwäbischen Grafen.

Ein Theil derselben, die Grafen von Würtemberg, Helfenstein, Zollern, Montfort, fühlten sich durch die habsburgische Hausmacht, insbesondere aber durch die Schwäger des Königs, die Grafen von Hohenberg, beeinträchtigt und standen gegen sie schon seit mehreren Jahren in heftiger Fehde. Der König suchte Friede zu stiften; vergebens: im Jahre 1285 brach die Fehde von Neuem los, und zwar war sie diesmal gegen den König selber gerichtet: die Grafen griffen Reichsgut und Kirchengut an. Da zog Rudolf gegen sie, belagerte den Grafen von Würtemberg in Stuttgart und zwang ihn zum Frieden. Stuttgarts Mauern wurden gebrochen, auch mußte der Graf mehrere Güter und Burgen herausgeben. Der Friede war indessen von keiner Dauer. Schon im Jahre 1287 erhoben die Grafen von Neuem die Waffen gegen den König: wie es schien, diesmal mit mehr Glück. Denn um diese Zeit erhob auch in Elsaß ein mächtiger Ritter, Anselm von Rappoltstein, Unruhen, welche die persönliche Gegenwart des Königs erforderten. Es scheint aber, als ob sich damals der König nicht einmal auf seine eigenen Krieger habe verlassen können. Schon gegen Colmar wollten ihm die Ritter des Landes nicht mehr recht dienen, und bei der Belagerung Rappoltsteins gingen, heißt es, seine eigenen Leute damit um, ihn zu ermorden. Der König gab sodann die Belagerung auf und wandte

sich gegen die schwäbischen Grafen. Nicht ohne Mühe gelang es ihm endlich, sie doch zu unterwerfen und ihnen die Bedingungen vorzuschreiben.

Aber damit war die Ruhe in Schwaben noch nicht hergestellt. Denn zugleich mit dem Krieg der schwäbischen Grafen war eine Fehde zwischen dem Abbt von St. Gallen, einem Bruder jener Grafen von Montfort, welche gegen Rudolf die Waffen erhoben, und zwischen den beiden Söhnen des Königs ausgebrochen. Es handelte sich nämlich um gewisse Güter, welche der frühere Abbt an das habsburgische Haus abgetreten, die aber der jetzige nicht herausgeben wollte. Dieser Krieg dauerte fort, als der schwäbische bereits beendet war, und wurde um so bedenklicher, als der Bischof von Chur, ein Bruder des Abbtes von St. Gallen mit ihm gemeinsame Sache machte und das königliche Haus ebenfalls befehdete. Zuletzt endete zwar auch dieser Krieg zum Vortheile des Königs, durch die Absetzung des Abbtes von St. Gallen und den Tod des Bischofs von Chur, welcher in einem Treffen in die Gefangenschaft der Söhne Rudolf's gerieth und bei dem Versuche sich zu befreien den Hals brach. Allein diese Fehde war insofern von bedenklichen Folgen, als dadurch das gute Vernehmen des Königs mit der Geistlichkeit doch einen bedeutenden Stoß erlitt. Denn zugleich war des Königs Sohn, Albrecht, mit dem Erzbischof von Salzburg auf das ernstlichste zusammengestoßen.

Eine Spannung des Königs mit den deutschen Kirchenfürsten schien indessen schon nach einer anderen Seite hin eingetreten zu sein. Im Jahre 1287 kam ein päpstlicher Gesandte, der Bischof von Tusculum, nach Deutschland, unter dem Vorwand, die Sitten der Geistlichkeit zu verbessern, eigentlich aber um von der deutschen Kirche auf 5 Jahre den vierten Theil ihrer Einkünfte zu verlangen. Es scheint als ob Rudolf mit diesem Begehren einverstanden gewesen sei, nur daß er sich einen Theil dieser von der deutschen Kirche zu erhebenden Steuer ausbedang. (Wenigstens hätte er schon im Jahre 1285 den Papst darum gebeten und bereits Gregor sich bereitwillig erklärt, dem Könige 12000 Mark zu bewilligen von einer ähnlichen Steuer, die aber damals zum Behufe des Kreuzzuges erhoben werden sollte.) Als aber der päpstliche Gesandte auf einer Kirchenversammlung zu Würzburg im Anfang des Jahres 1287

dieses Ansinnen an die deutschen Bischöfe stellte, so erhob sich dagegen der entschiedenste Widerspruch und der Unwille gegen den Gesandten des heiligen Vaters war so groß, daß zwei seiner Begleiter vom Volke erschlagen wurden und er selber nur durch den Schutz des Königs der Lebensgefahr entging. Seines Bleibens war nun in Deutschland nicht länger: er eilte von Rudolf geleitet, über die deutsche Gränze. Das Betragen des päpstlichen Gesandten wurde von den Zeitgenossen auf das heftigste getadelt: seinen ganzen Weg hatte er mit dem Zusammenscharren von Geld bezeichnet, gegen Geld Vorrechte und Freiheiten ertheilt, die er dann ohne irgend einen Grund wieder zurückzog, natürlich ohne das Geld herauszugeben. Unter solchen Umständen konnte die Unterstützung der päpstlichen Forderungen von Seite Rudolf's keinen guten Eindruck machen. Uebrigens bewies dieser Vorgang, daß die deutschen Bischöfe nicht abgeneigt waren, dem Papste gegenüber eine unabhängigere Stellung einzunehmen und den Anmaßungen desselben zu begegnen. Rudolf dachte aber so wenig daran, den Vorfall in diesem Sinne zu benutzen, daß er vielmehr gleich darauf an den Papst einen Brief schrieb, in dem er sich sehr bitter über die deutschen Bischöfe ausließ und dem Papste jede Hülfe versprach, wenn er sie für ihr Verhalten züchtigen wolle. In der That wurde einer der heftigsten Sprecher auf der Würzburger Kirchenversammlung, der Bischof von Toul in den Bann gethan.

Indessen sollte Rudolf bald erfahren, zu welchen Anmaßungen sich der Papst durch seine Unterwürfigkeit verleiten lassen konnte. Schon im Jahre 1284 hatte der Papst Martin IV. dem Könige von Frankreich den zehnten Theil der Einkünfte von verschiedenen deutschen Bisthümern und Städten angewiesen. Im Jahre 1282 war nämlich die sogenannte sicilianische Vesper erfolgt, welche der so gut päpstlichen französischen Herrschaft in Sicilien ein Ende machte: der König von Aragonien riß darauf die Insel an sich und wurde von der Einwohnerschaft als König anerkannt. Jetzt sollte sie ihm der König von Frankreich wieder entreißen. Da aber seine Einkünfte nicht zu der Bestreitung der Kriegskosten hinreichten, so sollte auch Deutschland dazu beisteuern, und der Papst schrieb die erwähnten Steuern aus, ohne dem deutschen König ein gutes Wort darum zu geben. Ein solches Verfahren konnte Rudolf doch nicht so ruhig hinnehmen.

Er machte also beim Papste bescheidene Einwendungen, allein er wurde damit abgewiesen. Vielmehr erneuerte bald darauf der Papst diese Anweisung und zwar auf den Zehnten aller kirchlichen Einkünfte des deutschen Reichs für drei Jahre. Zugleich erlaubte sich der König Philipp IV. von Frankreich Eingriffe in die Gränzen des deutschen Reiches: namentlich trachtete er nach dem Bisthum Verdün. Durch diese Dinge wuchs der Unmuth der Reichsfürsten gegen Rudolf außerordentlich: sie murrten über seine Nachlässigkeit und über die Demüthigung, die er sich gefallen lasse. Nun wandte er sich nochmals an den Papst und verlangte die Aufhebung der päpstlichen Verordnung, wie er sich denn auch über die Eingriffe des Königs von Frankreich beschwerte. Allein auch diese Bitte des deutschen Königs hatte keinen Erfolg; der Papst antwortete (1290), die Zehntbewilligung gereiche nicht sowohl dem Könige von Frankreich zum Vortheil, als vielmehr der römischen Kirche zu Gunst und Hülfe, und da der römische König ja der hauptsächlichste Beschirmer der Kirche sei, so müsse er sich über die Verordnung, welche mit allem Bedacht getroffen worden, eher freuen als grämen: er solle sie sich also getrost gefallen lassen. Rudolf nahm diese Demüthigung ruhig hin, ohne weiter etwas dagegen zu thun. Sie war aber für ihn um so größer, als der Papst von der Kaiserkrönung, welche Rudolf immer noch beabsichtigte, augenscheinlich nichts mehr wissen wollte.

Aber bald sollte eine neue Demüthigung folgen. Im Jahre 1290 wurde der König von Ungarn Ladislaus erschlagen, ohne rechtmäßige Nachkommen zu hinterlassen. Rudolf glaubte diese Gelegenheit benützen zu müssen, um das wichtige Reich für sein Haus zu erwerben. Nachdem er im August 1290 in feierlicher Reichstagssitzung zu Erfurt erklärt hatte, daß Ungarn zu Kaiser Friedrich's II. Zeiten ein Lehen des deutschen Reiches geworden und er selbst gegenwärtig gewesen, wie König Bela dem Kaiser den Huldigungseid geleistet, übertrug er Ungarn als deutsches Reichslehen an seinen Sohn Albrecht, Herzog von Oesterreich. Kaum aber hatte er von diesem Schritte dem Papst Nicolaus IV. Meldung gethan, so ordnete dieser einen Gesandten an ihn ab, der ihm erklärte, daß Ungarn der römischen Kirche gehöre und nicht dem Reich. Rudolf solle sich daher hüten, wider dieses offenbare Recht der Kirche zu handeln. Vielmehr

erwarte der Papst, daß der römische König als besonderer Vogt und Beschirmer der Kirche ihre Rechte ungeschmälert aufrecht erhalte: hierdurch werde er sich zu dem bisher unbefleckten Ruhm der Ergebenheit neue Verdienste erwerben. Auch diese Demüthigung nahm Rudolf ruhig hin.

Dies war also der Dank für Rudolf's Unterwürfigkeit gegen die Kirche. Anlaß genug, um beim Könige Zweifel aufkommen zu lassen über die Richtigkeit seiner Handlungsweise. Aber die letzten Jahre stellten diese auch nach mehreren anderen Seiten hin sehr in Frage. Widerstände häuften sich auf Widerstände, und wenn er sie schon augenblicklich niederschlug, so mußte er sich doch selber sagen, daß sie nicht mit der Wurzel ausgerottet seien. Rudolf hatte zwar Erfolge erzielt, aber ob sie auch die Dauer verbürgten? Er hatte sich eine Hausmacht gegründet, aber ob die Zustände Deutschlands so befestigt waren, daß nicht jeden Augenblick die Zeiten der Verwirrung und der Auflösung zurückkehren konnten? Gerade in Bezug auf Deutschland lieferte die Regierung Rudolf's den Beweis, daß eine noch so schlaue und vorsichtige Staatskunst keine großartigen Schöpfungen hervorbringt, wenn sie sich darauf beschränkt, blos die augenblicklichen Verhältnisse zu berücksichtigen, anstatt sich auf die breite Unterlage des Volksbedürfnisses zu gründen. Rudolf hatte gemeint, durch die Unterwürfigkeit unter den Papst seine Krone zu befestigen und er mußte die Erfahrung machen, daß gerade die Kirche sie auf's Gröbste beleidigte. Er ersah, daß sein Gehorsam gegen den Papst ihm die Geistlichkeit des eigenen Landes entfremdete. Denn seit dem Jahre 1287 beginnt sich die Ergebenheit derselben gegen ihn mehr und mehr aufzulösen. Außer den Vorfällen auf der Würzburger Kirchenversammlung traten auch noch mehrere andere Ereignisse ein, welche dieses Ergebniß herbeiführten. Im Jahre 1288 starb sein Vertrauter der Erzbischof Heinrich von Mainz, und sein Nachfolger wurde Gerhard von Eppenstein, welcher eine ganz andere Richtung verfolgte. Auch die Erzbisthümer von Trier und Köln wurden neu besetzt und ebenfalls nicht mit Männern, welche dem Hause Habsburg hold waren. Der Erzbischof von Salzburg aber, Rudolf, gerieth mit des Königs Sohne Albrecht in die schwersten Zerwürfnisse: es kam zu förmlicher Fehde, und Rudolf sprach über Albrecht sogar den Kirchenbann aus. Der letztere Streit wurde

zwar durch den König wieder beigelegt; aber die geistlichen Fürsten konnten aus der Art und Weise, wie es geschah, und aus dem Verfahren gegen den Abbt von St. Gallen und den Bischof von Chur ersehen, daß des Königs kirchenfreundliche Gesinnung nicht immer Stand hielt, wenn sie mit den Vortheilen des eigenen Hauses in Widerspruch gerieth. Genug, es trat eine merkliche Erkaltung ein. Was hatte nun Rudolf von der Begünstigung der Geistlichkeit, was von der ihr zu Liebe vorgenommenen Zurücksetzung des Bürgerthums, welches sich ihm mehr und mehr entfremdete? Es scheint doch, daß er gegen das Ende seiner Regierung zur Einsicht gelangt sei, daß er hier einen Mißgriff gemacht habe. Denn im Jahre 1290 stellt er die früher verbotenen Innungen wieder her, mit der Bemerkung, daß er eines Besseren belehrt worden sei und sich nun von ihrer Nützlichkeit überzeugt habe. Aber er war schon zu alt, um das Verlorene wieder einzubringen. Seine Hauptsorge ging jetzt dahin, seinem Hause die deutsche Krone zu sichern.

Früher hatte er sie seinem Zweitgeborenen, Hartmann, zugedacht. Als dieser im Jahre 1281 starb, sollte Rudolf sein Nachfolger werden. Aber auch dieser starb im Jahre 1290. Es war nur noch der Aelteste, Albrecht, übrig, für den er nunmehr die Kurfürsten zu gewinnen suchte. Zu diesem Ende schrieb er einen großen Reichstag nach Erfurt aus, wo auch Albrecht erschien. Aber trotz der großen Pracht, welche hier entfaltet ward, trotz der scheinbaren allgemeinen Anerkennung und Huldigung, welche hier dem Könige Rudolf zu Theil wurde, konnte er es doch nicht dahin bringen, daß sich die Kurfürsten für die Nachfolge seines Sohnes erklärten. Von den Beweggründen der geistlichen Kurfürsten habe ich schon gesprochen; aber auch die weltlichen, obschon sämmtlich Rudolf's Schwiegersöhne, gingen mit Ausnahme des Pfalzgrafen Ludwig nicht darauf ein. Also auch hier mußte der König die Erfahrung machen, daß seine Staatskunst nicht den gewünschten Erfolg hatte. Das Band der Verwandtschaft war nicht stark genug, um die fürstlichen Wähler zu Gunsten seines Hauses zu stimmen. Offenbar fürchteten sie in Albrecht den mächtigen Fürsten und seine Denkungsart, die sich bereits in den Händeln mit dem Erzbischof von Salzburg, wie mit dem Herzog Otto von Baiern enthüllt hatte: auch mit dem Könige von Böhmen fehlte es nicht an Zerwürfnissen. Man besorgte, daß Albrecht als

deutscher König eine noch strengere Haltung beobachten werde, als sein Vater. Genug, weder auf dem Reichstage zu Erfurt, noch auf dem zu Frankfurt, der im Mai 1291 abgehalten ward, vermochte Rudolf die deutschen Fürsten, seinem Sohne die Nachfolge zu sichern.

Der alte König überlebte nicht lange mehr die Vereitlung seines Wunsches. Er eilte in seine Heimath, an den Rhein. In Germersheim fühlte er das Herannahen des Todes. Da sagte er: „Wohlan, nach Speier, wo noch mehr meiner Vorfahren begraben liegen." Das war Rudolf's Grabesritt. Er starb in Speier, am 15. Juli 1291.

---

3. Adolf von Nassau.

Kaum hatte Rudolf die Augen zugedrückt, so brachen die durch ihn im Zaume gehaltenen Mächte der Zerstörung wieder hervor: es schien fast, als ob seine Regierung ganz erfolglos gewesen, so breitete sich das Fehdewesen, Wegelagerei und jegliche Gewaltthat über das Gebiet des deutschen Reiches aus. Und dazu kam, daß sich die Kurfürsten nicht im Mindesten beeilten, dem verstorbenen König einen Nachfolger zu wählen, weil sie sich über Niemanden vereinigen konnten. So blieb der deutsche Thron fast ein ganzes Jahr unbesetzt. Endlich, als das Reich immer lauter nach einem König verlangte, wurde auf den 5. Mai 1292 der Wahltag anberaumt. Am meisten Hoffnung auf die deutsche Krone machte sich immer noch Albrecht, Herzog von Oesterreich. Er zog deßhalb mit 600 stattlichen Rittern an den Rhein, um im Falle seiner Wahl sofort mit einem glänzenden Gefolge seinen Einzug in Frankfurt halten zu können. Allein die Stimmung der Kurfürsten hatte sich seit seines Vaters Tode nicht verändert: alle weltlichen waren gegen ihn und nur der Pfalzgraf Ludwig blieb dem einmal gegebenen Worte treu. Von den geistlichen Kurfürsten würde wohl auch der von Trier nichts gegen seine Wahl gehabt haben, aber die Beiden andern, der Erzbischof Gerhard von Mainz und der Erzbischof Sigfried von Köln, welche die Wahlhandlung leiteten, waren bereits über einen Andern übereingekommen und wußten die übrigen für ihn zu bestimmen, zuletzt auch den

Pfalzgrafen Ludwig. Der von ihnen vorgeschlagene und dann auch einstimmig gewählte war wiederum ein Graf, Adolf von Nassau, von einer noch weit geringeren Hausmacht, als Rudolf von Habsburg besessen; denn er konnte nur die Hälfte der Grafschaft Nassau sein eigen nennen. Aber gerade ein so armer König paßte zu den Planen der Kurfürsten. Sie glaubten von ihm nichts fürchten zu dürfen, im Gegentheil hofften sie ihn nach ihren Wünschen leiten zu können, da er nicht unabhängig genug sei, um selbstständig zu herrschen — insbesondere die geistlichen Kurfürsten hegten diese Hoffnungen — und endlich gedachten sie, diese Gelegenheit zu ergreifen, um ihr Wahlrecht auf das Theuerste zu verkaufen.

Gerade diese Königswahl zeigte recht deutlich das Unglückselige des Kurfürstenthums. Denn die Herren, welche mit dem Rechte betraut waren, den deutschen König zu wählen, benutzten dasselbe von nun an fast nur zur Ausbeutung: am Wohl und Wehe des Reichs war ihnen aber wenig gelegen. Adolf mußte sämmtlichen Kurfürsten große Zugeständnisse machen, viel größere, als wozu sich sein Vorgänger herbeigelassen. Verhältnißmäßig weniger verlangten die weltlichen: diese wurden meist mit Geld abgefunden, nur der König von Böhmen ließ sich das Pleißner Land, nämlich Burg und Stadt Altenburg, Chemnitz, Zwickau nebst Eger verpfänden. Weit mehr bedachten sich die geistlichen Kurfürsten: der von Trier ließ sich gegen 8000 Mark Wahlkosten zahlen und außerdem die Burgen Kochem, Klotten und Kobern versetzen; der von Köln bekam zum Pfand die Städte Dortmund, Duisburg, Sinzig und die Vogtei Essen, endlich die Stadt Werth mit einem neuen Zoll in Bonn, zu 37,000 Mark. Am unverschämtesten aber war der Erzbischof Gerhard von Mainz, der freilich das Meiste zur Wahl beigetragen hatte. Dieser verlangte 1) Zahlung aller seiner Schulden am römischen Hof; 2) Vergütung seiner Wahlkosten; 3) die lebenslängliche Vogtei von Lahnstein; 4) die Burg Ballenhausen; 5) die Vogtei über die Städte Mühlhausen und Nordhausen; 6) den Zoll zu Boppard und Verlegung desselben nach Lahnstein; 7) Seligenstadt und den Bachgau, welchen König Rudolf für das Reich bereits eingezogen hatte; 8) Verwendung des Königs, daß ihm von den Mainzer Bürgern 6000 Mark in Folge eines mit ihnen gehabten Streites gezahlt würden; 9) Ueberlassung der Juden, d. h. der Steuern derselben in Mainz.

Außerdem mußte der König versprechen, sich keine Eingriffe in die geistliche Gerichtsbarkeit zu erlauben, alle Gerechtsame des Mainzer Erzbisthums zu bestätigen und es kräftig darin zu schützen, dem Erzbischof gegen die Herzoge von Braunschweig beizustehen, einen Verwandten des Erzbischofs, Sigfried von Eppenstein, zum Burgmann in Friedberg einzusetzen, dagegen einige andere Männer, persönliche Feinde Gerhard's, wie den Ulrich von Hanau und den Meister Klingenberg nie in seine Dienste zu nehmen.

Diese Zugeständnisse waren demüthigend genug für das Oberhaupt des deutschen Reiches. Indessen fand sich Adolf in den ersten Jahren seiner Regierung noch so von den Verhältnissen umstrickt, daß er jene nicht nur wiederholt anerkannte, sondern auch noch neue hinzufügte, und sich von den geistlichen Kurfürsten willig leiten lassen zu wollen schien. Nicht selten benutzte er das königliche Schiedsrichteramt, um Streitigkeiten, in welche seine erzbischöflichen Vormünder verwickelt waren, zu ihren Gunsten zu entscheiden.

Aber Adolf war nicht der Mann, um eine solche Abhängigkeit auf die Länge zu ertragen. Er war gerade in der Kraft seiner Jahre, muthig, kühn, einer der tapfersten Ritter seiner Zeit, dem es an Körperstärke nicht leicht Einer zuvorthat, dabei von dem unerschrockensten Freimuthe. Als er in der Schlacht bei Woringen, wobei er auf der Seite des Erzbischofs Sigfried von Köln gestritten — daher die Zuneigung dieses Kirchenfürsten — nachdem er Wunder der Tapferkeit vollbracht, endlich gefangen genommen und vor den Herzog von Brabant geführt war, so redete ihn dieser mit den Worten an: „Ausgezeichneter Ritter, wer bist du, der mir heute so furchtbar gewesen?" „Ich bin der Graf von Nassau," erwiederte Adolf. „Aber wer seid ihr?" — „Ich bin der Herzog von Brabant, den du im Getümmel der Schlacht beständig verfolgt hast." „Ich glaubte, sagte darauf Adolf, mit diesem meinem Schwert fünf Herzoge getödtet zu haben, und wundere mich, daß ihr ihm entgangen seid." Der Herzog von Brabant ehrte diese Freimüthigkeit, entließ ihn ohne Lösegeld und zählte ihn seitdem zu seinen Freunden. Neben diesem kühnen ritterlichen Muthe besaß Adolf eine für jene Zeiten seltene geistige Bildung. Die Zeitgenossen rühmen an ihm, daß er drei Sprachen vollkommen verstanden, Lateinisch, Deutsch und Französisch. Immerhin also war er keine gewöhnliche Erscheinung. Erhoben auf

einen Thron, der vor noch nicht langer Zeit als der erste der Welt angesehen ward, begreift sich, daß ein Mann von seinem Wesen es unter seiner Würde fand, sich am Gängelbande führen zu lassen: er beschloß sich zu befreien und der von ihm getragenen Krone Achtung zu verschaffen. Schon in den ersten Jahren zeigte er, daß er entschlossen sei, das königliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Im Jahre 1292 brachte er Schwaben, das wieder von Fehden zerrüttet war, zur Ruhe, und ein Jahr darauf belagerte er die Reichsstadt Kolmar, deren sich der Schultheiß Rösselmann und der Ritter Anselm von Rappoltstein, die schon unter Rudolf genug Unruhen angefangen, bemächtigt hatten und die ihm den Gehorsam verweigerten: nahm endlich, unterstützt von den Bürgern, die Stadt ein, und rächte an jenen beiden Männern ihren Ungehorsam mit großer Strenge. Auch die Straßburger, die es immer mehr mit Habsburg gehalten, achteten es für besser, sich zu unterwerfen und die königliche Gnade zu suchen. Die Kraft und die Strenge, welche Adolf bei diesen Unternehmungen entwickelte, erinnerte an Rudolf von Habsburg, und in der That: er wollte das Nämliche, was dieser, er suchte die Reichsgewalt wieder zu kräftigen, sie zur früheren Bedeutung zurückzuführen. Aber welchen Weg schlug er hiezu ein?

Anfangs schien es, als ob er ganz die Staatskunst seines Vorgängers befolgen wolle. Er lehnte sich, wie dieser, an die Geistlichkeit an, bestätigte alle ihre Vorrechte, gestattete ihr, wie schon bemerkt, einen großen Einfluß auf seine Regierungshandlungen und nahm sie in Schutz gegen Angriffe aller Art. Dieses Verhalten hat ihm auch unter seinen Zeitgenossen den Namen des Pfaffenkönigs erworben. Zugleich suchte er sich die mächtigsten deutschen Fürsten durch Heirathen zu verbinden. Dies gelang ihm mit Böhmen und der Pfalzgrafschaft am Rhein. Mit einer Tochter des Königs Wenzel von Böhmen verlobte er seinen ältesten Sohn, Rupert, damals noch ein Knabe; mit Rudolf, dem ältesten Sohne des Pfalzgrafen Ludwig des Strengen, der indessen 1294 starb, verlobte er seine Tochter: die Heirath wurde noch in demselben Jahre 1294 vollzogen.

Bald aber fand er, daß beide Mittel ungenügend seien. Er hatte nicht so viele Töchter, wie Rudolf von Habsburg, um alle Kurfürsten zu seinen Eidamen zu machen. Auch bewies ja die Geschichte dieses Königs, wie wenig auf dergleichen Verwandtschaften zu bauen sei.

Sodann war es gerade der Einfluß der höheren Geistlichkeit, dem er sich zu entziehen suchte.

Offenbar hat Adolf einen viel tiefer gehenden Plan verfolgt, wie Rudolf von Habsburg, oder vielmehr, er glaubte gewaltigere Mittel anwenden zu müssen, um ihn zu erreichen. Seine ganze Natur drängte ihn dazu hin. Er war kein Mann, der viele Rücksichten zu nehmen gewohnt war oder vor Gefahren zurückbebte: wie er sich in der Schlacht von seinem Muthe fortreißen ließ, so glaubte er auch in der Staatskunst mit festem Willen und nichts scheuender Thatkraft zum Ziele gelangen zu können. Dazu kam, daß er mit seiner doch geringen Hausmacht nichts oder wenig in die Schanze schlug: mehr oder minder war er doch ein Abenteurer, der schon mehr wagen durfte, als Einer, dem größere Glücksgüter zu Gebote stehen.

Es gab im Grunde nur zwei Mittel, die Fürstenmacht zu brechen, was das Ziel jedes Königs sein mußte, der die Reichsgewalt stärken und Deutschland wieder mächtig machen wollte: für's Erste ein großes Heer, welches ihm unbedingt gehorchte; sodann Unterstützung von Seite der Volksmassen.

Der Zufall gab Adolfen das erste an die Hand. In Thüringen herrschte seit mehreren Jahren die größte Zerrüttung, hervorgebracht durch den unnatürlichen Krieg, den der Landgraf Albrecht, der Unartige, mit seinen Söhnen Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann führte, Kinder jener unglücklichen Tochter Friedrich's II., welche Albrecht ermorden lassen wollte. Albrecht wollte seine Söhne enterben und sie stritten nun mit ihm um ihr Eigenthum. Im Jahre 1291 kam ein neuer Zankapfel hinzu. Es starb nämlich Albert Tuto, der Markgraf von Meißen, ohne Kinder zu hinterlassen. Die nächsten Verwandten des Verstorbenen waren Albrecht der Unartige und seine Söhne Friedrich und Diezmann. Diese letzteren nahmen Meißen sofort in Besitz und behaupteten es gegen ihren Vater. Darüber ergrimmte dieser und ehe er es seinen Söhnen ruhig überließ, sollte es lieber ein Anderer haben. Nun betrachtete aber der König Adolf Meißen als heimgefallenes Reichslehen und nahm es für das Reich in Anspruch. Albrecht ging in diese Anschauung ein, verzichtete auf das Land und setzte sich mit dem Könige dergestalt in Verbindung, daß er demselben um eine Summe von 12000 Mark

gegen seine Söhne beizustehen versprach *). Friedrich und Diezmann dachten indessen nicht daran, Meißen herauszugeben. Nun mußten sie also mit Gewalt der Waffen dazu gezwungen werden, und in der That setzte sich Adolf im Jahre 1294 gegen sie in Bewegung.

Dieses Ereigniß war für den König in mehrfachem Betrachte von einer großen Bedeutung. Erstens hatte er nun Gelegenheit, sich eine Hausmacht zu gründen. Aber wichtiger, als dieses — da Meißen ein verhältnißmäßig doch kleines Land war — war das Zweite, daß Adolf nun Gelegenheit fand, sich ein Heer zu schaffen. Doch wäre ihm dieses bei seinen geringen Mitteln nicht möglich gewesen, hätte ihn nicht das Glück noch von einer andern Seite her begünstigt. Der König Eduard von England befand sich nämlich im Krieg mit dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich. Er bedurfte, um ihn mit Erfolg in seinem eigenen Lande anzugreifen, eines Bundesgenossen, und fand diesen in dem Könige des deutschen Reiches. Zwischen Deutschland und Frankreich bestanden, wie wir gesehen, schon unter Rudolf von Habsburg mannichfache Streitigkeiten. Seit Rudolf's Tode setzte der König von Frankreich seine Anmaßungen fort und beunruhigte die deutschen Gränzen auf alle Weise, namentlich suchte er die burgundischen Lande an sich zu ziehen. Es verstand sich von selbst, daß dieses nicht geduldet werden durfte: auch war Adolf mit dem König von Frankreich deßhalb in einen heftigen Schriftenwechsel gerathen, der zur Kriegserklärung führen mußte. Nichts natürlicher, als daß nun der König von England und der deutsche mit einander gemeinsame Sache machten. Da aber die Mittel des deutschen Reiches sehr gering waren, so zahlte Eduard dem Könige Adolf 100,000 Mark Hülfsgelder. Darüber haben sich nun Adolf's Feinde sehr aufgehalten und es als eine Verkleinerung des deutschen Namens angesehen, obschon die Fürsten keine Miene machten, aus eigenen Mitteln ein Heer gegen den Reichsfeind aufzubieten. Im Grunde genommen ärgerten sie sich aber nur darüber,

---

*) So verhält es sich mit dem angeblichen Verkauf von Thüringen und Meißen an den König Adolf. Die meisten gleichzeitigen Quellen wissen nichts davon. Vielmehr stellen sie mit Ausnahme der Thüringischen die Sache so dar, als ob Adolf, indem er Meißen für das Reich zurückforderte, vollkommen im Rechte gewesen wäre. Vergl. Böhmer regesta imperii 1246—1313. S. 176.

daß Adolf das Geld nicht, wie sie erwartet hatten, unter sie vertheilte. Adolf warb sich dafür ein Heer und brach mit demselben allerdings nicht gegen Frankreich auf, sondern gegen Meißen. Es war verzeihlich: denn ehe man einen auswärtigen Krieg führen konnte, mußte das Innere beruhigt sein.

Das Söldnerheer, welches Adolf in die thüringischen Lande führte, hauste nun freilich auf eine furchtbare Weise. Er mußte ihm Manches nachsehen, um es sich ergeben zu erhalten. Auch glaubte er alle Schrecken des Krieges über das Land verhängen zu müssen, um es desto eher zur Unterwerfung zu zwingen. Denn die Markgrafen wehrten sich verzweifelt, und Adolf mußte drei Feldzüge gegen sie unternehmen. Indessen, im Frühjahr 1296, endete der Krieg mit Unterwerfung der streitigen Länder unter den König. Die Brüder Friedrich und Diezmann wanderten aus dem Lande.

Nach dem glücklichen Ausgange dieses Unternehmens trat Adolf ganz anders auf. Er hörte nun nicht mehr auf die geistlichen Kurfürsten, dachte nicht mehr daran, alle die Versprechungen zu erfüllen, die er ihnen gemacht; auch die weltlichen behandelte er mit einer kaum verholenen Geringschätzung und ging nun ganz seinen eigenen Weg. Er umgab sich mit Männern, welche nicht dem hohen Adel angehörten, vielmehr niederen Herkommens, aber wahrscheinlich tapfere Krieger, die unter ihm gefochten und glauben mochten, in der Art, wie mit Thüringen, so mit ganz Deutschland fertig werden zu können. Schon sprach Adolf davon, die entzogenen Reichsgüter wieder einziehen und mit den Belehnungen zurückhaltender sein zu wollen.

Doch sah Adolf zugleich ein, daß er das Bürgerthum für sich haben müsse, die einzige Macht, welche das eigentliche Volk vertrat und es zu einer staatlichen Bedeutung gebracht hatte, sowohl wegen des außerordentlichen Reichthums, den es besaß, als wegen der Menge von Kräften, über die es gebieten konnte. Dieses suchte er von nun an zu gewinnen. Es ist bedeutsam, daß er bei seiner Stadt Idstein thatsächlich das Pfahlbürgerthum begünstigte und in großartigem Maßstabe den Grundsatz anerkannte, daß unfreie Leute, wenn sie in die Städte ziehen, die Freiheit erhalten. Eine Menge unfreier Leute der benachbarten Orte, namentlich von erzbischöflich-mainzischen ließen sich jetzt in dieser neuen Stadt nieder. Darüber, heißt es nun, hätte er den ganzen Adel gegen sich aufgebracht, welcher

sich seiner Leute beraubt gesehen. Begreiflich aber gewann er die Städte, deren Macht durch die Anerkennung jenes Grundsatzes sich steigern mußte. Sodann scheint es mir, daß er diese auch dadurch an sich zog, daß er sie mit Steuern mehr verschonte, als Rudolf. Mehrmals ermäßigte er die Steuer einer Stadt in Anbetracht vom Eintreten gewisser Unglücksfälle. Dagegen besteuerte er auch die fürstlichen Länder. Wenigstens beklagen sich die Fürsten über ungemessene Abgaben, die er erhoben: hätten diese blos die Städte getroffen, so würde das sie wenig bekümmert haben. Aber daß sie nun selber zahlen sollten, ärgerte sie.

Adolf war mit seinen Planen offenbar zu schnell hervorgetreten, als daß bei dem Mangel einer hinlänglichen Vorbereitung auf einen glücklichen Erfolg zu rechnen gewesen wäre. Außerdem war seine Persönlichkeit der Art, daß sie kein unbedingtes Vertrauen einflößte. Ein tapferer Ritter, sogar tollkühn und verwegen: aber seinem Auftreten mangelte es an sittlicher Würde. Er hatte sich durch seine Zugeständnisse zu viel vergeben, und dadurch, daß er sein Wort brach, wurde nichts besser gemacht. Durch sein Verfahren in Thüringen erwarb er sich den Ruf unmenschlicher Härte, ja Grausamkeit. Dann war er durch seine Geldnoth zu einzelnen Handlungen gezwungen, die mit seinen sonstigen Planen im Widerspruch standen; wie er denn ganze Städte und Grafschaften verpfändete, auch hin und wieder die Geistlichkeit, ähnlich wie Rudolf, begünstigte, wenn er gerade die Unterstützung eines Bischofs, wie z. B. des Erzbischofs von Salzburg, nöthig hatte. Auch der Umstand, daß er dem englischen Könige nicht zu Hülfe kam, mußte ihn bei Vielen in schlechtes Licht setzen, obschon sein Krieg in Thüringen ihn entschuldigen konnte. Indessen rückte er doch noch mit einem Heere heran, aber zu spät: der König von England sah sich zu einem Waffenstillstande gezwungen. So war denn sein Verfahren vielfach folgewidrig, scheinbar planlos, nicht immer würdevoll.

Trotz alle dem hatte er viele Anhänger, allerdings nicht unter den Fürsten, aber desto treuer waren ihm die Städte, mit Ausnahme von Straßburg, welches habsburgisch gesinnt war, und von Mainz, das ihm wahrscheinlich nicht vergessen konnte, daß er in ihrem Streite mit dem Erzbischof dessen Partei ergriffen hatte. Ja, die Städte stellten ihm bereitwillig ihre Kräfte zur Verfügung, und er bediente

sich ihrer meistens bei seinen Unternehmungen. Auch bewahrten sie ihm ihre Ergebenheit bis zu seinem Tode.

Die deutschen Fürsten durchschauten bald des Königs Plane, und glaubten ihm zuvorkommen zu müssen, ehe er, ein neuer Cäsar, ganz Deutschland unterworfen habe *). Insbesondere der Erzbischof Gerhard von Mainz, derselbe, der seine Wahl durchgesetzt, war nun sein erbittertster Feind geworden, da er sich so sehr in seinem Schützling getäuscht sah. Dieser leitete jetzt eine Verschwörung gegen den König ein. Es war nicht schwer, die übrigen Fürsten in dieselbe hereinzuziehen: Allen mußte der Sturz Adolf's als wünschenswerth erscheinen. Nur war die Frage, auf welche Weise man am ersten zum Ziele gelangen konnte. Bald war man aber auch darüber im Reinen: es mußte ein Gegenkönig aufgestellt werden, der mächtig genug war, Adolfen die Spitze zu bieten. Und ein solcher bot sich von selber dar: es war der Herzog Albrecht von Oesterreich.

Zwischen ihm und dem Könige Adolf bestand seit der letzten Wahl ein gespanntes Verhältniß. Zwar erkannte Albrecht, wie es scheint, nicht ohne daß manche Verhandlungen vorausgegangen waren, zuletzt Adolf als König an und nahm von ihm seine Lehen in Empfang. Aber er konnte es nie vergessen, daß er um Adolf's willen die deutsche Krone verloren habe, während dieser in dem Herzog einen ihm mißgünstigen, zweideutigen Fürsten erblickte. Die gegenseitige Mißstimmung wurde durch mehrere Vorfälle verstärkt. Adolf soll zuerst vorgehabt haben, sich mit dem Hause des Herzogs durch Heirath zu verbinden, Albrecht aber wies ein derartiges Anerbieten mit Stolz zurück. Adolf rächte sich vor der Hand durch die Verfolgung und Züchtigung der Anhänger des habsburgischen Hauses in Schwaben und Elsaß. Albrecht reizte nun auch seinen Vetter, den Herzog von Kärnthen gegen Adolf auf, so daß dieser sich weigerte, sich von Adolf belehnen zu lassen: der König antwortete damit, daß er den Herzog von Kärnthen in die Acht that. Bei den Zerwürfnissen zwischen Herzog Albrecht und dem Erzbischof von Salzburg, welche kein Ende nehmen wollten, stellte sich Adolf auf die Seite des Letzteren und gebot dem Herzoge sich zu fügen, widrigenfalls er ihn im eigenen Lande aufsuchen wolle. Und schon machte er Vor-

*) Gesta Trevirorum Archiepiscoporum bei Marlene IV. 335.

bereitungen zu einem solchen Zuge. Er nahm alle unzufriedenen Oesterreicher, die vor dem Herzog geflohen, auf und Albrecht beschuldigte ihn, bei den vielfachen Empörungen des österreichischen Adels gegen den Herzog seine Hand mit im Spiele gehabt zu haben. Albrecht hinwiederum scheute sich nicht, sich mit dem Reichsfeinde, dem Könige von Frankreich zu verbinden und Sold von ihm zu empfangen; und beschönigte das Ungehörige eines solchen Verfahrens mit der Bemerkung, daß, wenn der König sich nicht schäme, des Engländers Söldner zu sein, er wohl auch das Geld der Franzosen nehmen dürfe.

Die Spannung zwischen Albrecht und Adolf war demnach so stark geworden, daß es früher oder später zum Kriege zwischen ihnen kommen mußte. Begreiflich ergriff Albrecht jeden Vorschlag, der ihm einen günstigen Erfolg einer Auflehnung gegen den König zu versprechen schien, mit beiden Händen. Auf Albrecht konnten also die Fürsten rechnen. Die Beweggründe, welche vor fünf Jahren seine Verwerfung bewirkt, mußten nun anderen, stärkeren weichen. Es galt zunächst, Adolf zu stürzen, was nur durch eine so bedeutende Streitmacht, wie sie Albrecht aufbieten konnte, möglich war. Außerdem hatte das Geld, welches Albrecht nicht versäumte, in beträchtlichen Summen an die deutschen Fürsten zu vertheilen, eine große Ueberzeugungskraft, zumal, da sie bei den 100,000 Mark englischer Hülfsgelder leer ausgegangen waren. Genug: bereits im Sommer 1297 wurden von den Verschworenen die ernstlichsten Vorbereitungen getroffen. An Pfingsten kamen bei Gelegenheit des Krönungsfestes des Königs Wenzel von Böhmen eine große Anzahl Fürsten nach Prag, unter ihnen der Erzbischof Gerhard von Mainz, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, Albrecht von Oesterreich. Während Aller Augen nur auf die Festlichkeiten gerichtet waren, und auf die ungeheuere Pracht, welche sich dabei entfaltete, brüteten die Fürsten über den Planen zu Adolf's Sturz. Sie kamen überein, Albrecht als deutschen König anzuerkennen, wenn er Adolf vom Throne gestoßen. Er sollte sich einstweilen rüsten. Inzwischen wollte man allenthalben werben, und auch den heiligen Vater für den Plan zu gewinnen suchen. Man hoffte dies um so mehr, als der damalige Papst Bonifacius VIII. den König Adolf wiederholt von einem Kriege gegen Frankreich und von der Verbindung mit Eng-

land abgemahnt, worauf aber Adolf keine Rücksicht genommen zu haben scheint, da er zuletzt doch dem Könige von England zu Hülfe gezogen. Für den Herbst wurde eine neue Versammlung nach Eger anberaumt, wo die weiteren Schritte besprochen werden sollten.

Aber diese Umtriebe wurden doch nicht so geheim gehalten, daß sie nicht endlich zur Kunde des deutschen Königs gekommen wären. Er that nun sofort, was ihm nöthig schien, um diesen Entwürfen zu begegnen. Er trieb die Anhänger der Verschworenen in Schwaben und Elsaß zu Paaren und verhinderte die beabsichtigte Zusammenkunft in Eger, indem er durch seine Söldnerhaufen in Meißen den Weg nach Böhmen versperren ließ, während er selber den Erzbischof von Mainz in einem seiner Schlösser belagerte. Doch gelang es einem Theil der Verschwornen noch in dem Herbst in Kaden eine Zusammenkunft zu halten, welcher freilich die Seele derselben, der Erzbischof Gerhard nicht beiwohnen konnte, und im Februar 1298 trafen sie sich noch einmal in Wien, wo beschlossen ward, daß Albrecht mit einem Heere an den Rhein aufbrechen sollte.

Dies geschah zu gleicher Zeit, als Adolf mit seiner Kriegsmacht sich in Bewegung setzte, um den Herzog in seinem eigenen Lande aufzusuchen. Er kam bis nach Ulm. Hier erfuhr er das Herannahen Albrecht's und in der Hoffnung, so bald wie möglich mit ihm zusammenzutreffen, ertheilte er dem Herzog Otto von Baiern, der aus alter Feindschaft gegen den Habsburger es mit dem Könige hielt, und daher Albrechten den Durchzug verweigern wollte, den Auftrag, ihn nur ruhig ziehen zu lassen. Albrecht aber vermied es mit dem Könige zusammenzustoßen, sondern wandte sich zunächst in seine Stammlande, um hier neue Schaaren an sich zu ziehen und von da in den Breisgau oder das Elsaß aufzubrechen, wo er ebenfalls eine nicht geringe Anzahl von Anhängern unter dem dortigen Adel, wie an dem Bischof und der Stadt Straßburg zählte. Der König zog ihm hierauf nach. Bei Kenzingen an der Elz traten sich zum ersten Male beide Heere gegenüber. Doch kam es zu keiner Entscheidung, da Albrecht eine Schlacht vermied und Adolf es nicht gerathen fand, ihn in seiner festen Stellung anzugreifen. Alle Versuche des Königs, ihn aus derselben herauszulocken, scheiterten an Albrecht's Vorsicht. Endlich benutzte Letzterer, bestimmt durch die Nachricht einer Niederlage, welche die Seinigen durch den Herzog Otto von Baiern er-

litten und von dem Herannahen desselben, einen mit dem Könige eingegangenen Waffenstillstand, um sich in aller Stille zu entfernen, auf das linke Rheinufer überzusetzen und dort in das Gebiet des Bischofs von Straßburg zu gelangen. Adolf setzte nun ebenfalls über den Strom, aber anstatt seinen Gegner zu verfolgen, beging er den großen Fehler, Zeit und Kräfte in der Belagerung einiger bischöflichen Städte zu vergeuden, allerdings in der Hoffnung, daß ihnen Albrecht zu Hülfe kommen und daß er ihn dann zur Schlacht bewegen werde: allein sie verwirklichte sich nicht. Während nun Adolf hier seine Leute einbüßte, saß Albrecht vier Wochen in Straßburg und konnte sich ausruhen.

Inzwischen war seine Lage doch keineswegs eine beneidenswerthe. Er hatte zwar ein ziemlich starkes Heer, allein es mangelte ihm an Lebensmitteln. Denn die Städte, die es alle mit dem Könige hielten, weigerten sich geradezu, dergleichen an des Herzogs Heer zu verkaufen. Ueberhaupt fand er längs des Rheins eine ihm durchaus abgeneigte Bevölkerung: nur einige Grafen, wie die Grafen von Bitsch, von Zweibrücken, die Raugrafen hielten es mit ihm, während nicht nur sämmtliche Städte ihn verhöhnten, sondern auch einer der mächtigsten Fürsten jener Gegenden, der Pfalzgraf am Rhein, Adolf's Schwiegersohn Rudolf, des Königs eifriger Anhänger war. Unter solchen Umständen mußte etwas geschehen zu Gunsten des Herzogs.

Der Erzbischof von Mainz berief nun endlich die verschworenen Kurfürsten nach Mainz, um die Absetzung Adolf's vorzunehmen. Hier erschienen aber nur der Herzog von Sachsen und die Markgrafen von Brandenburg. Indessen hatte der König von Böhmen wie der Erzbischof von Köln dem Gerhard von Mainz Vollmachten gegeben, und die pfalzgräfliche Kurstimme führte der Herzog von Sachsen, angeblich im Auftrage Ludwig's, eines jüngeren Bruders des Pfalzgrafen Rudolf. Der Erzbischof von Trier wollte aber gar nichts mit diesen Ränken zu thun haben, sondern blieb dem Könige treu, sandte ihm sogar Hülfstruppen. Wider alles Gesetz und Herkommen bildeten nun die wenigen Kurfürsten ein Gericht, welches über den König urtheilen sollte, den sie aber nicht einmal aufgefordert hatten, vor ihnen zu erscheinen, um sich zu vertheidigen. Die verschiedenen Verbrechen

deren sie ihn beschuldigten *), waren entweder von ihm gar nicht begangen worden, theils konnten sie ihm nicht zur Last fallen, theils waren sie nicht einmal so große Vergehen, daß er deßhalb der Krone unwürdig geworden sein sollte. Keinem Verständigen konnte entgehen, was der eigentliche Grund der Absetzung war, nämlich, weil Adolf selber regieren wollte und sich nicht blindlings der Leitung der Kurfürsten überließ: auch waren diese naiv genug, diese Thatsache als einen hauptsächlichen Grund der Absetzung anzuführen. Da sie indessen die Ungerechtigkeit ihrer Sache wohl fühlten, so sprengten sie aus, daß der Papst Bonifacius vollkommen mit ihrem Schritte übereinstimme und ihnen zu demselben Vollmacht gegeben habe; dies war indessen eine reine Erfindung. Nach der Absetzung wählten sie sofort den Herzog von Oesterreich zum Könige. Dieser war, von ihnen aufgefordert, mit einer kleinen Schaar von Straßburg aufgebrochen und die Reichsstädte, wie die Pfalz vermeidend durch das Gebiet der befreundeten Grafen endlich bis nach Mainz gekommen, wo er denn sofort von den Kurfürsten dem Volke vorgestellt wurde.

Von jetzt an trat Albrecht mit weit größerer Sicherheit und Entschiedenheit auf. Nicht nur glaubte er jetzt zu seinem Kampfe gegen den König einen Rechtsgrund zu haben, sondern sein Heer verstärkte sich auch ansehnlich durch die Truppen des Erzbischofs von Mainz und anderer Verbündeten, so daß es mit der inzwischen nachgekommenen Hauptmacht 24,000 Mann stark war. Adolf, als er den Abzug seines Gegners vernommen, eilte ihm sofort nach. Als ihm die Nachricht seiner Absetzung gebracht ward, ergrimmte er und dürstete nach einer Schlacht, um sich endlich mit seinem Feinde zu messen. Er bot, da sich inzwischen sein Heer gelichtet hatte, die Reichsstädte auf, ihre Streitkräfte zu senden, welche sich sofort anschickten, diesem Befehle nachzukommen. So trafen endlich die Gegenkönige am 1. Juli 1298 bei Göllheim in der Pfalz aufeinander. Das Heer Adolf's war 14,000 Mann stark, und bestand großentheils aus

*) Schändung geweihter Hostien, Beraubung und Mißhandlung von Priestern, Gewaltthat gegen Weiber, Vernachlässigung der Gerechtigkeitspflege, Störung des Landfriedens, Nichterfüllung der Verträge mit Mainz, Gefangennehmung von Geistlichen und Laien, beabsichtigte Unterordnung der Kirche unter die weltliche Macht, Simonie, Kirchenverfolgung, Versuche gegen die Reichsfürsten, um sie ihrer Lande und Leute zu berauben.

geharnischter Reiterei: denn die Fußvölker, welche ihm die Städte zuführen sollten, waren noch nicht angekommen. Vergebens rieth man ihm, die Schlacht noch so lange aufzuschieben, bis diese Hülfe eingetroffen sei. Adolf, theils vertrauend auf seinen Muth, theils hintergangen von falschen Freunden, welche ihm vorspiegelten, Albrecht suche wieder dem Kampfe auszuweichen, eine Nachricht, welche durch eine rückgängige Bewegung desselben sich zu bewahrheiten schien, wollte nicht darauf eingehen, und so unternahm er, am 2. Juli, mit weit geringeren Streitkräften, als sein Gegner besaß, die Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit dem größten Heldenmuthe gestritten. Die Oesterreicher aber bedienten sich auf Albrecht's Befehl des unritterlichen Mittels, die Rosse ihrer Gegner niederzustechen, und sie auf diese Weise bügellos zu machen. Schon wandte sich die Schlacht zum Nachtheile Adolf's; dieser ließ sich jetzt nicht länger zurückhalten, an ihr persönlich Theil zu nehmen. Er stürzte sich mitten in das Getümmel und verbreitete durch sein gewaltiges Schwert Tod in den Reihen der Gegner. Er war Allen kenntlich: denn er hatte sich mit königlichem Schmucke angethan, Willens, nur als König um die Krone zu streiten, während Albrecht sich in die Rüstung eines gemeinen Ritters kleidete, und mehrere andere in seine Waffen steckte, um die Feinde zu täuschen. Zwei derselben, die sich Adolf nahten, hatte dieser bereits niedergeschmettert, als er endlich, ermattet von der großen Anstrengung, mit entblößtem Haupte — er hatte wegen der Hitze den Helm abgenommen — seinem Todfeinde selber begegnete. Mit einem gewaltigen Schlage suchte er ihn niederzustrecken: doch Albrecht wich demselben aus, stach dem König in das unbeschützte Gesicht und verwundete ihn über dem Auge, während zugleich ein Anderer einen Hieb auf das Hinterhaupt desselben führte, und ein Dritter sein Roß niederstach. Betäubt stürzte er zu Boden, worauf er vollends getödtet wurde. Nach dem Tode des Königs war die Schlacht entschieden. Seine Anhänger wandten sich zur Flucht: Albrecht erlangte einen vollständigen Sieg. Die Reichsstädte, welche mit ihren Truppen eben heranrückten, kehrten auf die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange wieder um, ohne an der Schlacht Theil genommen zu haben.

Dies war der Ausgang des Königs Adolf.

---

4. Albrecht von Oesterreich.

Nach dem Tode seines Gegners betrachtete sich Albrecht keineswegs als dessen Nachfolger im römischen Reiche, sondern er unterwarf sich einer neuen Wahl. Damit schien er das Unrechtmäßige der Absetzung Adolf's wie seiner eigenen Erwählung aussprechen zu wollen, wie er denn in einem späteren Schreiben an Papst Bonifacius VIII. seinen Krieg gegen Adolf nicht als einen Kampf um die Krone, ja nicht einmal als eine Auflehnung gegen den König, sondern als einen einfachen Zug nach Mainz darzustellen bemüht ist, um daselbst von den Fürsten des Reichs seinen Streit mit Adolf schlichten zu lassen: die Schlacht bei Göllheim habe er nicht beabsichtigt, sondern sei zu ihr durch den König Adolf gezwungen worden, der ihn auf dem Rückzuge angegriffen und genöthigt habe, sich zu vertheidigen. Diese Darstellung seines Verhältnisses zu Adolf ist bedeutsam. Indem er sich dadurch von dem Vorwurf einer Empörung gegen den römischen König zu reinigen suchte, wollte er zugleich das Unrechtmäßige und Verwerfliche einer solchen aussprechen, gewiß nicht ohne Rücksicht auf ähnliche Auflehnungen, die etwa gegen ihn unternommen werden sollten.

Die Wahl Albrecht's hatte weiter keine Schwierigkeit: sie erfolgte am 27. Juli 1298, und zwar einstimmig. Auch der Erzbischof von Trier, wie der Pfalzgraf Rudolf gaben nun ihre Stimme. Es ließ sich vermuthen, daß die Kurfürsten auch diese Wahl nicht ohne die größten Vortheile für sich auszubedingen, vorgenommen haben würden. In der That mußte Albrecht nicht nur Alles versprechen, was sein Vorgänger versprochen, sondern er mußte noch neue Zugeständnisse hinzufügen. Der Erzbischof Gerhard von Mainz erhielt nicht nur Seligenstadt und den Bachgau und den Zoll in Boppard, der nach Lahnstein verlegt werden sollte, zugesichert, sondern noch einen neuen Zoll, den er in Lahnstein oder in Rodenstein errichten dürfe, ferner als Reichserzkanzler den Zehnten aller Judeneinkünfte in ganz Deutschland und endlich that ihm zu Liebe der König den Rechtsspruch, daß ihm alle Schuldforderungen seiner getödteten Juden gehörten. Der Erzbischof Boemund von Trier erhielt 5000 Mark für Wahlkosten,

ferner die Burg Kochem, die ihm Adolf blos verpfändet hatte, endlich die Burg Thuron. Am meisten bedachte sich diesmal der Erzbischof Wichbold von Köln. Er ließ sich nicht nur die bereits von Adolf bewilligten Zugeständnisse bestätigen, nämlich die Burg Kaiserswerth nebst Zoll und Zubehör zu 37,000 Mark, und die Städte Sinzig und Dortmund, sondern auch noch die Einkünfte der Juden in letzterer Stadt, ferner drei Höfe, sodann die Zölle zu Andernach, Bonn, Neuß, Berka, die Burg Zeltank an der Mosel, endlich das Recht der ersten Bitten in seiner Diöcese. Von den weltlichen Kurfürsten wissen wir nur die Zugeständnisse an den König von Böhmen: er wurde zum Reichshauptmann in Meißen, der Ostmark und dem Pleißnerlande ernannt. Wenzel verlangte zwar die förmliche Belehnung mit diesen Ländern, aber darauf wollte Albrecht doch nicht eingehen, da es schwer schien, einen Rechtsgrund zu finden, um sie ihm wieder zu entziehen.

Denn wenn die Kurfürsten meinten, durch diese Zugeständnisse des Königs in der That Vortheile erlangt und Albrecht die Hände gebunden zu haben, gleichwie sie es mit Adolf versucht, so täuschten sie sich gewaltig. Albrecht war ihnen viel gefährlicher als dieser, weit mehr, als sein Vater, ja sogar noch mehr, als die kräftigsten Kaiser aus dem Geschlechte der Hohenstaufen.

Albrecht hatte während einer achtzehnjährigen Verwaltung der österreichischen Lande Gelegenheit genug, sich in der Regierungskunst zu üben und den Wechselfällen des Glücks zu begegnen. Seine Stellung war eine äußerst schwierige. Nicht nur hatte er beständig mit auswärtigen Feinden, mit fast allen seinen Nachbarn, mit den Ungarn, den Baiern, dem Erzbischof von Salzburg, den Böhmen zu kämpfen, sondern auch seine eigenen Unterthanen erhoben nicht selten die Waffen gegen ihn, wie die mißvergnügten Barone von Steyermark und Oesterreich, denen sich selbst die Stadt Wien anschloß, welche ihre Freiheiten zurückverlangte, die ihr König Rudolf bewilligt hatte. Aber Albrecht wurde, wenn auch hie und da unglücklich, zuletzt doch über alle seine Feinde Herr. Von klarem Verstande, unbeugsamen Willen, rücksichtsloser Thatkraft — besaß er die nöthigen Eigenschaften, um allen, wenn auch den drohendsten Gefahren, die Spitze zu bieten. Die Grundzüge seines Wesens waren allerdings Herrschsucht, Stolz, unbegränzter Ehrgeiz, und wäre er blos Herzog

von Oesterreich geblieben, so würde wohl sein Streben auf nichts Anderes gerichtet gewesen sein, als die fürstliche Macht sowohl seinen Untergebenen, als auch dem deutschen Reiche gegenüber so unabhängig wie möglich zu machen. Als Oberhaupt des deutschen Reiches, nach dessen Krone die Hand auszustrecken ihn der Ehrgeiz angetrieben, faßte er größere Plane. Seit langer Zeit hatte kein Kaiser so klar die Lage der Dinge erkannt, wie er, keiner, worauf es eigentlich ankomme, und welche Mittel anzuwenden seien, um zum Ziele zu gelangen. Aber keiner wurde auch von einer verhältnißmäßig so bedeutenden Macht unterstützt und besaß einen so entschiedenen Willen, gerade aus auf das Ziel loszusteuern.

Seine Persönlichkeit kam ihm indessen bei seinen Planen nicht sehr zu Statten. Er besaß weder die Geschmeidigkeit seines Vaters noch die Ritterlichkeit Adolf's. Die Härte und Festigkeit seiner Natur, die nicht leicht einen Widerspruch duldete, drückte sich in seiner ganzen äußeren Erscheinung aus: er verschmähte es, mit seinen Planen lange hinter dem Berge zu halten, und seine Gesinnungen zu verheimlichen, so wenig als er ängstlich in der Wahl seiner Mittel war: Alles mußte ihm dienen, wenn es nur zum Ziele führte. So zeigte er sich denn schroff, hart, finster: lauter Eigenschaften, die ihm nicht gerade viel Freunde, am wenigsten unter den Fürsten zu machen vermochten, während allerdings seine nähere Umgebung ihm große Treue bewies. Dazu kam, daß die Natur etwas stiefmütterlich mit ihm verfahren war. Der Verlust eines Auges, in Folge einer Vergiftung *), machte ihn noch ungestalteter. So begreift sich denn die Abneigung, die man gegen ihn empfand, obwohl er sie in Anbetracht dessen, was er aus Deutschland zu machen beabsichtigte, weit weniger verdiente, als andere Kaiser, welche der Ruhm umstrahlte, die aber für Deutschland nichts Ersprießliches gethan haben.

Albrecht sah ein, daß an die Herstellung einer kräftigen Reichsgewalt nicht zu denken sei, so lange in Deutschland das Wahlreich bestehe und die Kurfürsten ihr Amt verwendeten, die Krone so theuer

*) Es war im Jahre 1295. Die Aerzte, nachdem sie Alles vergebens angewendet, wußten endlich kein anderes Mittel, als ihn an den Beinen aufzuhängen, damit das Gift aus dem Magen in den Kopf und durch Mund, Nase und Ohren herauslaufen könne. Da soll denn das Gift unglücklicher Weise den Weg durch ein Auge genommen und Albrecht in Folge davon dasselbe verloren haben.

als möglich zu verschachern. Er beabsichtigte, was die sächsischen und fränkischen Kaiser und noch die Hohenstaufen gewollt, die Erblichkeit des Kaiserthums in seiner Familie zu erhalten. Und zwar zögerte er nicht lange, mit diesem Plane hervorzutreten. Bereits im December des Jahres 1299 machte er den Kurfürsten diesen Vorschlag, bei Gelegenheit einer Zusammenkunft mit dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich in Toul.

Mit diesem Könige wünschte Albrecht aus mehreren Gründen eine Verbindung. Vor Allem mag es wohl das ähnliche Verhältniß gewesen sein, in welchem sich beide Könige zum Papst Bonifacius VIII. befanden, das ihnen eine gegenseitige Verbindung anempfahl. Philipp war bereits mit dem Papste in jenes Zerwürfniß eingetreten, das später für den Letzteren einen so unglücklichen Ausgang haben sollte; und Albrecht war von ihm noch nicht anerkannt, einmal weil er seinen König und Herrn, Adolf, erschlagen, zweitens aber, weil er mit dem ketzerischen Geschlechte der Hohenstaufen verwandt sei (durch seine Gattin, eine Halbschwester Konradin's, eine Tochter des Grafen Mainhard von Tyrol und Herzogs von Kärnthen), ein Umstand, welcher fürchten ließ, daß er sich dem heiligen Stuhle gegenüber nicht so willfährig zeigen würde, wie sein Vater. Dies Letztere war wohl der eigentliche Grund der päpstlichen Abneigung. Denn in der That: Albrecht hatte als Herzog keine allzugroße Verehrung gegen die Kirche an den Tag gelegt, wie seine heftigen Kriege gegen die Erzbischöfe Rudolf und Konrad von Salzburg bewiesen, in deren Folge diese den Bann gegen ihn aussprachen, um den er sich aber nichts kümmerte. Albrecht scheint überhaupt religiös sehr freisinnig gewesen zu sein. Dies sieht man unter Andrerem aus dem Schutz, den er den unglücklichen Juden angedeihen ließ, gegen welche um jene Zeit fast in allen bedeutenden Städten Deutschlands förmliche Treibjagden veranstaltet wurden, angeblich weil sie die christliche Religion verspottet. Ein Mensch, Namens Rindfleisch, zog im ganzen Lande umher und forderte zu ihrer Vertilgung auf: nur zu rasch wurde dieser Aufforderung entsprochen: zu Tausenden wurden die Unglücklichen hingeschlachtet. Albrecht machte diesem Unfuge ein Ende, indem er die Thäter mit Strenge bestrafte, ein Verfahren, das von den eifrigen Christen so wenig anerkannt wurde, daß man sogar sein späteres Unglück als eine Strafe des Himmels für diese Beschützung

der Juden auslegte. Genug: der Papst Bonifacius glaubte in Albrecht einen Herrscher zu erkennen, welcher nicht geneigt sei, der Kirche zu große Zugeständnisse zu machen, und erkannte ihn daher nicht an. Es war natürlich, daß Albrecht jetzt mit dem Könige von Frankreich gemeinsame Sache machte. Beide näherten sich einander, und es ward eine Heirath zwischen dem ältesten Sohne Albrecht's, Rudolf, und einer Schwester Philipp's, Blanca, verabredet, welche später auch vollzogen worden ist. Bei dieser Gelegenheit kamen beide Könige in Toul zusammen. Hierbei mögen auch die inneren Zustände der benachbarten Reiche und das Verhältniß der königlichen Gewalten besprochen worden sein. Es wird erzählt, daß Philipp den König Albrecht aufgefordert habe, die Kurfürsten zu bestimmen, seinen Sohn Rudolf zum römischen König zu wählen. Sicherlich aber ist dieser Gedanke nicht vom französischen Könige ausgegangen, denn wir wissen, daß Albrecht auch ohne Philipp diesen Plan verfolgte *), aber er schob ihn wahrscheinlich nur vor, um die Kurfürsten auszuholen.

Allein diese dachten so wenig daran, darauf einzugehen, daß sie vielmehr mit dem König in das äußerste Zerwürfniß geriethen, und nun auch die Einwilligung zu der beabsichtigten Heirath nicht gaben. Sie gebrauchten als Vorwand, weil Albrecht die Angelegenheiten des Reichs, namentlich die Gränzberichtigung mit Frankreich, über welche seit Jahren Streitigkeiten bestanden, hintangesetzt habe. In Wahrheit aber war es die Besorgniß vor Albrecht's Entwürfen, die ihnen gerade durch die Verbindung mit dem Könige Philipp, der in seinem Lande nach unumschränkter Gewalt strebte, noch gefährlicher dünken mochte. Es kam hinzu, daß Albrecht, so wenig wie Adolf, Anstalten machte, alle seine Zugeständnisse an die Kurfürsten zu erfüllen. Trotzig verließen sie den König: der Erzbischof von Mainz soll sogar, an seine Jagdtasche klopfend, gesagt haben, er habe noch mehrere Könige in seinem Sack. Von dieser Zeit an brüteten sie über dem Plan, Albrecht zu stürzen.

Die vier rheinischen Kurfürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln und der Pfalzgraf Rudolf am Rhein, denen heimlich auch der König Wenzel von Böhmen beitrat, schlossen mit einander einen Bund gegen Albrecht, dessen Zweck war, denselben abzusetzen und den Pfalzgraf Rudolf an seine Stelle zu wählen. Zugleich setzten

*) Albertus Argentinensis ap. Urstisium. II. 111.

sie sich mit dem Papste in Verbindung, der ihnen mit seinen geistlichen Waffen zu Hülfe kommen sollte, und in der That erließ dieser am 13. April 1301 ein Schreiben an die drei Erzbischöfe, in welchem er erklärte, daß, wofern Albrecht, der sich für einen römischen König ausgebe, nicht binnen sechs Monaten durch bevollmächtigte Boten vor dem päpstlichen Hofe erscheine, um sich wegen des an Adolf begangenen Hochverraths zu reinigen, er, der Papst, geistlichen und weltlichen Fürsten gebieten werde, ihm ferner nicht zu gehorchen, und alle von den ihm geleisteten Eide entbinde. Die Verschworenen wagten lange nicht mit ihrer Empörung hervorzutreten. Als aber Albrecht im Sommer 1300 einen Feldzug gegen Holland unternommen, um dieses seit Kurzem heimgefallene, aber von dem Grafen von Hennegau in Besitz gehaltene Reichsgut einzuziehen, welcher Feldzug nicht den gewünschten Erfolg hatte, so glaubten sie nicht länger zögern zu dürfen. Noch in demselben Jahre begannen sie die Empörung.

In dieser Lage der Dinge griff Albrecht zu dem einzigen Mittel, was ihm helfen konnte. Er wandte sich an die Städte. Gleich im Anfange seiner Regierung erkannte er die hohe Bedeutung des Bürgerthums für einen deutschen Kaiser. Obschon die Städte unter Adolf seine entschiedensten Gegner gewesen, so trug er es ihnen doch nicht nach, behandelte sie vielmehr freundlich und zuvorkommend und brachte sie bald auf seine Seite. Denn er bewies ihnen durch die That, daß er auf ihren Vortheil bedacht sei. Ganz im Gegensatz zu seinem Vater, der die Städte ausbeutete, suchte er den Steuerdruck zu mildern, und während jener in den Streitigkeiten zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft immer auf die Seite der ersteren trat, traf Albrecht bereits Einleitungen zu der Steuerpflicht der Geistlichkeit in den Städten, indem er mehrmals den Grundsatz aussprach, daß ehemals steuerbare Güter, auch wenn sie in die Hände der Kirche übergingen, nicht aufhörten steuerpflichtig zu sein; ja in manchen Städten, wie in Buchhorn und Ulm, sollten alle dergleichen Güter binnen Jahresfrist verkauft werden. Mitunter ertheilte er sogar einer Stadt, wie z. B. Lübeck, das Recht, sich der Anmaßungen des Bischofs und der Geistlichkeit, wie sie könnten, zu erwehren, bis er den Streit selber schlichte, während er zugleich darauf bedacht war, ihrem Handel die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Ja, bereits gesteht

er, wenn auch nur leise, das Pfahlbürgerthum zu, das er indessen in seinen späteren Jahren offen anerkennt *).

Jetzt, bei dem drohenden Kriege der rheinischen Kurfürsten beschloß er, die Kräfte des Bürgerthums in einem großartigen Maßstabe zu vereinigen, ihnen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, den Kampf gegen das Fürstenthum, zu geben und sich selbst an die Spitze dieser Genossenschaften zu stellen. Er rief die Städteboten vom Rhein, vom Elsaß, von Schwaben und Franken zu sich an den Rhein. Er verlangte ihre Hülfe und erhielt sie bereitwillig, da er ihnen große Vortheile in Aussicht stellte, denn er versprach ihnen nichts Geringeres, als die Aufhebung sämmtlicher Zölle am Rhein, welche den Fürsten so große Summen einbrachten, aber dafür dem Handel der Städte die unleidlichsten Hemmnisse bereiteten. Zugleich forderte er sie auf, Bündnisse zu schließen, um den Anmaßungen der Fürsten zu begegnen. Auch versprach er mit den Fürsten nicht Friede machen zu wollen, ohne sie. Und nun erließ er, um der Welt zu zeigen, um was es sich handle, ein Ausschreiben an die Städte, in welchem er ihnen verkündete, daß einige Fürsten und Edle des Reichs, namentlich die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln die alten Zölle über das Maaß erhöht und außerdem noch neue in Bacharach, Lahnstein, Coblenz, Andernach, Bonn, Neuß, Berka und Smithausen von den Bürgern und Angehörigen des Reichs zu erpressen sich unterfangen. Darum habe er, mit aller Anstrengung auf Erfüllung seiner Amtspflicht bedacht, um auf einmal den boshaften Umtrieben dieser Erzbischöfe und aller Anderen ein Ziel zu setzen, alle und jede Zölle, welche ihnen vom König Rudolf und anderen seiner Vorfahren oder von ihm selbst verliehen worden, mit alleiniger Ausnahme der von dem sieggekrönten Kaiser Friedrich verordneten — ein Anklang an die Volksstimmung! — aufgehoben und verboten. In dessen Folge beauftrage und ermächtige er nun die Städte, einen allgemeinen Landfriedensbund zu machen und zu beschwören und den Zollerhebern an genannten Orten mannhaften Widerstand zu leisten. Diese Aufforderung blieb nicht ohne Wirkung. Denn sofort bildeten sich, außer

*) Belege für das oben angedeutete Verhältniß Albrecht's zu den Städten finden sich in Boehmer Regesta Alberti, namentlich in Nr. 116, 117, 118, 133, 140, 143, 146, 154, 228, 232, 255, 256, 270, 292, 320, 327.

dem allgemeinen Anschluß an den König neue Städtebündnisse, welche Albrecht ausdrücklich bestätigte. Das Bürgerthum erhielt dadurch einen neuen Schwung, eine erhöhte Bedeutung, ein größeres Selbstvertrauen, da es sah, wie es der König selbst so offenbar begünstigte. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß Albrecht nicht versäumte, die rheinischen Städte, deren Hülfe er besonders nöthig hatte, mit neuen Freiheiten und Gerechtsamen zu beschenken.

Schon diese Handlung der Staatsklugheit Albrecht's versetzte seinen Feinden einen gewaltigen Stoß. Aber er griff noch zu einem anderen Mittel. Er entband die Vasallen der feindlichen Kurfürsten von dem Eide der Treue gegen ihre Herrn und verhieß ihnen die Reichsfreiheit, wenn sie sich zu ihm wendeten *). Wir wissen nicht, ob dieser Aufforderung Folge geleistet worden. Es scheint aber doch, daß die Kurfürsten kein rechtes Vertrauen auf ihre Leute gehabt. Denn anstatt alle ihre Kräfte zu vereinigen, wodurch sie Albrecht immerhin furchtbar gewesen wären, zog jeder es vor, sich in seine festen Schlösser zurückzuziehen nnd sich hier so lange es ginge zu vertheidigen. Albrecht zögerte aber nicht lange. Er brach zuerst (1301) mit seinen Schaaren und denen der Städte in das Gebiet des Pfalzgrafen ein, stürmte und nahm ihm mehrere Burgen und Städte und zwang ihn schon nach mehreren Monaten zur Unterwerfung. Darauf zog er gegen den Erzbischof Gerhard von Mainz, dessen Gebiet er schrecklich verwüstete: eine Menge seiner Burgen wurden gebrochen, wie Bingen, Niederulm, Ehrenfels, Scharfenstein, Lahnstein, worauf denn auch Gerhard um Frieden bat. Das Jahr darauf griff er den Erzbischof von Köln an, gegen den die Bürger mit dem Könige Albrecht gemeinsame Sache machten. Auch dieser mußte sich nach einem kurzen Feldzuge zum Frieden bequemen, worauf denn endlich auch der Erzbischof von Trier ebenfalls mit Hülfe der Bürger unterworfen ward.

Auf diese Weise ward ein Feind nach dem andern überwunden und mußte sich der Gnade des Siegers unterwerfen. Aus einer Aeußerung eines gleichzeitigen Schriftstellers geht hervor, daß Albrecht anfänglich gar nicht geneigt war, sich mit der Unterwerfung der Empörer und den immerhin für sie demüthigenden Friedensbeding-

*) Ottokar Reimchronik. S. 664.

ungen zufrieden zu geben. Es scheint, daß er seine großen Erfolge habe benützen wollen, um sie völlig zu vernichten. Auch würde dieses mit seinem ganzen Wesen und der entschiedenen Richtung seiner Staatskunst vollkommen übereinstimmen. Indessen mochten ihm doch folgende Gründe davon abhalten. Für's Erste begann damals sein Verhältniß mit dem Papste eine freundlichere Gestalt anzunehmen. Das Zerwürfniß zwischen Bonifacius VIII. und Philipp dem Schönen war immer größer geworden: Letzterer bot ihm sammt seiner ganzen Geistlichkeit die Spitze und ließ auf einer großen Versammlung der französischen Bischöfe die Forderungen des Papstes für Anmaßungen erklären. Bonifacius hielt es unter solchen Umständen für nöthig, sich an Deutschland anzulehnen und näherte sich Albrecht. Dieser ergriff die dargebotene Hand und suchte sich mit dem Papste zu setzen. Aber die Unterhandlungen mit dem römischen Stuhl würden ohne Zweifel zu keinem Ergebniß geführt haben, hätte er seinen Sieg über die deutschen Erzbischöfe bis auf das Aeußerste verfolgt. Die Klugheit gebot ihm daher, sich mit einem geringeren Ergebniß zu begnügen, als er eigentlich wünschen mochte. Uebrigens kam die Aussöhnung mit dem Papste bald darauf zu Stande, aber nicht, ohne daß Albrecht die Zugeständnisse seines Vaters erneuerte. Wir glauben indessen, daß er so wenig gesonnen gewesen ist, diese in der That zu erfüllen, als er den rheinischen Kurfürsten seine Versprechungen hielt. Ein zweiter Grund, zur Versöhnlichkeit gegen die letzteren, war die Anwesenheit mehrerer anderer Fürsten, namentlich des Markgrafen Otto von Brandenburg. Begreiflich drangen diese in ihn, nachzugeben, weil sie in dem Schicksale der Ueberwundenen ihr eigenes zu erblicken vermeinten. Es war nicht unwahrscheinlich, daß sich sofort eine neue Verschwörung bildete, wenn er diesmal der Billigkeit nicht Gehör geben wollte, und Albrecht brauchte zu den neuen Unternehmungen, die er vor hatte, eher Freunde als Feinde.

Indessen mußten die Kurfürsten den Frieden um einen theuren Preis erkaufen. Sie verloren alle ihre Zölle, mit Ausnahme einiger weniger von Alters Zeiten her, mußten ferner alle seit den letzten Jahren in Besitz genommenen Reichsgüter herausgeben, sodann dem Könige eine Anzahl Burgen ausliefern zum Unterpfand ihrer Treue, mit den Bürgern Friede schließen, und zwar zum Vortheil dieser, dem Könige versprechen, ihm gegen Jedermann zu helfen und endlich

gewärtig sein, falls sie wiederum gegen denselben aufständen, alle ihre Gerechtsame zu verlieren.

Der König hatte den Städten Wort gehalten. Der Rhein war nunmehr wieder frei. Doch beschränkte er sein Wohlwollen nicht blos darauf. Wir sehen ihn vielmehr der Entwickelung der städtischen Gemeinwesen fortwährend in gleichem Sinne seine Aufmerksamkeit schenken, ihre Zünfte und Bündnisse begünstigen, den auswärtigen Handel schützen, die Steuerverhältnisse ordnen in der oben angegebenen Richtung gegen die Geistlichkeit, ja, einmal erklärte er sogar einer Stadt, daß sie nicht gehalten sein soll, irgend einen Mönchsorden bei sich aufzunehmen — man sieht, wie groß bereits damals die Abneigung in den Städten dagegen war — und spricht schließlich, wie bereits angedeutet, die Berechtigung des Pfahlbürgerthums aus *). Ja, selbst der Hörigen nahm er sich an gegen die Bedrückungen und Erpressungen von Seiten ihrer Herrn **).

Albrecht konnte darauf rechnen, daß der Rhein beruhigt sei und daß von da kein Widerstand gegen ihn sich weiter erheben werde. Wagten es auch die Kurfürsten noch einmal, gegen ihn das Glück der Waffen zu versuchen, so waren die Städte stark genug, sie zu Paaren zu treiben. Uebrigens haben sie sich in der That bis zu Albrecht's Tode ruhig verhalten. Nun aber wandte er sich gegen den Osten des Reichs. Besonders auf Böhmen richtete er sein Augenmerk.

Mit dem Könige Wenzel II. von Böhmen, seinem Schwager, stand Albrecht schon lange her auf einem gespannten Fuße. Wir haben gesehen, in welchen Zerwürfnissen beide Männer schon zu Rudolf's Zeiten gelegen, wie eifrig Wenzel bei der Wahl Adolf's gewesen, wie er noch bei der Empörung der rheinischen Kurfürsten seine Hand mit im Spiele gehabt. Wenzel war stolz auf seine Krone und verstand sich schwer dazu, das Verhältniß eines Vasallen des deutschen Reiches anzuerkennen. Erst neuerdings (August 1303), nach der Aussöhnung Albrecht's mit dem römischen Stuhle, verband er sich mit dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich, welcher erbittert

---

*) Belege für das Verhältniß zu den Städten seit der Besiegung der Kurfürsten bei Boehmer Regesta Alberti Nr. 357, 359, 367, 385, 422, 423, 447, 462, 482, 489, 499, 526, 541, 552, 565.

**) Das. Nr. 426.

über Albrecht's Treulosigkeit, an ihm Rache zu nehmen und bei seinen Angriffen auf die deutschen Gränzen gerne einen inländischen Verbündeten zu haben wünschte. Beide Verbündete sollen den römischen König von nun an als gemeinschaftlichen Feind betrachten, und jeder außer seiner eigenen Macht noch für 100,000 Mark deutsche Söldner gegen ihn werben. Dies alles waren für Albrecht hinreichende Gründe, um feindselig gegen Wenzel aufzutreten. Aber es kam noch etwas Anderes hinzu. Im Jahre 1301 starb Andreas der Venetianer, König der Ungarn, welcher 1290 dem Ladislaus gefolgt war, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Es erfolgte nun in Ungarn eine doppelte Königswahl: die eine Partei wählte Karl Robert, einen dreizehnjährigen Knaben, Sohn Karl Martell's von Anjou und der Clementia, einer Tochter des Königs Rudolf von Habsburg, also einen Neffen des Königs Albrecht; die andere Partei aber wählte Wenzel, Sohn des Königs Wenzel II. von Böhmen, der weitläufig mit dem früheren Königsgeschlechte und auch mit dem Verstorbenen verwandt war. Hierdurch verstärkte sich Böhmen außerordentlich und bei der feindseligen Gesinnung des Königs Wenzel gegen das habsburgische Haus mußte diesem der Besitz Ungarns von Seite Böhmens in höchstem Grade gefährlich werden. Nun wurde aber Karl Robert von dem Papste unterstützt, und dieser forderte den König Albrecht ausdrücklich auf, sich seiner anzunehmen und Wenzel zur Niederlegung der ungarischen Krone anzuhalten. Albrecht ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, um gegen Böhmen feindselig voranzugehen. Er machte außerdem noch andere Anforderungen an Wenzel, wie die Herausgabe der Statthalterschaft von Meißen, Egers und anderer Gebiete, die dem Reiche gehören sollten, endlich verlangte er den Zehnten des reichen Bergwerks Kuttenberg. Dies Alles war jedoch Nebensache. Es handelte sich um die ganze Stellung des böhmischen Königs. Diese wollte Albrecht vernichten. Wie zu erwarten, ging Wenzel auf des Königs Forderungen nicht ein, und so kam es zum Krieg.

Um dieselbe Zeit, als dieser begann, im Jahre 1304 war der junge Wenzel längst aus Ungarn entflohen. Albrecht zog unterstützt von einem ungarischen Heere, dem Herzog Otto von Baiern, mehreren Bischöfen und Edlen aus Schwaben nach Böhmen hinein, errang Erfolge und schickte sich endlich zur Belagerung von Kuttenberg an, welche Festung die Bergleute auf das Tapferste vertheidigten. Da

auf einmal gab Albrecht die Belagerung auf und zog sich aus Böhmen zurück. Es war Verrath mit im Spiele: die Herren, welche den König begleiteten, namentlich der Herzog Otto von Baiern, der Graf Eberhard von Würtemberg und noch mehrere Andere, standen heimlich mit den Feinden in Verbindung. Auch der Markgraf Hermann von Brandenburg, Albrecht's Schwiegersohn, hatte sich mit ihm eben wegen Böhmen überworfen, und sollte mit einem Heere heranrücken: kurz, Albrecht sah, daß in seinem eigenen Heere der Feind stehe. Natürlich, keiner der Fürsten konnte den Sturz des Königs von Böhmen und die Vereinigung dieses mächtigen Gebietes mit der habsburgischen Hausmacht wünschen. Albrecht zog sich also zurück, um mit einem zuverlässigeren Heere wiederzukommen. Da starb aber der König Wenzel (1305), und nach kaum 8 Monaten sein Sohn gleiches Namens ohne Nachkommen. Das Schicksal erfüllte nun Albrecht's Wünsche: Böhmen war erledigt: er wußte die Stände des Landes zu vermögen, seinen Sohn Rudolf zum Könige zu wählen (1306), und er belehnte ihn sofort mit diesem wichtigen Reiche. Ja, die Großen des Landes versprachen nunmehr, falls Rudolf ohne Nachkommen sterben sollte, keinen andern König zu nehmen, als aus seinem Stamme.

Bis hieher war Albrecht Alles nach Wunsch gegangen. Sein Ansehen im Reiche stieg von Jahr zu Jahr. Er wußte den Landfrieden mit derselben Kraft aufrecht zu erhalten, wie sein Vater. Die Sicherheit der Straßen, die Freiheit des Verkehrs war seit lange nicht so groß gewesen. Wollte sich auch hie und da ein raublustiger Graf nicht fügen, wie Eberhard von Würtemberg, so wurde er bald wieder zur Ruhe gebracht. Entfremdete Reichsgüter wurden mit Eifer aufgesucht und wieder eingezogen. So waltete König Albrecht, gefürchtet von den Großen, geehrt von den Städten, begünstigt vom Glück, mit mächtiger Hand, alle Widerstände niederschlagend. Aber er hatte noch Größeres vor. Durch die Erwerbung Böhmens war sein Haus das mächtigste unter allen deutschen Fürstenhäusern geworden. In weitem fast nicht unterbrochenem Bogen dehnten sich seine Besitzungen von dem Südwesten-Deutschlands, den Süden entlang, bis gegen den Osten aus, das südliche und mittlere Deutschland fast ganz umschließend. Kein Fürst für sich allein war stark genug, ihm Widerstand zu leisten; wie denn abwechselnd die Erzbischöfe von Salzburg, die Herzoge von Baiern, die erst kürzlich

Verrath gesonnen, die schwäbischen Grafen sich ihm beugen mußten. Nun aber wünschte er seine Macht auch gegen den Norden hin auszudehnen. Es war nicht ohne Absicht, daß sich Albrecht von jeher mit so großem Eifer der Hansestädte annahm, denn er wußte wohl, daß ihm das nordische Bürgerthum gegen die dortigen Fürsten dieselben guten Dienste leisten würde, wie das rheinische gegen die Erzbischöfe. Und schon war mit dem nördlichen Fürstenthum ebenfalls ein Bruch erfolgt. Wir haben gesehen, wie sich Albrecht mit dem Markgrafen von Brandenburg überworfen: er versäumte nicht, die Hansestädte sofort davon in Kenntniß zu setzen, und sie zu bedeuten, die Reichssteuern, auf welche er jenen angewiesen, ihm nicht auszubezahlen. Indessen war es vorerst ein anderes Land, auf welches er seine nächste Thätigkeit richtete. Er nahm den Plan seines Vorgängers wieder auf: er wollte Meißen und Thüringen dem Reiche zurückerobern.

Beim ersten Anblick erscheint dieses rastlose Streben, sich neue Gebiete zu erwerben — denn zugleich vermehrte Albrecht durch Kauf und andere Mittel auch seine Besitzungen in der Schweiz — als Habsucht und Ländergier; auch faßten es die Zeitgenossen zum Theil so auf. Aber nachdem es mißlungen war, die Fürsten zur freiwilligen Anerkennung der Erblichkeit der Kaiserwürde zu vermögen, schien es kaum ein anderes Mittel zu geben, die Reichsgewalt zu kräftigen und ihre Unabhängigkeit vom Fürstenthum zu ermöglichen, als die Gründung einer so überwiegenden Hausmacht, daß die Fürsten, selbst wenn sie zusammengestanden wären, dagegen nichts auszurichten vermochten, sich vielmehr vor ihr ebenso demüthigen mußten, wie die französischen Vasallen vor ihrem Könige. Das war offenbar Albrecht's Plan. Im Süden Deutschlands war er bereits übermächtig: nun suchte er sich durch Eroberung der thüringischen Lande auch im Norden festzusetzen. Aber von jetzt an wandte sich sein Glück.

Nach dem Tode Adolf's bemächtigten sich die Brüder Friedrich der Gebissene und Diezmann wieder eines Theiles von Thüringen und Meißen und behaupteten sich in dem Besitze, trotz dem Reiche. Albrecht hatte schon lange vor, diese Lande wieder zurückzunehmen, aber die vielfachen anderen Beschäftigungen hielten ihn davon ab. Jetzt aber führte er den Gedanken aus. Es scheint, daß ihn zu der Unternehmung besonders auch der Umstand bewogen, daß ihn die

Einwohner selber riefen. Und hier sind es wiederum die Städte, die sich an ihn wenden und seine Hülfe begehren, da sie sich vor den Uebergriffen der Landgrafen nicht mehr zu schützen vermöchten. Albrecht's Heer richtete nun nach der Kriegsführung jener Zeit große Verwüstungen an, aber ohne daß ein wesentlicher Erfolg errungen worden wäre: denn der größte Theil des Adels stand auf Seite der Fürsten. Ja, das königliche Heer erlitt am 31. Mai 1307 bei Lucka in der Nähe von Altenburg eine große Niederlage, und ihr Anführer selber, der Burggraf von Nürnberg, gerieth in die Gefangenschaft der Feinde. Als Albrecht davon hörte, so brachte er rasch ein neues Heer zusammen und drang mit demselben wenige Wochen darauf in Thüringen ein. Aber ehe er noch etwas ausrichten konnte, traf ihn die Nachricht von einem neuen Unglück: am 3. Juli starb sein Sohn Rudolf, König von Böhmen, wie man sagte, vergiftet.

Und dieses Unglück kam nicht allein. Denn sofort bildete sich in Böhmen eine zahlreiche, den Habsburgern entgegengesetzte Partei, welche nicht achtend der Verträge mit dem Könige Albrecht, eine neue Königswahl vornahm und nicht einen österreichischen Prinzen, sondern den Herzog Heinrich von Kärnthen, einen Schwiegersohn des Königs Wenzel II., zugleich Schwager Albrecht's zum Könige wählte. Auf diese Nachricht eilte Albrecht von Thüringen nach Böhmen, um mit Heinrich um die Krone zu streiten. Zugleich brach sein zweiter Sohn Friedrich in Böhmen ein und andere Schaaren besetzten Kärnthen und alle sonstigen Besitzungen des erwählten böhmischen Königs. Indessen konnte Albrecht, dessen Streitkräfte nicht stark genug waren, in Böhmen doch nichts Wesentliches erreichen. Denn der größte Theil des Adels war gegen ihn. Merkwürdig ist auch hier wiederum, daß die Städte, besonders drei, Königingrätz, Hohenmauth und Chrudim dem deutschen Könige anhingen. Er verließ Böhmen gegen Ende des Jahres, aber in der Absicht, das Jahr darauf mit einem größeren Heere wiederzukommen und dieses Land, so wie auch Thüringen vollends zu erobern. Zu diesem Ende zog er im Winter und Frühjahr in Franken und Schwaben umher, hielt sich besonders lange in den Reichsstädten auf und brütete über Entwürfen.

Aber inzwischen spannen sich um ihn die Netze des Verraths. Längst waren die Fürsten von Haß gegen ihn erfüllt und suchten ihm, wenn sie auch nicht offen gegen ihn auftraten, desto mehr im Geheimen

Schwierigkeiten zu bereiten. Sie betrachteten die böhmischen Angelegenheiten als einen erwünschten Anlaß, seine Plane zu vereiteln: der Herzog Otto von Baiern, von jeher sein Feind, neuerdings wieder, indem er sich in Ungarn zum Gegenkönige Karl Robert's wählen ließ, jedoch ohne Erfolg, der Graf Eberhard von Würtemberg, der Markgraf Friedrich von Meißen, Heinrich's von Kärnthen Schwager, der Herzog von Braunschweig, der Markgraf von Brandenburg: sie alle hingen zusammen und fanden ihren Vortheil darin, wenn Heinrich König von Böhmen bliebe, sie bestärkten ihn daher in diesem Vorhaben, welches dieser in Anbetracht der großen Gefahren, die er zu bestehen hatte, gerne aufgegeben hätte. Aber auch der Erzbischof von Mainz spielte wiederum eine Rolle dabei. Es war zwar nicht mehr derselbe, welchen Albrecht so gedemüthigt. An die Stelle Gerhard's war im Jahre 1304 Peter Aichspalter getreten, ehedem Bischof von Basel, und Kanzler am Hofe des Königs von Böhmen; dieser, einer der schlauesten Priester, war entschiedener Feind des Hauses Habsburg und arbeitete wohl am meisten an seinem Verderben. Er versuchte unter Anderem Unfrieden unter den Mitgliedern dieser Familie zu säen, und benutzte zu diesem Ende den großen Einfluß, den er schon von früher her auf Albrecht's Neffen, Johann, einen Sohn des bereits im Jahre 1290 verstorbenen zweiten Bruders des Königs, Rudolf's, besessen, um ihn gegen seinen Oheim aufzubringen. Es war nicht schwer, den leichtfertigen achtzehnjährigen Jüngling, der gleich anderen seines Standes, ein lustiges ausschweifendes Leben zu führen wünschte, aber unter der Vormundschaft seines Oheims gehalten, die Mittel nicht dazu fand, zu überzeugen, daß Albrecht ihm nur deßhalb sein Erbtheil vorenthalte um es ihm nie auszuhändigen. Mehrmals hatte Johann seinen Oheim um Auslieferung der väterlichen Güter gebeten; unter allerlei Vorwänden hielt ihn aber Albrecht hin. Wahrscheinlich paßte gerade jetzt die Auslieferung des Besitzthums nicht in seine sonstigen Plane. Uebrigens versprach er seinem Neffen Alles, was ihm gehöre und noch mehr. Auch behandelte er ihn freundlich und ohne alles Mißtrauen. Johann aber beschloß, ihn zu ermorden, und zu einem solchen Vorhaben boten ihm mehrere Ritter, Walter von Eschenbach, Ulrich von Palm und Rudolf von Wart, ihre Unterstützung an. Die Verschwörung muß aber noch mehr Theilnehmer gehabt haben,

als wir wissen. Denn Albrecht wurde von Einem, der Gewissensbisse empfand, vor seinem Neffen gewarnt, gab aber nichts darauf. Es war am 1. Mai 1308, als Albrecht auf seinem Stammschlosse Habsburg saß, wohin er mehrere Reichsfürsten, unter anderen die drei rheinischen Erzbischöfe, entboten hatte. Auch Johann mit seinen Verschworenen war zugegen. Bei dem Mahle benahm sich Albrecht noch besonders freundlich und liebevoll gegen seinen Neffen und versprach feierlich in Gegenwart der Fürsten die Ansprüche Johann's bald befriedigen zu wollen. Dies Alles machte jedoch auf diesen keinen Eindruck, sondern er wartete begierig auf eine Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen. Bald zeigte sie sich. Albrecht, welcher seine Gemahlin erwartete, ritt ihr mit einem kleinen Gefolge entgegen. Sein Weg führte ihn über die Reuß. Da wußten es die Verschworenen so einzurichten, daß alle seine Diener abgehalten wurden, mit dem Könige in die Fähre zu steigen, und daß sie sich nur mit ihm allein darin befanden. Albrecht, nichts Arges denkend, bemerkte es nicht einmal. An dem jenseitigen Ufer angekommen, schritten aber die Verschworenen sofort zur That. Sie fielen über den König her und erschlugen ihn. An der Stelle, wo Albrecht seinen Tod fand, wurde später das Kloster Königsfelden erbaut.

Allgemein hat man damals angenommen, daß die eigentlichen Urheber des Mords in höheren Kreisen zu suchen seien: besonders bezeichnete man den Erzbischof von Mainz als einen solchen. Aber sie blieben ungestraft, während an den Werkzeugen des Verbrechens, so weit man sie erreichen konnte, die schauderhafteste Rache geübt ward: selbst ihre Verwandten und ihre Knechte wurden nicht geschont. Die Andern starben im Elend. Herzog Johann, dem die Geschichte den Beinamen des Parricida (Vatermörders) gegeben, flüchtete sich nach Italien, wo er dem Papste reuevoll seine Sünde bekannte und im Jahre 1315 in der Gefangenschaft zu Pisa starb.

---

5. Heinrich VII. Italien vor und während seiner Regierung.

Seit dem Ende des Zwischenreichs hätten nun in einem Zeitraume von vierthalb Jahrzehenden drei Könige über Deutschland geherrscht. Alle drei versuchten ernstlich die Wiederherstellung der königlichen Gewalt, aber keiner errang dauernde Erfolge. Der erste, Rudolf, glaubte durch Anlehnung an das Bestehende, durch schlaue Berechnung, durch Unterhandlungen, kurz mehr auf dem Wege des Friedens zum Ziele gelangen zu können, die beiden Andern dagegen verfuhren grundsätzlich und gewaltsam. Der erste regierte auch noch am längsten und starb auf dem gewöhnlichen natürlichen Wege. Aber am Schlusse seiner Regierung war nichts gewonnen, und der Nachfolger mußte gerade wieder von vorne anfangen. Die beiden Andern wurden mitten auf ihrer Laufbahn durch einen gewaltsamen Tod von der Verfolgung ihrer Plane abgehalten. Man sieht, mit wie viel Gefahren die deutsche Krone verbunden war, besonders wenn der Träger die Absicht hatte, etwas aus ihr zu machen.

Was sollte nun werden? Durch Albrecht's Ermordung waren die deutschen Fürsten einer großen Gefahr entgangen *). An die Ausführung seiner Entwürfe war nun nicht mehr zu denken. Die beabsichtigte Vergrößerung des Hauses Habsburg schien nur unter dem Schutze der königlichen Würde möglich: die Kräfte dieses Hauses für sich allein waren nicht stark genug, um diese Entwürfe durchzuführen. Daher gaben die Söhne Albrecht's, Friedrich und Leopold, schon im August 1308 in einem Vertrag mit Heinrich von Kärnthen ihre Ansprüche an Böhmen auf und überließen ihm dasselbe gegen eine Summe von 45,000 Mark.

Aber die übrigen größeren Fürsten, wenn auch dergestalt von den Entwürfen Habsburg's vor der Hand befreit, wollten doch fortan gegen die Aufnahme einer ähnlichen Staatskunst von Seite des

*) Die gleichzeitige „oberrheinische Chronik“, erst neuerdings von Grieshaber herausgegeben (Rastatt 1850), kennzeichnet Albrecht's Regierung S. 25 vortrefflich mit den kurzen Worten: „Kuning Albrecht twang auch die Fürsten und richsete gewalteklich nach Kuning Adulf zehn Jahr.“

Reichsoberhauptes sich sicher stellen und so schlossen die Herzoge von Sachsen, die Markgrafen von Brandenburg, die Pfalzgrafen am Rhein, denen auch die Herzoge von Oesterreich beigetreten zu sein scheinen, im Oktober 1308, miteinander einen Vertrag des Inhalts, daß sie einen aus ihrer Mitte — auch der Graf von Anhalt und selbst einer der österreichischen Fürsten wurde genannt — zum Könige wählen wollten: der Gewählte müßte aber den Andern alle ihre Besitzungen bestätigen, und an den Marken ihres Landes friedliebende Reichsbeamte einsetzen.

Doch fiel die Wahl auf keinen der Genannten. Auch wissen wir von keinem außer vom Pfalzgrafen Rudolf, daß er sich ernstlich um die Krone bemüht habe. Selbst die Herzoge von Oesterreich machten keine Miene, sich um dieselbe zu bewerben: sie mochten fürchten, daß das Andenken ihres Vaters ihnen zu hinderlich sei. Dagegen bewarb sich auf das Eifrigste um die deutsche Krone der König Philipp der Schöne von Frankreich, zwar nicht für sich, sondern für seinen Bruder, Karl von Valois, aber es war kein Zweifel, daß falls dieser Plan geglückt wäre, Deutschland unter die Botmäßigkeit Frankreichs gekommen sein würde. Philipp verfolgte diesen Gedanken mit dem größten Eifer und setzte alle Hebel in Bewegung, um ihn durchzuführen. Seit seinem Streite mit dem Papste Bonifacius VIII., der in Folge der schmählichen Behandlung, welche ihm vom französischen Könige widerfahren, im Oktober 1303 gestorben war, gewann er einen außerordentlichen Einfluß auf den römischen Stuhl, welcher endlich so weit ging, daß der Papst Klemens V. (1305) den Sitz des päpstlichen Hofes nach Frankreich verlegte, wodurch er in volle Abhängigkeit von dem französischen Könige gerieth. Philipp zwang nun den Papst, seinen Einfluß aufzubieten, um die deutsche Krone dem französischen Prinzen zuzuwenden, und in der That: Klemens willfahrte diesem Begehren und bereits war einer der Kurfürsten, der Erzbischof von Köln, der schon früher mit Philipp ein Bündniß geschlossen, für diesen Plan gewonnen. Die andern wollten jedoch nichts davon wissen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Papst selber insgeheim dem Plane des französischen Königs entgegengearbeitet, da es ihm nicht entgehen konnte, daß die Vereinigung der deutschen und der französischen Krone unter einem Herrscher, wie Philipp, der päpstlichen Gewalt das Verderben bereiten mußte.

Die Wahl fiel diesmal wieder auf einen Grafen, auf Heinrich von Lützelburg. Den ersten Gedanken dazu hatte sein Bruder Balduin, welcher erst kürzlich Erzbischof von Trier geworden. Er gewann den Erzbischof Peter von Mainz und beide den von Köln, obschon dieser bereits dem Karl von Valois seine Stimme zugesagt; aber gegen das Versprechen großer Vortheile, die ihm der neue König bewilligen würde, ließ er sich umstimmen. Nachdem die drei geistlichen Kurfürsten mit einander in's Reine gekommen, konnte man das Gelingen ihres Anschlags wohl voraussetzen: denn sie übten immer eine große Ueberlegenheit über die weltlichen aus. Ohnedieß hatten diese in ihrem Bunde die Bestimmung aufgenommen, daß sie nur den als König anerkennen wollten, welcher die meisten Stimmen der geistlichen Kurfürsten auf sich vereinige. Auf der Vorberathung zu Rense entschied sich daher bald Alles zu Gunsten Heinrich's. Er wurde sodann in Frankfurt am 27. November 1308 einstimmig zum Könige gewählt — nur der König von Böhmen fehlte, der aber diesmal auf die Ausübung seines Wahlrechts überhaupt verzichtete — und am 6. Januar 1309 in Aachen gekrönt.

Es versteht sich von selbst, daß die Kurfürsten bei dieser Wahl wiederum nicht versäumten, sich zu bedenken. Heinrich mußte zuerst den allgemeinen Grundsatz anerkennen, welcher dem Bunde der weltlichen Kurfürsten vom Oktober 1308 zu Grunde gelegen, nämlich sie in allen ihren Besitzungen, wozu auch die Reichsgüter gehörten, zu bestätigen und an ihren Gränzen friedliebende Reichsbeamte einzusetzen. Dem Pfalzgrafen Rudolf versetzte er außerdem um 2000 Mark die Burgen Floß und Parkstein. Da der König ferner, auch hier seine Vorgänger nachahmend, sofort seine Tochter Marie an den Sohn des Pfalzgrafen verheirathete, er aber die 16,000 Mark Mitgift nicht aus eigenen Mitteln bezahlen konnte, so wurden 10,000 Mark davon auf Reichsgut angewiesen. Die geistlichen Kurfürsten bedangen sich, wie immer, die größten Vortheile aus. Dem Erzbischof von Mainz mußte der König versprechen: 1) die Mainzer Kirche im Geistlichen und Weltlichen treulich zu schirmen, ihre Freiheiten zu bestätigen, und dem Erzbischof gegen Beleidiger, namentlich gegen die Bürger von Mainz und Erfurt beizustehen; 2) geistliche Sachen nur vor geistlichem Gericht zu verhandeln und ebenso geistliche Personen nur dort verklagen zu lassen; 3) der Mainzer Kirche

den Zoll in Lahnstein, das Städtlein Seligenstadt und die Grafschaft Bachgau zuzusprechen; 4) derselben das Recht zu erhalten, daß Dienst- und Burgmannen immer zuerst vor dem Erzbischof verklagt werden müssen; 5) derselben das Erzkanzleramt mit Zubehör zu erhalten; der Mainzer Kirche den derselben von König Albrecht zugefügten und 100,000 Mark Silber übersteigenden Schaden zu vergüten; 6) dem Erzbischof Peter die Kosten bei der Königswahl zu ersetzen; 7) demselben den Zoll bei der Burg Ehrenfels so lange zu belassen, bis er daher empfangen habe 10,000 Pfund Heller, die ihm König Albrecht für seinen Dienst nach Böhmen versprochen, so wie 1000 Mark, um welche ihn derselbe am Ungeld und den Juden zu Mainz geschädigt hat; 8) demselben beizustehen gegen den Grafen von Sargans; 9) denselben zu schirmen, daß ihn Niemand pfände wegen Schulden außer nach gerichtlicher Ueberweisung. — Der Erzbischof von Trier erhielt wiederum die Burg Kochem zurück, ferner wurden ihm die Juden von Boppard und Oberwesel versetzt; sodann durfte er einen neuen Zoll am Rhein anlegen; und endlich wurden ihm alle Besitzungen bestätigt, die das Erzstift seit dreißig Jahren besessen, worunter natürlich auch Reichsgut. Der Erzbischof von Köln wurde im Besitz seiner Zölle bestätigt, erhielt wieder die Burg Zeltank an der Mosel, den Hof Brakel bei Dortmund und die Vogtei über Stadt und Kirche zu Essen.

Demnach war Alles wieder verloren, was König Albrecht den Kurfürsten abgezwungen hatte und es schien seine gewaltige Herrschaft völlig umsonst dagewesen zu sein. Aber war nicht von dem neuen König dasselbe zu befürchten, was von Adolf und Albrecht, daß er nämlich wohl verspreche, aber nicht daran denke, das Versprochene zu halten?

Nein. Diesmal waren die Kurfürsten mit ihrer Wahl weit glücklicher. Offenbar haben sie ihren Mann genau gekannt und gewußt, daß die Richtung seiner Staatskunst ihn auf einen ganz anderen Weg dränge.

Heinrich, Graf von Lützelburg und la Roche, Markgraf von Arlon, war im Jahre 1262 zu Valenciennes geboren, also zur Zeit seiner Wahl ein Mann von 45 Jahren. Sein Besitzthum war nicht geringer, als das Rudolf's von Habsburg, und er war am Niederrhein ebenso angesehen, als es dieser am Oberrhein gewesen. Aber

während Rudolf ausschließlich deutsch war, so spielte bei Heinrich von Lützelburg das französische Wesen eine nicht unbedeutende Rolle. Er war am französischen Hofe erzogen, wurde später sogar Vasall des Königs von Frankreich, der ihn auch zum Ritter schlug und bezog von ihm einen Jahrgehalt. Indessen diente, wie Rudolf von Habsburg der Stadt Straßburg, so auch er der Stadt Trier mit fünfzig Geharnischten.

Heinrich hatte am französischen Hofe die romantisch ritterliche Anschauungsweise, welche dort von Neuem, wenn auch unter etwas veränderter Gestalt erstand und während des vierzehnten Jahrhunderts frische Blüthen trieb, in sich aufgenommen. Er gefiel sich in jener Pracht und Kostbarkeit, welche an den Höfen und Rittersitzen Frankreichs gebräuchlich war, wie er denn durch seine glänzende Erscheinung selber in Paris Aufsehen machte. Ueberhaupt ist das Streben nach äußerer Kundgebung, nach auffallender Wirkung, nach Hervorbringung mächtiger Eindrücke — bekanntlich ein Kennzeichen des Franzosenthums — ein wesentlicher Zug seiner Natur. Man kann sich denken, daß er die neue Würde, die so große Erinnerungen weckte, sofort von diesem Gesichtspunkte aus auffaßte. Auch er hat das Streben, die kaiserliche Gewalt wieder herzustellen, aber es ist wesentlich verschieden von der Richtung, welche seine drei nächsten Vorgänger eingeschlagen. Während jene von dem richtigen Gedanken ausgegangen waren, daß ihre nächste und ausschließliche Sorge nur auf Deutschland gerichtet sein dürfe, welches erst den Fürsten wieder abgenommen werden mußte, weßhalb sie sich um Italien wenig oder nichts bekümmerten, verfolgte Heinrich gleich von Anbeginn an den Plan, nach Italien zu ziehen, dort die Kaiserkrone zu holen und dies Land wieder dem deutschen Reiche zu unterwerfen. Er nahm sich in dieser Beziehung, wie es scheint, die großen Kaiser aus dem Geschlechte der Hohenstaufen zum Muster: und allerdings der Ruhm, der sie umstrahlte, und den sie aus ihren beständigen Kämpfen um Italien gewannen, mochte verführerischer sein und ein ehrgeiziges auf das Glänzende gerichtetes Gemüth mehr locken, als die schwere, und wie es schien, undankbare Mühe, in Deutschland eine neue den Bedürfnissen des Volks entsprechende Ordnung der Dinge zu schaffen. Ein solches Streben nach Italien aber war den deutschen Fürsten nicht gefährlich, mußte im Gegentheil ihre Absichten vielfach fördern.

Denn erstens hinderte die Abwesenheit den Kaiser, sich um die deutschen Angelegenheiten zu bekümmern und hier größere Plane zu verfolgen. Zweitens war er, um in Italien Erfolge zu erzielen, genöthigt, den deutschen Fürsten große Vortheile zu zugestehen, theils um sie willfährig zum Zuge oder zur sonstigen Unterstützung desselben zu machen, theils um sie zu bestimmen, sich während seiner Entfernung ruhig zu verhalten. So sehr daher zu den Zeiten der Hohenstaufen die Deutschen über die Römerzüge gemurrt haben mochten, so unangenehm war den Fürsten seit den Zeiten Rudolf's von Habsburg die gänzliche Vernachlässigung Italiens von Seiten ihrer Könige; ja sie zählten gerade dies als Grund ihrer Unzufriedenheit z. B. mit Adolf auf. Sie wollten gerne die Könige aus dem Lande haben, um ungestörter schalten und walten zu können. Heinrich's VII. Plan auf Italien war ihnen daher sehr erwünscht: sie unterstützten ihn bereitwilligst und gestanden ihm gerne den äußeren Glanz zu, den er sofort als römischer König und künftiger Kaiser um sich verbreitete.

Seit lange wußte kein deutscher König mit solcher Würde, solch äußerer Schaustellung, solchen Zeichen der Macht aufzutreten, wie Heinrich VII. Seine Persönlichkeit eignete sich aber auch vortrefflich dazu. Es war ein schöner Mann, seine Glieder in ebenmäßigen Verhältnissen; er selber gewandt im Umgange, huldreich und freundlich, ohne jedoch der kaiserlichen Würde das Geringste zu vergeben. Im Gegentheil, er forderte die Achtung vor ihr mit großer Sorgsamkeit, fast Aengstlichkeit und strafte die Hinautsetzung derselben mit Strenge. Dann setzte er etwas darein, als gerechter Richter zu erscheinen, der sich durch keine Rücksichten bestimmen lasse, vielmehr, wie man es von dem Kaiser verlangte, über den Parteien stehe. Er ließ sich die Handhabung des Landfriedens angelegen sein: so wurde unter ihm der unruhige Eberhard von Würtemberg, der gegen drei Könige in den Waffen gestanden, endlich von Land und Leuten vertrieben, allerdings vorzugsweise mit Hülfe der schwäbischen Städte. Heinrich wurde daher mit einer seltenen Einstimmigkeit von den Zeitgenossen gepriesen und gelobt, man freute sich an der Erneuerung des Glanzes des Kaiserthums und gönnte dem Schöpfer desselben den schuldigen Zoll. Die Reichstage unter Heinrich gehören zu den glänzendsten und prächtigsten, die je abgehalten wurden. Einer

besonders, im August 1309 abgehalten, zeichnete sich aus durch die Beisetzung der Leichen der Könige Adolf und Albrecht in der Kaisergruft im Dom zu Speier, wobei die beiden Wittwen der Könige nebst der Gemahlin Heinrich's und Agnes, der Tochter Albrecht's und Wittwe des Königs Andreas von Ungarn, zugegen waren. Es war eine erschütternde Feier, gerade ganz nach Heinrich's Geschmack.

Aber die Machtfülle, welche sich bei solchen Gelegenheiten zur Schau stellte, und auf den Beobachter ihren Eindruck nicht verfehlen konnte, war im Grunde doch mehr Schimmer, als Wirklichkeit. Im Wesentlichen hat Heinrich die königliche Gewalt nicht gefördert. Zwar Anfangs schien es, als ob er sich von demselben Gedanken leiten lassen wolle, wie Albrecht. Denn es ergab sich die schönste Gelegenheit, die Länder, die jener zu erwerben gedachte, ohne Schwertstreich zu erhalten und die andern, die er bereits besessen, mit Gewalt dazu zu nehmen. Die Böhmen nämlich wurden nachgerade unzufrieden mit ihrem Könige, Heinrich dem Kärnthner, und wünschten ihn nicht mehr. Eine Partei, und zwar die mächtigere, warf ihre Augen auf den König Heinrich VII. und verlangte von ihm seinen Sohn Johann, der freilich erst vierzehn Jahre alt war, zum Könige: als einzige Bedingung setzte sie, daß Johann die Tochter des früheren böhmischen Königs, Wenzel II., Elisabeth heirathe, welche bereits die zwanziger Jahre überschritten hatte. Zugleich aber erneuten die Böhmen ihre Ansprüche auf Oesterreich, welches durch König Rudolf ungerechter Weise von Böhmen abgerissen worden sei, indem König Richard Ottokarn damit belehnt habe. Mit einem Male hätte nun Heinrich, ging er auf diese Anschauung ein, die österreichischen Lande, Böhmien und Mähren erlangt, und es war dann nicht schwer, da man nunmehr auf die Willfährigkeit der Böhmen bauen konnte, auch Meißen und Thüringen dazu zu erwerben. Demnach wäre der ganze Plan Albrecht's wieder aufgenommen worden. In der That: eine Zeit lang ging Heinrich mit diesem Gedanken um. Obschon er den habsburgischen Brüdern, Friedrich und Leopold, welche zu seiner Wahl mitgewirkt, Anfangs versprochen hatte, sie mit allen ihren Ländern zu belehnen, so zögerte er doch auffallend lange damit; ja er unterstützte offenbar ihre Feinde in der Schweiz, die Aufständischen in den Waldstädten (worüber später in einem anderen Zusammenhange mehr); und die Absicht lag nicht ferne, einstweilen gegen die

Herzoge Feindseligkeiten einzuleiten. Den Habsburgern entging dies keineswegs: sie beschwerten sich, die Spannung wurde immer bedenklicher. Inzwischen wurde der Plan mit Böhmen weiter verfolgt. Heinrich VII. ging auf die Wünsche der Großen ein, erklärte die Böhmen des Eides gegen Heinrich den Kärnthner entbunden, da dieser niemals vom Reiche in diesem Lehen bestätigt worden sei, verheirathete seinen Sohn mit Elisabeth und belehnte endlich diesen mit Böhmen. (August 1310.) Nun aber hielt er auf einmal mit den Feindseligkeiten gegen die Habsburger inne. Der Hauptgrund ist wahrscheinlich gewesen, weil sein Sinn auf Italien stand und er Deutschland beruhigt hinter sich lassen wollte. Ein Krieg mit Oesterreich aber war nicht so leicht beendet und es war noch sehr die Frage, ob die Fürsten die Wiederaufnahme von Albrecht's Plan so geduldig mit angesehen hätten. Heinrich söhnte sich also mit den österreichischen Fürsten aus, belehnte sie mit ihren Ländern, erhielt die Zusicherung ihrer Hülfe und besiegelte den Frieden durch eine Verlobung des Herzogs Leopold mit seiner Nichte, der Tochter des Herzogs Amadeus von Savoyen.

Mit dieser Aussöhnung gab Heinrich überhaupt die größeren Plane bezüglich Deutschlands auf. Böhmen wurde nunmehr als ein erfreuliches Besitzthum der Familie angesehen, nicht als ein Punkt, von welchem aus sich Deutschland allmälig erobern lasse, wie das Albrecht gewollt. Heinrich suchte zunächst seinem Sohne Johann eine gute Stätte zu bereiten. Bei der günstigen Stimmung der Einwohner war dies nicht schwer. Heinrich der Kärnthner machte auch keinen Versuch, Widerstand zu leisten. Er verließ Böhmen und zog sich nach Tyrol und Kärnthen zurück. Aber auch freundlich gesinnte Nachbarn wollte Heinrich seinem Sohne verschaffen. Aus diesem Grunde legte er den langen Streit über Meißen und Thüringen bei. Anfangs ging er bezüglich dieser Länder von demselben Gesichtspunkte aus, wie Adolf und Albrecht. Auch wandten sich die thüringischen Städte, namentlich Erfurt, wiederholt an den König um Schutz wider Landgraf Friedrich, und er vertröstete sie auf baldige Hülfe. Dann aber hielt er es für zuträglicher, die Ansprüche des Reichs auf diese Länder aufzugeben und Friedrich in dem Besitz derselben zu bestätigen, was im December 1310 geschah.

Und so wie hier, wurde von ihm allenthalben das Reichsgut

verschleudert, verpfändet, versetzt, hergeschenkt; zuerst, um die Leute willfährig zum Römerzug zu machen, später, um die Einzelnen für ihre Dienste bei dieser Unternehmung zu belohnen. Keiner der drei letzten Könige, auch Adolf nicht, hat die Verschleuderung des Reichsguts in einem so großartigen Maßstabe betrieben, wie Heinrich VII. *). Am empfindlichsten war aber wohl die Wiederherstellung der Zölle am Rhein, welche Albrecht in Folge des Sieges über die Kurfürsten, den er mit Hülfe der Städte erfochten, aufgehoben hatte. Heinrich gab den drei geistlichen Kurfürsten alle Zölle wieder, die ihnen Albrecht genommen, und noch andere dazu **).

Dies war ein harter Schlag für die Städte. Aber Heinrich scheint dem Bürgerthum überhaupt nicht gewogen gewesen zu sein, wenigstens die Förderung desselben nicht, wie Adolf und Albrecht, als ein wesentliches Glied seiner Staatskunst betrachtet zu haben. Auch hier mögen ihm die Hohenstaufen als Muster vorgeschwebt sein. Bezeichnend für sein Verhältniß zum Bürgerthum ist das Benehmen, das er einst gegen die Gesandten Straßburg's beobachtete. Diese kamen zu ihm, die Huldigung von „ihren Herren von Straßburg" darzubringen und die Bestätigung ihrer Freiheiten zu verlangen. Der König war darauf sehr ungnädig und gab ihnen keine Antwort. Die Boten reisten ihm nach von einer Stadt zur andern. Er ließ sie aber nicht vor. Endlich wurde ihnen bedeutet, was den König so böse gemacht. Bei der nächsten Aufwartung machten sie es besser: sie sprachen nun von: „des Königs treuen Bürgern von Straßburg." Nun war Heinrich zufrieden. „Vorher, sagte er, habe ich nicht gewußt, wen ihr unter „eueren Herren" meint." Drückt sich in dieser Anekdote ein gewisser Aerger des Königs über das emporstrebende stolze Bürgerthum aus, so steht seine sonstige Handlungsweise mit einer solchen Gesinnung vollkommen im Einklang. Heinrich bestätigte zwar nach herkömmlicher Weise die Freiheiten der Städte und fügte wohl hie und da eine Vergünstigung hinzu; auch war ihre Bedeutung durch die beiden letzten Könige so gestiegen, daß man sie unmöglich mit Geringschätzung behandeln durfte, und so geschah es, daß sie von jetzt an den Reichstagen beiwohnten, ein

*) Böhmer's Regesta Henrici VII. liefern auf jeder Seite die Belege dazu.
**) Vergl. Regesta Henrici VII. Nr. 29, 288, 297, 367.

Recht, das sich von selber gemacht, worüber aber kein Reichsgesetz vorhanden ist. Aber während Albrecht neue Städte schuf und dadurch die Macht des Königs vermehrte, entfremdete dem Reiche zurückbrachte, machte sich Heinrich kein Gewissen daraus, Reichsstädte zu verpfänden oder herzuschenken, wie Heidelsheim, Boppard, Oberwesel, Altenburg, Chemnitz, Zwickau, Laupen, oder sie sonst in die Gewalt geistlicher und weltlicher Herren zu geben. Während Albrecht bereits die Berechtigung des Pfahlbürgerthums ausgesprochen, tritt Heinrich gegen dasselbe auf und verbietet es in einem Reichsgesetz. Während Albrecht in den Streitigkeiten zwischen Geistlichkeit und Städten diese in der Regel begünstigte, und namentlich bezüglich der Steuerfreiheit der Geistlichen Grundsätze aufstellte, welche dem Bürgerthum zum Vortheil gereichten, stellt sich Heinrich auf die Seite der Geistlichkeit und erkennt ihre Steuerfreiheit nicht nur in Bezug auf die Städte, sondern überhaupt in einem großen Umfange, namentlich auch dem Reiche gegenüber an.

Ueberhaupt hat er auch darin die romantische Anschauungsweise früherer Jahrhunderte, daß er die Geistlichkeit in umfassender Weise begünstigt. Von wesentlichem Einflusse darauf mag wohl gewesen sein, daß Heinrich die Dienste mancher Bischöfe sehr nöthig hatte. So waren ihm besonders der Erzbischof von Trier, sein Bruder, und der Erzbischof Peter von Mainz unentbehrlich. Der letztere hatte das Verhältniß zu Böhmen eingeleitet und wurde vom Könige auch verwendet, um seinen Sohn in dem neuen Reiche einzuführen. Es war begreiflich, daß sich Heinrich dafür erkenntlich zeigte. Daher die außerordentliche fortwährende Begünstigung der Erzbischöfe. Indessen diese persönlichen Beziehungen bilden auf keinen Fall die einzige Erklärung von Heinrich's Begünstigung der Geistlichkeit, welche vielmehr in seiner ganzen Richtung gesucht werden muß. Er nimmt die Geistlichkeit überall und gegen Jedermann in Schutz, erhöht ihre Rechte und Freiheiten und ein großer Theil des verschleuderten Reichsgutes fließt in ihren Beutel. So hat er sich bei dieser freilich den Namen eines frommen Königs erworben, aber das Reich ist dafür durch ihn heruntergebracht worden.

Nun fragte es sich, ob, was in Deutschland verloren ging, etwa in Italien wieder gewonnen werden konnte.

In Italien hatte sich seit dem Sturze der Hohenstaufen — es

waren fast sechzig Jahre — kein deutscher Kaiser mehr sehen lassen. Die Italiener hatten sich während dieser Zeit der deutschen Herrschaft ganz entwöhnt: die Städte, wie die Herrschaften rissen alle Rechte des Reiches an sich und dachten nicht daran, sie wieder zurück zu geben. Inzwischen erhoben sich die Gemeinwesen zu einer außerordentlichen, fast unglaublichen Blüthe. Die Italiener waren damals das erste Handelsvolk der Welt, ungeheuere Reichthümer füllten sich in ihren Städten an: die Bevölkerung wuchs von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag: so zählte Mailand 200,000 Seelen, Pavia 100,000; und es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß durch all dieses das Selbstgefühl der Einwohner gesteigert werden mußte. Mit dieser äußeren Blüthe hielt indessen das innere staatliche Leben nicht gleichen Schritt. Nachdem der äußere Feind, der Gegner der Bürgerfreiheit wie des italienischen Volksthums, der Kaiser, verschwunden war, begannen die inneren Kämpfe. Zunächst zwischen Adel und Volk. Außerordentlich rasch gewann das Volk fast in allen lombardischen Städten den Sieg und gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren die demokratischen Verfassungen allenthalben im Uebergewicht. Aber das Volk wußte sich in diesem Siege nicht zu behaupten. Bald entstanden neue Kämpfe, und zwar jetzt zwischen einzelnen Geschlechtern, die sich um die Herrschaft stritten. Diese Erscheinung zieht sich durch alle lombardischen Städte hindurch. Die Kämpfe endeten meist mit dem Siege einer Familie und der Vertreibung der andern. Die siegende, die es verstanden hatte, dem Volke zu schmeicheln und dadurch seine Unterstützung zu erlangen, strebte nunmehr nach fürstlicher Gewalt, indem sie sich den Anschein gab, als ob diese, wie aus dem Volke hervorgegangen, so auch nur zum Vortheil desselben gereiche. Dann geschah es wohl, daß sich eine solche in dem Besitze der Alleinherrschaft befindliche Familie, wie z. B. die Visconti in Mailand, nach einer Rechtsquelle umsah, um sich in der Herrschaft dauerhaft zu befestigen. Was war natürlicher, als daß sie sich an den deutschen Kaiser wandte, um von ihm etwa als Reichsstatthalter bestätigt zu werden? In der That wurden die Visconti von Adolf und Albrecht in dieser Würde anerkannt. Doch waren diese Entwickelungen noch zu neu, um eine große Dauer zu verbürgen: eben die Visconti wurden am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wieder gestürzt und mußten der Herrschaft der Torre Platz machen, welche

angeblich die Volksfreiheit retten wollten, aber dann fast unumschränkt regierten. Außer solchen aus bürgerlichen Kämpfen hervorgegangenen fürstlichen Gewalten bestanden in Oberitalien noch eine Menge altadeliger Häuser, wie die Este, die Montferrat, die Saluzzo, die Scala, die Camino, welche sich auf Kosten ihrer Nachbarn auszubreiten suchten und die in ihrer Nähe befindlichen Gemeinwesen sich unterwarfen. Auch hier fehlte es nicht an mannichfachen Wechselfällen des Glücks, und nicht an Verbannungen der besiegten Parteien. Im Allgemeinen also hatten die freistaatlichen Verfassungen — nur Venedig, Genua, Padua, Asti behaupteten sich als eigentliche Republiken — mehr oder weniger stark ausgeprägten einherrschaftlichen Platz gemacht. Diese Entwicklung schien aber aus mehrfachen Gründen zum Vortheil des Kaiserthums zu sein. Einmal, weil gerade die Städterepubliken die heftigsten Gegner desselben gewesen; zweitens weil die neuen Herrscher, um sich in ihrer Stellung zu behaupten, es für gerathen finden mußten, sich von einem Höheren darin bestätigen und beschützen zu lassen. Doch war eine solche Schlußfolgerung trügerisch. Gegen den Kaiser, wenn er in der That Anstalten machte, die früheren Rechte wieder zurückzunehmen, standen Alle zusammen. Die einzige Partei, auf welche er sicher zählen konnte, waren die Ghibellinen. Die frühere Bedeutung dieses Namens war zwar im Laufe der Zeit vielfach verwischt worden. Nachgerade aber tauchte sie wieder auf, und es schlossen sich nun an sie alle diejenigen an, welche aus ihrer Heimath vertrieben worden waren. Diese, deren es eine große Menge gab, wünschten nichts sehnlicher als die Rückkehr in ihre Stadt und sie ergriffen jeden Plan, der ihnen eine solche Aussicht eröffnete, mit beiden Händen. Begreiflich setzten sie auf den Kaiser die größte Hoffnung, und sie besonders unterstützten seine Entwürfe aus allen Kräften.

So stand es in der Lombardei. In Toscana, deren Mittelpunkt Florenz, war hingegen die republikanisch-demokratische Richtung noch in vollster Blüthe und ebenso die entschiedenste Abneigung gegen das Kaiserthum. Es fehlte freilich auch in diesem Gemeinwesen nicht an den heftigsten inneren Kämpfen, welche besonders im Anfange des Jahrhunderts den Staat zerrütteten und zuletzt mit der Austreibung der gemäßigten Partei, der Weißen, welche sich an die Ghibellinen anschlossen, und mit dem Siege der streng guelfischen,

der Schwarzen, endeten. Zu den Vertriebenen gehörte der als Dichter und Staatsmann berühmte Dante. Diese vertriebenen Florentiner, Dante an der Spitze, wünschten ebenso wie die lombardischen Verbannten, die Rückkehr in ihre Vaterstadt und begünstigten daher den Kaiser, von dem sie dieselbe hofften, so weit sie vermochten: Dante schrieb besonders zu diesem Zwecke sein Buch über die Monarchie, in welchem er die kaiserliche Gewalt gegenüber der päpstlichen in Schutz nimmt.

In diese Entwicklungen von Ober- und Mittelitalien suchte das Haus Anjou, welches den Thron von Neapel besaß, vielfach einzugreifen. Schon Karl I., der Mörder Konradin's, trachtete danach, von den lombardischen Städten als Oberherr anerkannt zu werden. Darauf gingen indessen diese nicht ein, und auch den Päpsten erschien eine solche Ausdehnung der Macht des Hauses Anjou zu bedenklich, als daß sie diese Entwürfe hätten begünstigen mögen. Ueberdies wurden sie durch den Aufstand der Sicilianer aufgehalten, die sich im Jahre 1282 befreiten und den König von Aragonien zu ihrem Gebieter erwählten. Die Könige von Neapel hatten nun alle Hände voll zu thun, um die Insel sich wieder zu unterwerfen, was aber mißlang. Karl II., welcher seinem Vater im Jahre 1284 in der Regierung Neapels gefolgt war, nahm endlich die Absichten auf Ober- und Mittelitalien wieder auf. Er wollte sich dort von der Provence aus, die ihm gehörte, und von Saluzzo und Piemont aus, die ihm durch Erbschaft geworden, weiter ausbreiten. Auch mit Florenz knüpfte er Verbindungen an. Sein Sohn Robert (von 1309 an) setzte diese fort und trat überhaupt ganz in die Fußtapfen des Vaters ein. Natürlich war ihm die Einmischung des deutschen Kaisers in die italienischen Angelegenheiten höchst unerwünscht, und er setzte alle Hebel in Bewegung, um seine Absichten zu vereiteln.

Was endlich den Papst anbetrifft, so war dieser, seitdem er seinen Sitz in Frankreich aufgeschlagen, in Bezug auf die italienischen Verhältnisse von einer geringeren Bedeutung, als sonst. Ja, es schien, als ob er es nicht ungerne sähe, wenn sich ein deutscher König wieder Italiens annähme, zumal wenn er, wie die deutschen Könige seit dem Sturze der Hohenstaufen zu thun pflegten, und wie man auch von Heinrich's VII. kirchenfreundlichem Sinne erwarten durfte, sich dem römischen Stuhle gehorsam erwies. Der Papst machte

daher keine Schwierigkeiten, Heinrich als römischen König anzuerkennen und ihm die Kaiserkrone zu versprechen. Die Krönung sollte am Himmelfahrtstage 1311 in Rom erfolgen, und zwar, da der Papst nicht selber gegenwärtig war, durch drei dazu abgeordnete Kardinäle. Aber auch diese freundliche Stimmung des Papstes war trügerisch. Der König von Frankreich konnte die Vereitlung seiner Hoffnung auf den Kaiserthron nicht vergessen, und suchte dem deutschen König Schwierigkeiten zu bereiten. Dies war nicht schwer, da der Papst in seiner Hand war und thun mußte, was er wollte. Trotz dem also, daß Heinrich mit dem französischen König Unterhandlungen pflog, die zuletzt zu einem Vertrage führten, hatte er in ihm einen seiner gefährlichsten Gegner, der, wenn er auch nicht offen gegen ihn auftrat, doch dadurch seine Stellung zu untergraben vermochte, daß er die päpstliche Gewalt gegen ihn in Bewegung setzte.

Dies war die Lage der Dinge, als Heinrich VII. gegen Ende des Jahres 1310 in Italien erschien, an der Spitze eines deutschen Heeres von etwa 5000 Mann. Zuerst ließ sich Alles ganz vortrefflich an. Städte und Fürsten erschienen vor ihm, um ihm zu huldigen und ihre Güter als Lehen in Empfang zu nehmen oder ihre Freiheiten sich bestätigen zu lassen. Aber Heinrich verfehlte es gleich damit, daß er eine Stellung über den Parteien einzunehmen versuchte, was in Italien schlechterdings zu keinem glücklichen Ergebnisse führen konnte. Er führte zwar überall die vertriebenen Ghibellinen zurück und bewirkte eine scheinbare augenblickliche Versöhnung der Parteien. Auch glaubte er, keines der bisherigen anerkannten Häupter vorziehen zu dürfen, sondern besetzte die kaiserlichen Statthaltereien und sonstigen Beamtenstellen mit unparteiischen Männern. Aber seine Wahl war nicht immer glücklich, und der Erfolg im Ganzen der, daß er sich keine Partei gewann, daß vielmehr alle gegen ihn gemeinsame Sache machten, wie z. B. die Torres und die Viscontis in Mailand. Dazu kam, daß er, da er geldbedürftig war, große Steuern auf das Land legte, welche allerdings im Vergleich mit dem außerordentlichen Reichthum der Städte nicht gerade übertrieben, immerhin aber den Italienern zu viel waren, wenn sie bedachten, daß ihr eigenes Geld dazu verwendet werden sollte, ihnen ein neues Joch auf den Nacken zu legen. Schon in Mailand, wo sich der König die eiserne Krone aufsetzte, kam es im

im Februar 1311 zu einem Aufstande gegen die Deutschen, welcher zwar durch die entschlossene Tapferkeit derselben vereitelt ward; aber nun empörten sich die Städte Lodi, Crema, Cremona und Brescia. Dadurch ließ sich Heinrich abhalten, den Weg auf das feindselige Florenz, das er damals noch unterwerfen konnte, und auf Rom fortzusetzen. Lodi und Crema unterwarfen sich zwar, und erhielten Verzeihung. Aber gegen Cremona, welches länger mit der Unterwerfung zögerte, aber dann doch die Huldigung leistete, bewies Heinrich eine unkluge Härte, welche denn Brescia bewog, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Vier Monate, vom 19. Mai bis 18. September lagerte Heinrich vor Brescia, und verlor eine Menge seiner Tapfern. Endlich ergab sich die Stadt. Sie kam noch mit der Zahlung von siebenzigtausend Goldgulden davon. Von da begab sich Heinrich nach Pavia und nach Genua, wo er den Winter über zubrachte. Noch waren die Aussichten nicht schlecht. Die Genuesen waren ganz auf seiner Seite, sie freuten sich, daß er ihre Nebenbuhlerin Florenz in den Bann that und aller ihrer Güter und Rechte verlustig erklärte. Auch der König Robert von Neapel schickte Gesandte, um Heinrich seine Ergebenheit zu bezeugen und sogar eine Heirath zwischen beiderseitigen Kindern zu verabreden. Aber Robert spielte ein falsches Spiel. Denn inzwischen ließ er Truppen in die Romagna rücken und setzte sich mit den Feinden des Königs, den Guelfen, in der Lombardei in Verbindung, welche bald nach Heinrich's Abzug die Fahne der Empörung aufpflanzten. Mit dem Frühling des Jahres 1312 setzte sich Heinrich wieder in Bewegung, kam nach Pisa, von welcher Stadt, der heftigsten Feindin von Florenz, er mit Begeisterung aufgenommen ward und reichliche Unterstützung an Geld und Mannschaft erhielt und kam endlich am 7. Mai in Rom an. Aber hier traf er Alles ganz anders, als er erwartet hatte. Die Stadt war in zwei Parteien getheilt, von welchen die dem König feindliche sich mit dem Bruder Robert's von Neapel und den Toscanern verbunden hatte und einen großen Theil der festen Plätze, namentlich aber die Peterskirche besetzt hielt, wo die Kaiserkrönung vor sich zu gehen pflegte. Es kam sofort zu blutigen Kämpfen zwischen den Schaaren Heinrich's und den Feinden; aber die Deutschen, welche ohnedieß in der Minderzahl sich befanden, errangen keine Erfolge trotz aller Tapferkeit. Heinrich verlangte nun von

den zu seiner Krönung abgeordneten Kardinälen, daß sie die Feier im Lateran vornehmen möchten, da die Peterskirche von den Feinden noch besetzt war. Sie aber machten Einwendungen und schickten erst Boten an den Papst ab. Dann zwang sie indessen das römische Volk, die Krönung doch im Lateran vorzunehmen, was am 29. Juni 1312 geschah.

Heinrich leistete bei dieser Gelegenheit alle Eide, welche der päpstliche Stuhl verlangte, und nahm in einem eigenen Ausschreiben den Papst Klemens in seinen besonderen Schutz. Aber bald enthüllte der Papst seine eigentlichen Gesinnungen. Da durch die letzten Ereignisse, besonders in Rom, die Treulosigkeit Robert's von Neapel offenbar geworden war, so erfolgte ein Bruch zwischen Robert und dem Kaiser. Der letzte faßte nun den Plan, Robert in Neapel selber anzugreifen und trat zu dem Ende mit dem Könige Friedrich von Sicilien in Verbindung. Jetzt glaubte der Papst sei es Zeit einzuschreiten. Er gebot daher zuerst (im Juli 1312) einen Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und Robert; dann (im August) verlangte er, daß Heinrich seine Streitkräfte aus Rom zurückziehe. Der Kaiser verwahrte sich feierlich gegen diese Forderung des Papstes: dieser habe kein Recht zu einem solchen Verfahren: jeder weltliche Herr habe die eigene Gerichtsbarkeit über seine Vasallen und er, der Kaiser, habe dem Papst keinen Treueid geschworen, wenn er auch jederzeit die römische Kirche vertheidigen wolle. Man sieht: der Bruch war unvermeidlich. Indessen zog sich Heinrich doch aus Rom zurück, wo sein Bleiben zwecklos gewesen wäre, und versuchte Florenz, den Mittelpunkt der kaiserfeindlichen Partei, welches auch die Verbindung zwischen Robert und den Lombarden vermittelte, zu unterwerfen. Er versäumte aber auf dem Wege dahin die Gelegenheit, die Hauptmacht der Florentiner anzugreifen und zu schlagen, belagerte nun zwar die Stadt, sah aber bald ein, daß seine Streitkräfte nicht hinreichten, sie zu erobern. Demohngeachtet blieb er über vier Wochen vor ihr liegen, bis ihn Mangel an Lebensmitteln zwang, die Belagerung aufzuheben. Dann gründete er mitten in Toscana eine neue Stadt, Kaiserberg genannt, wo er sich den Winter über aufhielt und sich damit beschäftigte, die aufrührerischen Städte und Herren in die Acht zu thun, andere getreue zu belohnen. Auch gegen Robert von Neapel leitete er ein Rechtsverfahren ein, in

Folge dessen er als Reichsverräther erklärt, in die Acht gethan und verurtheilt wurde, durch Enthauptung vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Heinrich sah indessen ein, daß er diesen Machtsprüchen nur durch ansehnliche Streitkräfte Bedeutung verschaffen konnte. Die Verbindung mit Sicilien wurde daher eifrig gepflegt, und schon rüstete der König eine Flotte aus, mit der sich die genuesische verbinden sollte. Zugleich schrieb Heinrich nach Deutschland, um sich von dort neue Schaaren kommen zu lassen, da die meisten entweder bereits zu Grunde gegangen oder nach der Kaiserkrönung in die Heimath zurückgekehrt waren. In der That wurde im Anfang des Jahres 1313 in Nürnberg ein Reichstag abgehalten, wo die Reichshülfe beschlossen ward. Die Städte wurden dabei besonders in Anspruch genommen und erhielten daher, z. B. Nürnberg, vom Kaiser mehrere Freiheiten, welche im Widerspruch mit seinem sonstigen Verfahren standen. Das Reichsheer setzte sich aber erst im August 1313 von Deutschland aus in Bewegung. Inzwischen that der Papst den letzten entscheidenden Schritt: er belegte jeden mit dem Bann, welcher das Königreich Neapel angreifen würde. Heinrich versuchte noch den Weg der Vermittlung und sandte daher Gewaltboten an den Papst. Unterdessen setzte er sich aber mit einem in Pisa geworbenen Heere von da aus in Bewegung. Aber seine Tage waren gezählt. Er war bereits in das Gebiet von Siena gekommen, als ihn in Buonconvento ein Fieber ergriff, welchem er am 24. August 1313 erlag. Lange hinfort wurde geglaubt, daß er von Dominikanern vergiftet worden sei: es ist aber jetzt die Unrichtigkeit dieser Annahme erwiesen. Heinrich wurde von dem italienischen Klima hingerafft und von den unsäglichen Anstrengungen, denen er sich unterzogen. Mit seinem Tode endeten alle seine Entwürfe.

Dies war der Ausgang des italienischen Feldzugs, auf welchem sich die Tapferkeit der deutschen Krieger wieder von der glänzendsten Seite zeigte, aber ohne daß dadurch irgend ein dauernder Erfolg erzielt worden wäre. Ströme deutschen Blutes waren wieder umsonst vergossen worden. Und während hier der deutsche Kaiser einem Schatten nachjagte, den er nicht zu greifen vermochte, ging inzwischen in Deutschland ein Stück nach dem andern theils an die einheimischen Fürsten, theils an das Ausland verloren. Der König

von Frankreich wußte Heinrich's Abwesenheit wohl zu benutzen; trotz des mit ihm eingegangenen Vertrags bemächtigte er sich (im Jahre 1312) des wichtigen Lyon.

6. Die Gegenkönige Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oesterreich bis zur Schlacht bei Mühldorf.

Die Regierungen sämmtlicher Könige nach dem Zwischenreich, wenn es ihnen auch nicht gelungen war, große Umgestaltungen in den öffentlichen Zuständen, namentlich in der Verfassung, und zwar zu Gunsten der Reichsgewalt durchzusetzen, hatten doch wenigstens das Ergebniß gehabt, daß die Achtung vor der Würde des Oberhauptes der deutschen Nation sich von Jahr zu Jahr steigerte. Die öffentliche Meinung gewöhnte sich wieder daran, mit dem Namen des Kaiserthums Großes und Ruhmwürdiges zu verbinden. Selbst Heinrich's VII. Regierung, so verfehlt im Ganzen die Richtung seiner Staatskunst war, trug doch nicht wenig zu diesem Ergebnisse bei, da der Glanz und die Würde seines Auftretens das zu ersetzen wußte, was ihm an wirklicher Bedeutung abging. Es ist daher begreiflich, daß die deutsche Krone jetzt als etwas Wünschenswerthes erschien, und daß es fortan nicht mehr an Bewerbern um dieselbe fehlte. Diese Thatsache konnte indessen dadurch zum Unheile ausschlagen, daß das Wahlrecht aus den Händen der Nation an sieben Fürsten übergegangen war, deren bisherige Handlungsweise bei Thronerledigungen den augenscheinlichsten Beweis geliefert hatte, daß sie von Selbstsucht geleitet seien. Traf es sich nämlich, daß ihre Vortheile durch eine und dieselbe Persönlichkeit nicht gleichmäßig gewahrt zu sein schienen, konnten sie sich daher — denn der eigene Vortheil war der hauptsächlichste Beweggrund ihrer Handlungsweise — über einen Thronbewerber nicht vereinigen, so mußte es zu zwiespältigen Wahlen und zum Bürgerkriege kommen, wie ehedem. Dieser Fall trat jetzt ein.

Die Herzoge von Oesterreich, welche beim Tode ihres Vaters keine ernstlichen Anstalten gemacht hatten, sich um die Krone zu bewerben, hegten diesmal ganz entschieden diese Absicht. Albrecht hatte fünf Söhne hinterlassen, Friedrich, Leopold, Heinrich, Otto, Albrecht. Von diesen konnten aber nur die zwei ältesten, Friedrich, zubenannt der Schöne, und Leopold in Betracht kommen, da die drei anderen noch minderjährig waren. Friedrich, als der älteste des Hauses, trat als Thronbewerber auf. Noch bei Lebzeiten Heinrich's VII. knüpfte er deßhalb mit einigen Kurfürsten Verbindungen an. Nach dem Tode desselben setzte er seine Bemühungen mit noch größerem Eifer fort. Es gelang ihm, die Reichsstädte Memmingen, Kempten, Ulm, Zürich, Nürnberg, Oppenheim zu bestimmen, daß sie ihn bis zur Wahl eines römischen Königs zu ihrem Pfleger erwählten. Auch gewann die österreichische Partei den Pfalzgrafen am Rhein, Rudolf, ferner den Herzog von Sachsen und den Markgrafen von Brandenburg für sich. Und selbst einer der Erzbischöfe, der von Köln, versprach seine Stimme. Demnach hatte Friedrich bereits vier Wahlstimmen auf seiner Seite.

Allein ihm stand eine mächtige und gefährliche Partei entgegen. Das war die Lützelburgische, an ihrer Spitze die Erzbischöfe von Mainz und Trier. Der Erzbischof Peter von Mainz hegte noch von Albrecht's Zeiten her einen unversöhnlichen Haß gegen das Haus Habsburg, und Balduin von Trier, der Bruder des verstorbenen Kaisers, dachte zunächst an seine eigene Familie. Sie hatten vor, den Sohn Heinrich's VII., den König Johann von Böhmen, damals kaum achtzehn Jahre alt, auf den deutschen Thron zu befördern und hielten deßhalb bereits Ende Septembers 1313 mit dem Erzbischof von Köln eine Zusammenkunft. Da aber dieser schon von Oesterreich halb und halb gewonnen war, es auch zwischen Trier und Köln sonstige Zerwürfnisse gab, so konnten sie sich nicht vereinigen. Auch die Versuche der beiden Erzbischöfe, die anderen Kurfürsten für Johann von Böhmen zu gewinnen, mißlangen, da diese die große Jugend Johann's entgegenhielten. Nachdem sie nun gesehen, daß sie mit diesem ihrem Schützling nicht durchdringen konnten, warfen sie ihre Augen auf einen anderen Fürsten. Denn auf keinen Fall wollten sie einem österreichischen Herzoge ihre Stimme geben.

Das einzige Geschlecht, welches den Habsburgern mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegengehalten werden konnte, war das wittelsbachische. Dieses war aber damals in zwei Linien getheilt, welche wiederum in mehrere Zweige zerfielen.

Die eine Linie, welche die Pfalz am Rhein, die Oberpfalz und Oberbaiern besaß, bestand aus zwei Brüdern, beide Söhne des Pfalzgrafen Ludwig des Strengen und Enkel Rudolf's von Habsburg. Der ältere hieß Rudolf, welcher die Kurstimme führte und sich meistens in der Rheinpfalz aufhielt, der andere, Ludwig, dessen Aufenthalt in der Regel Oberbaiern war. Aber beide Brüder lagen von frühe an miteinander in beständigem Hader und waren so wenig verträglicher Natur, daß sie gewöhnlich ganz entgegengesetzten Parteien sich anschlossen. So war Rudolf für den Lützelburger gewesen, an dessen Tochter er einen seiner Söhne verheirathete, während sich Ludwig dem König feindselig erwies. Erst im Jahre 1311 wurde zwar durch Friedrich von Oesterreich zwischen den beiden Brüdern ein Vertrag zu Stande gebracht, zufolge dessen sie ihre Länder neu vertheilten, aber die Gesinnungen der Brüder änderten sich keineswegs.

Die andere Linie, die niederbaierische, bestand dazumal aus lauter unmündigen Gliedern. Herzog Otto (der Sohn jenes Heinrich, welcher gegen Rudolf von Habsburg sich so feindselig erwiesen und der erbittertste Gegner seines Bruders Ludwig's des Strengen gewesen), der Feind König Albrecht's, eine kurze Zeit König von Ungarn, starb im Jahre 1312, nur einen einzigen Sohn, Heinrich, der Natternberger genannt, erst dreizehn Tage alt, hinterlassend. Zwei Jahre zuvor war sein Bruder Stefan gestorben, welcher zwei Söhne, Heinrich und Otto, ebenfalls unmündig, zurückgelassen hatte. Herzog Otto hatte vor seinem Tode verordnet, daß die Vormundschaft sowohl über seinen Sohn Heinrich als über seine beiden Neffen niemand Anderem als Ludwig von Oberbaiern übergeben werden solle, und setzte zu Bürgen und Vollziehern dieses letzten Willens die Bürger von Landshut und Straubing ein, auf welche er sich mehr verlassen zu dürfen meinte, als auf den baierischen Adel. Der Adel war aber über diese Anordnung höchlich erbittert, und unterstützt von den Müttern der unmündigen Prinzen, rief er den Herzog Friedrich von Oesterreich in's Land, um die Vormundschaft zu übernehmen. Friedrich

folgte diesem Rufe des baierischen Adels. Da aber Ludwig von Oberbaiern sein gutes Recht nicht aufgeben wollte, so kam es zum Kriege. Auf Ludwig's Seite standen die Städte Baierns, auf der Seite Friedrich's der baierische Adel. Der Krieg wurde indessen schnell geendet durch die Schlacht bei Gammelsdorf, am 13. November 1313, in welcher Ludwig mit seinen Bürgern einen glänzenden Sieg über das vereinigte österreichische und adelig-baierische Heer erfocht. Dieser Sieg war für ihn von großer Bedeutung. Denn nicht nur behielt er von jetzt an unangefochten die Vormundschaft über Niederbaiern, sondern er erwarb sich dadurch einen großen Ruf als Krieger und Feldherr und lenkte die Augen der Fürsten und des Volkes auf sich.

Auf diesen Ludwig fielen nun die Erzbischöfe von Mainz und Trier, um ihn gegen Friedrich von Oesterreich zu gebrauchen. Der Erzbischof Peter von Mainz machte zwar zuerst auch dem Bruder Ludwig's, Rudolf, einen Antrag deßwegen. Aber dieser, welcher sich ohnedieß schon früher für Friedrich erklärt hatte, auch erkennen mochte, daß es eigentlich doch nur auf seinen Bruder abgesehen sei, trat bald darauf am 28. April 1314 offen zu Friedrich über. Jetzt hatten die Erzbischöfe keine Wahl mehr: sie boten Ludwig die Krone an.

Ludwig soll anfangs seine Erhebung abgelehnt haben. Früher schon gab er Friedrich, mit dem er sich nach der Schlacht bei Gammelsdorf aussöhnte, das Versprechen, ihm in seinen Bemühungen um die deutsche Krone nicht hinderlich zu sein. Jetzt, als man ihm selber den Antrag stellte, das Oberhaupt der deutschen Nation zu werden, wandte er zuerst sein geringes Besitzthum ein, welches nicht ausreiche, die Krone ehrenvoll zu vertreten und sodann den Mangel an den nöthigen Eigenschaften. Aber seine Rathgeber wußten ihn bald auf andere Gedanken zu bringen. Sie sagten ihm, es handle sich eigentlich nur darum, ob er ganz untergehen solle ohne irgend eine Herrschaft oder ob er das Reich selber in die Hand nehme, wobei es allerdings an Mühe und Arbeit nicht fehle, aber doch sei eine solche Stellung ehrenvoll und der Erfolg würde sicherlich auch nicht ausbleiben. Darauf entschied er sich. Die Kurfürsten von Mainz und Trier strengten jetzt für ihn alle Kräfte an und es gelang ihnen, außer dem König von Böhmen, der ohnedieß von ihnen abhängig war, auch den Markgrafen von Brandenburg zu sich herüberzuziehen,

so daß sie jetzt bereits die Mehrzahl der Kurstimmen für sich hatten. Sie gaben aber auch die Hoffnung nicht auf, die andern ebenfalls zu gewinnen.

Unter solchen Umständen bedurfte es doppelten Eifers von Seiten der österreichischen Herzoge, um doch noch durchzudringen. Friedrich verstand sich zu großen Opfern. So mußte er allein dem Erzbischof von Köln vierzigtausend Mark Silber für ihn und zweitausend *) für seine Räthe versprechen, anderer Zugeständnisse an Untergeordnete nicht zu gedenken. Aber die Habsburger waren entschlossen, auszuharren. Das ganze Geschlecht trat zusammen und verband sich, Gut und Blut daran zu setzen, daß Friedrich die Königskrone erlange. Auch der Herzog von Kärnthen, der ehemalige König von Böhmen, trat diesem Bunde bei, aus Haß gegen Johann den Lützelburger.

Aber Ludwig, nachdem er einmal sich entschieden, war nicht minder freigebig mit Versprechungen. Man kann sich denken, daß die beiden Erzbischöfe nichts umsonst thaten. Und auch der König Johann von Böhmen wollte seine Wahlstimme nur um einen hohen Preis verkaufen. Ludwig gewährte nicht nur diesen Alles, was sie forderten, sondern auch anderen geistlichen und weltlichen Herren, deren Dienste er nöthig hatte, versprach er zum Voraus große Summen und Versetzungen von Reichsgütern.

Inzwischen zog sich das Wahlgeschäft unter mancherlei Verhandlungen hin, ohne zu einem Ergebniß zu führen. Endlich setzte der Erzbischof von Mainz den Wahltag auf den 19. Oktober 1314 fest. An diesem Tage fanden sich die beiden Parteien um Frankfurt ein. An Vereinigung war nicht zu denken. Am 19. Oktober wählten die Oesterreicher, nämlich der Erzbischof von Köln, der Kurfürst Rudolf von der Pfalz, der Herzog Rudolf von Sachsen und der Herzog Heinrich von Kärnthen, welcher als ehemaliger König von Böhmen eine Wahlstimme beanspruchte, in Sachsenhausen den Herzog Friedrich von Oesterreich. Am Tage darauf wählte die Gegenpartei, nämlich die beiden Erzbischöfe von Mainz und Trier, der Markgraf Waldemar von Brandenburg und der König Johann von Böhmen,

*) Die Mark war im Allgemeinen = 30 Gulden nach unserem Gelde und bestand aus $2^1/_2$ bis 3 Pfund Heller. Das Pfund Heller also war = 10 Gulden nach unserem Gelde. Man muß übrigens immer bedenken, daß das Geld damals ungleich mehr werth war als heut zu Tage.

nebst dem Herzoge Johann von Sachsen, der auch eine Wahlstimme beanspruchte, den Herzog Ludwig von Baiern. Am 25. November wurde Ludwig zu Aachen durch den Erzbischof von Mainz, dagegen Friedrich zu Bonn durch den Erzbischof von Köln gekrönt. Zu bemerken ist dabei, daß Ludwig an dem rechten Orte, aber nicht von dem rechten Erzbischofe gekrönt wurde, Friedrich zwar von dem rechten Erzbischof, aber nicht an dem rechten Orte. Auch hatte letzterer sich die Reichsehrenzeichen, nämlich Krone, Scepter, Apfel, Schwert und so weiter zu verschaffen gewußt.

Nun gab es also wieder zwei Könige von Deutschland, und es schienen sich die unglücklichen Zeiten der letzten Staufen zu erneuen. Königthum und Reich mußten dadurch auf gleiche Weise verlieren. Denn jeder der Gegenkönige suchte natürlich seine Anhänger zu erhalten oder zu vermehren. Da aber dies nicht möglich war ohne Belohnungen, so sahen sich die beiden Gegner genöthigt, wieder mit vollen Händen herzuschenken, was unter den letzten Königen so mühsam war zusammen gebracht worden. Natürlich bedachten sich wieder am meisten die Kurfürsten. Der Erzbischof von Mainz erhielt nicht nur die Bestätigung aller Schenkungen, welche die letzten Könige an ihn gemacht, so namentlich bezüglich Seligenstadts und des Bachgaus, ferner bezüglich des Zehntens der Judenabgaben und verschiedener Zölle in Lahnstein und Miltenberg, sondern außerdem ließ er sich versprechen zehntausend Mark Wahlkosten, Stadt und Burg Weinheim an der Bergstraße, Schloß Reichenstein, ferner ließ er sich verpfänden das Schloß Lindenfels, das Schloß Fürstenberg, die Reichsstädte Oppenheim und Odernheim, das Schloß Schwabsburg, die beiden Dörfer Ingelheim, das Dorf Nierstein, die Reichsburg Schüpf, später Ober- und Unterheimbach und Drechtingshausen. Dem Erzbischof von Trier mußte Ludwig versprechen die ersten königlichen Bitten nicht nur in der Diöcese Trier, sondern auch in der Aachener, Speierer, Utrechter und Lütticher Diöcese; ferner mußte er nicht nur alle Rechte und Freiheiten der Trierer Kirche bestätigen, sondern auch auf alle Privatanklagen gegen dieselbe verzichten und den Erzbischof zur Vermehrung seiner Lehen mit der reinen Herrschaft und der vollen Gerichtsbarkeit über alle Orte seiner Diöcese belehnen, wo die Einwohner bisher diese Gerichtsbarkeit auszuüben pflegten, nämlich über die sogenannten freien Gerichte;

sodann mußte er ihm nicht nur die Pfandschaft von Boppard und Wesel bestätigen, sondern dieselbe auch noch vermehren mit dem Gericht Galgenscheid, den Regalien, Zöllen und dem Münzrechte daselbst, zusammen für zweiundzwanzigtausend Mark Silber, die Ludwig dem Erzbischof wegen Krönungskosten schuldete; endlich gestattete er ihm einen neuen Zoll in Koblenz und versprach, um des Erzbischofs Willen keinen neuen Zoll von Wesel bis Hammerstein anzulegen, ferner erlaubte er ihm, alle in seiner Diöcese verpfändeten Reichsgüter einzulösen. Der König Johann von Böhmen bekam Eger, Floß und Parkstein verpfändet für zehntausend Mark, die er angeblich wegen Ludwig's Königswahl aufgewendet. Später verpfändete ihm Ludwig auch noch Bacharach und die Burgen Stahlberg, Stahleck, Braunshorn und einen Zoll in Bacharach. Und in ähnlicher Weise, wenn auch nicht in der ungeheuern Ausdehnung, wie bei den geistlichen Kurfürsten, mußte Ludwig an andere seiner Anhänger Schenkungen machen: Güter, Burgen, Städte, Vogteien, Zölle und sonstige Reichseinkünfte — Alles wurde versetzt und verpfändet, um die Fürsten und Herren geneigt zu erhalten oder ihre geleisteten Dienste zu belohnen. Friedrich von Oesterreich verschenkte zwar das Reichsgut nicht in so ausgedehntem Maße, wie Ludwig, aber blos aus dem Grunde, weil es nicht in seiner Macht stand, darüber zu schalten, wie er wollte. Aber auch er ließ es nicht an Versetzungen und Verpfändungen fehlen in denjenigen Gebieten, in welchen er das Uebergewicht hatte. Das Traurigste dabei war, daß bei den beiderseitigen Anhängern der Gegenkönige wenigstens zu einem großen Theil die Ueberzeugung fehlte, daß sie die wahre und die rechte Sache verfochten. Sie sprangen, je nachdem es der Vortheil gebot, von Einem zum Andern über. Die beiden Erzbischöfe von Mainz und Trier verbanden sich am 18. August 1318 mit dem von Köln ausdrücklich zu dem Zwecke, daß jede der vertragenden Parteien dem von ihr gekorenen Könige helfen dürfe, aber nicht gegen einander: würde einer der gekorenen Könige die Oberhand gewinnen, so soll die Partei, die ihn gekoren, bei demselben möglich bemüht sein, die andere bei Ehren zu erhalten. Bei solchen Gesinnungen war natürlich nicht daran zu denken, daß eine der streitenden Parteien aus Liebe zum allgemeinen Besten zurücktrat und der anderen das Feld überließ. Keine wollte nachgeben. So mußten denn die Waffen entscheiden.

Wie waren nun die beiderseitigen Kräfte? Ludwig, von einer größeren Anzahl Kurfürsten gewählt, wurde auch von dem größeren Theile Deutschlands anerkannt. Auf seiner Seite stand der Norden, der ganze Unterrhein bis Selz, mit Ausnahme des Kölnischen Gebietes, ferner Franken, Baiern, ein Theil Schwabens, Böhmen und Mähren. Friedrich hatte für sich außer den Stammlanden noch Kärnthen, einen großen Theil Schwabens, den Elsaß und das Gebiet des Pfalzgrafen Rudolf. Beim ersten Anblick scheint es daher, als ob Ludwig weitaus im Vortheil gewesen. Es war indessen nicht so. Denn auf die Fürsten war auf keinen Fall viel zu rechnen. Der Norden sagte sich von vornherein von der Bewegung los: weder Markgraf Waldemar von Brandenburg that etwas für Ludwig, noch Rudolf von Sachsen etwas für Friedrich. Die andern Fürsten betheiligten sich zwar mehr oder minder beim Kampfe, aber sie konnten immer nur durch neue große Zugeständnisse dazu bewogen werden, wie die Erzbischöfe von Mainz und Trier, der Burggraf von Nürnberg und Andere. Nun hatte zwar Ludwig den König von Böhmen, der über große Hülfsmittel gebot, auf seiner Seite, und er betheiligte sich, weil er das Kriegshandwerk liebte und Abenteuer suchte, wenn sie sich nicht von selbst darboten, gerne am Kampfe. Aber die Oesterreicher konnten dagegen auf die Hülfe der Ungarn rechnen. Es blieb die Hausmacht der beiden Gegner übrig. Diese war offenbar bei Friedrich viel bedeutender als bei Ludwig, da er außer Oesterreich, Steyermark, Krain auch über Kärnthen und Tyrol verfügen konnte und nicht nur die schwäbischen Besitzungen der Habsburger, sondern ein großer Theil des schwäbischen Adels seinen Fahnen folgte, während Ludwig nicht einmal die ganze Kraft Baierns zu Gebote stand, da sein Bruder Rudolf feindselig gegen ihn handelte. Insofern war Ludwig gegen Friedrich offenbar im Nachtheile.

Aber er hatte noch eine andere bedeutende Macht auf seiner Seite. Das waren die Reichsstädte. Gleich nach seiner Wahl erkannten sie ihn an mit einer im Vergleich zu ähnlichen Fällen auffallenden Bereitwilligkeit: ja er wurde sogar von ihnen allenthalben, wo er erschien, mit Begeisterung aufgenommen. Woher kam diese Erscheinung? Sie erklärt sich einfach daraus, daß Ludwig noch vor seiner Wahl als ein Freund des Bürgerthums galt, während man in den habsburgischen Brüdern die aristokratische Richtung vertreten glaubte.

Der Streit zwischen Ludwig und Friedrich, welcher durch die Schlacht bei Gammelsdorf entschieden ward, wurde in der That als ein Kampf zwischen dem Adel und dem Bürgerthum angesehen. Als Vertreter des letzteren stellte sich Ludwig dar, als der des Adels Friedrich und sein Bruder Leopold. Diese Stellung der österreichischen Herzoge stand allerdings im Widerspruche mit der Richtung, welche ihr Vater als deutscher König befolgte. Es war aber kein Zweifel, daß sie dieselbe einnahmen. Dies zeigte sich nicht nur in dem erwähnten Streite, sondern auch in dem Kampfe, welchen sie gegen die freien Schweizer-Gemeinden in den Thälern Schwyz, Uri, Unterwalden unternahmen, auf welchen wir später noch zurückkommen werden. Hier sei nur erwähnt, daß sie gerade jetzt gegen diese Gemeinden, welche das Recht freier Genossenschaften, ebenso wie die Reichsstädte, in Anspruch nahmen, einen Vertilgungskrieg beabsichtigten, wobei der Adel seinen ganzen Uebermuth zur Schau stellte. Aber Leopold erlitt mit seinen Rittern von diesen freien Gemeinden eine furchtbare Niederlage bei Morgarten am 15. November 1315. Dieses Verhältniß der österreichischen Herzoge zu den Schweizern kennzeichnete natürlich noch entschiedener ihre Richtung, und es ist begreiflich, daß sich die Reichsstädte von ihnen ab und zu Ludwig wandten. In der That erkannten fast alle Ludwig an, und nur einige wenige schwäbische und elsässische hielten sich, wie es scheint, nur durch Waffengewalt gezwungen, zu Friedrich. Aber auch von diesen gingen mehrere zu Ludwig über, sowie sie es ohne Gefahr thun konnten, wie Eßlingen, Hall, Heilbronn. In anderen hielt die aristokratische Partei und die Geistlichkeit zu Friedrich, die Gemeinde aber zu Ludwig, wie in Straßburg. Die Anerkennung Ludwig's von Seite der Reichsstädte war aber für diesen in mehrfacher Hinsicht von einer großen Bedeutung. Denn in der öffentlichen Meinung galt derjenige als der eigentliche König, welchen die Reichsstädte dafür erkannten. Sodann boten sie die reichlichsten Hülfsmittel und vermochten schon dadurch dem Könige das Uebergewicht zu verschaffen.

Ludwig erwies sich auch sehr erkenntlich gegen die Städte und suchte das Vertrauen zu rechtfertigen, welches sie in ihn gesetzt. Nicht nur bestätigte er ihnen alle ihre bisherigen Rechte, sondern er erweiterte sie beträchtlich, so daß sie einer völligen Unabhängigkeit nahe geführt wurden. Er erkannte ausdrücklich das Pfahlbürgerthum an

und die Befugniß der Städte, Jedermann als Bürger aufzunehmen, sogar Lehens- und Eigenleute anderer Herren *). Er setzte die Bürger der Städte auf gleiche Stufe mit den Rittern und verordnete, daß sie mit den Edeln zu Gericht sitzen und Recht sprechen dürften **). Er sorgte so viel er vermochte für die Freiheit des Verkehrs und hob lästige Beschränkungen desselben auf. Die Städte ihrerseits bewahrten Ludwig die Treue, unterstützten ihn mit Geldmitteln, schossen ihm beträchtliche Summen vor, deren er sehr bedurfte, stellten angemessene Kriegsmacht und förderten ihn, wie sie nur immer vermochten.

Unter solchen Umständen scheint es unbegreiflich, warum der Krieg zwischen den beiden Königen sich volle acht Jahre hinziehen konnte. Die Verzögerung der Entscheidung brachte aber Ludwig wieder um einen Theil der Vortheile, welche ihm die Anhänglichkeit der Reichsstädte verschaffte. Denn diese vermochten auf die Länge hin, besonders unter den Schrecknissen des Krieges, welche Handel und Wandel störten, mit ihrer Unterstützung doch nicht nachzuhalten. Einigen, welche sich Anfangs besonders angestreugt, mußte die Reichssteuer auf mehrere Jahre erlassen werden, wie Augsburg, Heilbronn, Hall, den vier wetterauischen Städten; anderen wurde sie ermäßigt. Das Streben Ludwig's mußte also dahin gehen, ehe seine Hülfsmittel mehr und mehr verschwanden, den Krieg so rasch wie möglich zu beendigen.

Aber dazu bedurfte es freilich einer anderen Persönlichkeit, als sie Ludwig zu Theil geworden. Er war keine entschlossene, kühne, großartige Natur. Er war gescheid, klug, beweglichen Geistes und nicht unempfänglich für die großen Ideen einer auf verschiedenen Gebieten sich ankündigenden neuen Zeit, dabei voll guten Willens, das Rechte und Zweckmäßige zu thun, aber äußerst schwach, furchtsam, zaghaft, in seinen Entschlüssen, wie in den Mitteln, sie durchzuführen, hin- und herschwankend. Seine Gegner, Friedrich der Schöne und zumal Leopold, waren offenbar ganz andere Männer. Das waren tapfere Krieger, welche entschlossen um ihr vermeintliches Recht kämpften und wenn auch hie und da unterliegend, doch

*) Böhmer regesta Ludovici No. 374. 623. 464.
**) Daselbst. No. 65. 180.

immer wieder den Angriff erneuerten, voll Ausdauer und Beharrlichkeit. Zugleich zeichneten sie sich durch persönlichen Muth aus: sie waren im Kampfe mit unter den Ersten und konnten zu den gewaltigsten Streitern gezählt werden, während Ludwig für sich selber den Kampf gewöhnlich vermied und selbst die Siege, die er davon trug, nicht seinem eigenen Feldherrnblicke, sondern immer der Geschicklichkeit Anderer verdankte. Allzu ängstlich scheute er einen Kampf, der die Entscheidung herbeiführen konnte: Gelegenheiten dazu boten sich ihm oft genug dar, sogar solche, wo es gar nicht einmal großer Anstrengung bedurfte, um den Gegner zu vernichten. Ludwig ließ sie aber vorübergehen, ohne sie zu benützen. Ja, nicht selten entfloh er förmlich vor seinem Gegner, und dies war allemal der Fall, wenn er mit dem Herzog Leopold zusammenstoßen sollte, den er als entschlossenen Krieger vor Allen fürchtete. So war denn Ludwig zu einem großen Theile selber daran schuld, wenn sich der unglückselige Krieg so sehr in die Länge zog, wodurch nicht nur seine eigenen Mittel außerordentlich vermindert wurden, sondern Deutschland überhaupt entsetzlich litt. Denn obschon es zu keinen großen Feldschlachten kam, so wurden die Einwohner doch nicht minder schrecklich mitgenommen. Die Gegner schadeten einander durch die gräulichste Verwüstung und Plünderung der gegenseitigen Länder; und besonders diejenigen Gebiete, welche Ludwig angehörten, litten am meisten.

Indessen muß man, um Ludwig's zaghaftes Verhalten recht zu würdigen, in Anschlag bringen, daß er sich nicht immer auf sein eigenes Heer verlassen konnte. Denn die Verschiedenheit der Richtung beider Könige, welche wir oben angegeben, scheint doch ein durchgängiger Zug gewesen zu sein. Wie sich das Bürgerthum an Ludwig, so schloß sich der Adel größtentheils an Friedrich an, zunächst der schwäbische und elsässische, aber auch ein Theil des fränkischen, und sogar weit den Rhein hinab fanden sich unter dem dortigen Adel Anhänger Friedrich's. Selbst die Grafen und Herren der Wetterau folgten zum Theil seinen Fahnen. Nicht minder war der böhmische Adel freundlich für Friedrich gesinnt. Er erhob sogar im Jahre 1318 gegen Johann von Böhmen einen Aufstand, wobei er von ihm die Anerkennung Friedrich's als deutschen Königs verlangte. So war denn auch der baierische Adel, obschon er in den Reihen

Ludwig's kämpfte, keineswegs gut gegen ihn gesinnt, und nicht selten war Verrätherei desselben mit im Spiele, wenn Ludwig vor seinem Gegner die Flucht ergriff oder eine schickliche Gelegenheit, ihn zu vernichten, vorübergehen ließ: er konnte sich auf seine Leute nicht verlassen, welche vom Kampfe abriethen oder an einem solchen sich nur mit halbem Ernste betheiligt hätten. Die Chronikenschreiber jener Zeit sagen ausdrücklich, daß Ludwig's Edelleute von den Oesterreichern bestochen gewesen wären, daß sie es sogar auf seine Ermordung abgesehen hätten.

Keine Verrätherei aber betrübte Ludwig mehr als die seines geheimen Rathes (seines „Heimlichen", wie damals die Minister hießen) des Grafen von Oettingen, der in seine ganze Staatskunst eingeweiht war und 1319 zu Friedrich überging, worauf ihm dieser sofort seine Schwester zur Gemahlin gab. Bald darauf, als Ludwig auch noch durch einen künstlich hervorgebrachten Schrecken gejagt, vor den Oesterreichern nach München zu fliehen sich veranlaßt sah, hatte er ernstlich vor, die Krone niederzulegen. Er glaubte das Unheil, welches der Bürgerkrieg über Deutschland gebracht und noch ferner bringen mußte, vor seinem Gewissen nicht mehr verantworten zu können. Aber die Ausführung dieses Vorhabens lag nicht im Vortheile seiner Umgebung: bald ließ er sich von dieser wieder herumbringen und nahm die Fortsetzung des Kampfes mit frischem Muthe auf.

Indessen lächelte ihm Anfangs das Glück nicht sehr. Zwar starb sein Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, im Jahre 1319, wodurch Ludwig als der Vormund der unerwachsenen Kinder desselben die Verfügung über die Kräfte der Pfalz und den übrigen Theil Oberbaierns erhielt. Aber dafür ließ ihn der König von Böhmen im Stich, der theils durch die Unruhen in seinem eigenen Lande, theils durch andere Unternehmungen abgehalten wurde, ihm mit vollen Kräften beizuspringen. Sodann starb im Jahre 1320 der Erzbischof Peter von Mainz und an seine Stelle trat Mathias von Bucheck, welcher keineswegs die Gesinnung seines Vorgängers gegen Ludwig theilte. Und endlich war wieder eine kriegerische Unternehmung gegen Straßburg unglücklich ausgegangen. Ludwig sammelte nämlich im Sommer 1320 am Rhein ein großes Heer und trat den Oesterreichern bei Straßburg entgegen. Diese waren anfänglich nicht so stark als Ludwig und

griffen daher nicht an. Ludwig aber versäumte wie gewöhnlich die Gelegenheit, seine Gegner zu schlagen, weil an der Spitze derselben wieder Leopold stand. Dieser verstärkte sich aber von Tag zu Tag und zuletzt erschien auch sein Bruder Friedrich mit einer Anzahl Krieger. Die beiden Brüder boten jetzt Ludwig eine Schlacht an. Aber Ludwig fühlte sich durch die schlechte Aufnahme, die er in Straßburg gefunden — der österreichisch gesinnte Theil der Geschlechter soll ihm nämlich nach dem Leben gestrebt haben, so daß er sich eilig wieder entfernen mußte — so angegriffen, daß er mit seinem großen Heere entwich und den Gegnern das Feld überließ. Diese Zaghaftigkeit Ludwig's blieb nicht ohne schlechte Folgen. Die Zahl der Anhänger Friedrich's wuchs: bereits neigten sich ihm wieder mehrere Reichsstädte zu, sogar die Regensburger sandten zu ihm und baten um die Wiederherstellung seiner Gnade.

Im Jahre 1322 aber gedachten die habsburgischen Brüder einen großen Schlag zu führen, um den langen Streit endlich zur Entscheidung zu bringen. Friedrich brachte in Oesterreich ein außerordentlich zahlreiches Heer zusammen, welches er durch wilde Schaaren von Ungarn, Kumanen und Raizen vermehrte, die ihm sein Bundesgenosse, der König von Ungarn zuschickte. Mit diesem Heere fiel er raubend und verheerend in Baiern ein und erfüllte Alles mit dem größten Schrecken; besonders über die heidnischen Hülfsvölker und ihre rohen Gebräuche entsetzte sich das Volk*). Zugleich brach der Herzog Leopold von Schwaben aus in das baierische Gebiet, um seinem Bruder zu Hülfe zu kommen. Sie hatten den Plan, Ludwig von zwei Seiten zu fassen und aufzureiben. Dieser aber versäumte nicht, sein Anhänger aufzubieten: die Baiern, die Franken, den König von Böhmen, die Rheinländer. Auch brachte er ein großes Heer zusammen, welches dem Friedrich's an Zahl überlegen war. Zwischen Ampfing und Mühldorf trafen die Heere beider Gegenkönige Ende September aufeinander. Die Oesterreicher sahen jetzt wohl, daß sie zu schwach seien, um dem feindlichen Heere mit Erfolg die Spitze bieten zu können. Die erfahrenen Hauptleute Friedrich's riethen ihm

*) Ein Chronikenschreiber jener Zeit vermag sich besonders darüber kaum zu fassen, daß sie gebratene Hunde und Katzen verschlangen und meint, solche Abscheulichkeiten habe Gott später an den Herzogen von Oesterreich gerächt.

daher, eine Schlacht zu vermeiden, sich vielmehr so zurückzuziehen, daß eine Vereinigung mit Leopold erzielt werden könnte. Auch war dieser in der Nähe und wartete nur auf die Weisungen seines Bruders, wann er aufbrechen und sich mit ihm vereinigen sollte. Zu diesem Ende hatte er bereits Boten an ihn geschickt. Allein diese Boten wurden von den Baiern aufgefangen: Leopold blieb daher ohne Nachricht und rückte nicht vor, während Ludwig sah, daß keine Zeit zu verlieren sei, sondern daß er diesmal um jeden Preis angreifen müsse. Und wäre er auch nicht dazu geneigt gewesen, so drängten ihn seine Feldherrn dazu und seine Bundesgenossen, der König Johann von Böhmen und sein Vetter Heinrich von Niederbaiern. Aber auch Friedrich wollte von einer Vermeidung der Schlacht nichts wissen. Er hoffte, auch ohne seinen Bruder mit dem Gegner fertig werden zu können, der ihm doch niemals Stand gehalten. So begann am 28. September die Schlacht. Sie dauerte von fünf Uhr Morgens bis in den Nachmittag hinein. Auch wurde von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit gestritten. Besonders zeichnete sich der König Friedrich der Schöne aus, der als tapferer Ritter den ersten Preis davon trug und mit eigener Hand eine Menge Feinde erlegte. Auch sein jüngerer Bruder Heinrich kämpfte wacker und ritterlich. Ebenso auf Seite Ludwig's der König von Böhmen und Heinrich von Niederbaiern, welche die beiden Flügel befehligten. Dagegen mischte sich Ludwig der Baier nicht in's Gefecht, sondern hielt bei Seite, mit einem unscheinbaren blauen Wappenrocke angethan, um nicht erkannt zu werden. Die Tapferkeit der Oesterreicher brachte anfänglich den Sieg auf ihre Seite: schon war ein Theil des baierischen Heeres zum Weichen gebracht, der König Johann von Böhmen selber wurde vom Pferde gestreckt und drohte von den Hufen des Rosses des österreichischen Bannerführers Marschall von Pilichdorf zertreten zu werden: da trat auf einmal eine Wendung ein. Die heidnischen Hülfsvölker der Oesterreicher, welche in dem Verfolgen der Fliehenden sich zerstreuten, um Beute zu machen, wurden von dem Fußvolke des Herzogs Heinrich aufgehalten, angegriffen und in die Flucht getrieben. In demselben Augenblicke wurde auch dem Könige von Böhmen wieder aufgeholfen und zugleich traf der Burggraf von Nürnberg mit einem beträchtlichen Haufen fränkischer Ritter auf dem Schlachtfelde ein. Diese stürzten

sich mit frischen Kräften sofort in den Streit und entschieden ihn bald. Das österreichische Heer erlitt eine vollkommene Niederlage. Fast alle Edelleute, die den Tod nicht fanden, wurden gefangen. Auch Friedrich den Schönen nebst seinem Bruder Heinrich traf dieses Schicksal. Die Ehre dieses glorreichen Tages gebührt nächst dem Burggrafen von Nürnberg aller Wahrscheinlichkeit nach dem Grafen Konrad von Schlüsselberg *).

---

*) Ich weiß wohl, daß man gewöhnlich den Siegfried Schweppermann als den Helden des Tages bezeichnet. Aber er wird von keinem gleichzeitigen Schriftsteller als Feldherr des baierischen Heeres in dem Treffen bei Mühldorf erwähnt: überhaupt wird sein Name von ihnen gar nicht genannt, während sie doch mehrere andere Ritter, die sich besonders ausgezeichnet, bemerken. Es wäre doch gar zu absonderlich, wenn sie gerade den Oberfeldherrn, dessen weisen Anordnungen der Sieg zu verdanken war, mit Stillschweigen übergangen hätten. Auch unter den vielen Urkunden Ludwig's, welche uns noch erhalten sind, befindet sich keine einzige, welche des Schweppermann in Bezug auf den Sieg bei Mühldorf erwähnt, während eine Menge anderer vorhanden sind, in welchen verschiedene Theilnehmer an dieser Schlacht für ihre Hülfe reichlich belohnt werden. Woher kommt nun die gewöhnliche Annahme? Der Erste, welcher Schweppermann als den Haupthelden bei Mühldorf erwähnte, ist meines Wissens Veit Arenpeckh, welcher am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (1495) eine baierische Geschichte geschrieben. Nach ihm schmückte Aventin (Anfang des sechszehnten Jahrhunderts) das Treffen schon mit den bekannten Zügen aus und erwähnte namentlich das Geschichtchen von den zwei Eiern, welche Schweppermann beim Essen bekommen haben sollte. Endlich Burgundus, der im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts eine Biographie Ludwig's geschrieben, setzte Allen die Krone auf durch die genaue und fast romanhafte Beschreibung des Treffens und der Anordnungen Schweppermann's. Auf welche Quellen stützten sich diese Schriftsteller? Sie geben keine an. Der einzige urkundliche Anhaltspunkt, den sie indessen nicht erwähnen; ist die Grabschrift Schweppermann's welche Bruschius (Mitte des sechszehnten Jahrhunderts) in der Chronologia Monasteriorum mittheilt, und welche zu seiner Zeit noch vorhanden war. Sie befand sich im Kloster Castel Benedictiner Ordens in der Oberpfalz. Wie lautet aber diese Grabschrift?

Hier leit begraben Herr Seyfried Schweppermann
Alls Thuns und Wandels an.
Ein Ritter keck und vest
Der zu Gunterstorff im Streit that das best,
Er ist nun tod
dem Gott genod. Obiit anno 1337.
Jedem ein Ey,
Dem frommen Schweppermann zwei.

In dieser Grabschrift ist aber mit keiner Sylbe von der Schlacht bei Mühldorf die Rede, sondern von dem Streit zu Gunterstorff. Damit ist wahrscheinlich die

7. Die Ereignisse bis zum Frieden zu Hagenau. Ludwig's Streit mit dem päpstlichen Stuhle, Aufenthalt in Italien.

Der Sieg bei Mühldorf war für Ludwig von einer großen Bedeutung, da er durch ihn des Gegenkönigs mächtig geworden war. Man konnte nun den Krieg für beendet, den Streit um die Krone für entschieden halten. Auch war die sittliche Wirkung so groß, daß einige Städte, sowie mehrere Grafen und Herren, die bisher auf der Seite Friedrich's gestanden, sofort dessen Partei verließen und sich an Ludwig anschlossen. Eine rasche kräftige Benutzung dieser Stimmung von Seite Ludwig's würde offenbar die vollkommene Bewältigung der Gegenpartei zur Folge gehabt haben.

Aber Ludwig schwankte und zögerte, wie immer, und ließ sich dadurch die schönste Gelegenheit entschlüpfen. Schon sein Verhalten unmittelbar nach der Schlacht zeigte den ängstlichen Mann. Er wagte nicht, wie es Sitte war, drei Tage lang auf dem Schlachtfelde auszuharren, sondern zog sich noch an demselben Tage aus Furcht vor Leopold nach Oettingen zurück, von da des andern Tags nach

---

Schlacht bei Gammelsdorf gemeint. Und an dieser hat Schweppermann in der That Theil genommen, wie aus einer noch vorhandenen Urkunde Ludwig's vom 28. April 1315 hervorgeht (vergleiche Böhmer regesta Ludovici No. 91), in welcher er Schweppermann für den Schaden, den er an dem Gefecht zu Gammelsdorf nahm, für dreihundert Pfund Pfennig die Burg zu Grunsperg versetzte. Wahrscheinlich waren die zwei letzten Verse der Schweppermann'schen Grabschrift, die man sich nicht erklären konnte, die Veranlassung, daß man später die bekannte Geschichte mit den zwei Eiern erfand. Daß aber der Hauptheld des Tages bei Mühldorf Konrad von Schlüsselberg war, geht nicht nur daraus hervor, daß ihn fast alle gleichzeitigen Geschichtschreiber vor allen Anderen mit Auszeichnung erwähnen, sondern daß er auch der Erste ist, welcher von Ludwig für den Streit bei Mühldorf belohnt wird, und zwar reichlich, nämlich mit der Burg und Stadt Gröningen. (Böhmer regesta Ludovici No. 472). Auch nachher und vorher wird dieser Ritter von Ludwig mit Gnaden überhäuft. Er ist bei allen Gefechten des Königs und nach Allem zu schließen, einer seiner bedeutendsten Feldhauptleute gewesen. Auch den Sieg bei Gammelsdorf schreibe ich ihm zu (Monachus Fürstenfeldensis. ap. Boehmer fontes rerum Germanicarum. I. 37). Man verzeihe diese Abschweifung. Sie sollte nur als Beispiel dienen, wie viele Unrichtigkeiten noch in unserer Geschichte vorhanden sind.

Regensburg, wo er über das Schicksal der Gefangenen verfügte. Friedrich wurde, in das Schloß Trausnitz in Verwahrung gebracht, Heinrich dem König von Böhmen überlassen. Ludwig dachte nicht daran, den Krieg gegen Leopold mit Kraft fortzusetzen und diesen zur Streckung der Waffen zu zwingen. Er war froh, wenn er nicht selber angegriffen würde. Begreiflich aber machte auch auf Leopold das Unglück bei Mühldorf einen großen Eindruck: er ließ die Waffen eine Zeitlang ruhen und trat mit Ludwig in Unterhandlungen. Da diese aber nicht den gewünschten Erfolg hatten, so begann er den Krieg von Neuem, den aber Ludwig mit derselben Lässigkeit führte wie früher.

Dagegen belohnte er verschwenderisch seine Anhänger, besonders diejenigen, welche ihm im Streite bei Mühldorf geholfen: so den König von Böhmen, den Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Schlüsselberg, Henneberg, Hohenlohe, Nassau, Bregenz, Sayn, Oettingen, Waldeck, die Markgrafen von Baden, die Landgrafen von Thüringen, die Pfalzgrafen am Rhein, und wie sie alle hießen. Ueberhaupt begünstigte Ludwig seitdem die Fürsten viel mehr als bisher und dies war um so unverzeihlicher, als es großentheils auf Kosten der Städte geschah, welche seine treuesten und uneigennützigsten Anhänger gewesen und für die königliche Macht eine bei Weitem sicherere Stütze boten, als die Fürsten, welche nichts thaten, ohne sich dafür bezahlen zu lassen und ebenso leicht von einem Gegenkönige zum andern übersprangen. Aber Ludwig war nicht stark genug, einen festen Plan, der einen bestimmten Grundsatz der Staatskunst zur Ausführung bringen sollte, unabläßig zu verfolgen, sondern er ließ sich von den augenblicklichen Verhältnissen bestimmen und von bedeutenden Persönlichkeiten beeinflussen. So wechselte er gar zu häufig die Richtung seiner Staatskunst, wie seine Bundesgenossen. Jetzt schien es ihm wünschenswerth, den höheren Adel, welcher bisher meistentheils auf Friedrich's Seite gestanden, für sich zu gewinnen, und er trug kein Bedenken, ihm theilweise die Städte zu opfern. Nicht gerade insofern, als er die Grundsätze veränderte, die ihn im Verhältniß zu den Städten geleitet, sondern dadurch daß er sie an Fürsten und Grafen versetzte. Dergleichen Versetzungen der Städte an die Großen hatten zwar schon unter den vorangegangen Königen stattgefunden, aber unter Ludwig überschritten sie alles Maaß. In der

ersten Zeit seiner Regierung bis zur Schlacht bei Mühldorf waren sie auch noch nicht so umfangreich: es sind uns nicht mehr als sechs bekannt, von denen die meisten in das erste Regierungsjahr fallen und zu den Versprechungen an die Kurfürsten und andere gehören, zu denen er sich vor seiner Wahl herbeigelassen. Aber von der Schlacht bei Mühldorf an bis zum Jahre 1330, also in einem Zeitraume von kaum acht Jahren kommen nicht weniger als zweiunddreißig Städteverpfändungen vor. So wurde im Jahre 1322 Markgröningen an den Grafen von Schlüsselberg, Kaiserslautern an den König von Böhmen versetzt; im Jahre 1323 Krailsheim und Lahr an den Grafen Kraft von Hohenlohe, Mühlhausen und Nordhausen an den Landgrafen Friedrich von Thüringen; im Jahre 1324 Landau an den Bischof von Speier, Feuchtwangen an Konrad und Gottfried von Hohenlohe; im Jahre 1325 Rothenburg an dieselben, Weißenburg und Windsheim an den Burggrafen von Nürnberg; im Jahre 1326 Altenburg, Chemnitz und Zwickau an den Landgrafen von Thüringen, Wetzlar an Nassau; im Jahre 1329 Mosbach, Sinsheim, Neckargemünd an den Pfalzgrafen Rudolf; im Jahre 1330 Eberbach, Germersheim, Annweiler, Pfeddersheim, Selz und Hagenbach an denselben, Wangen an Graf Hugo von Bregenz, Weißenburg und Lauingen an die Herzoge von Baiern, Schaffhausen, Rheinfelden, Breisach, Neuburg an die Herzoge von Oesterreich. Ein Theil dieser Städte hat sich zwar wieder losgekauft, aber nicht weniger als zwölf sind doch dem Reich verloren gegangen, nämlich Eger, Markgröningen, Annweiler, Eberbach, Germersheim, Mosbach, Neckargemünd, Sinsheim, Rheinfelden, Schaffhausen, Breisach, Neuenburg. Dies war immerhin ein beträchtlicher Schaden, und selbst diejenigen, welche sich wieder zu befreien wußten, konnten dem Reiche wenigstens auf Jahre hin nicht mehr so dienen wie sonst, weil sie sich durch die Erlegung der in der Regel sehr hohen Verpfändungssumme zu stark angestrengt hatten.

Daraus schon ersieht man, wie wenig folgerichtig Ludwig's Staatskunst gewesen. Glaubt man einmal, er sei ein entschiedener Begünstiger des Bürgerthums, so wird man ein anderes Mal zu der Annahme verleitet, er wolle das Fürstenthum mehr und mehr mächtigen. Alle seine Handlungen tragen das Gepräge des Unbestimmten, Unsicheren, Schwankenden. Es fehlt ein durchgreifender

Grundsatz. So scheint es einmal, als sei er von den Ideen ergriffen, welche die letzten Könige geleitet, nämlich die königliche Gewalt überhaupt zu stärken und für Deutschland Zustände zu schaffen, welche eine gedeihliche Zukunft ermöglichten: ein anderes Mal muß seine Handlungsweise zu der Annahme führen, daß es ihm eigentlich nur um seine Person und seine eigene Familie zu thun sei. Um sich zu erhalten, seine Macht zu erweitern, schlug er wohl auch dieselben Wege ein, die wir die letzten vier Könige gehen sahen: er suchte seine Hausmacht zu vergrößern, sein Besitzthum zu erweitern. Aber man ist sehr im Zweifel, ob diese nur als Mittel zur Erreichung eines größeren Zweckes dienen sollen, oder ob sie nicht vielmehr der Zweck selbst seien und ob nicht die königliche Gewalt als Mittel gebraucht wird, den Privatbesitz der Familie zu vergrößern.

Es ergab sich nun für Ludwig sehr bald manche günstige Gelegenheit, in dieser Weise seine Macht zu erweitern. Im Jahre 1319 war der Markgraf Waldemar von Brandenburg, der zuletzt alle seine Vettern beerbt hatte, kinderlos gestorben. Demnach war wieder ein Kurfürstenthum ledig geworden, und Ludwig stand nicht an, dasselbe im Jahre 1323 seinem Sohne Ludwig zu übergeben, obschon derselbe noch minderjährig war. Auch versorgte er ihn bald mit einer Frau. Er verlobte ihn mit der Tochter des Königs Christoph von Dänemark, die eine große Mitgift beibrachte, und wodurch Ludwig hoffte, auch im Norden erfolgreiche Verbindungen anknüpfen zu können. Seine Tochter Mechtildis verheirathete er an den Landgrafen Friedrich von Thüringen und erwarb sich so einen neuen Freund im mittleren Deutschland. Ludwig selber, dessen erste Gemahlin im Jahre 1321 gestorben, suchte ebenfalls durch Heirath die Anwartschaft auf große Besitzungen zu erlangen. Er verlobte sich in demselben Jahre mit Margaretha, der reichen Tochter des Grafen Wilhelm von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, wodurch er nicht nur einen großen Brautschatz erhielt, sondern alle Herren auf der nordwestlichen Seite des Reichs auf seine Seite brachte. Die Heirath wurde das Jahr darauf, im Februar 1324, vollzogen.

Aber die eine dieser Machterweiterungen, nämlich die Erwerbung Brandenburgs war doch auch mit Nachtheilen verbunden. Auf dieses Kurfürstenthum hatten sich nämlich bereits mehrere Große Hoffnung gemacht, die sich nun getäuscht sahen. Der Gefährlichste von

diesen war der König Johann von Böhmen, bisher ein so treuer und unermüdlicher Anhänger Ludwig's, der ihm noch beim Streite zu Mühldorf so gute Dienste gethan. Johann hatte sich zwar seine Dienste von Ludwig sehr theuer bezahlen lassen: so bekam er für seine Theilnahme an der erwähnten Schlacht den Zoll zu Bacharach verpfändet, ferner alle Gefangenen, die er gemacht sammt allem Lösegeld, was er von ihnen bekommen konnte; sodann Eger, Stadt und Land nebst den Festen Hohenberg, Seeberg, Kynsberg, mit Rechten, Vogteien, Klöstern, Berglehen, Nutzen und allem Zubehör; ferner als Pfandschaft die Städte Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Kaiserslautern. Nichts destoweniger wünschte er auch noch die Belehnung mit der Mark Brandenburg, die ihm allerdings Ludwig früher versprochen haben soll. Begreiflich verstimmte ihn die Vereitlung dieses Wunsches und die Verstimmung wurde noch größer durch die Verlobung von Ludwig's Tochter Mechtildis mit dem Landgrafen Friedrich von Thüringen und Meißen. Denn Johann hatte mit eben diesem Fürsten bereits seine neunjährige Tochter Guta verlobt, welche auch nach Thüringen geschickt worden war, um dort erzogen zu werden. Aber Friedrich sandte die böhmische Prinzessin ihrem Vater zurück, als sich die Aussicht darbot, mit dem deutschen Könige Verwandtschaftsbande anknüpfen zu können. Von dieser Zeit an trat zwischen Johann und Ludwig eine merkliche Spannung ein, und der König von Böhmen durchkreuzte fortan vielfach Ludwig's Plane. Er war aber ein gefährlicher Mann; denn er besaß, was Ludwig abging, eine außerordentliche Lebenskraft, einen rastlosen Thätigkeitstrieb, einen gewaltigen Unternehmungsgeist und einen Muth, der ihn als einen der tapfersten und kühnsten Ritter seiner Zeit erscheinen ließ. Es ist zwar kein geregelter Plan, der ihm vorschwebte, keine folgerichtige Staatsklugheit, sondern er läßt sich, wie Ludwig, vom Augenblicke bestimmen, verläßt daher häufig seine Verbündeten, um zu Anderen überzuspringen, verändert ebenso oft den Schauplatz seiner Thätigkeit, ist einmal am Rhein, um sich dort mit Städten und Herren herumzuschlagen, dann in Italien, in Deutschland, ein ander Mal kämpft er hoch im Norden gegen die Lithauer, dann sehen wir ihn wieder auf einem Turnier in Paris oder beim Papst in Avignon; verhältnißmäßig am seltensten in Böhmen, das er eigentlich nur besuchte, wenn er Geld brauchte:

das Land war unter ihm entsetzlich von Steuern gedrückt, denn seine Unternehmungen wie seine Verschwendung kosteten ungeheuere Summen. Im Ganzen aber war es doch nur Ein Ziel, das er verfolgte, nämlich Erweiterung der Macht, Vergrößerung seiner Besitzungen, Steigerung des Einflusses. Und in diesem Streben wurde er nicht nur durch seinen eigenen unruhigen Geist unterstützt, sondern durch mannichfache Verbindungen, die er angeknüpft. Eine der wichtigsten war ohne Zweifel die mit dem französischen Königshause, an welches er noch von seinem Vater her eine gewisse Anhänglichkeit hatte. Diese Verbindung wurde noch enger durch die Verheirathung seiner Schwester Maria mit dem König Karl IV. von Frankreich, im September 1322. Johann ließ nun auch seinen ältesten Sohn Karl am französischen Hofe erziehen: später wurde dieser mit einer französischen Prinzessin verlobt. Durch den französischen Hof kam Johann auch mit dem päpstlichen in Berührung, an welchem er nicht ohne Einfluß war.

Ein solcher Mann mußte Ludwig gefährlich werden und Letzterer fühlte bald sehr unangenehm die Entfremdung desselben. Johann näherte sich nämlich den Oesterreichern bereits im Jahre 1323 und söhnte sich im September mit ihnen aus: eine Folge davon war die Freilassung des Herzogs Heinrich. Die habsburgischen Brüder mußten feierlich auf ihre Ansprüche an Böhmen und Mähren verzichten, alle darauf bezüglichen Urkunden herausgeben und noch einige Städte und Burgen an der österreichischen Gränze an Böhmen abtreten, wogegen Johann versprach, sie nicht mehr mit Krieg zu überziehen.

Und um dieselbe Zeit, als sich von dieser Seite die Verhältnisse Ludwig's verschlimmerten, war ihm von einer anderen ein noch gefährlicherer Gegner erstanden. Das war der Papst Johann XXII. Das Zerwürfniß zwischen beiden schrieb sich von den italienischen Verhältnissen her.

Nach Heinrich's VII. Tode war Italien wieder der Schauplatz der unaufhörlichsten Unruhen geworden. Der Papst Klemens V. erklärte alle Verfügungen des Kaisers für nichtig, ernannte den König Robert von Neapel eigenmächtig zum Reichsstatthalter von Italien und bedrohte Alle mit dem Banne, welche sich ihm widersetzen würden. Klemens starb indessen schon 1314 und nach ihm wurde Johann XXII. von Cahors, der Sohn eines Schusters, der sich durch Geisteskraft

von einer Stufe zur andern emporgehoben hatte, zum Papste gewählt. Dieser entfaltete sofort eine große Thätigkeit, namentlich in Italien. Aber er stieß auf einen entschiedenen Widerstand. Robert, der Schützling des päpstlichen Hofes, wurde von den Wenigsten anerkannt. Die meisten Herren, die sich unabhängige Fürstenthümer zu gründen im Begriffe standen, waren nicht gesonnen, sich unter einen neuen Herrn zu beugen. Es war ihnen vortheilhafter, als Ghibellinen die Oberherrschaft eines entfernten Königs, der ihnen nichts schadete, anzuerkennen, als sich das Joch eines einheimischen Fürsten gefallen zu lassen, der ihnen beständig auf dem Nacken saß. Robert kam daher mit seinen Versuchen, die Reichsstatthalterwürde in der That auszuüben, sehr in's Gedränge; und insbesondere wurde Matthäus Visconti, das Haupt der Ghibellinen, der Herr von Mailand, der auch viele der benachbarten Städte sich zu unterwerfen verstanden, immer mächtiger. Jetzt griff Johannes XXII. zu allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen. Er that die Viscontis als Ketzer in den Bann. Er sandte einen französischen Prinzen, Philipp von Valois, nach Italien. Aber dieser wurde durch das Geld Visconti's bestimmt, wieder umzukehren. Er wandte sich hierauf an Oesterreich. Friedrich hatte sich, wie sein Gegner Ludwig, gleich nach seiner Wahl an den Papst um Bestätigung der Königswürde gewendet: der Papst hielt es aber anfangs für klug, sich noch gar nicht darüber auszusprechen, wen von beiden Erwählten er anerkennen wolle. Jetzt indessen machte er Friedrich die Hoffnung zur Anerkennung, wenn er ihm in Italien gegen die Ghibellinen beistehen wolle. In der That schickte Friedrich einige Truppen nach Italien, welche Padua eroberten und den Guelfen wieder neuen Muth erweckten. Auch seinen Bruder Heinrich sandte er nach Mailand. Dieser ließ sich indessen durch das Geld Visconti's nicht minder zur Umkehr bewegen, wie Philipp von Valois. Auch erkannte Friedrich sehr bald, daß es dem Papste mit seiner Anerkennung doch nicht Ernst sei. Er überließ daher die italienischen Angelegenheiten ihrem Schicksale, alle seine Kräfte auf Deutschland verwendend. Bald darauf erfolgte die Schlacht bei Mühldorf. Jetzt brachte Johann XXII. unter dem Vorwande eines Kreuzzuges ein neues Heer zusammen und schickte es Robert zu Hülfe. Dies hatte in der That Erfolge: Parma, Piacenza und andere Städte kamen in

Robert's und des Papstes Gewalt. Zuletzt wurde auch Mailand belagert.

In dieser Lage der Dinge wandten sich die Mailänder an Ludwig den Baier. Dieser schickte achthundert Reiter nach Italien unter der Anführung der Grafen von Neiffen, Truhendingen, Graisbach, denen er allgemeine Vollmacht ertheilte, als seine Statthalter aufzutreten und die Eide der Einwohner entgegenzunehmen. Diese schlugen das päpstliche Heer und entsetzten die Stadt. Es war im Juni 1323.

Ueber dieses Beginnen Ludwig's wurde nun Johann XXII. im höchsten Grade aufgebracht. Jetzt war er entschieden, Ludwig auf keinen Fall anzuerkennen. In einem Erlasse vom 8. Oktober 1323 ermahnte er denselben, bei Strafe des Bannes innerhalb dreier Monate die Reichsregierung niederzulegen und nicht eher sich derselben wieder anzunehmen, bis er die päpstliche Bestätigung erlangt habe. Er habe sich schwer gegen die Kirche versündigt dadurch, daß er noch bevor der päpstliche Stuhl, dem die Entscheidung darüber zustehe, seine Wahl bestätigt, den Königstitel angenommen, die Verwaltung des Reichs eigenmächtig an sich gerissen und sogar die Viscontis, die als anerkannte Ketzer vom Papste mit dem Bann belegt seien, in Schutz genommen habe, da doch der Kirche bei Erledigung des deutschen Thrones die Verwaltung des Reiches zukomme. Alle geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, sowie alle Städte und Gemeinden seien hiemit ihres Eides gegen Ludwig entbunden und dürften bei Strafe des Bannes und bei Verlust aller ihrer Würden, Aemter und Lehen demselben nicht mehr anhängen oder gehorchen.

Man würde sich irren, wollte man annehmen, daß der Papst zu einem solchen Verfahren blos durch Ludwig's Einschreiten in Italien bewogen worden sei. Vielmehr handelte er vorzugsweise im Auftrage und zum Vortheil eines Andern, des Königs von Frankreich, von welchem das Papstthum seit dem Aufenthalte des römischen Hofes in Avignon vollkommen abhängig war. Der französische Hof hatte nämlich die Absicht auf die deutsche Kaiserkrone keineswegs aufgegeben und wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um diesen Plan mit größerer Entschiedenheit zu verfolgen. Jetzt war eine solche Gelegenheit vorhanden und er ließ sie nicht vorübergehen. Seit der Gefangenschaft Friedrich's des Schönen waren die

habsburgischen Hoffnungen sehr herabgestimmt: diese Partei konnte an die Reichskrone nicht mehr denken, war aber immerhin noch mächtig genug, um die Entwürfe Anderer zu unterstützen. Der französische Hof setzte sich daher mit ihr in Verbindung, während er zugleich bemüht war, die Partei Ludwig's zu lockern. Bereits war Johann von Böhmen an den französischen Hof geknüpft und mit ihm war möglicher Weise auch sein Oheim, der einflußreiche Erzbischof Balduin von Trier zu gewinnen; Mathias von Bucheck, der Erzbischof von Mainz, war ohnedieß ein Anhänger Robert's von Neapel und der Erzbischof von Köln, Ludwig's alter Gegner, war leicht zu bearbeiten. Während diese Versuche von Seite des französischen Hofes gemacht wurden, sollte der Papst mit den geistlichen Waffen Ludwig's Stellung untergraben. Glücklicher Weise ergab sich bei den erwähnten italienischen Ereignissen eine Gelegenheit, gegen Ludwig voranzugehen: der Papst ergriff sie.

Wie benahm sich nun Ludwig bei dem Verfahren des Papstes? Man kann ihm, was seine religiöse und kirchliche Richtung anbetrifft, so wenig wie bei den staatlichen Dingen, ein gewisses Eingehen auf die vorgeschrittenen Ideen der Zeit absprechen. Schon seine Begünstigung des Bürgerthums führte ihn darauf hin, die Gränzen geistlicher und weltlicher Gewalt scharf zu unterscheiden und den Anmaßungen der ersteren sich keineswegs hold zu erweisen. Außerdem befanden sich in seiner nächsten Umgebung Männer, welche hierüber ganz bestimmte Ueberzeugungen hatten, die sich geradezu an die der hohenstaufischen Zeit anschlossen und zum Theil noch über sie hinausgingen. Dahin ist vor Allem der Geheimschreiber Ludwig's, Ulrich Hangör aus Augsburg, zu rechnen, ferner sein Leibarzt Marsilius von Padua und Johannes von Jandun. Diese und andere Männer hatten einen großen Einfluß auf Ludwig und bewirkten offenbar die Haltung, die er dem päpstlichen Stuhle gegenüber einnahm.

Zuerst, im November 1323, schickte er eine Gesandtschaft an den Papst, die den Auftrag hatte, sich nach der Wahrheit des päpstlichen Verfahrens zu erkundigen — denn Johann XXII. hatte es nicht einmal für gut befunden, seinen Erlaß Ludwig selber zukommen zu lassen, sondern ließ ihn blos an den Kirchenthüren von Avignon anschlagen — um dann einen Aufschub zu veranlassen. Inzwischen aber, sei es, daß Ludwig Nachrichten von dorther erhalten, sei es, daß seine Umgebung

ihn vorwärts drängte — er wartete nicht auf die Zurückkunft seiner Gesandten, sondern erließ im December 1323 eine Verwahrung gegen die Schritte des Papstes und eine Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung. Er griff vor Allem den Grundsatz des Papstes an, daß ein von den Kurfürsten erwählter König so lange noch nicht König sei und keine Regierungshandlungen vornehmen dürfe, bis ihn der Papst bestätigt habe, und warf ihm gelegentlich auch einige Ketzereien vor, als Antwort auf die Beschuldigung, daß er, Ludwig, die ketzerischen Viscontis begünstigt hätte.

Dieser Schritt des Königs wurde von Johann XXII. mit dem Bannfluche beantwortet, den er am 31. März 1324 über Ludwig verhängte. Zugleich sandte er Schreiben an die deutschen Bischöfe, um den Bannfluch zu veröffentlichen. Darauf hin erließ Ludwig am 31. Mai eine noch heftigere Antwort als die erste, in welcher er den Papst einen Wüthrich und grausamen Tyrannen nennt, ihm alle seine Ungerechtigkeiten, die er begangen, vorhält, namentlich die Ausbeutung der Christenheit unter dem Vorwand eines Kreuzzuges, während doch alles unter diesem Namen zusammengebrachte Geld in seinen eigenen Seckel fließe, und endlich noch einmal an eine allgemeine Kirchenversammlung eine Berufung einlegt. Der Papst erwiderte darauf, am 11. Juli, damit, daß er Ludwig des Reichs und aller seiner Privatbesitzungen entsetzte.

So war denn zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht wieder ein Bruch erfolgt, wie zu den Zeiten der fränkischen und der schwäbischen Kaiser. Es war nun die Frage, wie sich das deutsche Volk dabei benehmen würde.

Der Papst ließ es natürlich bei seinem Bannstrahl und dem Absetzungsbeschluß nicht bewenden, sondern setzte Alles in Bewegung, um Ludwig zu vernichten. Ernstlich ging er jetzt damit um, den schon lange gehegten Plan zu verwirklichen, den König von Frankreich zum Herrn Deutschlands zu machen. Auch Leopold von Oesterreich wurde für diesen Plan gewonnen, indem man ihm vorspiegelte, daß dadurch allein sein Bruder aus der Gefangenschaft befreit werden könnte. Zugleich machte man ihm Hoffnung, daß er die Reichsstatthalterschaft Deutschlands bekommen sollte. Nicht minder versuchte man die übrigen Kurfürsten für diesen Entwurf zu stimmen. Es wurde daher im Juli 1324 eine Zusammenkunft in Bar-sur-Aub

veranstaltet, auf welcher Karl IV. von Frankreich und Leopold wirklich erschienen und diese Dinge weiter besprachen.

Indessen zerfiel der Plan, das Kaiserthum auf Frankreich zu übertragen, schon deßhalb, weil außer Leopold, der ohnedieß vielfach enttäuscht die Zusammenkunft verließ, kein deutscher Fürst weiter erschien. Denn auf das deutsche Volk hatten die Maaßregeln des Papstes bei Weitem nicht mehr jenen großen Eindruck hervorgebracht, wie ehedem. Wenn es auch hie und da beschränkte Gemüther gab, die sich noch vor dem Bannstrahle fürchteten, oder Menschen, welche aus selbstsüchtigen Gründen sich den Forderungen des Papstes fügten, so war die Mehrzahl doch nicht gesonnen, dem Papste und einem fremden Fürsten zu Gefallen das selbstgewählte Oberhaupt zu verlassen. Besonders eifrig in der Treue für Ludwig zeigten sich die Städte, welche die päpstlichen Verordnungen verlachten und wohl hie und da Mönche, welche sie anschlagen wollten, aus der Stadt trieben oder erschlugen, oder Mißgesinnte zwangen, Ludwig öffentlich anzuerkennen. Auch die Kurfürsten wurden unangenehm berührt von der Anmaßung des Papstes, wodurch in ihre Rechte gegriffen wurde, so daß dieser sich veranlaßt sah, zu erklären, er habe durch sein Verfahren gegen Ludwig die Rechte der Kurfürsten nicht beeinträchtigen wollen. Trotz alledem aber gelang es ihm nicht, dieselben von Ludwig abzubringen und sie zu einer neuen Königswahl zu vermögen. Selbst der Erzbischof von Mainz, Mathias von Bucheck, des Papstes Günstling, ging nicht darauf ein.

Von einem bedeutenden Einfluß auf diese Stimmung war offenbar das Zerwürfniß, in welches gerade um diese Zeit der Papst mit den Franziskanern gerathen war. Diese nämlich waren mit den Dominikanern in Streit gerathen über die Lehre vom Besitze weltlicher Güter. Die Franziskaner behaupteten, die Mönchsorden dürften kein Eigenthum besitzen, da auch Christus keines besessen, während sich die Dominikaner für den Besitz weltlicher Güter erklärten. Der Papst, endlich zum Richter aufgerufen, enschied gegen die Franziskaner und erklärte ihre Auffassung für Ketzerei. Diese bekämpften nun den Statthalter Christi auf das heftigste, traten sofort auf die Seite Ludwig's und bestritten nunmehr auch die Gewalt des Papstes, die er sich über die weltliche Obrigkeit anmaßte. Die Franziskaner waren aber als ein äußerst frommer Orden bekannt.

Der Widerspruch derselben mußte daher dem Papst ungemein schaden.

Trotz des Papstes standen also die Dinge für Ludwig keineswegs schlecht. Aber er verdarb durch seine Lässigkeit in der Kriegführung wiederum Alles. Im Herbste des Jahres 1324 beschloß er nämlich, vorzüglich auf Antrieb der schwäbischen Städte die Feste Burgau zu belagern, wo sich dreihundert österreichische Ritter befanden, die von da aus beständig Räubereien trieben und die Wege unsicher machten. Ludwig sammelte ein großes Heer, wobei die reichsstädtischen Schaaren einen beträchtlichen Theil ausmachten und lagerte sich vor der Burg. Aber anstatt wie die Städte wollten, rasch mit der Belagerung voranzugehen und zu stürmen, wodurch möglicher Weise die Besatzung zur Uebergabe vermocht werden konnte, blieb er Monate lang vor der Feste liegen, ohne etwas zu wagen, angeblich, um seine Leute zu schonen; aber er verlor sie nichtsdestoweniger, wenn auch nicht durch einen Sturm, doch durch Seuchen und Krankheiten: denn es waren gerade die Wintermonate. Die Augsburger, überdrüssig einer so lässigen Kriegführung, verließen im December das Lager mit Ludwig's Erlaubniß. Aber ihrem Beispiele folgten Andere ohne den König zu fragen, und so lichtete sich sein Heer außerordentlich. Inzwischen rüstete sich Leopold von Oesterreich, um seine Feste zu entsetzen. Ludwig, der gerade noch zu rechter Zeit Nachricht von diesem Vorhaben erhielt, wagte nun nicht etwa eine Schlacht, sondern entfloh mit Hinterlassung fast alles Gepäcks und alles Belagerungszeuges. Davon hatte er nicht nur großen Schaden, sondern auch große Schande, während Leopold's Partei wieder neuen Muth und neue Zuversicht gewann.

In dieser Lage der Dinge entschloß sich endlich Ludwig, mit dem gefangenen Friedrich von Oesterreich zu unterhandeln. Er kam mit ihm am 13. März 1325 zu Traußnitz über einen Vertrag überein, zufolge dessen Friedrich die Freiheit erhalten, aber dagegen der Regierung entsagen sollte. Friedrich wurde in der That im Jahre 1325 auf freien Fuß gesetzt, unter der Bedingung, daß er seinen Bruder Leopold vermögen sollte, auf diesen Vertrag einzugehen: sollte ihm dies nicht gelingen, so versprach er, wieder in das Gefängniß zurückzukehren. Friedrich hielt sein Versprechen: er erließ eine öffentliche Erklärung, daß er die Regierung niederlege und

ermahnte seine Anhänger, Ludwig von nun an als ihren Herren zu erkennen: er versuchte sogar den Papst mit Ludwig auszusöhnen, ebenso seinen Bruder Leopold. Aber weder dieser noch Johann XXII. dachten an eine Aussöhnung. Leopold ließ sich auf keinen Fall bereden, den Traußnitzer Vertrag gut zu heißen, und der Papst entband sogar Friedrich seines dem Könige geleisteten Eides. Indessen Friedrich war zu edel, davon Gebrauch zu machen. Er kehrte, als seine Bemühungen erfolglos gewesen, zu Ludwig in die Gefangenschaft zurück. Dieser wurde darüber so gerührt, daß er ihn zu seinem Freunde erkor, Tisch und Bett mit ihm theilte und ihm auf das Liebreichste begegnete.

Aber Ludwig's Lage wurde dadurch um nichts gebessert. Johann XXII. weckte immer wieder neue Feinde gegen ihn. Er rief die slavischen Völker, namentlich Loktik von Polen, auf, einen Einfall in die Mark Brandenburg zu unternehmen. Er bearbeitete beständig die deutschen Kurfürsten und brachte Mainz und Köln auf seine Seite. Endlich rüstete Leopold von Neuem und Ludwig vermochte ihm, wie gewöhnlich, nicht zu widerstehen.

Jetzt ließ sich Ludwig zu neuen Unterhandlungen herbei. Am 7. September 1325 schloß er mit Friedrich und Leopold von Oesterreich den berühmten Vertrag, nach welchem er mit Friedrich den Königstitel und die Reichsregierung theilte. Dieser Vertrag wurde Anfangs geheim gehalten, weil er so sehr gegen die Reichsgesetze verstieß, daß man besorgte, die Fürsten würden ihre Zustimmung verweigern. Man wollte sie zuerst insgeheim und einzeln dafür zu gewinnen suchen. Sie erfuhren indessen doch früher davon, als die Vertragenden wünschten, und setzten sich in der That der Ausführung des Vertrages ernstlich entgegen. Ludwig mußte sich nun zu einer Aenderung des Inhalts entschließen. Da aber Leopold nicht nachgeben wollte, so bequemte sich Ludwig, die Aenderung des Vertrags dahin zu treffen, daß Friedrich Deutschland behalten sollte, während Ludwig Italien für sich nahm. Indessen wurde auch dieser Vertrag nicht ausgeführt. Denn bald darauf, im Februar 1326, starb Leopold, Ludwig's gefährlichster Gegner. Von dieser Zeit an nahmen seine Angelegenheiten eine günstigere Wendung.

Denn in dem habsburgischen Hause entstanden bald Zwistigkeiten, indem nach dem Tode Leopold's und Heinrich's, der auch bald darauf

starb, der vierte Bruder Otto eine gleiche Vertheilung der Besitzungen der Verstorbenen verlangte, worauf Friedrich nicht eingehen wollte. Otto wandte sich an Ungarn und Böhmen und wurde von daher unterstützt. Friedrich aber wurde dadurch abgehalten, seine Kraft gegen Ludwig zu kehren und diesen zur Haltung des Vertrags zu zwingen. Ludwig führte jetzt vielmehr unbestritten die Reichsregierung, während sich Friedrich blos mit dem Namen eines römischen Königs begnügen mußte.

Demnach lächelte Ludwig wieder das Glück. Aber anstatt, daß er die Zeit benutzte, um seine Herrschaft in Deutschland dauerhaft zu befestigen und Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, ließ er sich von der ghibellinischen Partei bestimmen, nach Italien zu ziehen. Die ihn riefen, waren jene Herren, welche sich in Oberitalien Fürstenthümer gegründet hatten, sich aber im Augenblicke gegen die vereinigten Kräfte Robert's von Neapel und des Papstes nicht zu halten vermochten: die Visconti in Mailand, die della Scala, die Herren von Verona, Vicenza, Feltre, Belluno, die Buonacossi von Mantua, die Este, die Castruccio von Pisa und Lucca. Sie bewogen Ludwig zuerst, in Trident eine große Versammlung der italienischen Großen zu halten, um die Verhältnisse des Landes zu besprechen. Diese fand im Februar 1327 statt. Hier aber wußten die Großen den König Ludwig zu bereden, wider seine ursprüngliche Absicht, nur von wenigen Truppen begleitet, nach der Lombardei aufzubrechen und sich später die Kaiserkrone zu holen.

Ludwig's Zug glückte Anfangs vortrefflich. Er wurde überall auf das Beste empfangen, erhielt Unterstützung an Geld und Mannschaft, ließ sich an Pfingsten zu Mailand die eiserne Krone aufsetzen, empfing die Huldigung von den Herren der Lombardei und erhielt nun eine Einladung von den Römern, sich nach ihrer Stadt zu begeben, um sich zum Kaiser krönen zu lassen.

Aber schon in Mailand machte Ludwig eine Erfahrung von der Unbeständigkeit der Italiener. Er hatte Grund, auf die Viscontis mißtrauisch zu sein, die ihm nach dem Leben trachteten, ließ daher die gesammte Familie gefangen nehmen und ertheilte Mailand wieder die frühere Freiheit. Ueber dieses Verfahren wurden alle Gewalthaber in der Lombardei bestürzt. Sie fürchteten, Ludwig möchte es am Ende mit ihnen allen so machen und die freistaatlichen Ver-

fassungen wieder herstellen. Deßhalb veränderten sie plötzlich ihre Gesinnungen und hielten mit ihren Geldmitteln, wie mit ihren Streitkräften zurück. Ludwig zog daher mit verhältnißmäßig schwacher Macht weiter nach Toscana, wo er von Castruccio, dem gewaltigen Herrn jener Gegenden, ehrenvoll empfangen wurde. Ludwig ernannte ihn zum Herzog von Lucca und zwang Pisa, welches sich aus Furcht vor Castruccio dem König nicht fügen wollte, zur Unterwerfung. Es mußte ihm dafür einmalhundertfünfzigtausend Goldgulden zahlen.

Dann begab sich Ludwig nach Rom, wo er am 7. Januar 1328 einrückte, vom Volke mit ungeheuerem Jubel empfangen. Am 17. Januar wurde er zum Kaiser gekrönt durch vier Edelleute und die Bischöfe von Citta Castellana, Aleria und Venedig. Castruccio, der ihm bisher große Dienste geleistet, ernannte er zum Statthalter von Rom.

Der Papst hatte inzwischen nicht gesäumt, immer wieder neue Bannflüche gegen Ludwig und seine Anhänger zu schleudern, alle seine Handlungen in Italien zu verdammen und in Deutschland während seiner Abwesenheit das Feuer neuerdings zu schüren. Er suchte die österreichische Partei wiederum aufzustacheln, forderte einen Theil der Kurfürsten zu wiederholten Malen auf, eine neue Königswahl vorzunehmen, bewog die Polen und Lithauer, verwüstend in die Mark Brandenburg einzubrechen und dergleichen mehr. Alle diese Versuche hatten zwar im Ganzen wenig Erfolg. Aber Ludwig wurde dadurch doch bestimmt, seinen Räthen nachzugeben und zum Aeußersten zu schreiten. Am 28. April 1328 setzte er Johann XXII. als Ketzer und Hochverräther feierlich ab und wählte einen Franziskaner, Peter von Corvara, der wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Frömmigkeit in großem Ansehen stand, zum Papste. Dieser nannte sich als solcher Nikolaus V.

Um diese Zeit befand sich Ludwig auf der Höhe des Glücks. Von jetzt an begann es bedeutend zu sinken. Für's Erste wurde der letzte Schritt, die Absetzung des Papstes und die Ernennung eines neuen, von einer großen Anzahl nicht gebilligt. Man erblickte darin einen nicht zu vertheidigenden Eingriff der weltlichen Macht in die Rechte der Kirche. Ludwig that dadurch ohngefähr dasselbe, was er dem Papste vorwarf. Und fast schien es, als ob der Himmel selber die Strafe über die Anhänger des Kaisers verhängen wollte. Johann XXII.

that natürlich den Gegenpapst sofort in den Bann und forderte feierlich Gott auf, die Feinde der Kirche mit seiner Kraft zu Boden zu werfen. Gleich darauf starben plötzlich mehrere eifrige Anhänger Ludwig's in Italien, andere näherten sich wieder dem Papste und unterwarfen sich ihm. Dergleichen Erscheinungen waren nicht ohne eine große sittliche Wirkung. Sodann beging Ludwig mehrere große Fehler der Staatsklugheit. Die Behandlung, welche er Pisa, sonst eine eifrig ghibellinische Stadt, angedeihen ließ, brachte sämmtliche Ghibellinen auf. Er verhielt sich so zu Pisa, dem Castruccio zu Gefallen. Aber bald überwarf er sich auch mit diesem mächtigen Fürsten, weil er ihm die Loslassung der Visconti, um die er gebeten, verweigerte. Zornig trennte sich Castruccio von dem Kaiser mit seiner ganzen Macht und verließ Rom. Jetzt wurde Ludwig ängstlich und ließ sich daher herbei, die Visconti doch freizulassen. Allein damit bewies er nur seine Schwäche, vermochte aber Castruccio nicht mehr zu gewinnen. Ferner hatte Ludwig beschlossen, ebenso wie Heinrich VII., den König Robert von Neapel anzugreifen und war deßhalb mit dem Könige von Sicilien in Verbindung getreten. Aber er betrieb, wie immer, auch diese Kriegsunternehmung mit großer Lässigkeit. Als er endlich seine Schaaren gegen Neapel voranschickte, so konnten diese nichts ausrichten, weil Robert, die Zeit benutzend, sein Land in vortrefflichen Vertheidigungszustand gesetzt hatte. Ja, er rückte jetzt selber vor und nahm einige Plätze im päpstlichen Gebiete weg, wodurch es ihm möglich wurde, dem Heere des Kaisers, wie der Stadt Rom die Zufuhren abzuschneiden. Es fehlte dort bald an Lebensmitteln und die entsetzlichste Hungersnoth kündigte sich an. Dazu kam noch, daß Ludwig, der kein Geld hatte, den Römern sehr schwere Steuern auferlegte. Alle diese Dinge bewirkten schnell eine Umwandlung der Gesinnung. Die Römer wurden auf Ludwig nun ebenso erbittert, als sie ihn vor wenigen Monaten erhoben. Er sah sich genöthigt, im August 1328 mit seinem Gegenpapste schmählich aus Rom zu entfliehen.

Nun wandte er sich nach Toscana. Hier starb um dieselbe Zeit Castruccio. Ludwig suchte seinen Söhnen die Besitzungen desselben vorzuenthalten und wurde deßhalb von Pisa besser aufgenommen. Da er aber in Pisa nichts weiter that, sondern blos Geld verlangte, so wurden die Einwohner seiner bald überdrüssig und er verließ die

Stadt. Nachgerade aber wandte sich Alles von ihm, der Gegenpapst gerieth in Verachtung, die Deutschen selber, die den Kaiser begleitet, verließen ihn zu einem großen Theil; und so sah Ludwig am Ende des Jahres 1329 keinen andern Ausweg, als Italien zu verlassen, nachdem er Alles wieder eingebüßt hatte, was er vordem gewonnen. Er sagte freilich, er eile nur nach Deutschland, um neue Hülfsvölker zu holen. Er ist aber seitdem nie wieder in Italien erschienen.

In Deutschland aber stieß er auf einen neuen Feind. Der König Friedrich der Schöne starb zwar schon im Januar 1330. Allein dessen Brüder Otto und Albrecht, aufgereizt von dem Papste, erhoben wiederum die Waffen gegen den Kaiser und errangen in den oberdeutschen Gegenden so große Erfolge, daß Ludwig ihnen nicht zu widerstehen vermochte. Noch einmal entschloß er sich zu einem friedlichen Abkommen mit den Herzogen, welches durch den König Johann von Böhmen vermittelt ward, der seine besonderen Absichten dabei hatte. Am 6. August 1330 kam zwischen Ludwig und den österreichischen Brüdern ein Friede zu Stande, zufolge dessen die letzteren Alles herausgaben, was sie von ihrem Bruder her als Reichsgüter besessen, ferner alle Verträge, die ihr Bruder mit Ludwig geschlossen, für aufgelöst erklärten, wogegen ihnen Ludwig alle ihre sonstigen Besitzungen, Lehen und Würden bestätigte und ihnen noch die Reichsstädte Breisach, Schaffhausen, Rheinfelden und Neuenburg am Rhein pfandweise überließ.

Auf diese Weise war endlich der lange Zwist mit den Oesterreichern gänzlich beseitigt. Freilich nicht ohne schwere Opfer zum Nachtheile des Reichs. Denn nicht nur die eben erwähnten vier Reichsstädte gingen verloren, sondern Ludwig mußte an seine Anhänger, wie bereits erwähnt, eine Menge Reichsstädte und andere Reichsgüter hergeben, um sie zu belohnen oder sich ihrer Treue zu versichern. Immerhin aber war schon das Aufhören des Bürgerkrieges von großem Werthe und man konnte jetzt daran denken, die Wunden, die derselbe geschlagen, allmälig zu heilen.

---

8. Die Ereignisse bis zum Kurverein in Rense. Fortwährender Zwist zwischen Kaiser und Papst. Verhältniß zu Frankreich und England.

Nach dem Frieden mit Oesterreich konnte sich Ludwig von Baiern als den alleinigen unbestrittenen Herrn von Deutschland betrachten. Denn mit Oesterreich hörten auch die Verbündeten desselben auf, Ludwig's Feinde zu sein. Alle Fürsten, welche sonst in irgend einer Spannung mit Ludwig gewesen, söhnten sich mit ihm aus. Der König Johann von Böhmen, der sich in den letzten Jahren vielfach in der Welt herumgetrieben, Kriege gegen die Litthauer und Polen geführt, die Herzoge Schlesiens zu Vasallen Böhmens gemacht hatte, (1327) war eben daran, Absichten auf Kärnthen und Tyrol auszuführen, und um daran nicht gehindert zu werden, setzte er sich mit Ludwig auf einen guten Fuß und betrieb deßhalb auch seine Aussöhnung mit den Habsburgern. Endlich, was das eigene Haus Ludwig's von Baiern betrifft, die inzwischen herangewachsenen Söhne und Enkel seines Bruders Rudolf, welche der Papst in der letzten Zeit gegen ihren Oheim aufzureizen gewußt hatte, so wurde auch hier durch den Vertrag von Pavia (4. August 1329) eine Ausgleichung bewirkt. Zufolge dieses Vertrags gab Ludwig seinen Neffen Rupprecht, Rudolf und Ruprecht, dem Jüngeren, dem Sohne des 1327 verstorbenen ältesten Neffen Adolf, die Rheinpfalz und die Oberpfalz heraus, während er für sich und seine Kinder Oberbaiern behielt. Die Kurwürde sollte bei beiden Linien wechseln, zuerst aber von der Pfalz geführt werden, und immer dem ältesten Prinzen des Hauses zukommen. Stirbt einer Linie Mannsstamm aus, so folgt in Kur und Land die andere. Auch kann kein Fürst seine jetzigen oder noch zu erwerbenden Länder auf irgend eine Art veräußern: alles ist vielmehr wittelsbachisches Familiengut. Es waren also auch hier Veranlassungen zu Zwistigkeiten beseitigt. Das einzige Zerwürfniß, was noch übrig blieb, war das mit dem Papste.

Aber auch dieses stand nicht so gefährlich. Denn, wie schon bemerkt, im Grunde wurde der Bann des Papstes und das Verbot

des Gottesdienstes, welches er über ganz Deutschland verhängte, nicht oder wenig beachtet. Wenn auch Mönche und Weltgeistliche da und dort dem Gebote des Papstes nachkamen, so war die Stimmung im Ganzen und Großen für den Kaiser: die Geistlichen wurden fortwährend gezwungen, Gottesdienst zu halten oder, wenn sie sich weigerten, ausgetrieben. Diese Stimmung bewährte sich auffallend durch die freudige Aufnahme, welche Ludwig nach seiner Rückkunft aus Italien in den Reichsstädten zu Theil geworden. Selbst die wichtigsten Kirchenfürsten hielten zu Ludwig und dachten nicht daran, die Bullen des Papstes zu veröffentlichen. Von diesen hielt besonders Balduin von Trier treu zu Ludwig. Dieser Erzbischof war aber von einer großen Bedeutung: von Jahr zu Jahr erweiterte er seine Macht: nach dem Tode des Erzbischofs von Mainz, Mathias von Bucheck, im Jahre 1329 nahm er, von einem Theil der dortigen Geistlichkeit gewählt, dieses Erzbisthum in Besitz, später auch noch die Bisthümer von Worms und Speier. Längs des Rheins war er der gewaltigste Kirchenfürst. Freilich hatte er auch noch mit dem vom Papste zum Erzbischof von Mainz bestellten Heinrich von Birneburg zu kämpfen. Aber auf seiner Seite stand der Kaiser und so neigte sich der Sieg auf seine Seite.

Unter solchen Umständen durfte sich der Kaiser die Aufgabe stellen, mit Ernst und Kraft sich Deutschlands anzunehmen, die königliche Gewalt zu kräftigen und die seit dem Bürgerkriege allerdings sehr zerrütteten Zustände Deutschlands wieder zu ordnen.

In der That dachte Ludwig daran. Er brachte bereits am 4. Oktober 1330 einen Landfrieden für Baiern und Schwaben zu Stande, am 29. Mai 1331 bewirkte er einen Landfrieden der schwäbischen Städte, im November desselben Jahres einen zwischen Herren und Städten in Schwaben, im Jahre 1332 einen zwischen den rheinischen Städten und den Bisthümern von Trier, Mainz, Speier, Worms. Im Jahre 1333 erneuerte er den baierischen und schwäbischen Landfrieden, 1334 den rheinischen.

Allein er ließ sich von solcherlei Beschäftigungen wieder abziehen durch die unruhige Thätigkeit des böhmischen Königs. Johann ging noch im Herbste 1330 nach Innsbruck zu Heinrich von Kärnthen und Tyrol, um seine Entwürfe auf die künftige Erbschaft von dessen Besitzungen einzuleiten. Heinrich nämlich, der ehemalige König von

Böhmen, Herzog von Kärnthen und Graf von Tyrol, hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter Namens Margaretha, mit dem Beinamen Maultasche. Er ließ sich bereits im Anfange des Jahres 1330 vom Kaiser die weibliche Erbfolge in seinen Landen zusichern, so daß also Margaretha eine sehr reiche Erbin war. Diese Margaretha ersah sich Johann von Böhmen zu seiner Schwiegertochter: er verlobte mit ihr seinen zweiten Sohn Johann, der freilich erst acht Jahre alt war, und schloß mit dem alten Herzog Heinrich folgenden Vertrag. Johann versprach ihm vierzigtausend Mark dafür, daß er seinen Ansprüchen auf die böhmische Krone entsagte. Dagegen sollte Margaretha und ihr Gemahl, der Sohn des böhmischen Königs, alle Besitzungen des Herzogs Heinrich erben, falls derselbe keine Kinder mehr bekäme. Für den Fall, daß einer der beiden Vertragenden früher sterben sollte, als seine Kinder mündig wären, so sollte der Ueberlebende die Vormundschaft über dessen Kinder und die Regierung ihrer Länder übernehmen. Dieser Vertrag, welcher eigentlich nur zu Gunsten des böhmischen Königs war, denn selbst die vierzigtausend Mark, die er dem Herzoge gab, bekamen ja seine Kinder wieder, wurde am 16. September 1330 abgeschlossen. Und Johann mochte sich bereits in dem angenehmen Gefühle wiegen, die Besitzungen seines Hauses mit so ansehnlichen Ländern vermehrt zu sehen. Aber eben um jene Zeit hegte er noch größere Entwürfe. Zu ihm begaben sich, wie ehedem zu Ludwig, die italienischen Großen, welche sich wiederum vom Papste und Robert bedrängt sahen, und forderten ihn auf, nach Italien zu kommen. Die Aussicht, die Herrschaft dieses Landes zu gewinnen, hatte einen außerordentlichen Reiz für den abenteuernden König. Rasch entschlossen, nur von wenigen Kriegern begleitet, folgte er der Einladung und hatte, da er als tapferer Ritter und Staatsmann weit und breit bekannt war und als Sohn des Kaisers Heinrich V. auf die Anhänglichkeit Vieler rechnen konnte, unglaubliche Erfolge. Fast alle Städte der Lombardei unterwarfen sich ihm, und zwar von den verschiedensten Parteien, da er es für zweckdienlich hielt, eine zweideutige Rolle zu spielen, bei den Einen als Ghibelline, bei den Andern als Guelfe und Päpstler zu erscheinen, je nachdem es sein Vortheil erheischte.

Ludwig, dem das Unterfangen Johann's gleich Anfangs bedenklich vorkam, ließ ihn fragen, was er eigentlich vorhabe, worauf ihm

aber Johann antwortete, er wolle nur das Grab seines Vaters besuchen. Später, als seine Handlungsweise kaum mehr eine verschiedene Deutung zuließ, antwortete er auf wiederholte Fragen des Kaisers: was er thue, thue er nur um des Reiches willen, im Namen des Kaisers. Ludwig aber verband sich jetzt schleunigst mit den Herzogen von Oesterreich, die mit dem Kaiser das gemeinsame Anliegen hatten, daß Johann durch die kärnthische Erbschaft nicht zu mächtig würde, ernannte den Herzog Otto zum Reichsstatthalter in Italien und klagte Johann auf einem Reichstage zu Nürnberg des Reichsverrathes an.

Johann, der sich ohnedieß in Italien nicht mehr recht zu halten wußte — denn es erging ihm nach einer kurzen Zeit glänzender Erfolge nicht anders, wie seinem Vater und Ludwig dem Baiern — eilte, nachdem er noch vorher seinen ältesten Sohn Karl dahin gerufen, wieder nach Deutschland zurück, um den Kaiser zu beschwichtigen. Er hatte die Absicht, Italien unter irgend einem Vorwand fernerhin zu beherrschen. Denn dieses Land erschien den auswärtigen Fürsten sammt und sonders deßhalb als äußerst wünschenswerth, weil es offenbar noch das reichste der Welt war. Ein Fürst aber, der so viel Geld brauchte, wie Johann von Böhmen, mußte um so mehr suchen, eine solch unerschöpfliche Goldquelle sein eigen nennen zu können. Aber ein offener Bruch mit dem Kaiser konnte der Verwirklichung dieses Planes nur schaden. Er mußte sich also mit Ludwig wieder setzen. In Regensburg kam er mit ihm zusammen und schloß sich zweiundzwanzig Tage mit ihm ein, geheime Unterhandlungen pflegend. Nach dem Verlauf derselben erschienen Johann und Ludwig wieder als die besten Freunde. Johann hatte seinen Zweck vollkommen erreicht. Er wurde zum Statthalter Italiens ernannt: er und Ludwig wollten die Städte der Lombardei gemeinschaftlich beschirmen, was nach der wirklichen Lage der Dinge eigentlich nichts anderes hieß, als daß sie Johann überlassen sein sollten.

Dieses auffallende Ergebniß erklärt sich aus Folgendem. Johann hatte den Schlüssel gefunden, wie Ludwig beizukommen sei. Dies war das Versprechen, ihn mit dem Papste auszusöhnen. Denn so thatkräftig und kühn auch das erste Auftreten des Kaisers dem römischen Stuhle gegenüber erscheinen mochte, so wenig beruhte es doch auf einer festen Ueberzeugung. Ludwig, wie oben bemerkt, war

zwar den freieren Ideen der Zeit in Bezug auf das Verhältniß zwischen Kirche und Staat nicht unzugänglich gewesen. Aber seine eigene Meinung hielt sicher mit den Kundgebungen, wie sie unter seinem Namen ausgingen, nicht gleichen Schritt. Das waren die Erzeugnisse seiner Umgebung. Um Ansichten von so folgenreichen Wirkungen zu fassen, bedurfte es einer stärkeren Natur, als sie Ludwig von Baiern besaß. Aber er vermochte sich über die religiösen Vorstellungen der Menge nicht zu erheben. Er war ein frommer Mann in dem Sinne des Mittelalters, d. h. er begünstigte die Geistlichkeit, that ihr allerlei Gnaden, schenkte ihr Güter und Vorrechte namentlich befreite er sie vielfach von Steuern — die baierische wurde laut einer Urkunde vom 15. März 1333 völlig von der Steuerpflicht entbunden: diejenigen, welche dawider handelten, sollten in ewigem Fluch sein und dabei schwere Strafen erlegen, ein Fürst des Reichs hundert Mark reinen Goldes, ein Graf fünfzig, ein Dienstherr oder Ritter, ein Pfleger oder Richter zehn Mark, ein Edelmann sechs Mark Silbers — und hielt sich streng an die Gebräuche und die Satzungen der Kirche. So stand denn sein Auftreten gegen den Papst einigermaßen in Widerspruch mit seinen Gesinnungen. Aber auch, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so vermochte ein Mann von Ludwig's Unentschiedenheit und schwankender Haltung einer Macht, welche so klar wußte, was sie wollte, so folgerichtig handelte, so unbeugsam an ihren Grundsätzen festhielt, wie der römische Stuhl, auf die Länge nicht Widerstand zu leisten. Gleich nach seiner Entfernung aus Italien, nachdem er gesehen, wie wenig der Gegenpapst Anklang gefunden, wäre ihm nichts lieber gewesen, als von Johann XXII. wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden. Um so wünschenswerther erschien ihm eine solche Aussöhnung, je schwieriger sie sich zu verwirklichen schien. Denn schon im Jahre 1330 war ein derartiger Versuch gemacht worden, und zwar ebenfalls vom Könige von Böhmen, welcher am 26. Mai gemeinschaftlich mit dem Erzbischof Balduin von Trier und dem Herzog von Oesterreich an den Papst Vergleichsvorschläge schickte, wornach Ludwig den Gegenpapst verlassen, seine Berufung an eine Kirchenversammlung aufgeben, alle gegen Johann XXII. gethanen Schritte widerrufen, sich als gebannt erkennen, die Verzeihung des Papstes erbitten, dagegen von diesem als Kaiser anerkannt werden sollte. Dieser Vermittlungsversuch wurde

vom Papste zurückgewiesen, mit der Bemerkung, daß er sich wundere, wie sich Johann des erklärten Ketzers annehmen könne. Vielmehr drang der Papst immer eifriger auf die Vornahme einer neuen Königswahl und ließ nichts unversucht, was Ludwig schaden konnte. Auch hatte er bald das Vergnügen, den Gegenpapst zu seinen Füßen zu sehen, der von den Pisanern verrätherischerweise an Johann XXII. ausgeliefert, nichts Besseres thun zu können glaubte, als reumüthig sich der Gnade des Papstes zu übergeben. Er wurde dann lebenslänglich in ehrenvollem Gefängnisse gehalten, starb aber schon nach drei Jahren.

Als nunmehr Johann dem Kaiser versprach, beim Papste seine Aussöhnung zu bewirken, so ging Ludwig gerne darauf ein und er ertheilte am 14. Oktober 1331 dem Arnold von Mumbach, Domherr zu Eichstädt, und dem Meister Ulrich von Augsburg Vollmacht, um Namens seiner mit dem Papste über eine gütliche Abkunft zu unterhandeln. Ludwig erbot sich zu jeder Kirchenbuße, die verlangt würde, ferner wollte er den Marsilius von Padua und die Franziskaner, deren er sich seit seinem Streite mit dem Papste eifrig angenommen, fahren lassen, wenn sie sich dem römischen Stuhle nicht fügen wollten, verhieß alle Versprechungen seiner Vorfahren zu bestätigen, mit Frankreich und Neapel Friede zu halten, sogar den Kaisernamen eine Zeitlang niederzulegen, bis er vom Papste von Neuem gekrönt würde, nur sollte er und das Reich bei Ehren bleiben.

Aber diese Gesandtschaft Ludwig's an den Hof in Avignon hatte gar keinen Erfolg. Denn auch der König Johann that nicht nur nichts für die Aussöhnung, sondern wirkte ihr sogar entgegen. Er hatte nach der Aussöhnung mit Ludwig im Herbste sich noch mit den Oesterreichern und Ungarn herumzuschlagen, die in seine Länder eingefallen waren; Ende 1331 eilte er aber nach Paris. Hier verheirathete er mit Johann, dem Sohne des Königs Philipp VI. von Frankreich, seine Tochter Guta, die schon fünfmal verlobt gewesen, und schloß mit dem französischen Könige ein Bündniß, das zum Theil auch gegen Ludwig gerichtet war und in Aussicht stellte, daß Johann oder sein ältester Sohn Karl noch Kaiser werden würde. Für diesen Fall wurden an Frankreich allerlei Zugeständnisse gemacht, namentlich bezüglich Burgunds: die Ansprüche Deutschlands an dieses Land wurden nämlich Frankreich preisgegeben.

Offenbar gedachte der böhmische König, Frankreich zu gebrauchen bei seinen weit aussehenden Entwürfen, welche jetzt bereits auf die deutsche Krone gerichtet waren. Aber Frankreich suchte sich ebenso seiner zu bedienen für dieselben Entwürfe. Denn es ist kein Zweifel, daß Philipp VI. den Plan seines Vorgängers Karl IV., der im Jahre 1328 gestorben war, wieder aufnahm und ihn mit noch viel größerem Eifer als dieser verfolgte.

Unter diesen Umständen dachte natürlich keiner der beiden Machthaber daran, den Wunsch des Kaisers beim Papste zu bevorworten. Johann XXII. wies Ludwig's Gesandtschaft zurück, mit der Bemerkung, daß dieser zuerst abdanken müsse, ehe er sich weiter in Etwas einlassen könne.

Ludwig sah dann freilich, daß er getäuscht sei und rächte sich an Johann von Böhmen dadurch, daß er dessen Schwiegersohn Heinrich von Niederbaiern, der überhaupt gegen den Kaiser übelwollend gesinnt war, mit Krieg überzog und die Oesterreicher und Ungarn ihm neuerdings auf den Hals schickte. Als aber Johann im August 1332 zu Nürnberg mit dem Kaiser zusammentraf, so wußte er ihn abermals zu bestricken, und zwar mit demselben Mittel: er schlug ihm vor, noch eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken, er wolle dann persönlich die Sache in Avignon durchsetzen, und auch den König von Frankreich dafür zu gewinnen suchen, mit dem sich Ludwig überhaupt in gutes Vernehmen setzen müßte. Ludwig, dem nichts lieber war, als die Aussöhnung mit dem Papste, schenkte Johann seine Freundschaft wieder, söhnte ihn mit den Oesterreichern aus und stellte auch mit Heinrich von Niederbaiern ein freundliches Verhältniß wieder her. Dann schickte er noch in demselben Jahre eine neue Gesandschaft an den Papst, an deren Spitze die Grafen von Hals und Oettingen standen. Der König Johann kam in der That auch zum Papste nach Avignon, im November 1332. Aber anstatt dort das Gesuch des Kaisers zu bevorworten, schloß er mit dem Papst einen geheimen Vertrag bezüglich der italienischen Verhältnisse und ging noch in demselben Jahre mit französischen Söldlingen und mit Genehmigung des Papstes nach Italien hinein, wo er sich fast ein ganzes Jahr mit den verschiedenen Parteien herumschlug. Die Gesandtschaft Ludwig's hatte beim Papste natürlich kein anderes Schicksal als die bisherigen: sie wurde abgewiesen, weil sie ungenügende Vollmachten habe.

Diese fortwährende Abweisung machte Ludwig mürbe und er gerieth nachgerade in eine Gemüthsverfassung, welche hoffen ließ, daß er endlich in die Absichten Johann's von Böhmen und des Königs von Frankreich eingehen werde. Diesen war es vor allen Dingen darum zu thun, Ludwig von dem deutschen Throne wegzudrängen, und zwar sollte er freiwillig die Krone niederlegen, da er doch zu fest stand, als daß eine Empörung gegen ihn von Erfolg gewesen wäre. Das war der gemeinschaftliche Plan der Könige von Böhmen und Frankreich und er wurde durch Ludwig's Gewissensangst am besten unterstützt. Johann drang schon von Italien aus beständig in den Kaiser, dem Könige von Frankreich seine Sache zu übergeben: dieser selber näherte sich ihm mit großer Freundlichkeit und versprach, seine Sache beim Papste zu führen. Als endlich Johann, nachdem er sich in Italien nicht länger zu halten vermochte und die ihm treuen Städte zuerst gebrandschatzt, dann um ungeheuere Summen an große italienische Herren verpfändet hatte, nach Deutschland herauskam, bearbeitete er Ludwig unaufhörlich und brachte ihn endlich unter Mitwirkung des Königs von Frankreich dahin, daß er sich entschloß, die deutsche Krone niederzulegen, um die Aussöhnung mit dem Papste zu ermöglichen. Dies geschah im November 1333. Johann und Philipp bestimmten dann einen Dritten als den einstweiligen Träger der deutschen Krone, da sie vermutheten, daß Ludwig sich keinesfalls auf einen von ihnen beiden eingelassen hätte. Der von ihnen Ausgewählte war der Herzog Heinrich von Niederbaiern. Dieser war Johann's Schwiegersohn, daher von ihm abhängig. Damit aber auch der König von Frankreich nicht leer ausgehe, so mußte ihm Heinrich zum Voraus große Dinge versprechen, welche nichts Anderes waren, als entschiedener Reichsverrath. Denn Heinrich versprach als römischer König Philipp und seinen Nachfolgern ewigen Frieden und stetes Bündniß, sie nie an ihren Rechten, Freiheiten und Gränzen, wie sie dieselben jetzt besitzen und inne haben, zu hindern oder zu belästigen, vielmehr, wenn Andere solches thun, ihnen gegen solche beizustehen. Er überläßt ferner Philipp und seinen Nachfolgern die Reichsrechte folgender Bisthümer und Erzbisthümer mit den gleichnamigen Städten, nämlich Arles, Avignon, Orange, St. Paul, Marseille, Valence, Embrun, Vienne, Genf, Lyon, Viviers (so viel von beiden letzten zum Kaiserreich gehört), Cambray, Sitten,

Lausanne, dann die Grafschaften und Länder Provence, Forcalquier, Delfinat, Dalbonne, Fossigny, Savoyen, Bresse, Burgund; überhaupt alles Land von der Grafschaft Burgund bis an's Meer von Marseille und von der Rhone und der Saone bis an die Marken der Lombardei — mit Einwilligung der Mehrzahl der Wahlfürsten als Pfand und mit allen Rechten auf so lange, bis von ihm oder einem seiner Nachfolger im Reich dem Könige an einem Tage und in Paris dreimalhunderttausend Mark Silber ausgezahlt werden. Dieses Alles will er nochmals besiegeln und die Willebriefe der Wahlfürsten dazu schaffen, wenn er römischer König geworden, ohne daß der Krönungseid, nichts vom Reiche zu veräußern, und Veräußertes wieder beibringen zu wollen, ihn davon entbinden solle. Auch soll Alles vom König Johann (der es auch that) verbürgt und der Papst gebeten werden, es unter Androhung geistlicher Strafen noch mehr zu bestätigen *).

Diese offenbare Verrätherei am Vaterlande, welche Johann und Heinrich beabsichtigten, erschien den Vertragenden doch zu bedenklich, als daß sie wagten, jetzt schon offen damit hervorzutreten. Der Vertrag wurde daher äußerst geheim gehalten, und selbst von dem Niederlegen der Krone Seiten Ludwig's sollte dem Volke nicht eher Meldung gethan werden, als bis die Befreiung vom Banne durch den Papst erfolgt sei. Dieser aber freute sich natürlich ungemein über Ludwig's Entschluß und schickte sofort zwei Gesandte nach Deutschland, um die förmliche und öffentliche Abdankung des Kaisers zu betreiben.

Unglücklicher Weise aber für die Absichten von Ludwig's Feinden kam das Gerücht von seiner Abdankung und von der Nachfolge Heinrich's, worüber zu verfügen der Kaiser nicht einmal ein Recht hatte, zu früh unter die Leute. Heinrich selber war daran Schuld, der es nicht erwarten konnte, als römischer König aufzutreten und daher zum Voraus von den Städten die Huldigung verlangte, die ihm diese natürlich verweigerten. Nun erhob sich ein großer Sturm in Deutschland wider ein solch verfassungswidriges Verfahren, und Ludwig wurde von der öffentlichen Meinung so erschüttert, daß er sofort wieder umschlug, den gethanen Schritt bereute und sogar widerrief.

*) Böhmer regesta Ludovici. Erstes Ergänzungsheft. Seite 310.

Er schrieb an die Städte, sie sollten es ja nicht glauben, daß er vorgehabt habe, das Reich bei lebendigem Leibe aus den Händen zu geben: selbst wenn sie seine Unterschrift und Siegel sähen, sollten sie es nicht glauben, denn die Welt sei voll Falschheit. Demgemäß konnte im Augenblicke auch von der Aussöhnung mit dem Papste keine Rede mehr sein. Die Partei, welche Ludwig herumgebracht hatte, bestimmte ihn natürlich, auch im Verhältniß zum römischen Stuhle wieder eine andere Sprache zu führen. Die Gesandten des Papstes wurden nicht angenommen, nicht einmal das Schreiben desselben beantwortet, und da sie nirgends Anklang fanden, mußten sie unverrichteter Dinge aus Deutschland wieder abziehen. Ludwig trat aber nunmehr eifrig gegen allerlei Mißbräuche und Uebergriffe des päpstlichen Hofes auf, namentlich gegen die vielen Besetzungen erledigter Bischofsstühle und anderer Kirchenämter durch den Papst. Die Unzufriedenheit gegen diesen, auch unter der Geistlichkeit, wuchs von Tag zu Tag, daß man wirklich ernstlich damit umging, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, um Johann XXII. zu stürzen, als dieser im December 1334 starb, in einem Alter von neunzig Jahren. Er hinterließ einen Schatz von fünfundzwanzig Millionen Goldgulden, die er unter allerlei Vorwänden den Gläubigen abgepreßt hatte.

Es versteht sich von selbst, daß durch den Ausgang dieser Geschichte das Verhältniß Ludwig's zu Johann und Frankreich wieder ein feindseliges wurde, da er sich sagen mußte, daß beide Mächte ihn eigentlich am Narrenseile herumführten. Er ergriff die nächste Gelegenheit, um sich zu rächen.

Nun starb am 2. April 1335 der Herzog Heinrich von Kärnthen. Er hinterließ, wie oben bemerkt, nur eine einzige Tochter, Margaretha Maultasche, die mit dem zweiten Sohne des böhmischen Königs vermählt war, welcher jetzt nicht mehr als dreizehn Jahre zählte. Nach dem oben Angeführten fiel die ganze Hinterlassenschaft Heinrich's an seine Tochter, beziehungsweise an das luxemburgische Haus. Ludwig war aber nicht gesonnen, diesem eine solche Machterweiterung zuzugestehen. Obschon er früher dem Herzog Heinrich die weibliche Erbfolge in seinen Ländern versprochen hatte, so fand er sich doch nicht gemüssigt, sich dieses Versprechens zu erinnern, sondern er belehnte die Herzoge von Oesterreich, welche als die Neffen des

verstorbenen Heinrich die nächste Anwartschaft auf Kärnthen und Tyrol hatten, mit diesen beiden Fürstenthümern.

Johann hielt sich damals in Frankreich auf, eilte aber auf die Nachricht von diesen Vorgängen nach Böhmen und rüstete sogleich gegen Oesterreich und Ludwig. Indessen wurde schon im September 1335 ein Waffenstillstand verabredet. Diesen benutzte Johann, um sich mit den Ungarn zu verbünden, und im Jahre 1336 begann der Krieg von Neuem. Johann würde den vereinigten Kräften des Kaisers und der österreichischen Herzoge nicht haben widerstehen können: aber die letzteren veruneinigten sich bald. Johann wußte diese Verhältnisse rasch zu benutzen: er schloß im September 1336 mit den Herzogen von Oesterreich einen Frieden, in Folge dessen sie Znaym herausgaben, dagegen Kärnthen behalten durften: Tyrol aber sollte dem Sohne des Königs Johann verbleiben. Bald darauf brachte Johann einen noch umfassenderen Bund zwischen sich, seinen beiden Söhnen, dem Könige von Ungarn und den Herzogen von Oesterreich zu Stande, welcher auch gegen Ludwig gerichtet war.

Dies hatte jedoch für den Kaiser zunächst keine nachtheilige Folge, da sich Johann sofort in eine Unternehmung gegen die Litthauer einließ. Dagegen schienen sich jetzt die Verhältnisse Ludwig's zum Papste besser zu gestalten. Denn auf Johann XXII. folgte Benedict XI., ein billiger, redlicher Mann, in jeder Beziehung das Widerspiel seines Vorgängers. Dieser sah die offenbare Ungerechtigkeit, welche der päpstliche Stuhl gegen Ludwig begangen, ein. Aber zugleich hatte er die Absicht, sich von der Bevormundung Frankreichs zu befreien und seinen Sitz wieder in Italien aufzuschlagen. Denn der Uebermuth der französischen Könige gegen den päpstlichen Hof ging in's Gränzenlose. Philipp VI. verlangte von dem neuen Papste nichts Geringeres, als seinen Sohn zum Könige von Vienne zu machen, ferner ihm selbst die Reichsstatthalterschaft über Italien zu verleihen, sodann den Zehnten von der ganzen Christenheit und endlich den ganzen Schatz der Kirche, d. h. die fünfundzwanzig Millionen, welche Johann XXII. zusammengescharrt hatte. Diese Forderungen stellte der König angeblich zum Behuf eines Kreuzzuges, den er unternehmen wolle. Aber seit Jahrzehenden versprachen die französischen Könige, einen Kreuzzug zu unternehmen, um unter diesem Vorwande die Seckel der Gläubigen zu leeren, dachten aber nicht daran, ihn

auszuführen. Der Papst setzte sich so gut er konnte diesen Anmaßungen Philipp's entgegen, sah aber recht gut, daß er allein nichts auszurichten vermöchte. Deßhalb näherte er sich Ludwig und ließ ihm merken, daß er eine Aussöhnung mit ihm wünsche.

Ludwig ging gleich darauf ein und schickte eine Gesandtschaft nach Avignon, welche im April 1335 daselbst ankam. Der Papst nahm sie sehr freundlich auf, stellte aber folgende äuße.st harte Bedingungen, die ihm vom König Philipp vorgeschrieben worden waren. Ludwig sollte nicht nur Alles widerrufen, was er gegen Johann XXII. gethan, sondern alle seine als Kaiser vorgenommenen Handlungen für nichtig erklären, ferner sollte er das Urtheil Heinrich's VII. gegen Robert von Neapel widerrufen, sich niemals in die Angelegenheiten Siciliens, Sardiniens und Korsikas mischen, niemals Rom betreten ohne Geheiß des Papstes, diese Stadt, wenn er etwa zur neuen Krönung dahin berufen würde, noch an demselben Tage wieder verlassen, überhaupt ohne Bewilligung des Papstes nie nach Italien ziehen, auch keine Kriegsschaaren dahin senden, den Schaden, den er daselbst angerichtet, binnen sechszig Tagen wieder ersetzen, auch die deutschen Fürsten vermögen, sich dafür zu verbürgen und endlich Robert von Neapel die italienische Reichsstatthalterschaft ertheilen.

So schimpflich diese Bedingungen waren, so gestand sie Ludwig doch zu und schickte noch im September 1335 eine neue Gesandtschaft mit Vollmachten nach Avignon. Der Papst hoffte nicht, daß Ludwig auf diese Bedingungen eingehen würde, da er sie selber zu hart fand. Um so überraschter war er nunmehr, er empfing des Kaisers Gesandtschaft auf das freundlichste und sprach gegen sie die Hoffnung aus, daß die Aussöhnung bald zu Stande kommen werde.

Aber diese Hoffnung verwirklichte sich nicht. Denn der Papst hatte keine freie Hand. Philipp beschwerte sich bei ihm höchlich, daß er ohne sein Wissen eine Aussöhnung mit Ludwig betreibe, suchte ihn in Avignon selber auf und drohte ihm. Als dies nichts half, so machte er mit König Robert von Neapel gemeinsame Sache. Beide Könige schickten eine Gesandtschaft von Bischöfen an den Papst, um demselben Vorstellungen wider die beabsichtigte Aussöhnung mit dem Kaiser zu machen. Auch dieser Gesandtschaft gegenüber sprach der Papst seine Gesinnungen aus: er erklärte, die Kirche habe sich eigentlich gegen Ludwig vergangen: mit dem Stocke in der Hand, als

Büßender wäre er vor dem Papste erschienen, wenn dieser ihn nur hätte aufnehmen wollen. Philipp wandte jetzt noch härtere Mittel an. Er belegte alle Einkünfte der französischen Geistlichkeit mit Beschlag und zwang diese dadurch, sich gegen den Papst zu erheben. Nun endlich gab Benedikt XI. nach. Er speiste die Gesandten Ludwig's mit leeren Worten ab und sie mußten im Mai 1336 unverrichteter Dinge nach Deutschland zurückkehren.

Im Geheimen aber blieb der Papst immer weit wohlwollender für Ludwig gesinnt, als für seine Gegner. Er freute sich daher über die Schlappe, welche Johann in der kärnthen'schen Angelegenheit davon getragen, und über die Erfolge, welche Ludwig neuerdings gegen ihn errang — denn er nahm ihm die verpfändeten Städte Kaiserberg, Türkheim, Münster, Blicksky wieder — und widerstand so weit er vermochte den Versuchen Philipp's, den Kaiser zu Grunde zu richten. Philipp trachtete vor Allem, unter den deutschen Fürsten eine mächtige Partei zu schaffen, durch welche die Absetzung Ludwig's bewirkt werden könnte. Er bemühte sich daher, seine Anhänger von ihm abwendig zu machen. Einer der wichtigsten und einflußreichsten war, wie bereits bemerkt, der Erzbischof Balduin von Trier. Dieser befand sich im Kriege gegen den vom Papste eingesetzten Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg. Und noch war nicht entschieden, welcher von beiden das Erzbisthum Mainz davon tragen würde. Nun suchte Philipp Balduin dadurch auf seine Seite zu ziehen, daß er ihm versprach, beim Papste seine Bestätigung im Erzstifte Mainz durchzusetzen. Und wirklich wandte er sich auch an den Papst in dieser Angelegenheit. Aber Benedikt wies dies Ansinnen entschieden zurück, was wohl nicht der Fall gewesen wäre, wenn er Ludwig's Stellung hätte untergraben wollen. Dagegen schickte er eine Gesandtschaft nach Deutschland, welche den Auftrag hatte, zu prüfen, ob Ludwig in der That ein so arger Ketzer sei, als welcher er ausgeschrieen wurde. Damit sollte die wahre Gesinnung des Papstes ihm angedeutet und neue Hoffnung zur Aussöhnung gemacht werden.

Ludwig ergriff diese Andeutung wieder mit beiden Händen und schickte eine neue Gesandtschaft an den Papst ab, bestehend aus dem Pfalzgrafen Ruprecht und aus dem Grafen Wilhelm von Jülich. Diese kamen im Januar 1337 in Avignon an. Sie brachten eine Vollmacht mit, welche Alles überbot, wozu sich Ludwig bisher bereit

erklärt hatte. Er gab alle seine Vertheidiger, den Marsilius von Padua, den Johann von Janduno, den Michael von Cesena, General der Franziskaner, und diesen ganzen Mönchsorden dem Papste Preis, sagte, daß er von ihnen getäuscht worden sei, er für sich selbst habe niemals ihre ketzerischen Meinungen gebilligt; ja, er habe eigentlich auch nichts um die Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung gewußt: dies habe einer seiner Geheimschreiber, der sich an ihm rächen wollte, gethan. Er erbot sich, den kaiserlichen Namen niederzulegen, in eigener Person zum Papste zu kommen, jede Buße zu übernehmen, die ihm auferlegt würde: nur solle ihn der Papst wieder zu Gnaden annehmen, vom Banne befreien, das Kirchenverbot aufheben und ihm die kaiserliche Würde wieder verleihen. Nachher wolle er Alles thun, was man von ihm verlange, alle Zugeständnisse der früheren Kaiser bestätigen, sogar einen Kreuzzug unternehmen, Kirchen bauen, Ketzer verfolgen und ausrotten und dergleichen mehr.

Da man indessen am kaiserlichen Hofe wußte, daß das Haupthinderniß der Aussöhnung der König von Frankreich sei, so wurde der Graf von Jülich auch nach Paris gesandt. Er erhielt die Vollmacht, um jeden Preis mit dem Könige ein freundliches Abkommen zu treffen und seine Bevorwortung beim Papste zu erwirken. Der Graf von Jülich wurde dafür vom Kaiser außerordentlich beschenkt — ein Beweis mehr, wie viel ihm an der Aussöhnung gelegen war. Auch schien Philipp in der That diesmal auf Ludwig's Wünsche eingehen zu wollen. Er versprach beim Papste die Aussöhnung zu betreiben, nachdem der Kaiser erklärt hatte, daß er sich niemals mit einer anderen Macht gegen Frankreich verbinden wolle. Auch der Papst that Alles, um den König zu bestimmen, die Aussöhnung nicht länger zu hindern. Er warnte ihn, die Sache nicht bis auf's Aeußerste zu treiben, die Deutschen möchten sonst klug werden und einsehen, von welcher Seite eigentlich das Hinderniß komme. Aber Philipp fand sich nicht gemüssigt, trotz des Versprechens an Ludwig's Gesandtschaft, von seinem früheren Verfahren abzugehen: er zwang noch einmal den Papst, die Aussöhnung zu verschieben. Benedikt XII. entließ daher die Gesandtschaft abermals unverrichteter Dinge mit der leeren Ausflucht, daß Ludwig noch nicht reumüthig sei. Dies war im April 1337.

Es war nun Alles erschöpft, was von Seite Ludwig's geschehen konnte. Niemanden, am allerwenigsten Ludwig und seinen Rathgebern — denn er hatte am päpstlichen Hofe selbst seine guten Freunde — konnte es ferner unbekannt bleiben, wo das Hinderniß der Aussöhnung zu suchen sei. Es war daher an der Zeit, das Verfahren der Nachgiebigkeit endlich aufzugeben und mit Ernst und Kraft sowohl gegen den König von Frankreich aufzutreten, als auch gegen die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls, der im Auftrage des französischen Königs und als sein Sklave fortfuhr, Deutschland zu mißhandeln.

In Bezug auf das Eine wie auf das Andere wurden jetzt in der That Schritte gethan.

Was zuerst den König von Frankreich betrifft, so ergab sich eine vortreffliche Gelegenheit, ihm auf das Empfindlichste wehe zu thun. Der König von England nämlich, Eduard III., der als Besitzer von Guyenne und anderer Gebiete ein Vasall des Königs von Frankreich war, gerieth mit ihm in Streitigkeiten und beschloß, auf die französische Krone selber Ansprüche zu erheben, da er ein Enkel des Königs Philipp des Schönen, nämlich der Sohn Isabella's, der Schwester des verstorbenen Königs Karl IV. war, während der König Philipp VI. der Sohn Karl's von Valois, eines Bruders Philipp des Schönen war. Eduard trat im Laufe des Jahres 1336 und 1337 mit verschiedenen deutschen Fürsten und Grafen in Verbindung, um von ihnen in dem Kriege gegen Frankreich Hülfstruppen zu erhalten und so waren es namentlich die Grafen von Jülich, Berg, Geldern, Flandern, Mark, Hennegau, die Pfalzgrafen am Rhein, sogar die Herzoge von Oesterreich, mit denen er Verträge schloß. Zuletzt wandte er sich auch an den Kaiser, der ihm von großer Wichtigkeit sein mußte, einmal weil er ihn in seinen Angriffen auf Frankreich von der flandrischen Seite her unterstützen konnte, zweitens weil ihm die flandrischen Herren und Städte, die er an sich gezogen, nur unter der Bedingung gegen Frankreich, dessen Vasallen sie zum Theil waren, helfen wollten, wenn der Kaiser selber einen Reichskrieg gegen den französischen König unternehme, wodurch sie ihrer Lehenspflicht gegen den geringeren Lehensherrn entbunden worden wären. Keine Verbindung war nun natürlicher, als die zwischen Ludwig und dem König von England. Im

Laufe des Sommers 1337 wurden bereits die Unterhandlungen wegen eines Bundes beider Herrscher eingeleitet und im Juli wurde schon ein Vertrag zwischen ihnen geschlossen, zufolge dessen Ludwig von Eduard dreimalhunderttausend Goldgulden erhielt, wogegen er ihm mit zweitausend Mann Hülfe zu leisten versprach. Es wurde ausgemacht, daß Ludwig mit einem Heere nach Avignon ziehen solle, um den Papst zur Lösung des Bannes zu nöthigen, aber bei dieser Gelegenheit auch von den Fesseln Frankreichs zu befreien.

Während nun auf dieser Seite sich ein Sturm gegen Frankreich erhob, dachten endlich auch die deutschen Kirchenfürsten daran, der Spaltung zwischen dem Kaiser und dem Oberhaupte der Kirche ein Ziel zu setzen. Es war Ludwig gelungen, endlich auch den vom Papst eingesetzten Mainzer Erzbischof Heinrich von Virneburg auf seine Seite zu ziehen, und zwar dadurch, daß er zwischen ihm und Balduin von Trier eine Aussöhnung bewirkte, im April 1337, in Folge welcher Heinrich Erzbischof von Mainz blieb. Seitdem nahm sich dieser des Kaisers aus allen Kräften an, und auf seine Veranlassung kamen im März 1338 in Speier eine Anzahl Bischöfe zusammen, nämlich die von Straßburg, Paderborn, Speier, Augsburg, Bamberg, Basel, Eichstädt, Würzburg, welche das Zerwürfniß zwischen Kaiser und Papst einer ernstlichen Verhandlung unterwarfen und Schritte thaten, es endlich zu heben. Sie richteten unter dem 27. März ein Schreiben an den Papst Benedikt XI., in welchem sie ihn um eine endliche Aussöhnung mit dem Kaiser ersuchten und schickten eine Botschaft, bestehend aus dem Bischof von Chur und dem Grafen Gerlach von Nassau, an ihn ab, um ihr Ansinnen noch kräftiger zu betreiben. Sie erhielten jedoch wieder eine abschlägige Antwort, unter nichtssagenden Vorwänden, wie, daß Ludwig noch nicht bußfertig genug wäre, auch habe er sich mit dem König von England wider Frankreich verbunden und dergleichen. Heimlich aber sagte der Papst den Gesandten, daß die Schuld nicht an ihm liege, wenn die Aussöhnung nicht zu Stande komme, sondern am König von Frankreich, der ihm gedroht habe, ihn noch ärger zu mißhandeln, als Bonifacius VIII. mißhandelt worden sei, wenn er sich ihm nicht fügen wollte. Hiermit fiel denn auch der letzte Schleier weg, der etwa noch das wahre Sachverhältniß verhüllen hätte können.

Die Stimmung in Deutschland war damals äußerst feindselig gegen das Papstthum. Die Mißhandlungen des Oberhauptes von Seiten des Papstes, das fortwährende Verbot des Gottesdienstes in ganz Deutschland, blos weil das Volk den von seinen Fürsten erwählten rechtmäßigen König und Kaiser nicht verlassen wollte, die muthwillige Zurückweisung einer Aussöhnung mit dem Kaiser, der wahrhaftig Alles gethan, was man nur verlangen konnte, endlich die Anmaßungen des Papstes bezüglich der Reichsregierung — alle diese Dinge erbitterten nachgerade die Nation, welche lange hinfort in ihrer Gutmüthigkeit sich vieles hatte gefallen lassen. Aber jetzt warf man die Fragen auf: warum denn gerade die Deutschen elender daran sein sollten, als andere Völker, deren Könige doch auch nicht vom Papste bestätigt zu werden brauchten und doch Könige seien und die Regierung führten, ohne sich um den Papst zu bekümmern. Wozu man denn die Kurfürsten brauche, wenn der Papst den von ihnen gewählten König nach Belieben wieder entsetzen könnte: das sei ja der bloße Schein eines Wahlrechts, wenn es lediglich vom Papst abhänge, ob der Gewählte König sein dürfe oder nicht? — Ludwig benutzte diese Stimmung des Volks und rief noch im Sommer 1338 einen großen Reichstag in Frankfurt zusammen.

Auf diesem Reichstage, der sehr zahlreich besucht war, nicht nur von sämmtlichen Kurfürsten, mit Ausnahme des Königs von Böhmen, sondern auch von einer Menge anderer geistlicher und weltlicher Herren, von den Reichsstädten, dem Adel und der Geistlichkeit, erzählte Ludwig, angethan mit dem kaiserlichen Schmuck, in feierlicher Versammlung den ganzen Hergang seines Streites mit dem päpstlichen Stuhle und legte fast mit weinerlicher Stimme dar, was er Alles gethan, um die Aussöhnung zu bewirken, wie schlecht er aber behandelt worden sei. Das Haupthinderniß liege in der Halsstarrigkeit des französischen Königs. Er überlasse nun der Versammlung die geeigneten Maßregeln zu beschließen, namentlich wie man sich gegen den Bann des Papstes und gegen das Verbot des Gottesdienstes zu verhalten habe. Nun erklärten zuvörderst die versammelten Kirchenfürsten, denen sich die übrige Geistlichkeit anschloß, der Kaiser habe Alles gethan, was man von ihm verlangen könnte, es sei ihm aber großes Unrecht geschehen. Hierauf beschlossen die Fürsten einstimmig und bekräftigten es durch einen Eid, daß alle Verfahren des Papstes gegen den Kaiser

ungültig seien, und daß ihnen daher in keiner Weise eine Kraft beigelegt werden dürfe. Es sollte ferner auch in ganz Deutschland das Kirchenverbot aufgehoben sein und der Gottesdienst wieder gehalten werden. Die Geistlichen, welche den Gottesdienst noch nicht wieder aufgenommen, seien dazu anzuhalten und im Weigerungsfalle als Reichsfeinde zu bestrafen. Außerdem wurden die Kurfürsten aufgefordert, ihr Gutachten abzugeben über die Anmaßung des Papstes, daß der von ihnen gewählte König so lange nicht befugt sei, sich für einen König zu halten und die Reichsregierung zu übernehmen, bis ihn der Papst bestätigt habe. Die Kurfürsten begaben sich hierauf nach Rense am Rhein in der Gegend von Lahnstein, wo gewöhnlich die Königswahl vorgenommen wurde, und erklärten hier nach vorgenommener Berathung am 16. Juli 1338 *): „es sei von Recht und Alter Gewohnheit des Reichs, daß wenn Einer durch die Wahlfürsten, sei es durch alle oder durch die meisten zu einem römischen König ist erwählt worden, er einer Bestätigung des römischen Stuhles nicht bedürfe, um die Güter und Rechte des Reichs zu verwalten und den Namen eines Königs zu führen". Zugleich schlossen sie an demselben Tage ein Bündniß mit einander zur Aufrechthaltung der Ehre, der Rechte, der Freiheiten und des Herkommens des Reichs im Allgemeinen und ihrer fürstlichen Ehren und an der Kur desselben insbesondere und verpflichteten sich, durch nichts davon sich abbringen zu lassen, sondern einander redlich beizustehen gegen Jedermann. Die Kurfürsten, welche diese Beschlüsse faßten, waren Heinrich von Mainz, Walram von Köln, Balduin von Trier, Rudolf Ruprecht, Stefan und Ruprecht der jüngere, sämmtlich Pfalzgrafen am Rhein und Herzoge von Baiern, Rudolf Herzog zu Sachsen, und Markgraf Ludwig von Brandenburg.

Der Reichstag trat diesen Beschlüssen bei und fügte noch hinzu: 1) daß künftig Niemand eine päpstliche Bulle oder Verordnung annehmen, noch ohne Erlaubniß der Erzbischöfe befolgen dürfe; 2) daß der Eid, den die Kaiser den Päpsten zu leisten pflegten, keineswegs als ein Eid der Treue zu betrachten sei, sondern als Gehorsams- und Schutzeid in Absicht auf den katholischen Glauben; 3) die päpstliche

*) Martinus Minorita bei Böhmer regesta Ludovici. Zweites Ergänzungsheft. 363.

Reichsstatthalterschaft, bei Erledigung des kaiserlichen Thrones sei null und nichtig. Dagegen wird dem Pfalzgrafen bei Rhein sein uraltes Recht bestätigt, bei Erledigung des Reichs solches zu versehen.

Der Kaiser veröffentlichte am 8. August 1338 sämmtliche Beschlüsse des Reichstages und die Stände verpflichteten sich, wie es scheint, noch besonders, dieselben zu halten und ihnen nachzukommen.

So war ein großer gewaltiger Schritt vorwärts gethan, der schon deßhalb Erfolge haben mußte, weil er vom Volk im Ganzen und Großen gebilligt wurde. Denn wir stehen nicht im Zweifel, daß Ludwig oder seine Räthe besonders deßhalb so viele Städte und andere den niederen Ständen Angehörige nach Frankfurt berufen, um durch ihre Massen auf die Kurfürsten und die anderen Großen zu wirken. Wie das Volk dachte, hatte es schon früher gezeigt, und zeigte es jetzt wieder. Die Geistlichen wurden in den Städten allenthalben gezwungen, den Gottesdienst wieder aufzunehmen: wo sie sich weigerten, wurden ihnen acht Tage Bedenkzeit gelassen; und dann, wenn sie nicht nachgeben wollten, trieb man sie aus. Der Unmuth gegen den päpstlichen Hof war so stark, daß man sogar den Gedanken hegte, sich ganz vom römischen Stuhle zu trennen und für Deutschland einen eigenen Patriarchen aufzustellen. Außerdem nahmen die bedeutendsten Gelehrten der Zeit, Occam, Bonagratia, Lupold von Bebenburg Ludwig's Partei in Schriften, die heute noch erhalten sind.

Und wie mit dem Widerstande gegen den römischen Stuhl, so schien Deutschland endlich auch mit dem Kriege gegen Frankreich Ernst machen zu wollen. Im September desselben Jahres hielt Ludwig einen glänzenden Hoftag zu Koblenz, auf welchem auch der König Eduard III. von England erschien, um die Maßregeln gegen Frankreich mit dem Kaiser zu verabreden. Beide Herrscher entfalteten eine große Pracht. Ludwig erschien in seinem ganzen kaiserlichen Schmuck, umgeben von vier Herzogen, drei Erzbischöfen, sechs Bischöfen und einer Menge Fürsten und Herren, während Eduard mit seinen Baronen einen großen Reichthum zur Schau stellte. Eduard verklagte nun zuvörderst den König Philipp von Frankreich beim Kaiser, worauf dieser den König als Reichsfeind, da er theils Stücke des Reichs widerrechtlich in Besitz genommen, theils wegen anderer sich vom Kaiser nicht habe belehnen lassen, in die Reichsacht erklärte.

Eduard wurde ferner vom Kaiser zum Reichsstatthalter in den Niederlanden ernannt und ihm versprochen, daß Ludwig ihm sieben Jahre lang im Kriege behülflich sein wolle. Auf diesem Hoftage wurden die Beschlüsse des Frankfurter Reichstages erneuert und außerdem noch fünf neue Gesetze gegeben, welche sich auf den vorzuhabenden Reichskrieg bezogen, nämlich: daß Niemand Kriegszüge, die des Reichs wegen unternommen werden, hindern solle; die Reichsangehörigen hätten bei solchen Kriegszügen die Heeresfolge zu leisten; zugleich wurde das Verbot des Straßenraubes und der Fehden ohne vorhergegangene Widersage erneuert. Diese Gesetze waren eine Wiederaufnahme der älteren Verordnungen und gegen das Unwesen gerichtet, das in der letzten Zeit eingerissen, wornach Jeder für seine Heerfolge sich noch bezahlen ließ.

Demnach waren nach allen Seiten die Einleitungen getroffen zu einem kräftigen ehrenvollen Auftreten gegen die Anmaßungen sowohl des Papstes als Frankreichs. Es war nur die Frage, ob diesmal der Kaiser fest blieb. Denn an der Nation fehlte es nicht.

---

9. Erwerbung von Niederbaiern, Tyrol und Holland durch Ludwig. Des Kaisers größere Pläne. Widerstand der Fürsten.

Aber der Reichskrieg gegen Frankreich unterblieb.

Natürlich mußte dem Könige von Frankreich Alles daran gelegen sein, das Bündniß zwischen Ludwig und Eduard aufzulösen: denn die Vereinigung der Kräfte beider Reiche brachte ihm sicheres Verderben. Er bediente sich hiezu des Papstes, welcher gleichzeitig an den König von England und an Ludwig schreiben und Beide von dem Bündnisse abmahnen mußte. Diese Versuche hatten zwar bei Eduard keine Wirkung, welcher von den Vortheilen des deutschen Bündnisses zu sehr überzeugt war, als daß er sich durch die Drohungen des Papstes hätte abschrecken lassen, von dem er doch wußte, daß er nur im Auftrage Frankreichs handle. Aber bei Ludwig dem Baiern war der Erfolg ein ganz anderer. Diesem hatte nämlich der Papst wieder Hoffnung zur Aussöhnung mit der Kirche

machen lassen, wenn er das englische Bündniß aufgebe und von einem Kriege mit Frankreich abstehe. Kaum hatte Ludwig dieses vernommen, als er sofort wieder neue Unterhandlungen anknüpfte und Gesandte nach Avignon schickte. Natürlich war es dem Papste mit der Aussöhnung kein Ernst, die Unterhandlungen wurden wie gewöhnlich unter allerlei Vorwänden in die Länge gezogen, ohne zu einem Ergebnisse zu führen; aber der König von Frankreich erreichte dabei doch seinen Zweck, nämlich den deutschen Kaiser abzuhalten, Eduard die versprochene Hülfe zu leisten und den Reichskrieg gegen Frankreich zu beginnen. Zwar schickte er im Laufe des Jahres 1339 seinen Sohn Ludwig von Brandenburg mit hundert Gewappneten auf den Kriegsschauplatz, auch mehrere andere deutsche Herren fanden sich im Heere des Königs von England ein, noch im August 1339 erklärte Eduard, daß bisher der Vertrag zwischen ihm und Ludwig erfüllt worden sei und daß er erneuert werden solle und im Anfang des Jahres 1340 beurkundete der Kaiser seine Einwilligung zu dem Kriege gegen Cambray von Seite des englischen Königs. Aber all' dies war von keiner Bedeutung und konnte Niemanden täuschen. Inzwischen setzten der Papst und Philipp ihre Bemühungen fort, um Ludwig herumzubringen, und es gelang ihnen nur zu gut. Denn im ganzen Jahre 1340 geschah von deutscher Seite gar nichts. Ja Ludwig schickte nun auch dem englischen Könige die Hülfsgelder zurück, die dieser ihm versprochen, unter dem Vorwande, daß sie zu gering seien. Eduard erfocht nun zwar im Juni 1340 einen bedeutenden Seesieg bei Sluys und belagerte bald darauf Dornick, sah sich aber, da er sich zu Lande nicht stark genug fühlte und ihm das Geld ausging, im September desselben Jahres zu einem Waffenstillstande mit Frankreich genöthigt. Ludwig, welcher nur auf einen schicklichen Vorwand gewartet hatte, um mit Eduard vollständig zu brechen, benutzte sogleich dieses Ereigniß. Er schloß im Januar 1341 mit dem Könige Philipp von Frankreich ein Bündniß auf Lebenszeit, versprach, ihn niemals zu bekriegen, auch die Reichsgüter, die der König in Besitz hatte, nicht von ihm zurückzufordern, wogegen ihn Philipp als Kaiser anerkannte und ihm die Versicherung gab, endlich seine Aussöhnung mit dem Papste zu erwirken. Im April 1341 widerrief der Kaiser die dem König von England verliehene Reichsstatthalterschaft und im Juli bot er Eduard seine Ver-

mittlung zu einem Frieden mit Frankreich an, worauf dieser natürlich nicht einging, aber nicht versäumte, dem deutschen Kaiser seine Treulosigkeit, wenn auch in schonenden Worten, vorzuhalten. Ludwig hatte von dieser Handlung seiner Staatsklugheit, welche noch mit der Demüthigung verbunden war, daß der französische König nur aus Rücksicht auf Ludwig's Frau, eine Verwandte Philipps, und deren Kinder zu dem Frieden bewogen worden zu sein erklärte, wie vorauszusehen, nicht den geringsten Vortheil. Denn obwohl Philipp sich äußerlich stellte, als gebiete er dem Papst, endlich Ludwig freizusprechen, so war dies doch keineswegs seine wahre Meinung. Jetzt mußte der Papst sich auf einmal das Ansehen geben, als erfordere es seine Würde, diesem bestimmt ausgesprochenen Befehle des Königs nicht nachzukommen, weil es sonst den Schein haben würde, der heilige Vater sei nicht unabhängig, ja, er ertheilte Philipp sogar einen Verweis, daß er ohne des Papstes Wissen mit dem Erzketzer Ludwig ein Bündniß geschlossen, und die Sache blieb beim Alten.

Ludwig verlor durch die Aufhebung des englischen Bündnisses und sein ganzes Verhalten in dieser Angelegenheit ungemein in der öffentlichen Meinung: man fand es höchst tadelnswerth, daß er einen fast sicheren Erfolg, der ihm aus dem Bunde mit England und aus dem Kriege gegen Frankreich erwachsen mußte, in die Schanze geschlagen habe, um einem Gute nachzujagen, welches zu erreichen höchst zweifelhaft war, ja von dem ihn die Erfahrung bereits hinlänglich belehrt hatte, daß er es nie erreichen werde, da er die Gesinnungen des französischen Hofes wie die Verhältnisse des Papstes ganz genau kannte. Faßt man nur diese Seite in's Auge, so erscheint Ludwig's Handlungsweise vollkommen unentschuldbar, ja unerklärlich. Aber sicherlich war der erwähnte nicht der einzige Beweggrund zu seinem Verfahren, ja nicht einmal der vorzüglichste. Vielmehr leitete den Kaiser offenbar das Bedürfniß, im Augenblicke alle seine Kräfte im Innern von Deutschland verwenden zu können, wo sich für ihn plötzlich die glücklichsten Aussichten für eine außerordentliche Machterweiterung eröffneten.

Im September 1339 starb nämlich der Herzog Heinrich von Niederbaiern, mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes und dieser ging das Jahr darauf, im December 1340, gleichfalls mit Tode ab. Dieser Todesfall war für Ludwig nicht nur insofern äußerst

erwünscht, als mit Heinrich einer seiner Gegner, ein immerhin gefährlicher Verbündeter des Königs von Böhmen vom Schauplatze verschwand, sondern insbesondere auch deshalb, weil nun ganz Niederbaiern an ihn selber fiel. Zwar machten die Herzoge von Oesterreich, wie die Pfalzgrafen am Rhein Ansprüche auf dieses Land, aber ohne Erfolg, indem die niederbaierischen Stände einstimmig den Kaiser zu ihrem Gebieter erwählten. Bereits im Januar 1341 huldigten sie ihm. Diese Erbschaft scheint in Ludwig auf einmal den Gedanken erweckt zu haben, seine Hausmacht dergestalt zu erweitern, daß sie die jedes anderen Fürstenhauses überstieg, ein Gedanke, den, wie wir gesehen, bereits Albrecht von Oesterreich in großartigster Weise verfolgte. Daß Ludwig die Absicht dabei hatte, den deutschen Thron seiner Familie zu erhalten, geht nicht nur aus einem späteren Antrage, welchen er den Kurfürsten darüber machte, hervor, sondern auch aus seinem Bestreben, die baierische Hausmacht als ein geschlossenes Ganze beisammen zu behalten, wie er denn bereits bei der Besitznahme von Niederbaiern verordnete, daß die baierischen Lande nicht zersplittert werden, sondern ungetheilt der Familie verbleiben sollten, wenigstens noch zwanzig Jahre nach seinem Tode. Er richtete jetzt seine Blicke mit einem Male auf die verschiedensten Länder. Was den Norden von Deutschland anbetrifft, so erklärte er im April 1341 seinen Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg, zum erblichen Besitzer aller in Sachsen ledig gewordenen Reichsgüter. In Schwaben versuchte er die Wiederherstellung des ehemaligen Herzogthums, indem er einstweilen seinen Sohn Stephan zum Reichsstatthalter in jenen Gegenden ernannte, offenbar in der Absicht, sich dort festzusetzen und etwa ledig werdender Reichsgüter sich zu bemächtigen. Er nahm seinen Sitz in Ravensburg. Endlich aber erwarb der Kaiser für sein Haus die Grafschaft Tyrol. Diese Erwerbung war freilich mit viel Anstößigkeiten verbunden.

Die Erbin von Tyrol, Margaretha Maultasch, welche mit dem zweiten Sohne des Königs von Böhmen, Johann Heinrich, vermählt war, lebte mit diesem in einer sehr unglücklichen Ehe. Früher war er ihr zu jung, später wurde er ausschweifend, behandelte seine Frau schlecht, die Ehe blieb kinderlos. Margaretha wurde ihres Gemahles, den sie für unvermögend erklärte, endlich überdrüssig und

suchte ihn los zu werden. Sie setzte sich mit ihrem Adel und selbst mit dem Kaiser in Verbindung, welcher gern die Hand dazu bot, und so jagte sie ihren Gemahl aus dem Lande. Ludwig wollte diese schöne Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um Tyrol an sein Haus zu bringen. Er bot Margaretha seinen ältesten Sohn Ludwig, den Brandenburger, der eben Wittwer geworden, zum Gemahl an, worauf Margaretha mit Freuden einging. Der bedenkliche Umstand dabei war aber, daß vorerst eine Ehescheidung erfolgen mußte, und diese war von dem Papste, welchem allein es zukam, sie auszusprechen, auf keinen Fall zu hoffen. Es wurde daher auch nicht einmal bei ihm angefragt. Die Bischöfe, welche dazu aufgefordert wurden, wollten nichts damit zu thun haben, und der einzige, der sich dazu bereit erklärte, der Bischof von Freisingen stürzte auf der Reise nach Tyrol vom Pferde und brach den Hals. Was war zu thun? Die meisten neueren Schriftsteller behaupten nun, Ludwig habe aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Ehe getrennt. Allein die darauf bezüglichen Erlasse des Kaisers, welche für diese Meinung zu sprechen scheinen und die uns noch erhalten sind, sind höchst wahrscheinlich unächt. Auch sagt kein einziger gleichzeitiger Schriftsteller etwas davon. Gewiß ist: eine kirchliche Ehescheidung, und nur eine solche war damals eine rechtmäßige und gesetzliche, erfolgte nicht. Nichts desto weniger heiratheten sich Ludwig der Brandenburger und Margaretha im Februar 1342, und Tyrol kam somit an das wittelsbachische Haus.

Aber Ludwig faßte noch höhere Plane. Er dachte einen Augenblick sogar an die Möglichkeit, Oesterreich zu erwerben. Einen Theil der habsburgischen Besitzthümer, nämlich Kärnthen, welcher früher zu Tyrol gehörte und erst vor wenigen Jahren an die Habsburger abgetreten worden war, nahm er jetzt bereits in Anspruch, indem er bei der Belehnung seines Sohnes mit Tyrol erklärte, Margaretha habe auf Kärnthen nie verzichtet, weshalb er seinen Sohn auch mit diesem Lande belehnte. Aber selbst die Aussicht auf die Erwerbung der gesammten österreichischen Lande war nicht so ungegründet, als es im ersten Augenblicke scheint. Von allen Söhnen des Königs Albrecht war nämlich nur ein einziger übrig geblieben, Albrecht der Weise, und dieser war lahm und schwächlich: auch hatte er keine erwachsenen Söhne: ein einziger war ihm eben erst geboren

worden, wie leicht konnte auch diesen noch in der zarten Kindheit der Tod hinwegraffen! Gewiß ist: daß wenigstens von einem Theile der Fürsten dem Kaiser Absichten auf Oesterreich zugeschrieben wurden.

Welch große Aussichten! Baiern, Tyrol, Brandenburg, Oesterreich, was für eine Hausmacht! Und außerdem hatte Ludwig auch noch die Anwartschaft auf die Besitzungen seines Schwagers, des Grafen von Holland, da dieser kinderlos war. Ludwig hätte, wenn ihm alle seine Plane geglückt wären, eine viel größere Hausmacht zusammengebracht, als alle seine Vorgänger. Und er hatte noch dazu den Vortheil, daß er nicht nur den Süden Deutschlands beherrschte, sondern daß er sich auch im Norden festgesetzt, gegen Osten wie gegen Westen.

Es begreift sich, daß die deutschen Fürsten diese wachsende Macht des Kaisers und seine Entwürfe mit dem äußersten Mißtrauen betrachteten und daß sie ihm von jetzt an entgegen zu wirken versuchten, zumal sie bemerkten, daß seine Staatskunst auch in anderer Beziehung neuerdings eine entschiedenere Richtung einschlagen wollte.

Bisher war ihnen Ludwig nicht gefährlich gewesen. Durch den Kampf gegen die Habsburger, später gegen die Lützelburger und gegen den Papst war er vielfach in seinen Bewegungen gehemmt: da seine Hausmacht zu unbedeutend war, um mit ihr allein seine Streitigkeiten ausfechten zu können und der Markgraf von Brandenburg vollauf zu thun hatte, um in seinem Lande und mit seinen Nachbarn fertig zu werden, so sah sich Ludwig genöthigt, sich an die Großen anzuschließen, ihnen allerlei Zugeständnisse zu machen, Schenkungen zu bewilligen, theils um sie bei günstigen Gesinnungen zu erhalten, da er sich immer noch in dem Besitze des Thrones unsicher fühlte, theils um thätige Hülfe von ihnen zu erlangen. Die Fürsten befanden sich daher unter Ludwig's Regierung sehr wohl. Sie vermehrten ihre Besitzungen, ihre Einnahmsquellen, ihre Gerechtsame und waren sicher vor dem rächenden Arme des Kaisers, wenn sie in ihren Bestrebungen, ihre Macht zu erweitern, die Besitzthümer anderer Reichsstände bedrohten. Selbst des Kaisers Vorliebe für das Bürgerthum erschien ihnen nicht sehr bedenklich. Denn sie hinderte ihn nicht, die Städte zu versetzen und zwar an die Großen selber, denen sie auf diese Weise geopfert wurden. Wir

haben bereits angeführt, welche Ausdehnung diese Städteverpfändungen von 1322 bis 1330 gewonnen hatten: in den acht Jahren von 1331 bis 1338 ist es ohngefähr ebenso. Im Jahre 1331 wurde Ulm an den Grafen von Graisbach versetzt; Waibstadt, Landau, Pfeddersheim, Weißenburg am Rhein an die Pfalzgrafen; Rotenburg an der Tauber an den Bischof von Würzburg, Donauwerth an den Grafen von Oettingen; Ortenburg, Offenburg, Gengenbach, Zell an dieselben; im Jahre 1332 Kaiserslautern und Wolfstein an Balduin von Trier; 1334 Ortenburg, Offenburg, Gengenbach, Zell an den Markgrafen von Baden; 1335 Trivels, Annweiler, Germersheim, Kaisersberg neuerdings an die Pfalzgrafen; 1336 Werd, Gröningen an den Grafen Ulrich von Würtemberg; Pfullendorf an den Grafen Wilhelm von Montfort; Düren, Werden, Sinzig an den Grafen Wilhelm von Jülich; 1337 Mosbach an die Pfalzgrafen; Mühlhausen an den Grafen von Henneberg; Altenburg an den Markgrafen Friedrich von Meißen; Landau an den Bischof von Speier.

Nun aber ändert sich Ludwigs Verhalten. Schon der Reichstag in Frankfurt und der Kurverein von Rense im Jahre 1338 bilden einen Wendepunkt. Durch die auf diesen Tagen stattgefundene Erledigung des Verhältnisses Ludwig's zum Papste war er von dieser Seite sicher gestellt, und er konnte darauf rechnen, daß keiner seiner Gegner es wagen durfte, seinen Streit mit der Kirche zu Ludwig's Nachtheil auszubeuten. Selbst der König Johann von Böhmen söhnte sich im März 1339 mit ihm aus, nahm seine Länder als Lehen aus seiner Hand und versprach dem Kaiser beizustehen, im Nothfalle selbst gegen den Papst. Durch die Erwerbung von Niederbaiern wurde Ludwig noch unabhängiger: er hatte jetzt die Hülfe der Fürsten nicht mehr so nöthig, wie bisher, da sich seine Einnahmen beträchtlich vermehrten. Daher sehen wir von jetzt an die Schenkungen und Zugeständnisse an Große sich auffallend vermindern, und namentlich kommen fast keine Städteverpfändungen mehr vor.

Aber Ludwig war dadurch zugleich in den Stand gesetzt, seiner eigentlichen staatsmännischen Ueberzeugung zu folgen. Mehrmals haben wir bereits angeführt, wie sehr er das Bürgerthum begünstigte, so daß er im Anfange seiner Regierung als demokratischer Kaiser galt, gegenüber den Habsburgern, welche den Adel vertraten. Diese

seine Richtung sah er sich später veranlaßt, in den Hintergrund treten zu lassen, als es ihm darauf ankam, den Adel und die Großen auf seine Seite zu ziehen. Diese letzteren wurden daher von ihm, wie erwähnt, ebenso bevorzugt, wie die Städte, scheinbar sogar noch mehr, indem die Städte ihnen theilweise geopfert wurden. In dieser Zeit erscheint Ludwig's Staatskunst planlos, unbeständig, eines bestimmten durchgreifenden Gedankens ermangelnd, und es ist wohl sicher, daß die Noth des Augenblicks größtentheils der Beweggrund zu manchen seiner unstaatsmännischen Handlungen gewesen ist. So konnte es denn nicht fehlen, daß auch die Städte manchmal sehr ärgerlich über ihn wurden, daß sie sich weigerten, ihm zu gehorchen, zum Beispiel wenn er sie an Fürsten verpfändete, daß es sogar zu förmlichen Widersetzlichkeiten kam, wie von Seite der Städte Mainz und Regensburg. Diese Mißstimmungen waren jedoch vereinzelt. Im Ganzen bestand zwischen dem Kaiser und den Städten ein gutes Verhältniß, selbst in den Zeiten, wo er sie scheinbar vernachlässigte. Denn im Wesentlichen gab Ludwig die ursprüngliche Richtung seiner Staatskunst nicht auf und die Städte merkten sehr gut, daß er im Grunde seines Herzens ihnen doch wohlwolle. Insbesondere war für sie von Werth, daß Ludwig sich große Mühe um die Herstellung des Landfriedens gab. Wir haben bereits bemerkt, wie er nach seiner Zurückkunft von Italien es sich eine angelegentliche Sorge sein ließ, denselben in den verschiedenen Theilen Deutschlands in's Werk zu setzen; vom Jahre 1336 an wurde er noch eifriger hierin, und es vergeht kaum ein Jahr, in welchem er nicht etwas für diesen Zweck thut. Der Landfriede kam aber besonders den Städten zu Gute und wurde daher vorzugsweise zu ihrem Vortheile angeordnet. Natürlich wollte sich der raubsüchtige Adel nicht darein fügen. Dann schlossen sich die Städte in besondere Bündnisse zusammen, um ihn zu Paaren zu treiben. Diese Bündnisse wurden von Ludwig ausdrücklich bestätigt und zugleich erklärt, daß sie für nichts, was sie etwa zur Erhaltung des Landfriedens gethan hätten, oder thun würden, zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Die Städte ließen sich das nicht zweimal sagen: sie erweiterten ihre Bünde, griffen den Adel an, demüthigten ihn, brachen seine Burgen und wurden immer mächtiger. Dies geschah um dieselbe Zeit, als Ludwig durch die Tage in Frankfurt und Rense eine festere Stellung

gewonnen und durch die Erwerbung Niederbaierns sich anderweitig gestärkt hatte. Es war kein Zweifel, daß er sich jetzt entschlossen hatte, das Bürgerthum in einem größeren, umfassenderen Maßstabe zu begünstigen und zwar auf Kosten der Aristokratie. Der Adel merkte das und beklagte sich beim Kaiser über die Städte. Ludwig suchte zu beschwichtigen und nach seiner Weise die streitenden Parteien mit einander auszugleichen. Aber dieses Verfahren täuschte den Adel nicht über die eigentlichen Gesinnungen des Kaisers, zumal er noch in einer anderen Beziehung bewies, daß er die volksthümlichen Bestrebungen begünstige. In jene Zeiten nämlich fielen die inneren Umwälzungen in den Städten, welche aus dem Kampfe zwischen den alten Geschlechtern, welche die Herrschaft besaßen, und dem Volke oder den Innungen und Zünften hervorgingen, worüber später mehr. Diese Umwälzungen, denen wir theilweise schon im dreizehnten Jahrhundert begegnen, hatten bereits im Beginn der dreißiger Jahre angefangen, weiter um sich zu greifen, gegen Ende des Jahrzehends und im Anfange des folgenden wurden sie aber immer zahlreicher und endeten fast überall mit dem Siege des Volks. Der Kaiser aber begünstigte allenthalben die siegende demokratische Partei, bestätigte die vorgefallenen Veränderungen und legte wohl selber mitunter Hand an bei den neuen Städteverfassungen.

Faßten nun die Fürsten alle diese Dinge zusammen, Ludwig's Erwerbungen, seine ferneren Entwürfe, die Begünstigung des Bürgerthums und der demokratischen Strebungen in demselben, die damit in Verbindung stehende Benachtheiligung des Adels, so ist es klar, daß ihnen der Kaiser nunmehr sehr gefährlich erscheinen mußte. Von dieser Zeit beginnt daher eine entschieden feindselige Gesinnung des Fürstenthums gegen ihn Platz zu greifen und der Gedanke, ihn zu stürzen, Raum zu gewinnen. Die Seele des Widerstandes war das lützelburgische Haus, insbesondere der älteste Sohn des Königs Johann, der Markgraf Karl von Mähren, welcher von jetzt an auch die Regierung Böhmens übernahm. Die Lützelburger waren natürlich die größten Feinde des Kaisers, weil sie von ihm durch die Tyroler Geschichte am empfindlichsten gekränkt worden waren, und sie setzten alle Mittel in Bewegung, um Tyrol wieder zu gewinnen, jedoch ohne Erfolg. Auch der Versuch, den Herzog Albrecht von Oesterreich zum Krieg gegen den Kaiser zu reizen, führte zu nichts,

da dieser Fürst zu klug war, um unnöthiger Weise sich in Streitigkeiten einzulassen, und Ludwig ihm beruhigende Versicherungen gab: in der That schien er auch alle Absichten auf Oesterreich aufgegeben zu haben. Der Kaiser knüpfte inzwischen Verbindungen mit Polen und Ungarn an, um sich dieser Völker gegen die Lützelburger bedienen zu können, wußte selbst diese durch Unterhandlungen zu trennen und erreichte wenigstens so viel, daß vorderhand von einem ernstlichen Kampfe abgesehen wurde. Aber die kaiserfeindliche Partei hörte darum nicht auf, Ludwig Hindernisse in den Weg zu werfen. Eben jetzt wurden die Klagen des Adels gegen die Anmaßungen der Städte immer lauter, und Ludwig mußte, um ihn zu beschwichtigen, im Juni 1341 sich dazu entschließen, die Pfahlbürger im ganzen Reiche zu verbieten, die er doch früher, wie wir uns erinnern, zugestanden hatte: freilich hatte er bereits im Jahre 1333 eine Verordnung gegen sie erlassen. Aber gerade die Pfahlbürger waren Fürsten und Adel einer der größten Steine des Anstoßes, während durch sie auf der andern Seite die Macht der Städte sich vermehrte. Durch die Aufhebung der Pfahlbürger waren die Städte ärgerlich geworden und im Jahre 1342 kam es sogar zwischen Regensburg und dem Kaiser zu förmlichem Kriege. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ludwig's Feinde dabei ihre Hand mit im Spiele gehabt. Dieser Zwist wurde inzwischen von Ludwig noch Ende des Jahres 1342 friedlich beigelegt und das gute Vernehmen wieder hergestellt. Zugleich aber griffen die Fürsten des Kaisers schlechte Gerechtigkeitspflege, namentlich sein Hofgericht an, welches das Recht beuge und Hohe und Niedere, Reiche und Arme drücke. Diese Klagen mochten nicht ungegründet sein: um so mehr beeilte sich Ludwig, ihnen abzuhelfen, was er auf einem Fürstentage that, im Jahre 1342. Gelang es ihm nun, sich aus allen diesen Verwicklungen herauszuwinden, so blieb doch noch ein Mißverhältniß, dessen Beseitigung nicht in seiner Macht stand, das aber gerade jetzt seinen Feinden doppelt erwünscht sein mußte und von ihnen benutzt werden konnte: es war das Verhältniß zu dem Papst. Die Stellung Ludwig's zu der Kirche, welche seit dem Kurverein von Rense eine so entschiedene und sichere geworden war, wurde durch die Tyroler Angelegenheit bedeutend unsicher und schwankend. Die offenbare Ungesetzlichkeit, welche sich Ludwig dabei hatte zu Schulden kommen lassen, machte

das Volk an seiner sonst nicht bezweifelten Frömmigkeit irre und das Verfahren des Papstes gegen ihn wurde mit anderen Augen angesehen. Natürlich wurde vom Hofe von Avignon gerade diese Angelegenheit bestens ausgebeutet, Margaretha und ihr Gemahl in den Bann gethan, Tyrol mit dem Kirchenverbote belegt. Unglücklicher Weise für Ludwig starb nun gerade um diese Zeit, im April 1342, der wohlwollende Benedikt XII. und an seine Stelle kam Klemens VI., ein ächter Franzose, der in die Fußtapfen Johann's XXII. trat, noch dazu ein sehr guter Freund Karl's von Mähren, dem er früher schon die Kaiserkrone geweissagt hatte, während dieser ihm den päpstlichen Stuhl voraussagte. Unter solchen Umständen war von Klemens die entschiedenste Feindseligkeit gegen Ludwig zu erwarten. Letzterer nahm Veranlassung von dessen Tronbesteigung, um neue Unterhandlungen anzuknüpfen, sie wurden aber von Klemens zurückgewiesen, ja im April 1343 ordnete dieser ein neues Verfahren gegen Ludwig an: er forderte ihn, nachdem er seine Verbrechen aufgezählt, nochmals auf, binnen drei Monaten alle seine Würden niederzulegen und zur Kirche zurückzukehren, widrigenfalls er noch härtere geistliche und weltliche Strafen zu gewärtigen hätte. Zugleich aber forderte der Papst heimlich einzelne Kurfürsten auf, eine neue Königswahl vorzunehmen. Und die Kurfürsten waren, wie es scheint, gar nicht abgeneigt, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Unter ihnen konnte Ludwig mit Sicherheit nur auf den Erzbischof Heinrich von Mainz und auf seinen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg, rechnen. Die Andern waren ihm abgeneigt worden, selbst Balduin von Trier, der sonst so ein eifriger Anhänger des Kaisers gewesen, der aber theils durch die entschiedene Bevorzugung des Erzbischofs von Mainz durch den Kaiser, noch mehr aber durch die Tyroler Angelegenheit gegen Ludwig aufgebracht wurde. Auch die Pfalzgrafen, des Kaisers Vettern, hatten allerlei zu klagen, wie namentlich über den Ausschluß von der Erbschaft Niederbaierns und ebenfalls über die Bevorzugung des Erzbischofs von Mainz Seitens des Kaisers, der in den Streitigkeiten, die sie mit jenem Kirchenfürsten hatten, meistens zu seinen Gunsten entschied. So war denn in jenen Zeiten vielfach von einer neuen Königswahl die Rede: man nannte bereits zwei Fürsten als etwaige Nachfolger des Kaisers, beide Verwandte von ihm, nämlich den Pfalzgrafen Rudolf und

den Grafen Wilhelm von Holland. Ja, im Laufe des Sommers 1343 kamen die Kurfürsten in Rense zusammen, um sich über diese Sache weiter zu berathen.

Ludwig begriff vollkommen die Gefährlichkeit seiner Lage. Er sah ein, daß zunächst Alles darauf ankomme, die Fürsten von einer Königswahl abzuhalten, denn eine vollendete Thatsache war immerhin etwas Gefährliches. Er eilte daher an den Rhein und überraschte die Versammlung, die seine Dazwischenkunft nicht vermuthete, in ihren Berathungen. Er gab gute Worte, versicherte die Fürsten, künftig sich ganz von ihnen leiten zu lassen und nichts mehr ohne ihren Rath zu thun, und zeigte endlich Briefe vor, welche eine baldige Aussöhnung mit dem Papste in Aussicht stellten. In der That hatte Ludwig, als er von dem neuen Verfahren des Papstes vernommen, an den König von Frankreich geschrieben und ihm mit der Erneuerung des englischen Bündnisses gedroht, wenn er beim Papste nicht die Einstellung des Verfahrens bewirke. Philipp erklärte sich dazu bereit und wirklich verfuhr der Papst vorderhand öffentlich nicht weiter gegen den Kaiser. So ließen sich denn die Fürsten diesmal noch beschwichtigen.

Aber Ludwig hatte klar erkannt, wessen er sich von den Fürsten zu versehen habe. Er konnte jeden Augenblick auf ein feindseliges Auftreten derselben gegen ihn gefaßt sein, und mußte ihm daher zu begegnen suchen. Sein Plan ging nun dahin, in den Städten, auf deren Treue er bauen durfte, eine Macht heranzuziehen, deren er sich mit Erfolg gegen die Fürsten bedienen konnte. Mit diesem Plane beschäftigte er sich in den letzten Monaten des Jahres 1343 und im Anfange des folgenden wurde er bereits ausgeführt. Im Januar 1344 erneuen die wetterauischen Städte ihren Bund unter dem Schirme des Kaisers; zugleich veranlaßt er den Bund der fränkischen Städte und zwar nicht blos der Reichsstädte, sondern auch der bischöflichen, Würzburg und Bamberg; im Februar erneuert er das Bündniß mit Regensburg, im April zieht er die schwäbischen Städte, namentlich Augsburg, nochmals an sich, im Mai erfolgt sodann die Schließung des Bündnisses der rheinischen Städte. Was diese Bündnisse sagen wollen, sieht man theils daraus, daß sie meist abgeschlossen sind bis auf Lebzeiten des Kaisers und noch auf zwei Jahre nach seinem Tode, theils daraus, daß die Städte unverant-

wortlich erklärt werden für Alles, was sie zum Schutze dieses Bündnisses thun, endlich daraus, daß der Bischof von Würzburg das fränkische Bündniß für seinen Rechten gefährlich erkennt, weshalb er die Stadt Würzburg ermahnt, von demselben wieder zurückzutreten. Ohne Zweifel nahm Ludwig den Gedanken Albrecht's von Oesterreich wieder auf, die Kräfte des Bürgerthums in einem großartigen Maßstabe zu vereinigen, sich an ihre Spitze zu stellen, den in der Natur der Dinge liegenden Gegensatz der Städte gegen das Fürstenthum zu nähren, sie in ihrem Widerstand zu unterstützen und dadurch für immer an sich zu fesseln. Die nothwendige Folgerung davon, nämlich eine vollkommene Umgestaltung der öffentlichen Zustände Deutschlands auf demokratischer Grundlage, mit Beseitigung oder wenigstens Beschränkung des Fürstenthums unter einem mächtigen Kaiserthum, lag vielleicht ebenfalls im Plane Ludwigs: wir wissen es nicht, jedenfalls ist noch sehr die Frage, ob die Persönlichkeit des Kaisers der Ausführung dieses Gedankens gewachsen gewesen wäre und ob er nicht im entscheidenden Augenblicke die Städte verlassen hätte. Aber etwas Aehnliches müssen diese gehofft haben, sonst würde sich ihre allseitige, bis auf den letzten Augenblick ausharrende Treue und die großen Aufopferungen für Ludwig nicht wohl erklären lassen.

Diese Handlungsweise des Kaisers war offenbar die verständigste und erfolgreichste, welche er einschlagen konnte. Indessen versuchte er auch noch andere Wege, um sich gegen die ihm drohenden Gefahren sicher zu stellen. Er unterhandelte mit den Lützelburgern und erklärte sich bereit, den ehemaligen Grafen von Tyrol anderweitig zu entschädigen, ihm eine Tochter zur Frau zu geben und dergleichen. Indessen zerschlugen sich diese Unterhandlungen, die wohl nicht ernstlich gemeint waren. Aber desto eifriger war Ludwig's Bestreben, sich mit dem Papste auszusöhnen, mit dem er seit dem Herbst 1343 in neue Unterhandlungen trat. Die Wiederaufnahme derselben gebot jetzt die Klugheit, da offenbar von Seite der feindlichen Fürstenpartei nunmehr ein großes Gewicht darauf gelegt wurde. Ludwig mußte zeigen, daß von ihm das Hinderniß der Aussöhnung mit der Kirche nicht ausgehe, damit später die feindliche Partei nicht darauf fußen könne, oder wenn auch, von der Nation nicht unterstützt würde. Wäre es möglich gewesen, die Aussöhnung mit der Kirche endlich

zu erlangen, so wäre dies dem Kaiser sicherlich das Liebste gewesen. Unter den damaligen Umständen und nach den bisherigen Erfahrungen war es aber nicht zu erwarten. Ludwig mußte sich dies selber sagen. Nichts desto weniger aber betrieb er diese Sache mit dem größten Eifer: er gab seinen Gesandten Vollmachten mit, die bis auf die äußerste Gränze des Möglichen gingen: sie sollten in seinem Namen Alles zugestehen, sie waren sogar ermächtigt, die größten Demüthigungen gut zu heißen, welche der Papst von ihm verlangen würde. Der Papst, der an eine Aussöhnung nicht dachte, verlangte nun Dinge, von welchen er annehmen zu dürfen glaubte, daß Ludwig nicht darauf eingehen würde. Nichts desto weniger erfolgte doch dessen Zustimmung, so daß der heilige Vater in die größte Verlegenheit gerieth und nun sich dahin äußerte, der Kaiser könne es unmöglich ehrlich damit meinen, er wolle ihn nur hintergehen. Endlich, wie die Gesandten des Kaisers auf entscheidende Antwort drangen, wußte er keinen anderen Ausweg, als noch mehr Zugeständnisse zu verlangen, welche aber nicht mehr die Person Ludwig's, sondern das deutsche Reich betrafen, und die daher von ihm nicht bewilligt werden konnten.

Dieses Verfahren des Papstes schlug zu seinem Unheile aus, wie es auf der andern Seite ein Glück für Ludwig war, welcher es auf das Geschickteste benutzte, um sich in den Augen der Nation wieder zu rechtfertigen und seine Stellung zu befestigen. Er erklärte nämlich, über die letzten Forderungen des Papstes könne nicht er entscheiden: er müsse sie der Nation vorlegen. Und nun berief er für den Herbst 1344 einen Reichstag nach Frankfurt. Ludwig wußte, daß derselbe für ihn ebenso Partei nehmen würde, wie der von 1338, wenn der demokratische Theil der Nation hinlänglich daselbst vertreten sei. Er schrieb deshalb an alle Städte des Reichs, Abgeordnete dahin zu schicken, und beschwor sie, so zahlreich wie möglich zu erscheinen: denn ohne ihren Rath werde er auf keinen Fall in dieser Sache etwas thun.

Die Berichte der gleichzeitigen Schriftsteller über die nun folgenden höchst wichtigen Verhandlungen auf den Tagen von Köln, Frankfurt, Bacharach oder Rense sind ungenügend, verworren und scheinbar widersprechend. Doch ergibt sich aus den einzelnen Be-

merkungen derselben, zusammengehalten mit den Ereignissen vorher und nachher, folgender Zusammenhang. Die Fürsten durchschauten den Plan des Kaisers und suchten ihn zu vereiteln. Sie wollten jetzt bereits gegen Ludwig feindselig vorangehen und darum kam ihnen der Reichstag höchst unerwünscht, welcher, wie sie sicher annehmen durften, des Kaisers Partei ergreifen würde. Sie kamen nun acht Tage vor dem Reichstage in Köln zusammen, angeblich, um daselbst die Vorschläge vorzubereiten, welche dem Reichstage unterbreitet werden sollten, in der That aber, um sich über die Art und Weise zu berathen, wie der Reichstag, diese Waffe des Kaisers, unschädlich gemacht werden könnte. Sie faßten nun den Beschluß, die Sache so einzuleiten, daß der Reichstag keine endgültige Entscheidung gebe, sondern daß er diese einer letzten Versammlung der Fürsten überlasse, auf welcher sie dann mit ihrem eigentlichen Plane herausrücken wollten. Weil sie aber einsahen, daß die Städte in diesen Vorschlag auf keinen Fall eingehen würden, sowie sie merkten, daß die Ansichten der Fürsten kaiserfeindlich seien, so mußte der Vortrag der Fürsten nach dem Sinne der Städte eingerichtet werden, d. h. kaiserfreundlich sein. Auf dem Reichstage zu Frankfurt, der im September 1344 abgehalten wurde, fanden sich nun wirklich die Städteboten in großer Anzahl ein. Auch die Fürsten schickten ihre Gesandten: sie selber aber fehlten, absichtlich. In allgemeiner feierlicher Versammlung legte nun der Kaiser die Lage der Dinge dar und der Kanzler des Erzbischofs von Trier hielt einen Vortrag über die Beschlüsse der vorberathenden Versammlung der Fürsten in Köln. Die Fürsten, sagte er, hätten gefunden, daß die Forderungen des Papstes dem Reiche zum Verderben gereichten und daß sie daher weder der Kaiser noch die Fürsten zugestehen dürften: es sollten Boten an den Papst und die Kardinäle gesandt werden, um sie von diesen Forderungen abzumahnen. Was dann weiter geschehen solle, wenn der Papst darauf doch nicht einginge, so sollte dieses auf einem Fürstentage in Rense ausgemacht werden, welcher in Köln ebenfalls schon beschlossen worden sei und in acht Tagen stattfinden solle. Die Gesandten der Fürsten bestätigten die Wahrheit dieser vom kurtrierischen Bevollmächtigten gemachten Eröffnungen. Der Kaiser forderte nun die Städte auf, ihre Meinung auszusprechen. Diese ließen nach langer Berathung durch den Abgeordneten von

Mainz erklären: sie fänden die Forderungen des Papstes unstatthaft: dieselben bezweckten nur die Verletzung des Reichs. Da aber die Städte nicht bestehen könnten ohne das Reich und die Verletzung des Reichs ihr eigener Untergang sei, so seien sie bereit, ihre Zustimmung zu allen Mitteln und Wegen zu geben, welche die Fürsten ausdenken würden, um die Rechte, die Ehre und die Unverletzlichkeit des Reiches zu schützen. Mit dieser Erklärung war der Kaiser zufrieden, ermahnte sie, auf dieser Gesinnung zu beharren, und versprach, ihnen die Ergebnisse von dem Fürstentage in Rense mitzutheilen.

So weit war den Fürsten ihr Plan vortrefflich gelungen: dem Reichstage in Frankfurt war die Spitze abgebrochen, die Entscheidung ihm aus den Händen gewunden, der Kaiser von den ihn beschützenden Städten getrennt. Auf dem Fürstentage in Rense aber — nach Andern in Bacharach — stellte sich sogleich heraus, daß die Berathung über die päpstlichen Anmaßungen die Nebensache war. Die Fürsten begannen sofort den Kaiser anzugreifen und überhäuften ihn mit den größten Vorwürfen. Er habe das Reich durch seine Lässigkeit zu Grunde gerichtet, er habe sich beim Papste zu sehr gedemüthigt, dadurch die Rechte des Reiches vergeben und dergleichen. Es ist merkwürdig, daß die Fürsten ihm dieses sein Verhalten zum Verbrechen anrechneten, während sie doch mit dem Papste in sehr gutem Vernehmen standen und später sogar Ludwig's Mißverhältniß zu der Kirche zum Vorwande der Empörung nahmen. Die Lützelburger brachten außerdem die Tyroler Geschichte wieder vor, welche den Fürsten einen vortrefflichen Anlaß bot, ihren Unwillen gegen den Kaiser auszusprechen. Endlich drangen sie — und das war die Hauptsache — auf die Wahl eines römischen Königs, zu welchem sie den Markgrafen Karl von Mähren vorschlugen. Natürlich ging Ludwig darauf nicht ein, sondern brachte vielmehr seinen ältesten Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg, in Vorschlag. Darauf aber wurde ihm von den Fürsten erwidert, nun und nimmermehr könne von einem Wittelsbacher die Rede sein, das Reich habe unter ihm so sehr gelitten, daß man sich hüten müsse, künftig wieder einen Baiern zum Kaiser zu wählen. Ludwig verließ endlich die Versammlung in vollem Zerwürfniß mit den Fürsten. Was das Verhältniß zu der Kirche betrifft, so konnten natürlich die Versiche-

rungen, welche die Fürsten zu Frankfurt hatten geben lassen, von ihnen nicht zurückgenommen werden: aber sie thaten auch nichts Entscheidendes. Sie verlangten nur vom Kaiser, daß er fortan keine Unterhandlungen mit dem Papste mehr anknüpfe, da diese doch zu nichts führten, sie selber schickten allerdings einige Gesandte an den Papst, welche aber keine weiteren Vollmachten hatten, als daß sie die Ergebnisse der letzten Versammlungen mittheilen sollten. Nach Ludwig's Entfernung von Rense aber schlossen fünf Kurfürsten, nämlich Johann von Böhmen und sein Sohn Karl, der Erzbischof Balduin von Trier, der Erzbischof von Köln, der Pfalzgraf Rudolf, der Herzog Rudolf von Sachsen, einen Bund mit einander gegen Ludwig. Sie vereinigten sich entweder schon damals oder doch wenigstens bald hernach dahin, daß sie bis zum 1. November dieses Jahres in Frankfurt zusammen kommen wollten, um einen neuen König zu wählen.

Ludwig überschaute das Gefährliche seiner Lage vollkommen. Er war aber rasch entschlossen. Er bot sofort das Bürgerthum zu seinem Schutze auf. Am 15. Oktober 1844 bereits verband er sich mit den vier wetterauischen Städten, die ihm zunächst von Wichtigkeit waren, insbesondere Frankfurt; dann sandte er an die anderen Städte des Reichs und mahnte um Hülfe, die ihm willig geleistet wurde. Auch die treu gebliebenen Fürsten blieben nicht zurück. So hatte er in kurzer Zeit ein Heer von dreitausend Gewappneten zusammen gebracht, mit welchen er sich in der Gegend von Frankfurt lagerte. Die Rüstungen gingen aber immer fort, besonders die Städte zeigten sich hierin eifrig, so daß Ludwig im Falle der Noth auf zwanzigtausend Mann rechnen konnte.

Die feindlichen Fürsten erschracken über diese Maßregeln des Kaisers und hielten mit ihren Feindseligkeiten inne: der erste November erschien, ohne daß sich einer der Kurfürsten in Frankfurt hätte blicken lassen. Diese Gefahr war also glücklich abgeschlagen. Der Kaiser entfaltete aber nichts desto weniger eine große Thätigkeit, um die Entwürfe seiner Feinde zu vereiteln. Er sandte den Lützelburgern mehrere Feinde auf den Hals, brachte sogar den alten König Johann zum Frieden, knüpfte neue Unterhandlungen mit dem König von England an, brachte seinen Neffen, den Pfalzgrafen, wieder auf seine Seite, indem er eine Streitigkeit desselben mit Mainz neuer-

dings zu des Pfalzgrafen Gunsten entschied, und setzte sich überhaupt in gehörige Verfassung.

Nun erfolgte im November 1345 der Tod des Grafen Wilhelm von Holland, wodurch seine Länder Holland, Seeland, Hennegau an die älteste Schwester desselben, Margaretha, die Gemahlin des Kaisers, fielen, die er im Januar 1346 sofort damit belehnte. Diese Erbschaft machte Ludwig noch mächtiger und jetzt glaubten die Verschwornen um so weniger zögern zu dürfen, gegen ihn loszubrechen, als der nahe bevorstehende Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Frankreich und England dem Kaiser noch mehr Vortheile zu gewähren schien. Für sich allein aber wagten die Verschwornen nicht den Kampf: vielmehr mußte denselben der Papst beginnen.

10. Kampf um das Reich von 1346 bis 1350. Ludwig's Tod. Günther von Schwarzburg und Karl IV.

Dieser fing damit an, daß er am 7. April 1346 den Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg, absetzte und in den Bann that. Auf diesen Heinrich war der päpstliche Stuhl um so erbitterter, als er ihn selber eingesetzt hatte und in ihm ein willfähriges Werkzeug zu haben glaubte. Seit dem Jahre 1337 aber, wo der Kaiser ihn mit dem Erzbischof von Trier ausgesöhnt, war er ein treuer Anhänger des Kaisers. Der Papst rächte sich an ihm schon früher dadurch, daß er das Bisthum Prag, welches zur Mainzer Erzdiöcese gehörte, im Jahre 1344 davon trennte und es zu einem Erzstifte erhob. Jetzt traf ihn auch wieder zuerst der Fluch des Papstes. Gleich darauf am 13. April wurde auch Ludwig nochmals in den Bann gethan, für rechtlos und ehrlos erklärt, und zugleich forderte der Papst die Kurfürsten auf, einen anderen römischen König zu wählen. In der That kamen fünf Kurfürsten, nämlich der Gegenerzbischof von Mainz, der an Heinrich's Stelle vom Papst ernannte Gerlach von Nassau, der Erzbischof Balduin von Trier, der Erzbischof Walram von Köln, der König Johann von Böhmen und der Herzog Rudolf von Sachsen in Rense zusammen und wählten hier am 11. Juli 1346 den Sohn des Königs von Böhmen, Mark-

graf Karl von Mähren, den ihnen der Papst besonders dazu empfahl, zum römischen Könige, „da das Reich schon seit längerer Zeit erledigt sei". Wir haben aus dem Bisherigen ersehen, daß die Fürsten ihre eigenen Absichten dabei hatten, nichts desto weniger ließen sie sich diese Königswahl theuer genug bezahlen, indem besonders der Erzbischof von Köln und der Herzog von Sachsen ungeheuere Summen dafür bezogen.

Indessen hatte Karl, so lange Ludwig lebte, nicht die geringsten Erfolge. Der Kaiser wandte sich sogleich wieder an die Städte, die er im September 1346 zu einem großen Tage nach Speier berief, wo sie alle ohne Ausnahme in der Treue gegen ihn beharrten und sich zu den nöthigen Opfern bereit erklärten. Karl fand außer den Wahlfürsten nirgends Anhänger: von der Belagerung Lüttich's, welche Stadt den Bischof ausgetrieben, und die er dafür züchtigen wollte, mußte er ruhmlos abziehen und sah sich genöthigt, auf das französische Gebiet zu entfliehen, wo er mit seinem Vater an dem Feldzuge des Königs Philipp gegen die Engländer Theil nahm. Es kam damals, im August 1346, zu der berühmten Schlacht bei Cressy, in welcher die Franzosen eine so große Niederlage erlitten. In dieser Schlacht wurde auch der alte König von Böhmen erschlagen, der sich, da er ganz blind geworden war, auf seinem Streitrosse festbinden und von zwei Rittern in die Schlacht führen ließ. Er vollbrachte in dieser Schlacht noch die ritterlichsten Thaten, fand aber zuletzt den gewünschten Tod. Karl ging nach der Schlacht wieder über den Rhein, um sich zum König krönen zu lassen, wurde aber von keiner der bedeutenderen Städte aufgenommen und mußte sich zuletzt mit Bonn begnügen, wo er im November vom Erzbischof von Köln gekrönt ward. Seine Sachen wollten aber nicht vorwärts gehen: verkleidet floh er durch Deutschland nach Böhmen, suchte von da aus den Herzog Albrecht von Oesterreich für sich zu gewinnen, was aber mißlang, unternahm dann einen erfolglosen Feldzug nach Tyrol, mußte zusehen, wie seine wenigen Anhänger von dem Kaiser und seinen Freunden zu Paaren getrieben wurden, ohne helfen zu können, und war eben daran, in Böhmen ein neues Heer zu rüsten, als Ludwig plötzlich starb. Es war am 11. Oktober 1347: auf der Jagd in der Nähe von München, vom Schlage getroffen, sank er vom Pferde und war augenblicklich todt.

Nach Ludwig's Tode war Karl eine Zeit lang alleiniger König von Deutschland. Denn die baierische Partei war im Augenblicke bestürzt und wußte nicht, was sie anfangen sollte. Dies war denn auch der Grund, warum Karl von einem großen Theile Deutschlands und selbst von den Städten anerkannt wurde. Er wurde allerdings mit großem Mißtrauen betrachtet: namentlich von den letzteren. Nach zwei Seiten hin äußerte sich dasselbe. Erstens war Karl vom Papste empfohlen, dem er noch vor seiner Wahl alle Forderungen zugestanden hatte und nach derselben alle feierlich bestätigte. Ein solches Verhalten machte ihn beim Volke nicht beliebt, und er wurde daher der Pfaffenkaiser genannt. Sodann war er der Günstling der Fürsten und des Adels: diese hatten ihn Ludwig entgegengesetzt, der das Bürgerthum begünstigte. Es war daher sehr natürlich, daß der Adel für Karl Partei nahm, wie denn namentlich der schwäbische in dem letzten Jahre die Waffen gegen den Kaiser ergriffen hatte. Ein solches Verhältniß mußte den Städten sehr bedenklich vorkommen, und die schwäbischen versammelten sich daher bald nach Ludwig's Tode, um sich über ihr Verhalten zu verständigen: sie beschlossen, in Bezug auf die Anerkennung des Nachfolgers alle mit einander gehen zu wollen. Karl IV. indessen, welcher die große Wichtigkeit der Städte zu schätzen wußte, trat mit ihnen in Unterhandlungen und erwirkte zunächst die Anerkennung der schwäbischen und fränkischen Reichsstädte, jedoch nur unter der Bedingung, daß er alle ihre Freiheiten bestätigte und ihnen das Versprechen gab, sie nie verpfänden oder vom Reich veräußern zu wollen. Auch gab er sich alle Mühe, als bürgerfreundlich zu erscheinen und ließ es an sonstigen Vergünstigungen und Ertheilung neuer Freiheiten nicht fehlen.

Inzwischen hatte sich aber die baierische Partei erholt und machte jetzt ernstliche Versuche, Karln entgegenzutreten. Sie hielt eine Versammlung in Oppenheim, wobei die Söhne Ludwig's des Baiern, die Pfalzgrafen, der abgesetzte Erzbischof Heinrich von Mainz und Erich von Sachsen-Lauenburg gegenwärtig waren. Ludwig von Brandenburg, der älteste Sohn Ludwig's des Baiern, hatte aber keine Lust, sich um die Krone zu bewerben, sei es daß er sich nicht für fähig hielt, sei es daß die damit verbundenen Gefahren ihn abschreckten. Auch von seinen Brüdern war keine Rede. Die Wahlfürsten

fielen nun wieder auf einen ausländischen Herrn, auf den König Eduard von England., welcher am 1. Januar 1348 zu Rense in der That zum deutschen Könige gewählt ward. Dieser war anfänglich nicht abgeneigt, die Würde zu übernehmen, da er sofort den außerordentlichen Vortheil übersah, der ihm bei dem Kriege gegen Frankreich aus dem Besitze der deutschen Krone erwachsen mußte. Indessen Karl hatte kaum von dieser Wahl erfahren, als er sich aus allen Kräften bemühte, den englischen König von seinem Entschlusse abzubringen. Er schickte eine Gesangtschaft an ihn, welche den Auftrag hatte, besonders die Königin zu bearbeiten und auf Karl's Seite zu ziehen. Eduard's Gemahlin war nämlich eine jüngere Schwester des verstorbenen Grafen von Holland und hatte daher auch Ansprüche auf Holland und Hennegau. Karl versprach sie hierin gegen die baierische Partei begünstigen zu wollen, welche, wie bemerkt, bereits die ganze Hinterlassenschaft des Grafen von Holland in Besitz genommen hatte. Die Bemühungen Karl's glückten vollkommen. Doch würde dies wohl nicht der Fall gewesen sein, wenn nicht auch das englische Parlament eine entschiedene Abneigung gegen den Wunsch Eduard's, die deutsche Krone sich auf das Haupt zu setzen, ausgesprochen hätte. So lehnte Eduard nicht nur die Krone ab, sondern er schloß sogar auch mit Karl einen Freundschaftsvertrag.

An diesen Erfolg des römischen Königs reihte sich in Kurzem noch ein anderer. Es gelang ihm nämlich endlich, den Herzog Albrecht den Weisen von Oesterreich für sich zu gewinnen und mit ihm in ein enges Verwandtschaftsverband zu treten, indem er Albrecht's Sohn Rudolf mit seiner Tochter Katharina verlobte.

Die baierische Partei ließ indessen den Muth noch nicht sinken. Da es mit dem englischen Könige nicht geglückt war, so versuchte sie es jetzt mit einem deutschen Fürsten: sie wählte den Markgraf Friedrich von Meißen zum Gegenkönige. Karl wußte aber auch diesen Streich abzuwenden: er trat mit Friedrich in Unterhandlungen und bot ihm zehntausend Mark Silbers an, wenn er von der ihm zugedachten Ehre absehen wolle. Friedrich nahm das Geld, schlug die Königswürde aus und verband sich sogar später um eine neue ansehnliche Summe mit Karln.

Zugleich aber griff Karl die baierische Partei noch von einer anderen höchst empfindlichen Seite an. Um diese Zeit nämlich stand

in der Mark Brandenburg ein Mann auf, der sich für den angeblich im Jahr 1319 verstorbenen Markgrafen Waldemar ausgab: er habe sich, sagte er, von der Welt zurückgezogen, um seine Sünden abzubüßen, kehre nun aber zurück, um seine Länder wieder zu verwalten. Dieser falsche Waldemar, welcher seine Rolle sehr gut gespielt zu haben scheint, fand bald einen ungemeinen Anhang. Dies war sehr natürlich. Denn Ludwig hatte sich fast überall verhaßt gemacht, beim Volke sowohl, das durch unmäßige Steuern gedrückt ward, als beim Adel. Und insbesondere waren die benachbarten Fürsten, die Fürsten von Anhalt, die Erzbischöfe von Brandenburg, die Herzoge von Sachsen auf den Markgrafen von Brandenburg eifersüchtig, da sie Alle auf die Mark Ansprüche zu haben glaubten. Diese Alle begünstigten daher den falschen Waldemar und auch Karl IV. glaubte diese Gelegenheit, seinem Gegner eine empfindliche Schlappe beizubringen, nicht versäumen zu dürfen: man warf ihm sogar vor, daß er es eigentlich gewesen, der den falschen Waldemar heimlich aufgestellt und in seiner Rolle unterwiesen habe. Genug: im September 1348 wurde er feierlich von Karl anerkannt und mit Brandenburg belehnt. Freilich mußte er ihm sogleich die Niederlausitz abtreten und dem Fürsten von Anhalt die Nachfolge in der Mark zusichern. Dann aber zog Karl noch in demselben Jahre nach Brandenburg und trieb Ludwig aus dem größten Theil derselben: nur in ein paar Städten wußte er sich zu behaupten.

Die baierische Partei wandte jetzt ihre Augen auf den Grafen Günther von Schwarzburg. Dieser Günther hatte zwar ein äußerst geringes Besitzthum, denn er besaß von der Grafschaft Schwarzburg nur einen kleinen Theil, aber er war bekannt als ein tapferer Ritter und erprobter Heerführer, der schon eine Menge von Fehden glücklich und ruhmvoll bestanden hatte. Indessen wollte auch Günther anfangs von der ihm zugedachten Ehre nichts wissen und entschloß sich endlich, nur dann die königliche Würde zu übernehmen, wenn auf einem Tage in Frankfurt von den Fürsten förmlich ausgesprochen würde, daß das Reich erledigt sei, daß die Wahlfürsten auch wirklich das Recht hätten, einen König zu wählen, und wenn endlich die Wahl ganz frei, ohne daß sich die Fürsten dafür bezahlen ließen, vor sich ginge. Die baierischen Fürsten gingen auf diese Forderungen ein, und so wurde Günther am 30. Januar 1349 auf den Feldern

vor Frankfurt gewählt durch dieselben Fürsten, welche schon bei der Wahl Eduard's thätig gewesen waren. Günther wurde sofort von den wetterauischen Städten anerkannt, Frankfurt öffnete ihm die Thore, selbst entferntere Städte erklärten sich für ihn, wie z. B. Nürnberg, wo eben eine Umwälzung vor sich gegangen war, in deren Folge die Patrizier aus der Stadt getrieben und eine zünftische Regierung eingerichtet wurde. Günther versammelte in der Gegend von Frankfurt ein großes Heer, und bewies durch die Kraft, mit welcher er die widerspenstigen Dienstmannen der Burg in Friedberg, die es mit Karln hielten, zur Unterwerfung zwang, daß man sich in seiner kriegerischen Tüchtigkeit nicht getäuscht hatte. Immerhin war die baierische Partei nicht zu verachten. Denn außerdem, daß ganz Baiern und die Pfalz zu ihr gehörte, konnte sie auch über das ganze Gebiet des Erzstifts Mainz verfügen. Es war dem vom Papste bestellten Gerlach von Nassau nicht gelungen, sich daselbst festzusetzen. Das Domkapitel wählte vielmehr den Domherrn Kuno von Falkenstein, einen der kriegerischesten und ritterlichsten Priester jener Zeit, zum Verwalter des Erzstifts, welcher dasselbe gegen alle Angriffe auf das Glücklichste vertheidigte und wie früher ein Freund des Kaisers und Heinrich's von Virneburg, so jetzt ein eifriger Anhänger der baierischen Partei war.

Der König Karl glaubte unter solchen Umständen wieder zu Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Sein Augenmerk war zunächst darauf gerichtet, die baierische Partei zu trennen. Und er fand bald ein höchst wirksames Mittel. Karl war Wittwer und suchte nach einer Frau. Zuerst dachte er an eine englische Prinzessin. Da sich aber diesem Plane Hindernisse entgegenstellten, so entschloß er sich, seine Heirathsangelegenheit in staatsklugem Sinne auszubeuten. Er machte dem Kurfürsten Rudolf von der Pfalz, einem seiner Gegner und einem Wähler Günther's von Schwarzburg, den Antrag, ihm seine Tochter Anna zur Frau zu geben. Rudolf ging sofort auf diesen unerwarteten Antrag ein, und kaum war das Jawort gegeben, so wurde auch sogleich die Heirath vollzogen, am 4. März 1349. Durch diese Heirath erreichte Karl nicht nur seinen Hauptzweck, nämlich die Trennung der baierischen Partei, sondern er gewann auch noch andere Vortheile. Der Kurfürst vermachte nämlich seiner Tochter, falls er ohne männliche Nachkommenschaft

sterben sollte, die ganze Oberpfalz, und verpfändete einen Theil davon jetzt bereits ihrem Gemahle.

Der Markgraf Ludwig von Brandenburg, welcher bis jetzt als der älteste von Kaiser Ludwig's Söhnen an der Spitze der baierischen Partei gestanden war, erkannte jetzt wohl, daß längerer Widerstand vergeblich sei. Er bot daher die Hand zum Frieden. Karl IV. ergriff sie mit Eifer; er hielt es für rathsamer, dem Feinde eine goldene Brücke zu bauen, als ihn auf das Aeußerste zu treiben. Nach mehrmonatlichen Unterhandlungen wurde am 26. Mai der Friede unter folgenden Bedingungen geschlossen. Der Gegenkönig Günther verzichtet auf die Krone und erhält dafür eine Summe von zwanzigtausend Mark, außerdem zwölfhundert Mark, um seine durch die Kriegskosten veranlaßten Schulden zu bezahlen. Karl wird von der Gegenpartei als König anerkannt, dagegen bestätigt er den baierischen Herzogen alle ihre Besitzungen, namentlich auch die Mark Brandenburg, weßhalb der falsche Waldemar aufgegeben wird. Dann erwirkt der König vom Papste die nachträgliche Ehescheidung der Margaretha Maultasch und seines Bruders und die Anerkennung der Ehe zwischen Margaretha und Ludwig von Brandenburg.

Günther, der sich auf diese Weise von seiner eigenen Partei verrathen und preisgegeben sah, bemerkte zu spät, daß diese ihn nur als Werkzeug zur Befriedigung ihres Hasses und zur Erreichung ihrer persönlichen Zwecke benutzen wollte. Er verhehlte seinen Unwillen nicht und scheint auch Anfangs auf die erwähnten Vorschläge nicht haben eingehen zu wollen. Er war nun unbequem und mußte deßhalb aus dem Wege geräumt werden. Noch vor dem Abschluß des Friedens wurde er vergiftet durch einen Arzt, Namens Freidank. Dieser ärndtete aber noch selber den Lohn für seine That, da Günther, welcher Verrath witterte, nachdem er selber getrunken, den Arzt zwang, den Rest der Arznei zu leeren, worauf dieser nach drei Tagen starb. Die Zeitgenossen deuten an, als ob Karl IV. den Mord veranlaßt hätte: Andere legen ihn bestimmter der eigenen Partei Günther's zur Last. Genug: Günther endete bereits wenige Tage nach dem Vertrag, am 12. Juni 1347 sein Leben.

So war denn endlich der Friede hergestellt, Karl war wieder einiger König und er suchte nunmehr, durch Milde und Freundlichkeit, durch Vergessenheit des Vorgefallenen seine bisherigen Wider-

sacher mit sich auszusöhnen. Doch ganz ohne Opfer ging es nicht ab: so bestätigte er zwar den Frankfurtern ihre Freiheiten, aber er ließ sich von ihnen doch zwanzigtausend Mark zahlen, wie man sieht, gerade so viel, als er Günther hatte versprechen müssen, und ebenso mußten sich die Nürnberger Bürger, welche ihren patrizischen Rath vertrieben hatten, mit schweren Summen von der Ungnade des Kaisers lösen.

Die Regierung Karl's IV. dauerte noch achtundzwanzig Jahre. Sie bildete einen höchst bedeutsamen Wendepunkt in unserer staatlichen Entwickelung. Es ist daher hier am Platze, eine Zeitlang inne zu halten, einen Blick zurückzuwerfen auf den bisherigen Gang unserer öffentlichen Angelegenheiten und die Strebungen der Nation etwas näher zu betrachten. Was geschah in den sieben Jahrzehnden, welche seit der Thronbesteigung Rudolf's von Habsburg verflossen? Keine Frage: die Könige gaben sich alle Mühe, die kaiserliche Macht wieder herzustellen, das Reich zu einigen, zu kräftigen, zu ordnen. Dies war indessen nicht möglich ohne Beschränkung des Fürstenthums. Aber gerade in diesem Punkte fühlten sich die Könige auf das unerfreulichste gehemmt. Ihre Wahl lag in den Händen der Fürsten. Diese aber wählten in der Regel nur solche zu den Oberhäuptern der Nation, welche sich keiner großen Besitzthümer erfreuten und daher ihnen nicht gefährlich werden konnten. Außerdem ließen sie sich vor der Wahl alle ihre Vorrechte bestätigen und mit neuen vermehren. Dergestalt fingen die Kaiser sozusagen mit gebundenen Händen ihre Regierung an und hatten die erste Zeit fast nur damit zu thun, sich wieder zu befreien. Gering an Macht, bei der Verschleuderung des Reichsguts an die Fürsten, die mit jeder Regierung zunahm, ohne ergiebige Einnahmsquellen, kamen sie niemals aus ihrer abhängigen Lage heraus, indem sie fortwährend die Unterstützung der Fürsten nöthig hatten, die sich ihre Dienste auf das theuerste bezahlen ließen, und zwar wiederum auf Kosten der kaiserlichen Macht. So sanken unsere Könige immer tiefer: wie sie sich auch anstellen wollten, sie vermochten die Gewalt der Verhältnisse, die bittere Nothwendigkeit nicht zu überwinden.

Aber standen ihnen weiter keine Mittel zu Gebote, um der Fürstengewalt zu begegnen? Allerdings. Zunächst konnten sie sich unter dem Schirme kaiserlichen Ansehens eine Hausmacht gründen,

und wir haben gesehen, wie alle Könige ohne Unterschied dieses Streben verfolgten. Hatten sie eine ansehnliche Hausmacht, so hörte ihre Abhängigkeit von den Fürsten nicht nur auf, sondern sie konnten ihnen sogar furchtbar werden. Allein die Gründung einer Hausmacht hing vom Zufall ab. War kein Fahnlehn erledigt, so konnte der Kaiser seiner Familie auch keines zuerkennen, und wir haben gesehen, welchen Sturm es verursachte, wenn der Kaiser irgend ein Lehen für das Reich in Anspruch nahm, wo das Recht nicht so ganz klar auf seiner Seite zu liegen schien. Glückte es dann aber einem Kaiser, sich sehr zu vergrößern, so erwacht sofort die Eifersucht, die Furcht, der Haß: wenn sie meinen, am Ziele ihrer Wünsche zu sein, erhebt sich ein Widerstand, offene Empörung, sogar Mord. So war es mit Allen, und nur Heinrich VII. macht eine Ausnahme, weil er die größte Zeit seiner kurzen Regierung nicht in Deutschland zubrachte. Endlich mochte die Gründung einer Hausmacht zwar für den jeweiligen Kaiser und für seine Familie an und für sich etwas sehr wünschenswerthes sein, auch wenn die damit in Verbindung stehenden Plane auf das Reich nicht in Erfüllung gingen. Aber für die allgemeine Entwickelung waren diese Bestrebungen sicherlich sehr unvortheilhaft. Sie wären es nur dann nicht gewesen, wenn es einem Geschlechte gelungen wäre, sich auf dem deutschen Throne zu behaupten, so daß die Hausmacht zugleich dem Reiche zu Gute gekommen wäre. So wie aber mit jeder neuen Wahl ein anderes Geschlecht auf den deutschen Thron kam, konnte das Streben nach einer Hausmacht für das Allgemeine durchaus keinen Sinn mehr haben: im Gegentheil die Kaiserwürde wurde dann nur als Versorgungsanstalt ausgebeutet, das Jagen nach Ländererwerb wurde auf eine höchst unerfreuliche Weise genährt, und je größer die einzelnen Gebiete wurden, um so schwerer war die Einheit zu erhalten und dauernd zu befestigen. Das Gefühl der Abhängigkeit von einem größeren Ganzen wurde immer schwächer, je größer das Gebiet, je mehr dieses eine gewisse Selbstständigkeit sicherte. Von einem größeren Lande war der Gehorsam viel weniger zu erzwingen, und ein Geschlecht, das über viel Mittel gebot, entschloß sich schwer zur Unterordnung. In den letzten siebenzig Jahren hatten sich nun auf die angegebene Weise drei große Geschlechter hervorgethan, das habsburgische, das lützelburgische und das baierische, welche einander

so ziemlich die Wage hielten. Jedes dieser Geschlechter war auf das andere eifersüchtig und suchte seine Plane zu durchkreuzen. Keines aber war für sich stark genug, um den anderen entgegentreten zu können, wenn sie sich etwa verbanden. Gesetzt also, eines dieser großen Geschlechter nahm den deutschen Thron ein, so wurde jedes Bestreben desselben, die königliche Gewalt zu erweitern, durch den Widerstand der beiden anderen Geschlechter erfolglos gemacht.

Man sieht also: die Gründung einer Hausmacht war im Grunde doch ein höchst zweifelhaftes Mittel, der Fürstenmacht zu begegnen, die Einheit des Reichs zu erhalten und die kaiserliche Gewalt zu befestigen, weil dieses Mittel, so wie es dem Kaiser, der es mit Erfolg angewendet, nicht gelang, seiner Familie den Thron zu sichern, selbstverständlich in das Gegentheil von Dem verkehrt wurde, was es ursprünglich beabsichtigte. Es ist klar: der erwähnte Zweck konnte nur durch ein Mittel erreicht werden, dessen Bedeutung nicht wechselte, in dessen Natur vielmehr es lag, nach demselben Zwecke zu streben, zu welchem man es verwenden wollte. Mit Einem Worte: man mußte dem Fürstenthum eine andere Macht entgegensetzen, eine Macht, die eben nur dadurch eine Macht blieb und als solche sich vergrößerte, daß sie das Fürstenthum bekämpfte und beschränkte. Eine solche Macht war vorhanden: es war das Bürgerthum, welches durch die Städte vertreten wurde. Die deutschen Kaiser verkannten auch diese Bedeutung der deutschen Städte keineswegs und die Begünstigung des Bürgerthums war ein wesentlicher Theil ihrer Staatskunst. Selbstverständlich war aber auch dieses Mittel von keinem Werthe, so wie nicht die Absicht zu Grunde lag, die öffentlichen Zustände vermittelst der Macht der Städte allmählig dermaßen umzugestalten, daß das Fürstenthum seine Bedeutung vollkommen verlor und das Gebäude des deutschen Reiches auf demokratischer Grundlage sich neu erhob. Auch dieser Gedanke ist unseren Kaisern nicht fremd gewesen: Adolf, Albrecht und Ludwig der Baier verfolgten ihn, keiner entschiedener, durchgreifender, planmäßiger, als Albrecht von Oesterreich. Insbesondere während seiner Regierung gedieh der Gedanke eines grundsätzlichen Gegensatzes zwischen Fürstenthum und Städten zu einer immer weiteren Entwickelung, das Bewußtsein, daß von der Entscheidung des Kampfes zwischen diesen beiden gesellschaftlichen Mächten die Geschicke Deutschlands abhingen, bemächtigte

sich der Geister in einem immer höheren Grade, und schon unter Ludwig dem Baiern war man darüber im Klaren. Daher gewinnt unter ihm der Kampf zwischen Städten und Fürsten eine immer größere Ausdehnung, die gegenseitige Erbitterung wird heftiger, der Streit, der bisher meistentheils nur ein örtlicher gewesen, wird allgemeiner, die streitenden Kräfte suchen sich durch Heranziehung der gleichartigen Grundstoffe zu stärken, die Bünde zwischen Städten sowohl als zwischen Fürsten und Adel werden immer zahlreicher, das Bewußtsein von der Nothwendigkeit, nach gemeinsamen Plane zu handeln, wächst von Jahr zu Jahr. Dieser Kampf zwischen der Demokratie und dem Fürstenthum, welcher bereits in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts so mächtig in den Gang der Ereignisse eingegriffen, bildet in der zweiten Hälfte desselben den eigentlichen Inhalt unserer Geschichte. Es ist daher nothwendig, etwas näher an ihn heranzutreten und die streitenden Kräfte einer aufmerksameren Betrachtung zu unterwerfen. Hiebei werden sich uns zugleich manche höchst wichtige Seiten unserer nationalen Entwicklung enthüllen.

Ich gebe in den folgenden Blättern zuerst eine Uebersicht der bedeutendesten fürstlichen und adeligen Geschlechter und ihrer Gebiete im vierzehnten Jahrhundert, halte mich indessen nicht strenge an diesen Zeitraum, sondern greife in das dreizehnte Jahrhundert zurück und in das fünfzehnte voraus, denn diese Uebersicht soll dem Leser einen Anhaltspunkt auch für die späteren Zeiten geben. Bei den minder bedeutenderen Gebieten werde ich mich mit ihrer namentlichen Aufführung begnügen, den wichtigeren werde ich einige Bemerkungen hinzufügen. Hierauf lasse ich eine Uebersicht der Städte folgen. Sodann werde ich das innere Leben der Reichsstädte, ihren Reichthum, ihre freien Einrichtungen, ihre Macht zu schildern suchen, hierauf übergehen zu den inneren Zuständen der Fürstenthümer und die gewaltigen staatlichen Umwandlungen, die sich hier entwickelten, und zwar im Sinne der Demokratie, darstellen, die Kämpfe der Landstädte und des Adels gegen die Fürsten, das Emporkommen landständischer Verfassungen und die wichtigsten Rechte der Stände. Dann gehe ich zu dem Bauernstande über, bei welchem ebenfalls das Streben nach Freiheit in höchst bemerkenswerther Weise zum Durchbruch kommt, und sogar an den zwei Endpunkten von Deutschland, in der

Schweiz wie bei den Friesen und Dithmarsen von Erfolg gekrönt wird. Endlich werde ich zeigen, wie selbst unser Schriftenthum und unsere Dichtkunst von denselben Gedanken und Strebungen ergriffen worden ist, und dann zu der allgemeinen Geschichte des Reiches wieder zurückkehren.

---

11. Die bedeutendsten Fürstenthümer und Herrschaften im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Die fürstlichen Gebiete werden sich am leichtesten überblicken lassen, wenn wir den geographischen Weg einschlagen. Beginnen wir im Norden mit denjenigen Gebieten, welche ursprünglich deutsche Bevölkerung hatten, also mit Nordsachsen, wenden wir uns dann nach Westphalen, nach den Niederlanden und steigen wir dann den Rhein aufwärts, links und rechts benachbarte Gebiete berührend. Wenden wir uns hierauf nach Schwaben, nach Baiern, nach Franken, nach Sachsen, nach Thüringen, nach Hessen und zuletzt zu den östlichen Reichen nach Oesterreich, Böhmen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, welche zugleich sämmtlich auf slavischen Boden gegründet sind. Der leichteren Uebersicht wegen trennen wir überall weltliche und geistliche Gebiete.

I. Nordsachsen.

a) Weltliche Gebiete.

In Nordsachsen war weitaus das mächtigste Geschlecht 1) das braunschweig-lüneburgische, die Nachkommen Heinrich's des Löwen, im Besitze des Kerns von dem ehemaligen Herzogthum Sachsen. Das immerhin ansehnliche Gebiet dieses Geschlechts war aber durch viele Theilungen zerrissen. Die drei Söhne Heinrich's des Löwen theilten bereits im Jahre 1202. Die Lande wurden zwar durch Otto das Kind wieder vereinigt, aber dessen Söhne Albert und Johann theilten bereits im Jahre 1269 wieder. Johann stiftete die ältere lüneburgische Linie, Albert mit dem Zunamen der Große die ältere braunschweigische. Die ältere lüneburgische Linie starb freilich bald aus. Johann, der Stifter, starb im Jahre 1277. Ihm

folgte sein Sohn Otto der Strenge, vermählt mit einer Tochter des Pfalzgrafen Ludwig des Strengen, welcher sein Gebiet durch die Grafschaften Dannenberg, Hallermünde, Buchau erweiterte. Er hinterließ bei seinem im Jahre 1330 erfolgten Tod zwei Söhne, Otto und Wilhelm. Nach Otto's Tod (1354) bekam Wilhelm die gesammten lüneburgischen Lande, er starb aber 1369, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Was die braunschweigische Linie anbetrifft, so starb der Gründer derselben, Albrecht der Große, im Jahre 1279. Er hinterließ drei Söhne, welche sofort mit einander theilten und wiederum drei besondere Linien gründeten. Nämlich der älteste, Heinrich der Wunderliche, (starb 1322) stiftete die grubenhagische Linie; der zweite, Albrecht der Feiste, (starb 1318) stiftete die göttingische; der dritte, Wilhelm, der aber sehr bald ohne Erben verstarb, bekam zu seinem Antheile das Braunschweigische. Dieses riß dann Albrecht der Feiste an sich. Die grubenhagische Linie zersplitterte sich wieder durch Theilungen, welche durch das ganze vierzehnte Jahrhundert währten. Erst Erich (starb 1431) vereinigte wieder alle Besitzungen der grubenhagischen Linie, welche noch zwei Jahrhunderte blühte und erst im Jahre 1596 ausstarb. Die göttingische Linie, welche, wie bemerkt, auch das Braunschweigische besaß, zerfiel ebenfalls wieder in mehrere Zweige. Der Stifter, Albrecht der Feiste, hinterließ drei Söhne: 1) Otto den Milden (starb 1344 ohne männliche Nachkommen); 2) Herzog Ernst (starb 1367), welcher das Fürstenthum Göttingen erhielt; 3) Magnus I., den Frommen, (starb 1369), welcher zuerst nur Sangerhausen, Petersberg, Landsberg erhielt, nach Otto's des Milden Tode aber auch Braunschweig. Die Linie Herzog Ernst's (sein Sohn Otto der Quade, der Kriegerische, starb 1394) starb mit dessen Sohne Otto dem Einäugigen im Jahre 1463 aus. Dagegen blühte die Linie Magnus des Frommen und erhielt auch noch die Besitzungen der lüneburgischen Linie. Nämlich Magnus der Fromme hatte zwei Söhne, 1) Ludwig, 2) Magnus II. mit der Kette. Der älteste, Ludwig, (starb 1358) war vermählt mit der jüngeren Tochter des letzten Herzogs von Lüneburg und hatte von dieser Ansprüche auf die lüneburgische Erbschaft. Diese seine Ansprüche gingen dann auf seinen Bruder Magnus mit der Kette über, da er ohne Nachkommen verstarb. Allein Wilhelm's von Lüneburg älteste Tochter war mit dem Herzoge von Sachsen-Lauen-

burg vermählt, welchem Wilhelm zuerst das Herzogthum Lüneburg versprochen hatte. Obschon Wilhelm später selber dieses sein Testament zu Gunsten der braunschweigischen Linie umstieß, so wollten die Herzoge von Sachsen-Lauenburg ihre Ansprüche auf Lüneburg doch nicht aufgeben, um so weniger, als Karl IV. ihre Partei nahm. Karl haßte nämlich die Braunschweiger wegen ihrer Anhänglichkeit an den Kaiser Ludwig. Es kam zu einem langwierigen Kriege, dessen Ende Magnus II. (starb 1373) nicht erlebte. Erst seinen Kindern wurde der ruhige Besitz Lüneburgs. Magnus hinterließ drei Söhne: Friedrich, Heinrich und Bernhard. Der älteste, Friedrich, wurde im Jahre 1400 ermordet. Da er keine Nachkommen hinterließ, so fielen sämmtliche Besitzungen der braunschweigisch-lüneburgischen Linie an seine Brüder. Diese theilten mit einander und stifteten wiederum zwei Linien, nämlich Heinrich (starb 1416) das mittlere Haus Braunschweig und Bernhard (starb 1434) das mittlere Haus Lüneburg. Das mittlere Haus Braunschweig setzte sich zwei Jahrhunderte fort und starb erst im Jahre 1634 aus. Im fünfzehnten Jahrhundert hießen die Herzoge: Heinrich der Friedfertige (starb 1473), Wilhelm der Siegreiche (starb 1482), der die göttingische Linie erbte, Wilhelm II. (starb 1503). Das mittlere Haus Lüneburg setzte das Geschlecht fort. Im fünfzehnten Jahrhundert hießen die Herzoge: Otto der Lahme (starb 1445), Friedrich der Fromme (starb 1478), Otto der Siegreiche (starb 1471), Heinrich der Mittlere (starb 1532). Die mannichfachen Theilungen und die daraus erfolgenden Erbschaften gaben zu den heftigsten Streitigkeiten unter den Mitgliedern der Familie Anlaß. Außerdem war das Geschlecht in die vielfältigsten Fehden mit den benachbarten weltlichen und geistlichen Fürsten verwickelt.

Nächst den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg waren die mächtigsten Landherrn in jenen Gegenden 2) die Grafen von Holstein. Sie waren aus dem schauenburgischen Hause und hatten fast ununterbrochen mit den Königen von Dänemark zu kämpfen. Es war eines der rüstigsten und kriegerischsten Geschlechter. Besonders zeichnete sich Adolf IV. aus, der Holstein vom dänischen Joche befreite. Er starb 1261. Seine zwei Söhne Johann I. und Gerhard I. theilten mit einander die Grafschaft, und zwar so, daß Johann Wagrien erhielt nebst Kiel, Gerhard aber Holstein und Stormarn. Die wagrische oder kielische Linie (Johann I. starb 1264, Johann II.,

der Einäugige starb 1316, Johann III. starb 1352, Adolf VII. starb 1390) starb am Ende des vierzehnten Jahrhunderts aus. Die holstein-stormarische zählte mehrere bedeutende Persönlichkeiten. Gerhard, der Stifter (starb 1285) hatte zwei Söhne, Heinrich I. und Gerhard II. oder den Blinden. Der Letztere ist der Ahnherr der nachmaligen Grafen von Schauenburg und Pinneberg. Heinrich I. setzte die Hauptlinie fort. Er starb 1310. Sein Nachfolger war Gerhard der Große (starb 1340), ein gewaltiger Krieger, der namentlich gegen die Könige von Dänemark auf das Ruhmvollste stritt und ihnen, nachdem er zwei Könige gefangen genommen, auch Jütland abnahm. Er hatte zwei ebenso tapfere Söhne, Heinrich II., den Eisernen (starb 1381), weit und breit berühmt als kühner Ritter, und Nikolaus (starb 1400), welcher Wagrien erbte. Da dieser keine Kinder hatte, so erbten die drei Söhne Heinrich's des Eisernen, Heinrich, Adolf und Gerhard sämmtliche holsteinische Besitzungen. Auch das Herzogthum Schleswig erwarben sie, womit sie die Königin Margaretha von Schweden belehnte. Aber ihr Geschlecht starb bereits im Jahre 1459 aus, worauf Schleswig und Holstein an den König Christian I. von Dänemark fielen, welchen als Grafen von Oldenburg und Erben der holsteinischen Grafen die Stände zu ihrem Herzog erwählten.

3) Die Herzoge von Sachsen-Lauenburg werden wir bei den sächsischen Häusern erwähnen.

b) Geistliche Gebiete.

Unter den geistlichen Gebieten Niedersachsens nimmt ohnstreitig den ersten Rang 1) das Erzstift Bremen ein, welches ein wohlabgerundetes Gebiet war und an Größe der Grafschaft Holstein nicht viel nachgeben mochte. Sodann waren ansehnliche Gebiete 2) das Bisthum Verden; 3) das Bisthum Hildesheim; 4) das Bisthum Halberstadt; 5) das Bisthum Lübeck; 6) die Abtei Quedlinburg.

II. Westphalen.

a) Weltliche Gebiete.

Hier hat sich keine einzige weltliche Herrschaft mit ansehnlichem Besitzthum und hervorragendem Uebergewicht über die anderen herausgebildet. Es bestanden hier vielmehr eine Menge von Grafschaften mit so ziemlich gleichgroßen Gebieten: 1) die Grafschaft Ol-

denburg; 2) die Grafschaft Hoya; 3) die Herrschaft Diepholz; 4) die Grafschaft Schauenburg; 5) die Grafschaft Ravensburg; 6) die Grafschaft Lippe; 7) die Grafschaft Tecklenburg; 8) die Grafschaft Bentheim; 9) die Grafschaft Dortmund.

b) Geistliche Besitzungen.

Desto bedeutender sind die geistlichen Besitzungen in Westphalen, welche die weltlichen an Größe weitaus übertreffen. Ein großer Theil des Landes gehörte unter dem Titel des Herzogthums von Westphalen an das Erzstift Köln. Noch größer, als dieses, war 2) das Gebiet des Bisthums Münster. Auch die Gebiete der übrigen Bisthümer waren noch sehr ansehnlich, nämlich 3) das Bisthum Osnabrück; 4) das Bisthum Minden; 5) das Bisthum Paderborn.

III. Niederlande.

a) Weltliche Gebiete.

Unter den niederländischen Fürstenthümern, die sich wegen der Menge von volkreichen Städten fast alle durch außerordentlichen Reichthum und äußerst bewegtes Leben auszeichneten, war das bedeutendste 1) das Herzogthum Brabant, zu dem seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts auch das Herzogthum Limburg gehörte. Die Löwen'sche Familie, welche dasselbe seit drei Jahrhunderten regierte, starb im Jahre 1355 aus mit Johann III. Die älteste Tochter desselben, Johanna, war die Wittwe des Grafen Wilhelm IV. von Holland, heirathete aber nachher den Herzog Wenzel von Lützelburg, den Bruder Kaiser Karl's IV., welcher von den Ständen als Herzog anerkannt wurde. Der Graf Ludwig von Flandern aber, welcher eine zweite Tochter des Herzogs zur Gemahlin hatte, machte ebenfalls Ansprüche auf Brabant, und Wenzel mußte ihm Antwerpen und Mecheln abtreten. Nach Wenzel's Tode (gestorben 1382) vermachte Johanna das Herzogthum an ihren Neffen Anton, zweiten Sohn des Herzogs Philipp von Burgund, welcher im Jahre 1406 die Regierung antrat.

2) Die Grafschaften Holland, Seeland und ein Theil von Friesland gehörten schon seit dem dreizehnten Jahrhundert Einem Geschlechte. Aus diesem stammte der deutsche König Wilhelm, der im Jahre 1256 in einem Treffen gegen die Friesen seinen Tod fand. Ihm folgte sein Sohn Florenz V., der von seinen eigenen Baronen

ermordet wurde. Mit ihm starb 1299 der ältere Grafenstamm aus. Jetzt kam Holland an die nächsten Erben, an die Grafen von Hennegau aus dem Stamme der Avesnes. Diese hatten sich, da die Flanderer und die Bischöfe von Utrecht ebenfalls Ansprüche auf Holland erhoben, anfangs gegen viele Feinde zu vertheidigen. Aber auch dieser Stamm starb mit Wilhelm IV. (1337—1345) aus, worauf denn Holland durch seine älteste Schwester Margaretha, Gemahlin Kaiser Ludwig's, an Baiern kam. Margaretha behielt zuerst Hennegau für sich und überließ die Regierung Hollands ihrem Sohne Wilhelm. Sie kam indessen bald mit ihm in Zerwürfniß und Krieg, der erst 1354 geendet wurde. Bald darauf wurde Wilhelm wahnsinnig und sein jüngerer Bruder Albrecht übernahm nunmehr die Regierung, die er sehr unrühmlich bis zum Jahre 1404 fortführte, wo er starb. Sein Sohn Wilhelm (gestorben 1417) hinterließ nur eine Tochter, Jakobäa, anfangs vermählt mit Johann von Brabant, dem Sohne jenes burgundischen Prinzen Anton, den wir bei Brabant erwähnt, von dem sie jedoch später wieder geschieden wurde. Sie starb nach einer Reihe der abenteuerlichsten und zugleich traurigsten Schicksale im Jahre 1436, worauf Holland ebenfalls an Burgund fiel.

3) Die Grafschaft Flandern gehörte theilweise zu Frankreich, theilweise zu Deutschland. Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts herrschte daselbst das Geschlecht der Dampierre, welches in die heftigsten Kriege mit Frankreich, mit Hennegau und mit Holland verflochten ward. In den englischen Kriegen traten aber die Grafen auf die Seite Frankreichs, während die Einwohnerschaft die Partei Englands nahm. Der letzte Graf, Ludwig, welcher im Jahre 1388 starb, hinterließ nur eine Tochter, welche den Herzog Philipp von Burgund heirathete, wodurch dieses Land an die Herzoge von Burgund kam.

4) Die Grafen von Geldern waren ein altes streitbares Geschlecht. Ludwig der Baier erhob 1339 die Grafschaft zu einem Herzogthum, wegen der vielen treuen Dienste, die ihm Graf Reinhold II. geleistet hatte. Dieser hinterließ zwei Söhne, Reinhold III. und Eduard, welche sich um die Herrschaft stritten, bis endlich Eduard 1361 den Sieg davon trug. Da dieser aber 1371 ohne Erben starb so fiel Geldern an seinen Neffen, den Herzog Wilhelm von Jülich,

und nachher an dessen Bruder Reinhold IV. Mit ihm erlischt 1423 auch diese Linie und Geldern kam nunmehr an die Egmond's.

Außer diesen großen und bedeutenden weltlichen Gebieten ist noch zu erwähnen 5) die Grafschaft Namur, welche ebenfalls dem Dampierre'schen Stamme gehörte, der aber im Jahre 1429 ausstarb, worauf die Grafschaft an Philipp von Burgund kam, der sie schon vorher dem letzten Grafen abgekauft hatte; 6) die Grafschaft Zütphen, welche aber früher mit Geldern vereinigt wurde; 7) die Grafschaft Hoorn.

Etwas weiter hinauf lag 8) die Grafschaft Lützelburg, von Karl IV. zu einem Herzogthum erhoben, das Stammland des lützelburgischen Hauses. Es wurde dem jüngsten Bruder des deutschen Kaisers, Wenzel, überlassen, der, wie wir gesehen, später auch Herzog von Brabant wurde. Nach seinem 1382 erfolgten kinderlosen Tode fiel es an den damaligen König Wenzel zurück. Nach dem Aussterben des lützelburgischen Hauses kam es an Burgund (1444).

b) Geistliche Gebiete.

In den Niederlanden bestanden zwei sehr bedeutende geistliche Gebiete, nämlich 1) das Bisthum Utrecht, 2) das Bisthum Lüttich. Beide besaßen in frühern Zeiten fast den ganzen östlichen Theil der Niederlande und spielten in den Händeln der Fürsten jener Gegenden eine nicht unwichtige Rolle.

IV. Niederrhein.

a) Weltliche Gebiete.

Die beiden Seiten des Niederrheins, etwa von Kleve an bis Andernach hatte ein Geschlecht inne, das aus einem uralten Stamme entsprossen war, aus dem Stamme der Grafen von Teisterbant, welche bereits in dem karolingischen Zeitalter jene Gegenden beherrschten. Im Laufe der Jahrhunderte trennte sich dieses Geschlecht in mehrere selbstständige Zweige, welche vier Grafschaften bildeten, nämlich 1) die Grafschaft Kleve; 2) die Grafschaft Jülich auf der linken Seite des Rheins; 3) die Grafschaft Berg auf der rechten Seite und unmittelbar hinter ihr 4) die Grafschaft Altena, welche später die Mark genannt ward. Diese Geschlechter waren die angesehensten in jenen Gegenden und griffen oft sehr bedeutend in die Verhältnisse der benachbarten Niederlande ein, sowie sie auch in den

allgemeinen Verhältnissen des deutschen Reiches eine Rolle spielten, so Wilhelm von Jülich unter Ludwig, weshalb sie denn im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu Herzogen erhoben wurden. Im vierzehnten Jahrhundert starben sie zum Theil aus, die übrig bleibenden erbten dann die Besitzungen der Ausgestorbenen. Im Jahre 1348 nämlich starb der letzte Graf von Berg, Adolf VIII. Dieser hatte nur eine Tochter, Margaretha, welche an den Grafen von Ravensburg in Westphalen verheirathet war. Durch diese Ehe kamen Berg und Ravensburg zusammen. Beide hinterließen aber ebenfalls nur eine Tochter, Margaretha. Diese war die Gemahlin des Grafen Gerhard von Jülich (1361), wodurch denn Berg, Jülich und Ravensburg zusammen fielen. Bald darauf, 1368, starb der alte Stamm der Grafen von Kleve mit Johann II. aus. Die Nichte desselben, Margaretha, welche die Grafschaft erbte, war mit dem Grafen Adolf von Mark vermählt, wodurch denn die Grafschaften Kleve und Mark zusammen fielen. Der Sohn dieser Ehe war Adolf V., welcher einen heftigen Krieg mit den Herzogen von Jülich zu führen hatte, aus dem er aber siegreich hervorging. Sein Enkel Johann III. brachte endlich im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts alle diese Grafschaften zusammen, indem er die Erbin von Jülich und Berg, Marie, das einzige Kind des letzten Herzogs von Jülich, heirathete.

Außer diesen Gebieten sind noch folgende zu nennen, die sich jedoch an Größe und Bedeutung mit ihnen nicht messen durften; 5) die Grafschaft Nuenar; 6) die Grafschaft Virneburg; 7) die Grafschaft Blankenheim; 8) die Grafschaft Reiferscheid; 9) die Herrschaft Arenberg; 10) die Grafschaft Mörs.

b) Geistliche Gebiete.

Am Niederrhein gab es nur ein einziges geistliches Fürstenthum, nämlich das Erzstift und Kurfürstenthum Köln. Es war aber das ansehnlichste Gebiet. Schon unter den sächsischen Kaisern dehnte es sich längs des linken Rheinufers aus, etwa von Mörs bis Linz. Unter Friedrich dem Rothbart erwarb er sich einen großen Theil der ehemaligen Besitzungen Heinrich's des Löwen unter dem Namen eines Herzogthums Westphalen. Das auf diese Weise gewonnene Gebiet auf der rechten Seite des Rheins war sogar noch größer, als das bereits besessene. Begreiflich reizte ein solch ansehnliches

Fürstenthum die benachbarten großen Geschlechter, die sich auch beständig um den kölnischen Kurhut bewarben, wie denn in der That die Erzbischöfe größtentheils aus den Geschlechtern von Berg, Mark, Jülich, Mörs, Westerburg, Virneburg u. s. w. genommen wurden. Die Erzbischöfe von Köln, wie sie schon vermöge ihrer kurfürstlichen Würde auf die allgemeinen Geschicke Deutschlands einen großen Einfluß übten, waren auch in ihrem beschränkteren Wirkungskreis am Niederrhein von einer nicht geringen Bedeutung. Sie waren fast in alle Händel der dortigen weltlichen Herren verflochten und wußten mit dem Schwerte nicht minder umzugehen, wie mit dem Skapuliere. Aber nicht selten erlagen sie auch ihren Feinden.

V. Mittelrhein.

a) Weltliche Gebiete.

1) Weitaus die mächtigsten Fürsten am Mittelrhein waren die Pfalzgrafen, welche als Kurfürsten in den allgemeinen Angelegenheiten des Reichs zugleich eine bedeutende Rolle spielten und die wir schon oft haben erwähnen müssen. Sie waren aus dem wittelsbachischen Hause und anfänglich zugleich Herzoge von Baiern, bis Kaiser Ludwig in dem Vertrage von Pavia eine Theilung veranstaltete, nach welcher die Rheinpfalz nebst der Oberpfalz ganz allein den Söhnen seines Bruders Rudolf (starb 1319) gehören sollte. Die Söhne Rudolf's I. waren 1) Adolf, 2) Rudolf II., 3) Ruprecht I. oder der Aeltere. Der älteste, Adolf, starb aber sehr früh und hinterließ einen Sohn, Ruprecht II. Rudolf II., welcher die Kurwürde führte, starb im Jahre 1355, ohne männliche Nachkommen. Ihm folgte in der Kurwürde sein Bruder Ruprecht I. oder der Aeltere, welcher im Jahre 1390 gleichfalls ohne männliche Nachkommen starb. Hierauf übernahm die Kur der Sohn Adolf's, Ruprecht II., welcher 1398 starb. Ihm folgte sein Sohn Ruprecht III., der nachmalige deutsche Kaiser (starb 1410). Unter diesen vier Kurfürsten erweiterten sich die Besitzungen der rheinischen Pfalz ansehnlich durch Kauf und Erbschaft. Kaiser Ludwig verpfändete den Pfalzgrafen, wie wir gesehen, mehrere Reichsstädte, die nie mehr an das Reich zurückkamen, nämlich Annweiler, Eberbach, Mosbach, Neckargemünd, Sinsheim, Germersheim. Unter Karl IV. kamen noch Wolfstein, Hagenbach, Kaiserslautern, Odernheim und Oppenheim hinzu.

Ruprecht I. erwarb sich durch Kauf die Grafschaft Zweibrücken, Hombach und Bergzabern. Unter Ruprecht III. wurden die Besitzungen noch weiter ausgedehnt. Dieser erwarb die Grafschaft Simmern und einen Theil der Grafschaft Sponheim. Die Grafschaft Veldenz wurde 1440 durch Erbschaft erworben, ebenso ein fernerer Theil von Sponheim. Ruprecht III. theilte sein Besitzthum unter seine vier Söhne, wornach der Aelteste, Ludwig der Bärtige, die ursprünglichen Besitzungen nebst der Kurwürde erhielt, der zweite, Johann, die Oberpfalz, der dritte, Stephan, die Grafschaft Simmern und Zweibrücken, der vierte endlich Mosbach und Sinsheim.

Mitten und neben dem pfalzgräflichen Gebiete befanden sich noch mehrere bedeutende Grafschaften, nämlich: 2) Simmern; 3) Sponheim; 4) Veldenz; 5) Zweibrücken, welche aber, wie wir eben erzählt, im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit der Pfalz vereinigt wurden. Unabhängig blieben: 6) die Grafschaft Leiningen; 7) die Grafschaft Falkenstein; 8) die Rheingrafschaft. Diese Gebiete befanden sich alle auf dem linken Rheinufer. Auf dem rechten Rheinufer aber von der Pfalzgrafschaft an bis zum Herzogthum Berg breiteten sich die Besitzungen von drei großen mächtigen Geschlechtern aus. Es waren 9) die Grafen von Katzenellenbogen, welche sich indessen in zwei Häuser theilten: dem einen gehörten die Besitzungen unterhalb Mainz, welche auch auf das jenseitige Ufer hinüberreichten; das andere besaß die Herrschaften an der Bergstraße und Darmstadt. Das Geschlecht starb im Jahre 1497 aus und seine Besitzungen kamen durch die Tochter des letzten Grafen an Hessen. 10) Die Grafen von Nassau. Auch diese theilten sich bereits am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in zwei Häuser: in die walramsche Linie, zu welcher der König Adolf gehörte, und in die ottonische. Jede dieser Linien zerfiel aber wieder in mehrere Zweige. König Adolf hinterließ einen Sohn, Gerlach, welcher im Jahre 1357 starb. Dieser hatte zwei Söhne, Adolf II., welcher die idstein-wiesbadische, und Johann, welcher die weilburgische Linie stiftete. Was die ottonische Linie anbetrifft, welcher Dillenburg, Beilstein und Siegen gehörte, so stammen von dieser die Oranien, die jetzigen Könige der Niederlande ab. Das dritte dieser großen Geschlechter an der linken Seite des Mittelrhein waren 11) die Grafen von Isenburg, welche das ganze Land von der

Grafschaft Berg bis nach Koblenz beherrschten und bis in die Wetterau ihre Besitzungen ausdehnten. Dieses Geschlecht zerfiel jedoch auch wieder in mehrere Linien, nämlich außer den Grafen von Isenburg gehörten zu ihr 12) die Grafen von Sayn; 13) die Grafen von Wied und Runkel; 14) die Grafen von Wittgenstein; 15) die Grafen von Limburg; 16) die Grafen von Westerburg.

Etwas weiter vom Rheine entfernt in der Wetterau herrschten folgende Geschlechter: 17) die Grafen von Solms; 18) die Grafen von Büdingen; 19) die Grafen von Nidda; 20) die Grafen von Hanau; 21) die Herren von Falkenstein; 22) die Herren von Eppstein; 23) die Herren von Kronenberg.

b) Geistliche Fürstenthümer.

Am Mittelrhein gab es vier geistliche Fürstenthümer, von denen zwei zu den weitaus bedeutendsten von ganz Deutschland gehörten. 1) Das Erzstift und Kurfürstenthum Trier. Die Besitzungen Triers waren schon im zehnten Jahrhundert sehr ansehnlich: im vierzehnten erstreckten sich dieselben, von der Sar beginnend, hinter der Pfalz der Mosel entlang bis an den Rhein, dessen linkes Ufer von Wesel bis Koblenz sie einnahmen, und von dessen rechtem mehrere Punkte ihm ebenfalls gehörten. Trier war das geschlossenste, wohl abgerundeteste geistliche Gebiet am Rhein. Es übte während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts einen höchst bedeutenden Einfluß aus, der sogar mitunter den von Mainz überstieg. Und zwar besonders durch zwei Fürsten, die ungewöhnlich lange regiert haben. Der eine dieser Fürsten war Balduin von Lützelburg, den wir in dieser Geschichte schon oft erwähnt. Er regierte von 1307 bis 1354. Dies war ein ausgezeichneter Fürst. Wir haben bereits gesehen, mit welcher Macht er in die Geschicke des Reiches eingriff. Zu Hause war er nicht minder rühmlich bekannt als vortrefflicher Haushalter, wie als rüstiger Krieger, der sich nicht selten mit den benachbarten Grafengeschlechtern herumzuschlagen hatte, aber doch gegen alle sie behauptete. Eine Zeit lang hatte er noch außer Trier drei Stifter in Verwaltung, nämlich Mainz, Worms, Speier. Damals war er ohne Widerrede der mächtigste Fürst am Rhein. Unter ihm vermehrte sich das trierische Gebiet um ein Drittel, die Einkünfte aber um die Hälfte. Wir haben bereits bemerkt, wie reichlich er sich von seinem Bruder Heinrich VII. und von Ludwig dem Baiern

beschenken ließ. Nach Balduin regierte Boemund, Graf von Sarbrücken, bis zum Jahre 1367. Dieser erwählte zu seinem Gehülfen Kuno von Falkenstein, der später auch Erzbischof wurde. Dieser Kuno war ein äußerst tapferer Fürst und weit mehr Krieger und Staatsmann, denn Priester. Im Munde des Volks hieß er daher nur der Ritter Kuno. Schon ehe er Erzbischof von Trier wurde, hatte er bewiesen, daß er es verstünde, ein Erzstift zu vertheidigen und mit den Waffen zu behaupten. Er war vom Mainzer Domkapitel zum Verwalter des Erzstifts erwählt worden, um dasselbe für Heinrich von Virneburg gegen den vom Papst ernannten Gerlach von Nassau zu vertheidigen. Dies gelang ihm vollkommen: er trieb die Nassauer zu Paaren und zwang sie zum Frieden. Als Kurfürst von Trier fuhr er in dieser Weise fort. Er hatte während seiner ganzen Regierung mit seinen unruhigen Nachbarn zu kämpfen, besonders mit dem Geschlecht der Isenburg, war aber immer siegreich und erweiterte die trierischen Besitzungen auf Kosten seiner Feinde. So erwarb er die Grafschaft Limburg und noch mehrere andere Plätze auf dem rechten Rheinufer. Einmal, 1368, riefen ihn sogar auch die Kölner zum Verwalter des Stifts und er half ihnen auch aus der Noth. In hohem Alter ist er gestorben, im Jahre 1388.

2) Das Erzbisthum Mainz war dem Range nach das erste Kurfürstenthum: es hatte aber nicht das geschlossene, zusammenhängende Gebiet wie Trier, auch nicht wie Köln. Am Rhein besaß es einen kleinen, aber äußerst fruchtbaren Landstrich, nämlich den Rheingau, ferner weiter hinunter Rense und Lahnstein, weiter hinauf den schönsten und fruchtbarsten Theil der Bergstraße, Lorsch, Heppenheim, Bensheim u. s. w. Aber schon im neunten Jahrhundert dehnte es seine Herrschaft bis nach Franken aus, wo es nach und nach den ganzen Länderstrich zwischen Aschaffenburg und der Grafschaft Hohenlohe erwarb. Dies war die größte zusammenhängende Besitzung des Erzstifts. Außerdem besaß es in Thüringen Erfurt mit seinem Gebiete, in Hessen Fritzlar und Amöneburg, in Niedersachsen das Eichsfeld, das ihm von der grubenhagischen Familie 1340 versetzt wurde. Begreiflich gaben diese Besitzungen des Mainzer Erzstifts Anlaß zu beständigen Reibereien mit den Herren der sie umschließenden Länder, und so hören die Kriege mit den Hessen, den Thüringern, den Braunschweigern nicht auf. Um das Erzstift Mainz stritten sich

von jeher die umliegenden adeligen Geschlechter, die Eppsteine, die Nassauer, die Rheingrafen, die Birneburg u. s. w. Den größten Einfluß übten aber ohnstreitig die Eppsteine und die Nassauer, die mit einander verwandt waren. Die Eppsteine brachten in Zeit von hundert Jahren, nämlich von 1200—1300 vier von ihrer Familie auf den mainzischen Stuhl, und die Nassauer begannen sie seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts abzulösen, von wo sie innerhalb eines Jahrhunderts ebenfalls viermal den erzbischöflichen Stuhl besetzten. Dem Mainzer Erzstift glückte es mit seinen Erzbischöfen um jene Zeit nicht so gut, als dem Trierer. Zuerst kämpfte Balduin von Trier, der von einem Theil des Domkapitels gewählt worden war, gegen Heinrich von Birneburg, welchen der Papst bestellt hatte. Als dann durch den Kaiser Ludwig zwischen Heinrich und Balduin eine Aussöhnung bewirkt war, derzufolge Heinrich Erzbischof von Mainz blieb, so dauerte es nicht lange, als gegen Heinrich durch den Papst in Gerlach von Nassau ein neuer Gegenerzbischof aufgestellt ward. Nach dem Tode Heinrich's (1353) und nachdem Kuno von Falkenstein mit dem Erzstifte Trier entschädigt worden, gelang es erst Gerlach von Nassau, sich in Mainz festzusetzen. Er starb 1371. Nach ihm bekam das Erzstift Johann von Lützelburg, der aber schon nach zwei Jahren starb, wie man sagte, an Gift. Die Nassauer, welche schon nach Gerlach's Tod wieder Einen ihres Geschlechts auf den erzbischöflichen Stuhl erheben wollten, strengten jetzt alle ihre Kräfte an und es gelang ihnen, einen Theil des Domkapitels zu bestimmen, Adolf von Nassau zu wählen, der freilich damals noch ein ganz junger Mensch war. Der Papst aber setzte dem Kaiser Karl zu Gefallen den Bischof Ludwig von Bamberg ein. Zwischen diesen beiden kam es nun zum Kampfe, aus dem indessen der Nassauer siegreich hervorging. Da Ludwig, der indessen auch noch Erzbischof von Magdeburg geworden, im Jahre 1382 gestorben, so erhielt sich Adolf im unbestrittenen Besitze des Erzstifts. Adolf war ein äußerst kriegerischer Fürst, etwa ebenso, wie Kuno von Falkenstein. Er schlug sich während seiner Regierung beständig mit seinen Nachbarn herum, mit den Pfalzgrafen, den Hessen, den fränkischen Grafen, dem Bischof von Würzburg, und wie sie alle hießen, wußte sich aber gegen Alle zu behaupten. Das Volk machte auf ihn den Reim: Der Bischof Adolf beißt um sich wie ein Wolf.

Er starb im Jahre 1390. Nach ihm kam Konrad von Weinsberg (starb 1336); hierauf wieder ein Nassauer, Johann, welcher bis zum Jahre 1419 regierte. Der vierte Nassauer endlich war Adolf II, der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Gegner Dietrich's von Isenburg war, auf welche Geschichte wir später noch zurückkommen.

3) Das Bisthum Worms, ebenfalls ein sehr altes Bisthum, ist früher viel mächtiger gewesen und hat ein sehr ausgebreitetes Gebiet besessen, verlor aber nach und nach den größten Theil an seine übermächtigen Nachbarn, an die Pfalzgrafen, die Grafen von Nassau, die von Sponheim, die von Katzenellenbogen. Bis zum vierzehnten Jahrhundert waren nur fünf kleine Aemter geblieben: Dirmstein, Lampertheim, Neuleiningen, Hochheim, Neuhausen. Auch von inneren Entzweiungen blieb das Stift nicht frei. Besonders die Familien der Raugrafen von Baierburg und der von Schöneck stritten um den Bischofshut. Die Bischöfe lebten nicht lange und die Wahlen gaben immer wieder zu neuen Streitigkeiten Anlaß. 4) Desto bedeutender war das Bisthum Speier. Bereits unter den sächsischen und fränkischen Kaisern war sein Besitzthum beträchtlich angewachsen. Damals erstreckte es sich schon auf das rechte Rheinufer bis nach Bruchsal, wo der größte Theil der bischöflichen Besitzungen beisammen war. Im vierzehnten Jahrhundert war es in mehrere Aemter getheilt. Diese waren auf der rechten Rheinseite Bruchsal, Kißlau, Grombach, Rothenburg, Udenheim, Gensberg; auf der linken Kirweiler, Deidesheim, Marientraut. Später kamen auch noch die Abtei Weißenburg im Elsaß hinzu und Odenheim.

VI. Oberrhein.

a) Weltliche Gebiete.

Betrachten wir zuerst die linke Seite des Rheins, das Elsaß. Hier befanden sich mehrere adelige Geschlechter, nämlich 1) die Herren von Bitsch, deren Besitzungen später an die Pfalzgrafen kamen; 2) die Grafen von Fleckenstein; 3) die Grafen von Lützelstein; 4) die Grafen von Lichtenberg; 5) die Grafen von Dachsburg; 6) die Grafen von Geroldseck; 7) die Herren von Rapoltstein; 8) die Grafen von Pfirt, welche später die Habsburger erbten; die wichtigsten aber waren 9) die Habsburger, welche die Landgrafschaft des obern Elsasses inne hatten.

Auf dem rechten Rheinufer waren die Habsburger ebenfalls sehr begütert, und zwar wiederum in den oberen Theilen; so erwarben sie im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts den größten Theil des Breisgau. Außer ihnen aber war das mächtigste Geschlecht in jenen Gegenden 10) das Zähringische, welches die Markgrafschaft Baden inne hatte, deren Besitzungen längs des Rheins von Freiburg an bis Bretten sich erstreckten, allerdings mehrmals durch fremde Gebiete unterbrochen, wie durch die Landgrafschaft Breisgau und durch die Ortenau, nach welcher Landvogtei sie aber beständig trachteten und die ihnen von den deutschen Kaisern öfters übergeben wurde. Die badischen Lande wurden aber bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durch viele Theilungen zerrissen. Rudolf I. (starb 1258), welcher durch Heirath einen Theil der Grafschaft Eberstein an sich brachte, hinterließ vier Söhne: 1) Hermann VII. (starb 1291); 2) Rudolf II. (starb 1295); 3) Hatto; 4) Rudolf III., welche sich in die Besitzungen ihres Vaters theilten und dieselben noch zu vermehren trachteten, namentlich durch mehrere Reichsstädte, die sie sich von dem Kaiser Ludwig verpfänden ließen. Indessen nur der älteste dieser Brüder, Hermann VII., setzte den Stamm fort. Er hinterließ zwei Söhne: 1) Friedrich II. (starb 1333); 2 Rudolf IV. (starb 1348), welche die Besitzungen ihrer Oheime erbten. Diese beiden Brüder theilten so mit einander, daß Rudolf Pforzheim erhielt, Friedrich die oberen Lande. Auch sie wurden vom Kaiser Ludwig sehr begünstigt, der ihnen Zölle gestattete und die Städte Ortenberg, Offenburg, Gengenbach, Zell an sie versetzte, sowie er ihnen auch die Landvogtei Ortenau übergab. Friedrich II. hinterließ einen Sohn Hermann IX., der von Ludwig sowohl als Karl IV. sehr begünstigt wurde und im Jahre 1352 starb, ohne männliche Nachkommen, worauf sein Antheil an die Linie Rudolf's IV. fiel. Dieser Rudolf IV. hatte zwei Söhne: 1) Friedrich III. (starb 1353); 2) Rudolf V. (starb 1361). Jener hatte seinen Sitz zu Baden, dieser zu Pforzheim. Auch diese beiden Brüder wurden von Kaiser Karl IV. sehr bevorzugt. Gegen Rudolf mußte indessen später der Landfriede aufgeboten werden. Da er keine Erben hinterließ, so fiel sein Antheil an den Sohn Friedrich's III., Rudolf VI., welcher somit 1361 alle badischen Lande wieder vereinigte. Rudolf VI. hinterließ bei seinem 1372 erfolgenden Tode zwei Söhne: 1) Bernhard, 2) Ru-

dolf VII., welche wieder mit einander theilten, und zwar so, daß Rudolf die oberen, Bernhard die unteren Lande erhielt. Diese beiden Markgrafen spielten in den Fehden und Kämpfen des letzten Viertels des vierzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle und wir werden noch öfter auf sie zurückkommen. Der jüngere, Rudolf, starb aber im Jahre 1391 ohne männliche Nachkommen, und so vereinigte sein Bruder Bernhard wieder alle badischen Lande. Dieser Fürst erweiterte sein Gebiet durch mehrere Erwerbungen, namentlich durch das Gebiet der Markgrafen von Hachberg im obern Breisgau. Er starb 1431 und von nun an blieben die badischen Lande ein Jahrhundert ungetheilt. Bernhard's Sohn Jakob starb 1453. Dann folgte ihm Karl, von 1453 bis 1475, und Christoph I., von 1475 bis 1527.

Außer dem badischen Hause herrschten in jenen Gegenden noch mehrere Geschlechter, von denen wir nur folgende anführen: 11) die Markgrafen von Hachberg, aus demselben Stamme mit dem badischen entsprossen, welche im Breisgau angesessen waren. Sie theilten sich aber im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in zwei Linien, in die Linie Hachberg-Hachberg und in die Linie Hachberg-Sausenberg. Die Besitzungen der ersteren kamen 1415 durch Kauf an den Markgraf Bernhard von Baden, die andere starb Anfang des sechszehnten Jahrhunderts aus und fiel vermöge Erbvertrags ebenfalls an Baden. 12) Die Grafen von Freiburg aus dem Stamme der Grafen von Fürstenberg, deren Gebiet aber in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an Oesterreich fiel; 13) die Grafen von Eberstein, welche einen Theil ihrer Besitzungen an das badische Haus verkauften; 14) die Grafen von Geroldseck, welche, wie wir gesehen, auch im Elsaß angesessen waren.

b) Geistliche Gebiete.

Weitaus das mächtigste geistliche Gebiet war 1) das Bisthum Straßburg, welches nicht nur fast den ganzen mittleren Theil des Elsasses besaß, sondern auch auf das rechte Rheinufer in das Badische hinübergriff. Hier wußte es sich im vierzehnten Jahrhundert sogar die ganze Ortenau zu verschaffen, die es jedoch nicht zu behaupten vermochte: Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde sie an die Pfalz versetzt. Die Bischöfe von Straßburg waren nicht minder streitbare Kirchenfürsten, wie die von Mainz und Trier, und

lagen namentlich mit den Markgrafen von Baden und den vielen sie umgebenden Grafengeschlechtern in vielfältigem Streite. Großen Einfluß auf das Bisthum hatten besonders die Grafen von Geroldseck und die von Lichtenberg, von welchen Geschlechtern häufig die Bischöfe genommen wurden. 2) Das Bisthum Basel, ebenfalls ein sehr ansehnliches Stift, dessen beträchtliche Besitzungen im Burgundischen lagen.

VII. Lothringen und Burgund.

Ehe wir uns in das Innere von Deutschland wenden, erwähnen wir noch kurz zwei überrheinische Länder, welche zwar dem deutschen Reiche ziemlich entfremdet waren, aber immer noch zu ihm gehörten. Das eine ist Lothringen. Von weltlichen Besitzungen ist zu nennen: 1) das Herzogthum Lothringen, von einem alten Geschlechte inne gehabt, welches bis in das fünfzehnte Jahrhundert blühte, dann aber durch Heirath an einen anjouischen Zweig überging; 2) das Herzogthum Bar; 3) die Grafschaft Sarbrücken; 4) die Grafschaft Sarwerden; 5) die Grafschaft Salm. Von geistlichen Gebieten die reichen Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Die Grafschaft Burgund fiel Anfang des vierzehnten Jahrhunderts durch Heirath an den König von Frankreich, welcher einen seiner Söhne, Philipp den Kühnen, damit belehnte. Außer ihr noch zu nennen die Grafschaft Mömpelgard, welche Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch Heirath an Würtemberg kam.

VIII. Schwaben.

a) Weltliche Gebiete.

Das Herzogthum Schwaben hatte sich seit dem Untergange der Hohenstaufen in eine Menge von kleineren und größeren Herrschaften aufgelöst, welche keinen Herrn über sich anerkannten als den Kaiser, also unmittelbare Reichsstände wurden. Die vorzüglichsten Geschlechter, welche derartige Herrschaften besaßen, waren 1) die Herzoge von Teck; 2) die Pfalzgrafen von Tübingen; 3) die Markgrafen von Burgau; 4) die Grafen von Hohenberg; 5) die Grafen von Montfort, welche in Sigmaringen, in Tettnang, in Bregenz, in Feldkirch, in Scheer ihre Besitzungen hatten; 6) die Grafen von Werdenberg; 7) die Grafen von Waldburg; 8) die Grafen von Fürstenberg; 9) die Grafen von Zollern; 10) die Grafen von Grais-

bach; 11) die Grafen von Schelklingen; 12) die Grafen von Vayhingen; 13) die Grafen von Helfenstein; 14) die Grafen von Oettingen; 15) die Herren von Rechberg; 16) die Grafen von Asperg; 17) die Grafen von Veringen; 18) die Grafen von Nellenburg. Alle diese aber wurden von zwei Geschlechtern überragt, von denen sich das eine in Oberschwaben, das andere in Niederschwaben ausbreitete, nämlich 19) von den Habsburgern und 20) von den Grafen von Würtemberg.

Was die Habsburger anbetrifft, so verloren sie zwar im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts den größten Theil ihrer ausgedehnten Besitzungen in der Schweiz. Dagegen breiteten sie sich am Oberrhein und am Bodensee aus bis an die Donau, ja noch über dieselbe hinüber. Besonders unter König Albrecht wurden viele und bedeutende Erwerbungen gemacht, theils durch Kauf, theils durch Erbschaft oder in anderer Weise. So kam unter ihm die Markgrafschaft Burgau, die Grafschaft Veringen, Sigmaringen, Scheer, ein Theil der Grafschaft Nellenburg, anderer und geringerer Erwerbungen zu geschweigen, an das Haus Habsburg. Seine Nachfolger setzten diese Bemühungen fort, und wir haben bereits gesehen, wie sie im Breisgau um sich gegriffen.

Wie die Habsburger in Oberschwaben, so suchten die Grafen von Würtemberg in den unteren Theilen sich zu vergrößern. Dieses Geschlecht ist aber erst in den Zeiten der Zwischenherrschaft emporgekommen, wo Ulrich mit dem Daumen durch die Erwerbung der Grafschaft Urach (1253) den Grund zu der rasch emporsteigenden Größe des Hauses legte, und sein Sohn Eberhard der Erlauchte (von 1265—1325) in Zeit von wenigen Jahren den Besitzstand seines Hauses durch eine Reihe von Ankäufen um das Doppelte vermehrte. Dieser Eberhard war ein vortrefflicher Wirthschafter, der beständig bei Kasse war und die Noth der anderen schwäbischen Grafengeschlechter, welche durch ihre Verschwendung oft gezwungen waren, ihre Besitzungen zu veräußern, auf das Beste zu benutzen wußte. So kaufte er von den Herzogen von Teck, von den Pfalzgrafen von Tübingen, von den Grafen von Asperg und von einer Menge anderer kleinerer und größerer Herren entweder ihre sämmtlichen Besitzungen, wie z. B. von den Pfalzgrafen, oder doch einen ansehnlichen Theil. Aber dieser Eberhard war ein ebenso tapferer

Kriegsheld, als er ein guter Wirthschafter war und nicht minder ein gewiegter Staatsmann. Er hat die Regierungen fünf deutscher Könige erlebt und sich während derselben immer zu behaupten gewußt, obschon er mit allen in Streit gelegen, da er seinen eigenen Weg ging, welcher selten mit dem Vortheil seiner Nebenmenschen oder des Reiches übereinstimmte. „Gottes Freund und aller Welt Feind" war sein Wahlspruch. Unter Heinrich VII. wurde er zwar von Land und Leuten vertrieben, aber in den Zeiten des Streites zwischen Friedrich und Ludwig setzte er sich wieder in den Besitz aller seiner Lande, wurde von beiden Gegenkönigen gesucht und benutzte dieses vortrefflich zur ferneren Vergrößerung seiner Macht. Sein Sohn Ulrich (starb 1344) setzte diese Erwerbungen fort, und nicht minder der Sohn dieses Grafen, Eberhard, zubenannt der Greiner oder der Rauschbart, welcher bis zum Jahre 1390 lebte. Dieser Eberhard der Greiner spielt in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts eine sehr wichtige Rolle in der allgemeinen Geschichte des deutschen Reiches, und wir werden auf ihn noch öfter zurückkommen. Nach seinem Tode folgte, da Eberhard's Sohn Ulrich bereits 1388 seinen Tod gefunden, sein Enkel Eberhard der Milde (starb 1417), hierauf Eberhard der Jüngere (starb 1419), welcher durch seine Gemahlin die Grafschaft Mömpelgardt erbte, und dessen Söhne, Ludwig der Aeltere und Ulrich der Vielgeliebte sich in die Länder theilten, die aber schon unter dem Sohne des Letztern sich wieder vereinigten.

b) Geistliche Gebiete.

Das größte geistliche Gebiet in Schwaben war ohnstreitig 1) das Bisthum Augsburg, welches sich von der Stadt Augsburg an längs der baierischen Gränze bis nach Tyrol ausdehnte. Bei weitem kleiner war das Gebiet 2) des Bisthums Konstanz und 3) des Bisthums Chur. Dagegen war 4) die Abtei Kempten von sehr ansehnlichen Besitzungen; ebenso 5) die Abtei Elwangen; jene in Oberschwaben, diese in Niederschwaben.

IX. Baiern.

a) Weltliche Gebiete.

Während das Herzogthum Schwaben sich in eine Menge von Herrschaften auflöste, trat der entgegengesetzte Fall mit dem Herzog-

thum Baiern ein, welches unter dem Geschlechte der Wittelsbacher beisammen blieb und sich zu einem geschlossenen großen Gebiete gestalten zu wollen schien. Dies lag wenigstens im Plane Ludwig des Baiern, welcher, wie wir gesehen, in seinem letzten Willen verordnete, daß Baiern mindestens zwanzig Jahre nach seinem Tode ungetheilt bleiben sollte. Seine sechs Söhne erfüllten aber nicht des Vaters Wunsch, sondern theilten sofort in folgender Weise. Ludwig der Brandenburg erherrschte in Tyrol und zugleich mit seinen Brüdern Ludwig dem Römer und Otto in Oberbaiern und Brandenburg; Stephan mit der Hafte in Niederbaiern, Wilhelm und Albrecht in Straubing und in den Niederlanden. Ludwig trat aber schon im Jahre 1350 die Mark Brandenburg seinen Brüdern Ludwig dem Römer und Otto ab und behielt für sich Tyrol und Oberbaiern. Er starb im Jahre 1361 und hinterließ einen einzigen Sohn, Meinhard, der ihn nur zwei Jahre überlebte, worauf Tyrol von seiner Mutter, Margaretha Maultasch, den Habsburgern vermacht wurde. Ludwig der Römer starb bereits 1363, ohne Kinder zu hinterlassen, und Otto, welcher 1379 starb, verkaufte noch vor seinem Tode (1373) die Mark Brandenburg an Karl IV. Auf diese Weise gingen die von Ludwig dem Baiern erworbenen Länder wieder alle verloren — die niederländischen folgten im fünfzehnten Jahrhundert — und es blieben nur die baierischen beisammen, welche glücklicher Weise wieder unter Eine Hand kamen. Stephan mit der Hafte vereinigte nämlich mit Ausnahme des kleinen Antheils seiner niederländischen Brüder alle baierischen Lande. Nach seinem Tode (1377) regierten seine drei Söhne zuerst gemeinschaftlich, aber 1392 theilten sie wiederum und stifteten drei Linien. Der älteste, Stephan (starb 1416), stiftete die ingolstädtische Linie; der zweite, Friedrich (starb 1393), die landshutische; der dritte, Johann (starb 1397), die münchener Linie. Von diesen drei Linien starb die ingolstädtische bereits 1447 aus mit dem Sohne Stephan's, Ludwig dem Bärtigen. Die landshuter (Heinrich der Reiche starb 1450; Ludwig der Reiche starb 1479) starb mit des Letztern Sohne, Georg dem Reichen, im Jahre 1503 gleichfalls aus, worauf die münchener Linie die baierischen Lande wiederum vereinigte. Der Stifter dieser Linie, Johann, hatte zwei Söhne, Wilhelm und Ernst. Von diesen starb Wilhelm bereits 1435. Ernst (starb 1438) führte die Regierung. Sein Sohn

Albrecht III. (starb 1460) hatte fünf Söhne, die sich alle um die Herrschaft stritten. Da indessen die Einen bald ohne Kinder starben, die Anderen zuletzt nachgaben, so behielt die Regierung Albrecht IV., der Weise (starb 1508), allein, unter welchem endlich die Vereinigung der verschiedenen baierischen Lande vor sich ging.

b) Geistliche Gebiete.

Im Baierischen gab es drei Bisthümer: 1) das Bisthum Freising; 2) das Bisthum Regensburg; 3) das Bisthum Passau. Zwischen Baiern und Oesterreich dehnte sich 4) das Erzbisthum Salzburg aus, das größte geistliche Gebiet im Osten Deutschlands, welches nicht nur mit den rheinischen Erzbisthümern an Umfang wetteifern konnte, sondern sie auch noch übertraf. Denn außerdem, daß es zwischen Baiern und Oesterreich ein geschlossenes, wohl abgerundetes Gebiet besaß, das etwa ein Drittel so groß, als ganz Baiern sein mochte, gehörten dazu eine Menge kleinerer und größerer Besitzungen in den österreichischen Ländern. Begreiflich spielte es auch in staatlicher Beziehung eine große Rolle in jenen Gegenden und abwechselnd bewarben sich die benachbarten Fürstenthümer um seine Freundschaft oder bekämpften dasselbe. 5) Die Propstei Berchtesgaden.

X. Franken.

a) Weltliche Gebiete.

In Franken traten ohngefähr dieselben Verhältnisse ein, wie in Schwaben. Nämlich nach dem Sturze der Hohenstaufen löste sich das Herzogthum auf und es thaten sich mehrere größere und kleinere Geschlechter hervor, welche die Reichsunmittelbarkeit anstrebten und zu behaupten wußten. Unter den bedeutenderen Grafengeschlechtern sind folgende zu nennen: 1) die Grafen von Hohenlohe; 2) die Grafen von Pappenheim; 3) die Grafen von Erbach; 4) die Grafen von Werthheim; 5) die Grafen von Rineck; 6) die Grafen von Kastell; 7) die Grafen von Henneberg; 8) die Herren von Schwarzenberg. Weitaus die mächtigsten unter Allen aber waren 9) die Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause der Hohenzollern.

Dieses Geschlecht spielte hier dieselbe Rolle, wie die Grafen von Würtemberg in Schwaben. Es suchte sich durch Sparsamkeit große Schätze zu sammeln und verwandte diese, um neue Besitzungen zu erwerben. Zugleich aber bewahrte es mit den Kaisern ein gutes

vernehmen, und wußte sich dadurch von diesen neue Gerechtsame auszuwirken. Auch dieses Geschlecht kam erst in den Zeiten des Zwischenreiches empor. Unter den letzten Hohenstaufen hatte es allerdings schon das Burggrafthum von Nürnberg inne, seine Güter erstrecken sich aber nur auf einige Weiler und Mühlen in der Nähe der Stadt. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts kam durch Erbschaft und Kauf zwar Einiges hinzu, aber erst in der zweiten Hälfte begannen seine Besitzungen eine größere Ausdehnung zu gewinnen. Der Burggraf Friedrich III. (1260—1297) spielte bereits bei der Wahl Rudolf's von Habsburg und während der ganzen Regierung dieses Königs eine wichtige Rolle, war ein treuer Anhänger des habsburgischen Hauses und wurde dafür mit neuen Gerechtsamen und Gütern belohnt. Der Sohn desselben, Friedrich IV. (1297—1332), erlebte die Regierung von drei deutschen Königen und wußte die Verhältnisse immer vortrefflich zu seinem eigenen Vortheile auszubeuten. Zuerst unter Albrecht ein Anhänger des habsburgischen Hauses, stand er später doch nicht an, Heinrich VII. mit derselben Ergebenheit zu dienen, und endlich sogar auf der Seite Ludwig's des Baiern gegen das Haus Habsburg selbst zu kämpfen. Er hat Ludwig wichtige Dienste geleistet: vorzüglich seiner Mitwirkung ist der Sieg bei Mühldorf zuzuschreiben. Johann II. (1332—1358) war Anfangs ebenfalls ein treuer Anhänger Ludwig's, aber nach dessen Tode zögerte er keinen Augenblick, auf die Seite Karl's IV. zu treten und ihm mit Eifer zu dienen. Durch diese kluge, rechtzeitige Wechselung der um die Reichsregierung sich streitenden Parteien ist es den Burggrafen gelungen, unter jeder Regierung ihre Gerechtsame, wie ihre Güter zu vermehren. Denn sie thaten Nichts umsonst, sondern ließen sich jeden Dienst von dem Kaiser theuer bezahlen. Dazu kamen dann mehrere Erbschaften, die sie machten, und der in der Familie erbliche Geist der Sparsamkeit. Schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts waren die Burggrafen die mächtigsten Herren des Frankenlandes. Sie hatten nicht viel weniger als ein Drittel dieses Landstriches inne. Sie breiteten sich besonders im Südosten und Osten Frankens aus, drangen aber bis in die Mitte vor, wo sie den Aischgrund beherrschten und sogar einen Theil der Maingegenden. Indessen waren diese Besitzungen durch dazwischen liegende andere Gebiete vielfach zerrissen. Friedrich V.

(1358—1398), welcher den Beinamen des Conquestor oder des Erwerbers führt, suchte nun durch neue Erwerbungen den Besitzstand des Hauses mehr und mehr abzurunden. Er hinterließ zwei Söhne, Johann III. (1398—1420) und Friedrich VI. (1398—1440), welche die fränkischen Besitzungen des Vaters dergestalt unter sich vertheilten, daß Johann das Gebiet oberhalb des Fichtelgebirges oder das Oberland (Hof, Kulmbach, Baireuth 2c.), Friedrich die Besitzungen unterhalb des Gebirges oder das Unterland (Neustadt, Ansbach, Gunzenhausen 2c.) erhielt. Da aber Johann III. ohne Kinder starb, so vereinigte Friedrich VI. wieder alle Besitzungen unter sich. Unter diesem Friedrich erstieg das Geschlecht der Hohenzollern eine neue Stufe der Größe. Er erwarb nämlich 1415 die Mark Brandenburg. Seine drei Söhne theilten zwar die Besitzungen wieder unter sich, sie kamen jedoch unter Albrecht Achilles (1440—1486) nochmals zusammen. Auf alle diese Männer werden wir noch einmal zurückkommen.

b) Geistliche Gebiete.

Die geistlichen Gebiete waren in Franken, was Einfluß und Macht anbetrifft, verhältnißmäßig ebenso bedeutend als am Mittelrhein. Sie werden ohngefähr die Hälfte ganz Frankens eingenommen haben. Außer den Besitzungen, welche 1) das Erzbisthum Mainz inne hatte, im westlichen Theile Frankens, war ohnstreitig das mächtigste und einflußreichste geistliche Fürstenthum 2) das Bisthum Würzburg. Dessen Gebiet umfaßte so ziemlich die ganze Mitte von Franken, dehnte sich indessen mehr gegen den Norden hin aus. Die Bischöfe von Würzburg maßten sich die herzogliche Gewalt über Franken an und nannten sich auch Herzoge von Franken. Nicht so groß, aber immerhin noch sehr ansehnlich war das Gebiet 3) des Bisthums Bamberg, welches in den östlichen Theilen Frankens sich ausbreitete. 4) Das Bisthum Eichstädt, an der südlichen Gränze Frankens, war noch kleiner. Desto ansehnlicher 5) die gefürstete Abtei Fulda im Norden Frankens, deren Besitzungen sich bis nach Hammelburg herein erstreckten. 6) Das Gebiet des Deutschordens in und um Mergentheim.

XI. Hessen.

a) Weltliche Gebiete.

1) Hessen war bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit der Landgrafschaft Thüringen vereinigt. Als im Jahre 1247 mit

dem Gegenkönige Heinrich Raspe der alte Landgrafenstamm ausstarb, so stritten sich um die Erbschaft eine Nichte und ein Neffe von ihm, jene eine Tochter seines Bruders, dieser ein Sohn seiner Schwester, nämlich Sophia, Gemahlin des Herzogs von Brabant, welche die Erbschaft für ihren Sohn Heinrich das Kind in Anspruch nahm, und Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, der sie für sich selber wollte. Im Jahre 1264 schlossen beide kämpfenden Partien mit einander Frieden, zufolge dessen Heinrich Thüringen bekam, Sophia aber Hessen. Heinrich das Kind, welcher von König Adolf zum Reichsfürsten erhoben wurde, regierte bis 1308. Ihm folgte sein Sohn Otto I. (gestorben 1328). Hierauf Heinrich II. der Eiserne (gestorben 1376), welcher zwar viele Kriege zu bestehen hatte, aber sich doch behauptete, ja die Landgrafschaft um einige Besitzungen erweiterte. Da sein Sohn, Otto der Schütz, noch vor ihm gestorben war, so hinterließ er die Regierung seinem Neffen Hermann dem Gelehrten, welcher ebenfalls eine Menge von Fehden zu bestehen hatte und 1413 starb. Dessen Sohn Ludwig I. (gestorben 1458) vergrößerte die Landgrafschaft durch die Erwerbung der Grafschaft Ziegenhain. Aber seine Söhne nahmen nun eine Theilung der Lande vor. Ludwig II. gründete die kassel'sche Linie, Heinrich III. die marburger. Der Letzte erbte 1479 die Grafschaft Katzenellenbogen und Dietz. Aber schon mit seinem Sohne Wilhelm III. erlosch diese Linie im Jahre 1500, worauf Ludwig's II. Sohn, Wilhelm II. (gestorben 1509), der Vater Philipp's des Großmüthigen, alle hessischen Lande wieder vereinigte. Außer der Landgrafschaft Hessen ist als reichsunmittelbares Gebiet nur noch zu erwähnen 2) die Grafschaft Waldeck.

b) Geistliche Gebiete.

Außer den Besitzungen des Erzbisthums Mainz, die wir oben bereits angeführt, zeichnete sich als größeres geistliches Gebiet nur noch die Abtei Hersfeld aus.

XII. Thüringen und Meißen.

a) Weltliche Gebiete.

1) Thüringen kam nach dem Tode Heinrich Raspe's, 1264, an das Haus Wettin. Dieses besaß um jene Zeit außer Meißen und dem Osterland auch noch die Lausitz. Heinrich der Erlauchte (ge-

storben 1288) vereinigte demnach in seinen Händen ein großes Besitzthum. Er theilte dasselbe aber unter seine drei Söhne, Albrecht den Unartigen, Dietrich und Friedrich; so daß Albrecht Thüringen erhielt, die beiden anderen die übrigen Besitzungen. Diese starben jedoch hinweg und ihr Antheil vereinigte sich auf den Aeltesten. Albrecht der Unartige gerieth aber in die traurigsten Zerwürfnisse mit seinen Söhnen, die wir bereits erwähnt haben. Er starb 1314. Da von seinen beiden Söhnen der jüngere, Diezmann, bereits 1307 ermordet ward, so fielen wieder die gesammten Besitzungen auf den Aeltesten, Friedrich mit der gebissenen Wange. Dieser aber führte, nachdem es ihm gelungen, seine Besitzungen gegen das Reich zu behaupten, noch einen unglücklichen Krieg gegen Brandenburg, in Folge dessen er gezwungen ward, 1317 die Lausitz an die Mark Brandenburg abzutreten. Er starb 1324, und ihm folgte Friedrich der Ernsthafte (gestorben 1349), der Tochtermann Ludwig's des Baiern, dem die baierische Partei auch nach des Kaisers Tode die deutsche Krone angeboten. Er hinterließ vier Söhne, Friedrich den Strengen (gestorben 1381), Balthasar (gestorben 1406), Ludwig (gestorben 1382), Wilhelm den Einäugigen (gestorben 1407), von denen Ludwig den geistlichen Stand ergriff und als erwählter Erzbischof von Magdeburg plötzlich starb, die drei anderen aber mit einander theilten, jedoch erst 1376. Friedrich der Strenge erhielt das Osterland und Koburg nebst Zubehör, welches er von seiner Frau, einer Tochter des Grafen von Henneberg, erbte, Balthasar Thüringen, Wilhelm Meißen. Wilhelm starb indessen, ohne Nachkommen zu hinterlassen, Balthasar's Stamm starb mit seinem Sohne Friedrich dem Einfältigen (gestorben 1440) aus; alle Besitzungen fielen demnach wieder auf den Stamm Friedrich's des Strengen zurück. Der Sohn desselben, Friedrich der Streitbare, welcher in den allgemeinen Angelegenheiten des Reichs eine bedeutende Rolle spielt, erhielt 1422 auch noch die sächsische Kurwürde nebst dem damit verbundenen Kurlande, Sachsen Wittenberg, wovon gleich die Rede sein wird. Er starb 1428 und hinterließ zwei Söhne, Friedrich den Sanftmüthigen (gestorben 1464) und Wilhelm III. (gestorben 1482), welche dergestalt mit einander theilten, daß jener die Kur, Meißen ꝛc. erhielt, dieser Thüringen, Osterland und die fränkischen Besitzungen, nämlich Koburg ꝛc. Da jedoch Wilhelm III. keine

Nachkommen hinterließ, so fielen sämmtliche Besitzungen wieder auf die Linie Friedrich des Sanftmüthigen. Allein dieser hatte wiederum zwei Söhne, Ernst und Albrecht, welche 1484 mit einander theilten und die ernestinische und albertinische Linie gründeten. Ernst erhielt den Kurkreis und Thüringen, Albrecht Meißen und die übrigen Besitzungen. Die Landgrafen von Thüringen waren in beständigen Händeln mit den benachbarten Fürsten, mit den Markgrafen von Brandenburg, den Landgrafen von Hessen, den Erzbischöfen von Mainz, den Herzogen von Braunschweig und den übrigen Grafengeschlechtern in Thüringen.

Von diesen sind noch zu nennen 2) die Grafen von Reuß; 3) die Grafen von Schwarzburg, welche sich in die arnstedtische und in die sondershausische Linie theilten; 4) die Grafen von Gleichen: 5) die Grafen von Beichlingen; 6) die Grafen von Honstein; 7) die Grafen von Stolberg; 8) die Grafen von Blankenburg; 9) die Grafen von Mansfeld.

b) Geistliche Gebiete.

Die geistlichen Gebiete in Thüringen und Meißen waren nicht unbedeutend. Außer dem 1) Gebiete von Mainz, von welchem früher schon die Rede gewesen, und außer 2) den Besitzungen von dem Erzbisthum Brandenburg, auf welches wir noch zu sprechen kommen werden, befanden sich noch drei bischöfliche Gebiete daselbst, die ziemlich ansehnlich waren, nämlich 3) das Bisthum Merseburg; 4) das Bisthum Naumburg; 5) das Bisthum Meißen.

XIII. Fürstenthümer aus dem anhaltischen Stamme.

a) Weltliche Gebiete.

Albrecht der Bär, aus dem Stamme der Grafen von Anhalt, der Gegner Heinrich des Löwen, der Gründer der Mark Brandenburg, eroberte auf slavischem Boden ein kleines Gebiet auf beiden Seiten der Elbe, dessen Mittelpunkt Wittenberg war. Dieses nebst einigen anderen Besitzungen, wozu besonders die Grafschaft Brenn kam, bildete seit dem Sturze Heinrich's des Löwen das neue Herzogthum Sachsen. Albrecht's Söhne, Bernhard und Otto, theilten nun so mit einander, daß der letztere die Mark Brandenburg (gestorben 1196) und Bernhard (gestorben 1212) die anhaltischen Länder nebst dem Herzogthum Sachsen erhielt. Er breitete sich sodann auch

gegen den Norden hin aus und unterwarf sich hier Lauenburg, auf der rechten Seite der Elbe zwischen Mecklenburg und Holstein gelegen. Bernhard hinterließ zwei Söhne. Der ältere, Heinrich (gestorben 1252), nahm für sich die anhaltischen Länder, Albrecht aber (gestorben 1260) Sachsen und Lauenburg. Dessen Söhne Johann und Albrecht II. theilten aber wiederum, und zwar so, daß Johann Lauenburg zu seinem Antheil bekam, Albrecht II. aber (gestorben 1297) das Herzogthum Sachsen-Wittenberg. Die Kurwürde blieb eine Zeit lang gemeinschaftlich, dann geriethen aber die Linien darüber mit einander in die größten Streitigkeiten, bis seit 1356 dieselbe durch Karl IV. der Linie Sachsen-Wittenberg zugetheilt wurde.

1) Was nun diese Linie Sachsen-Wittenberg anbetrifft, so folgte auf Albrecht II. sein Sohn Rudolf I. (1356). Dieser hatte zwei Söhne, Rudolf II. (gestorben 1370) und Wenzel (gestorben 1388), welche nach einander die Kur führten. Mit den zwei Söhnen des Letzteren, Rudolf III. (gestorben 1419) und Albrecht III. (gestorben 1422), erlosch diese Linie und die Kur nebst dem dazu gehörigen Gebiete fiel, wie wir gesehen, an die wettinische oder thüringisch-meißnische Linie.

2) Die Linie Sachsen-Lauenburg wurde, wie gesagt, von Johann gegründet, welcher im Jahre 1285 starb. Er hinterließ drei Söhne, Johann II., Albrecht II. und Erich I., von welchen aber nur der letztere (gestorben 1360) das Geschlecht fortsetzte. Dieser Erich nahm die Rechte der Kur für sich in Anspruch, war ein Wähler Günther's von Schwarzburg, erkannte indessen nach Günther's Tode Karl IV. an. Da die Linie Sachsen-Wittenberg für Karln gewesen war, so ist es begreiflich, daß Letzterer in der goldenen Bulle die Linie Lauenburg von der Kur ausschloß. Sie suchte sich einmal dadurch zu entschädigen, daß sie mit der Linie Wittenberg einen Erbvertrag schloß, zufolge dessen eine dieser Linien, wenn sie ausstürbe, von der andern beerbt werden sollte, zweitens durch den Versuch, Lüneburg zu erwerben. Aber sie war in beiden unglücklich. Denn Lüneburg blieb nach einem verheerenden langwierigen Kriege, der die Kräfte Lauenburg's erschöpfte, bei dem Hause Braunschweig, und als im Jahre 1422 die Linie Sachsen-Wittenberg wirklich ausstarb, so wurde sie, wie wir gesehen, von Lauenburg, trotz des Vertrages, doch nicht beerbt, sondern der Kaiser belehnte Friedrich den

Streitbaren von Meißen mit der Kur und Sachsen-Wittenberg. Die Linie Sachsen-Lauenburg gab indessen ihre Ansprüche nicht auf und entkräftete sich durch den Erbfolgestreit immer mehr. Dazu kamen noch unglücklich geführte Kriege mit Brandenburg, Holstein und den andern Nachbarn. Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist sie ausgestorben.

3) Heinrich I., der Stammvater des Fürstenthums Anhalt, hinterließ drei Söhne. Diese theilten das Land mit einander dergestalt, daß der älteste, Heinrich II. (gestorben 1266) den Harz, Gernrode und Aschersleben bekam; der zweite, Bernhard I. (gestorben 1287) Bernburg und Ballenstedt, der somit der Gründer der älteren Bernburger Linie wurde; der dritte endlich, Siegfried (gestorben 1297), Köthen, Dessau und Zerbst. Er ist der Gründer der älteren Zerbster Linie. Die Linie Heinrich's II., des ältesten Bruders, starb schon im Jahre 1316 aus: seine Besitzungen kamen jedoch an das Bisthum Halberstadt, dem sie vermacht waren. Die beiden anderen Linien führten deshalb Krieg mit Halberstadt, aber ohne Erfolg. Die ältere bernburger Linie, von Bernhard gestiftet, starb ebenfalls aus, im Jahre 1468. Es blieb also nur die ältere zerbster Linie übrig, welche wieder alle Lande, mit Ausnahme des halberstadtischen Antheils, vereinigte und das Geschlecht bis auf den heutigen Tag fortpflanzte.

b) Geistliche Gebiete.

1) Zwischen den Gebieten der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, der Markgrafen von Brandenburg, der Fürsten von Anhalt und der Herzoge von Sachsen-Wittenberg dehnte sich das Erzstift Magdeburg aus, gegründet von Otto dem Großen und bereits von diesem und den ferneren Königen seines Stammes reich beschenkt. Durch die Auflösung der Macht Heinrich's des Löwen bekam es einen ansehnlichen Theil von seinen Besitzungen, und um dieselbe Zeit schenkten auch die Markgrafen von Brandenburg ihm beträchtliche Güter. Im vierzehnten Jahrhundert bereits hatte es sich so ausgedehnt, daß es mit den rheinischen Erzbisthümern wetteifern konnte. Aber gerade in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts folgten mehrere Erzbischöfe auf einander, welche sehr schlechte Haushalter waren und die Güter des Stifts vielfach verschleuderten. Das Erzbisthum hatte außerdem manche innere und äußere Kriege

zu bestehen. Besonders mit den Markgrafen von Brandenburg, den Herzogen von Braunschweig, den Markgrafen von Meißen, hatte es sich herumzuschlagen. 2) Das zweite geistliche Gebiet in jenen Fürstenthümern, das aber mit Magdeburg an Größe und Bedeutung nicht verglichen werden darf, ist das Bisthum Ratzeburg, im Lauenburgischen gelegen.

XIV. Mecklenburg.

a) Weltliche Gebiete.

Mecklenburg gehörte zu dem alten Obotritenland und stand unter einheimischen slavischen Fürsten. Von Heinrich dem Löwen unterworfen und zu dem Herzogthume Sachsen geschlagen, gaben sie sich nach Heinrich's Sturz Mühe, in unmittelbare Beziehung zum deutschen Reiche zu kommen, was ihnen auch gelang. Die regierende Familie theilte sich bereits im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in vier Linien. Heinrich Borwin II. (gestorben 1228) hinterließ nämlich vier Söhne. Von diesen stiftete Johann Theologus die mecklenburgische Linie, Nikolaus die von Werle oder Güstrow, Heinrich die von Rostock, Pribislaw die von Parchim. Bei diesen Theilungen blieb es aber nicht, sondern diese vier Linien theilten wieder unter sich, so daß sich das an und für sich nicht sehr große Land in eine Menge kleiner Theile auflöste, wodurch es denn auch begreiflich wird, wie die Fürsten mehrmals die Oberhoheit Dänemarks anerkennen mußten. Die beiden letzten Linien starben indessen schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts aus und im Jahre 1436 auch die güstrow'sche Linie, welche von der mecklenburgischen beerbt wurde. Diese theilte sich unter den Söhnen Heinrich's des Löwen von Mecklenburg (gestorben 1329), einem der größten Fürsten dieses Landes, wieder in die Linien von Stargard und Schwerin. Die erstere ging 1471 aus und so blieb Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wirklich nur noch eine Linie übrig.

b) Als geistliches Gebiet ist nur das Bisthum Schwerin zu erwähnen.

XV. Pommern.

a) Weltliche Gebiete.

Der ganze Küstenstrich von Rügen bis an die Persante gehörte zum Herzogthum Pommern, das in früheren Zeiten ebenfalls von

mehreren einheimischen slavischen Fürsten regiert wurde. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts theilte sich das herrschende Haus in zwei Linien, in die Linie Stettin und in die Linie Wolgast, letztere auch vorzugsweise Pommern genannt. Diese erweiterte ihre Besitzungen am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gegen den Osten wie gegen den Westen hin. Dort erwarb sie einen Theil von Pomerellen, bis an die Leba, hier das Fürstenthum Rügen. Doch hatten die Fürsten auch beständig sich mit den Nachbarn herumzuschlagen, mit den Markgrafen von Brandenburg und mit den Königen von Dänemark, welche beide Pommern in Abhängigkeit zu bringen suchten. Die Kräfte des Landes waren nun sehr getheilt. Denn die Hauptlinien zerfielen wieder in mehrere andere, welche nicht selten sich selber befehdeten. Erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts starben die verschiedenen Linien aus, 1459 eine von den wolgastischen Linien, 1464 die stettinische Hauptlinie, so daß Bogislav X., der Große, ganz Pommern im Jahre 1479 vereinigen konnte, jedoch nicht ohne mannichfache Streitigkeiten mit Brandenburg.

b) Als geistliches Gebiet ist das ziemlich ansehnliche Bisthum Kammin zu nennen.

XVI. Brandenburg.

a) Weltliche Gebiete.

Wir haben nunmehr alle Gebiete Deutschlands vor uns vorüberziehen lassen. Es übrigen nur noch drei, welche aber die weitaus größten waren, indem sie den ganzen Osten Deutschlands einnahmen, nämlich die Mark Brandenburg, das Königreich Böhmen und das Herzogthum Oesterreich.

Was die Mark Brandenburg anbetrifft, so haben wir bereits angeführt, daß dieselbe von Albrecht dem Bär gegründet wurde. Seine Nachkommen erweiterten aber das ursprüngliche Gebiet, das aus der Altmark und Mittelmark bestand, sehr beträchtlich, indem sie von Pommern die Ukermark, von Polen die Neumark, von Schlesien Lebus, von Böhmen die Oberlausitz, von Meißen die Niederlausitz erwarben. Aber das Geschlecht Albrecht des Bären starb bereits im Jahre 1319 mit Waldemar aus. Hierauf suchten die benachbarten Fürsten von der Mark so viel an sich zu reißen, als ihnen möglich war. Der König von Böhmen nahm die Oberlausitz, der Markgraf

von Meißen die Niederlausitz, Braunschweig die Altmark; die Ukermark und die Neumark suchten die Mecklenburger, Pommern, Polen an sich zu bringen, und der Herzog Rudolf von Sachsen, wie die Fürsten von Anhalt machten auf die ganze Markgrafschaft Anspruch.

Als nun der Kaiser Ludwig seinem Sohne die Mark übergab, so hatte dieser alle Hände voll zu thun, um sich gegen die vielen Feinde zu behaupten und ihnen die abgerissenen Stücke wieder zu nehmen, was ihnen auch nicht mit allen gelang. Bei dem Tode seines Vaters erhoben sich diese von Neuem und es kam auch noch der falsche Waldemar hinzu, von welchem oben schon die Rede gewesen. In Folge des mit Karl IV. geschlossenen Friedens wurde er zwar von diesem in dem Besitze der Mark bestätigt: da er aber überhaupt nicht beliebt war, so trat er bereits 1350 die Mark seinem Bruder Ludwig dem Römer ab. Nach dessen bald darauf erfolgenden Tode erhielt sein Bruder Otto die Mark, der sie aber außerordentlich schlecht verwaltete, und sie 1373 an Karl IV. verkaufte.

b) Geistliche Gebiete.

An geistlichen Gebieten ist außer 1) Besitzungen vom Erzbisthum Magdeburg 2) das Bisthum Brandenburg und 3) das Bisthum Havelberg zu nennen.

XVII. Böhmen.

a) Weltliche Gebiete.

Böhmen, ohnstreitig das größte Fürstenthum in ganz Deutschland, bestand aus vier verschiedenen Theilen: 1) aus dem Königreiche Böhmen; 2) aus der Markgrafschaft Mähren; 3) aus den Herzogthümern Schlesien; 4) aus der Lausitz. Die beiden ersten gehörten bereits beim Beginn unserer Geschichte zusammen, die Lausitz wurde anfangs von dem Markgrafen von Brandenburg abgerissen, aber unter Johann von Lützelburg wieder mit ihr vereinigt, wenigstens die Oberlausitz. Die Niederlausitz fügte erst Karl IV. hinzu. Was Schlesien anbetrifft, so hatte dieses früher zu Polen gehört. Im zwölften Jahrhundert wurde es in Folge einer Theilung zwischen den polnischen Herrschern selbständig, theilte sich jedoch noch am Ende dieses Jahrhunderts wieder in Ober- und Niederschlesien und im dreizehnten entstanden in Folge fortgesetzter Theilungen zwischen diesen Hauptlinien eine Menge von Fürstenthümern,

die natürlich sehr klein waren. In Oberschlesien die Fürstenthümer Teschen, Ratibor, Oppeln, Brieg, Troppau, Jägerndorf, Falkenberg, Auschwitz, Ribnik, Tost, Strelitz, Leobschütz. In Niederschlesien: Breslau und Liegnitz, Glogau, Schweidnitz, Sagan, Oels, Jauer und Münsterberg. Diese kleinen Fürstenthümer, welche noch dazu mit einander in vielfache Fehden verwickelt waren, konnten natürlich ihre Unabhängigkeit nicht lange behaupten. Schon unter Johann von Lützelburg mußten sie die Oberhoheit Böhmens anerkennen, unter Karl IV. wurde Schlesien ganz mit Böhmen vereinigt und kam somit an Deutschland.

b) Geistliche Gebiete.

Als selbständiges geistliches Gebiet ist hier nur das Bisthum Breslau in Schlesien zu erwähnen. Das Bisthum Prag wurde zwar 1344 zu einem Erzbisthum erhoben und hatte immerhin ansehnliche, wenn auch zerstreute Besitzungen, stand aber unter den Königen von Böhmen.

XVII. Oesterreich.

a) Weltliche Gebiete.

Oesterreich umfaßte außer den beiden Herzogthümern dieses Namens die Steyermark, Kärnthen und Krain, ferner die Besitzungen im vorderen Deutschland, die wir schon bei Schwaben und im Elsaß besprochen. Im Jahre 1363 kam auch noch die Grafschaft Tyrol dazu, welche Margaretha Maultasch ihren Vettern, den Herzogen von Oesterreich vermachte. Durch diese Erwerbung näherte sich das habsburgische Gebiet immer mehr der Abrundung und war überhaupt im südlichen Deutschland weitaus das größte und mächtigste. Glücklicher Weise wurde es anfangs auch nicht durch vielfache Theilungen zersplittert. Wir haben bereits bemerkt, wie gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts alle Besitzungen unter einer einzigen Hand vereinigt wurden, nämlich unter Albrecht dem Weisen, dem jüngsten Sohne des Königs Albrecht. Er hinterließ bei seinem 1358 erfolgenden Tode vier Söhne, von welchen aber der jüngste sehr bald starb. Die andern drei waren Rudolf IV., Albrecht III., Leopold III. Von diesen regierte Rudolf bis zu seinem Tode (gestorben 1365) allein. Dann theilten allerdings seine zwei Brüder, Albrecht und Leopold, die sich überhaupt nicht recht vertrugen, und

zwar nach vielen Zwistigkeiten dergestalt, daß Albrecht Oesterreich für sich behielt, während Leopold alle andern bekam. Nach dem Tode dieser beiden Fürsten wurden aber die Zwistigkeiten zwischen den Gliedern der Familie immer größer, ebenso die Theilungen, die bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts währten. Albrecht III. starb 1395. Sein Sohn Albrecht IV. endete bereits 1404 sein Leben, worauf sich seine Vettern über die Vormundschaft seines einzigen Sohnes Albrecht V. stritten. Von diesem vortrefflichen Fürsten, der 1438 auch Kaiser wurde, wird noch später die Rede sein. Er starb aber schon 1440 und erst nach seinem Tode wurde sein einziger Sohn Ladislaus Posthumus geboren. Mit ihm (gestorben 1457), dessen Vormundschaft ebenfalls zu den heftigsten Streitigkeiten unter den Habsburgern Anlaß gegeben, starb diese Linie aus. Leopold III., der Bruder Albrecht's III., verlor sein Leben in der Schlacht bei Sempach, 1386. Seine drei Söhne theilten nun dergestalt, daß Friedrich IV. Tyrol bekam, Leopold IV. die schwäbischen Lande, Ernst Steyermark, Kärnthen und Krain. Von diesen starb Leopold IV. bereits 1411, ohne Kinder zu hinterlassen. Friedrich IV., mit dem Beinamen mit der leeren Tasche, starb 1439, mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes Sigismund, welcher 1489 starb, ebenfalls ohne Nachkommen. Der Stamm wurde also nur von Ernst von Steyermark fortgesetzt. Ernst, der Eiserne zubenannt, starb 1424 und hinterließ zwei Söhne, Friedrich, den nachmaligen Kaiser dieses Namens, und Albrecht. Beide theilten mit einander und befanden sich ihr Leben lang in den äußersten Zerwürfnissen. Als aber Albrecht 1463 ohne Nachkommen starb, so wurden sämmtliche habsburgische Lande von Friedrich wieder vereinigt.

b) Geistliche Gebiete.

Von geistlichen Gebieten sind zu nennen 1) die verschiedenen kleinen Besitzungen welche das Erzstift Salzburg in Oesterreich und Kärnthen besaß; 2) die Besitzungen des Bisthums Bamberg in Kärnthen; 3) die Besitzungen des Bisthums Freising in Oesterreich und Krain; 4) das Bisthum Brixen in Tyrol und Krain.

12. Die Städte.

Was ergibt sich nun aus vorstehender Uebersicht, wobei wir noch einmal wiederholen, daß wir nur die bedeutendsten Fürstenthümer und Herrschaften aufgeführt, die zahllosen kleineren geistlichen und weltlichen Gebiete übergangen haben?

Für's Erste bemerken wir allenthalben das Streben des Fürstenthums nach Vergrößerung, nach Erweiterung der Macht. Aber neben diesem Streben treten mehrere Erscheinungen hervor, welche es wieder bedeutend beschränken. Einmal nämlich der Mangel an Wirthschaftlichkeit, ja der Hang zur Verschwendung, der bei weitaus den meisten fürstlichen und gräflichen Geschlechtern angetroffen wird, und der den Sohn wieder verschwenden läßt, was etwa der Vater durch Erbschaft oder Kauf an sich gebracht hat. Zweitens die vielen Theilungen, wodurch manche an sich ansehnliche Gebiete sich wieder in eine Menge kleiner unbedeutender Theile zersplittern. Drittens das gänzliche Aussterben mancher Familien mit großen Besitzthümern, wodurch diese entweder dem Reiche anheimfallen oder durch Theilung unter verschiedene Verwandte sich ebenfalls zersplittern. Große Gebiete haben sich im eigentlichen Deutschland nur da erhalten, wo die ursprünglichen Nationalherzogthümer oder Markgrafschaften mit den dazu gehörigen Landschaften entweder ganz oder zum großen Theile beisammen geblieben sind und zwar bei der Familie, welche sie bereits inne hatte, als die Nationalherzogthümer sich auflösten. Dies ist in Niedersachsen bei Braunschweig-Lüneburg der Fall, im südlichen Deutschland bei Baiern und allenfalls der Pfalz, in Mitteldeutschland bei Thüringen und Meißen. Allein auch diese Gebiete sind nicht geschlossen, sondern fallen durch Theilungen in eine Reihe kleinerer Stücke auseinander, ja die auf solche Weise auseinandergerissenen Stücke eines und desselben ursprünglichen großen Besitzthums stehen sich sogar oft in feindlichster Weise entgegen. Alles Andere aber zersplittert sich in eine Menge größerer und kleinerer Herrschaften, von welchen jedoch keine einzige groß genug war, um eine selbstständige unabhängige Stellung einem größeren Ganzen gegenüber behaupten zu können.

Unter diesen gibt es allerdings einige aufstrebende Geschlechter, wie die Markgrafen von Baden, die Grafen von Würtemberg, die Burggrafen von Nürnberg, die Landgrafen von Hessen, welche sich vor den andern durch kluge Sparsamkeit, durch weise Benutzung aller günstigen Umstände und endlich durch den glücklichen Zufall auszeichnen, daß sie nicht sehr zahlreiche Nachkommenschaft hatten, wodurch Theilungen verhütet wurden. Immerhin aber waren ihre Gebiete um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im Verhältniß zu ganz Deutschland unbedeutend. So war denn das Innere des deutschen Reiches um jene Zeit besäet von vielen Hunderten, ja einigen Tausenden unabhängiger Herrschaften, von welchen jede mit sichtbarem Eifer diese Unabhängigkeit zu erhalten strebte. Dies veranlaßt zu der Bemerkung, daß in demselben Augenblicke, wo sich das alte Kaiserthum, das immerhin eine römische Idee war, und dem der Gedanke der Weltherschaft wie, daß es die Quelle aller Rechte und aller Gesetze im deutschen Reiche sei, zu Grunde lag, aufzulösen schien, der eigentlich deutsche Grundstoff, der Grundsatz der Individualität sich wieder geltend machte, dessen Wesen gerade darin bestand, daß das Einzelne sich möglichst auf seine eigenen Füße stellte und nach Selbständigkeit rang. Diese Erscheinung tritt nicht blos bei den Fürstenthümern hervor, sondern wir werden ihr in einem noch viel größerem Maßstabe in andern Schichten der Gesellschaft begegnen. Aber dem Fürstenthume lag er eben auch zu Grunde. Ohnstreitig waren diese Verhältnisse für die kaiserliche Macht viel günstiger, als der Zustand zur Zeit der großen Herzogthümer. Dortmals konnte ein Herzogthum mit weit mehr Erfolg einem Kaiser widerstehen, als jetzt irgend einer, selbst der größeren Fürsten. Allerdings war eine nothwendige Bedingung für die Erhaltung des kaiserlichen Ansehens die, daß man die Rechte der Kaiser nicht allzuoft an Fürsten verlieh, sodann daß man so viel wie möglich verhütete, daß aus den vielen kleineren Ländern sich größere Gebiete entwickelten, welchem man am Besten durch die Festhaltung des Grundsatzes begegnen konnte, daß Fürstenthümer nicht auf die weibliche Linie vererbten, sondern dem Reich heimfielen, so wie, was so oft der Fall war, der Mannsstamm ausstarb. Eine fernere nothwendige Bedingung war, daß der Kaiser eine Hausmacht besaß, welche es nicht nur mit jedem größeren fürstlichen Gebiete für sich allein,

sondern selbst mit mehreren zusammen aufnehmen konnte. Und dies führt uns zu einer weiteren Bemerkung.

Wir haben bei dem Bisherigen die drei großen Gebiete im Osten des Reiches außer Berechnung gelassen. Merkwürdig, daß während im eigentlichen Deutschland das Streben nach Vereinzelung, nach Auflösung der großen Fürstenthümer mit so entschiedener Macht hervortrat, im Osten des Reiches auf ursprünglich slavischem Boden die geradezu entgegengesetzte Erscheinung sich entwickelte. Hier haben sich drei Gebiete zusammengefunden, welche vereinigt, allerwenigstens ein Drittel des ganzen deutschen Reiches ausmachten. Wir haben oben schon bemerkt, daß diese Gebiete jedem Kaiser, der nicht von ihnen stammte, die größten Hindernisse bereiten konnten, ja daß selbst ein Kaiser, dem nur eines derselben gehörte, gehemmt war durch das Dasein der beiden andern, wenn sie, wie zu vermuthen, gemeinschaftliche Sache mit einander machten. Es lag daher am Tage, daß erstens nur von diesen Gebieten aus die Wiederherstellung des Kaiserthums und der Reichseinheit mit Erfolg unternommen werden konnte, ferner, daß diese Gebiete entweder alle oder wenigstens zwei derselben vereinigt werden mußten. Dieses Streben bemerken wir in der That bei allen Kaisern seit Rudolf von Habsburg. Dieser erwarb Oesterreich. Adolf erlag in dem Augenblicke, als er Oesterreich, dessen Gefährlichkeit er hinlänglich erkannt hatte, angreifen wollte. Albrecht suchte Oesterreich und Böhmen zu vereinigen und es ist ihm einen Augenblick gelungen. Heinrich VII. dachte im Anfang seiner Regierung, da es ihm glückte, Böhmen zu erwerben, daran auch Oesterreich dazu zu fügen. Ludwig der Baier erwarb Brandenburg, und wir haben bemerkt, wie er später dem Gedanken nachhing, auch Oesterreich an sich zu bringen. Karl IV. besaß Böhmen, und er strebte Brandenburg dazu zu erwerben, und wir werden noch später sehen, wie eifrig er diesen Gedanken verfolgte, dessen Ausführung ihm wirklich auch gelang.

Indessen würde selbst auch die Erfüllung dieser Bedingung nicht hingereicht haben, den erwähnten Zweck zu erreichen, da selbst die in der Hand eines Kaisers vereinigte Hausmacht von Oesterreich und Böhmen oder von Böhmen und Brandenburg nicht fähig gewesen wäre, dem gesammten übrigen deutschen Fürstenthum, wenn dieses sich nämlich vereinigt hätte, zu widerstehen. Es war noth-

wendig, daß den Kaisern eine Macht zur Seite trat, welche jeden Versuch, das Fürstenthum zu beschränken, unterstützte, und zwar dadurch, daß sie dasselbe beständig, allenthalben, von allen Seiten, auf seinem eigenen Boden, grundsätzlich bekämpfte. Diese Macht waren die Städte. Ohne sie war alles, was die Kaiser zur Erweiterung ihres Ansehens und zur Beschränkung des Fürstenthums unternahmen, von keinem Erfolg, wenigstens von keiner Dauer. Aber freilich, stützten sich die Kaiser auf die Städte, so bekam das Kaiserthum eine durchaus demokratische Färbung, und dies war für das Fürstenthum ein neuer Beweggrund zum Widerstand.

Geben wir daher jetzt zunächst eine Uebersicht von den Reichsstädten, wie wir vorhin die Fürstenthümer einer kurzen Betrachtung unterworfen haben. Wir wollen zur Bequemlichkeit denselben Weg gehen, den wir bei der Aufzählung der Fürstenthümer genommen haben.

I. In Niedersachsen ist die mächtigste Stadt 1) Lübeck, als Haupt des hanseatischen Bundes von weltgeschichtlicher Bedeutung, welche mit Königen Krieg führte und Siege erfocht und auf die staatlichen Verhältnisse der Reiche und Fürstenthümer an der Ostsee den wesentlichsten Einfluß übte; 2) Bremen, früher unter der Botmäßigkeit des dortigen Erzbischofs, unter den Hohenstaufen zur Reichsstadt erhoben; 3) Hamburg, ehedem unter den Grafen von Holstein, seit dem vierzehnten Jahrhundert aber unabhängig; 4) Goslar im Innern des Landes.

II. In Westphalen finden sich nur zwei Reichsstädte: 1) Dortmund; 2) Herford.

III. In den Niederlanden sind vier zu nennen: 1) Cambray; 2) Deventer; 3) Nimwegen; 4) Gröningen.

IV. Am Niederrhein zunächst zwei mächtige Städte: 1) Aachen; 2) Köln; sodann 3) Düren; 4) Kaiserswerth; 5) Sinzig; 6) Duisburg.

V. Am Mittelrhein waren eine Menge und zwar der bedeutendsten Städte beisammen. Verfolgen wir sie längs des Stroms. Auf der rechten Seite des Rhein in der Wetterau: 1) Wetzlar; 2) Frankfurt; 3) Friedberg; 4) Gelnhausen; in der Pfalz: 5) Neckargemünd; 6) Eberbach; 7) Mosbach. Auf der linken Seite: 8) Boppard; 9) Oberwesel; 10) Mainz; 11) Oppenheim; 12) Odernheim; 13) Pfeddersheim; 14) Worms; 15 Kaiserslautern; 16) Speier; 17) Germersheim; 18) Landau; 19) Annweiler; 20) Wolfstein;

21) Hagenbach. Von diesen stehen in erster Linie, von dem mächtigsten Einfluß in jenen Gegenden: Mainz, Speier, Worms, Frankfurt.

VI. Am Oberrhein auf der linken Seite des Stroms im Elsaß: 1) Weißenburg; 2) Selz; 3) Hagenau; 4) Straßburg; 5) Oberehenheim; 6) Schlettstadt; 7) Rosheim; 8) Kolmar; 9) Türkheim; 10) Kaisersberg; 11) Münster; 12) Mühlhausen. Von diesen nehmen Straßburg und Kolmar die erste Stelle ein, insbesondere Straßburg, welches am Oberrhein ohngefähr dieselbe hervorragende Rolle spielte, wie Köln und Aachen am Niederrhein, Mainz, Worms, Speier am Mittelrhein, Frankfurt in der Wetterau. Gehen wir bei Basel über den Strom, um ihn am rechten Ufer niederwärts bis in die Pfalz zu verfolgen, so tritt uns hier als eine der größten, reichsten und einflußreichsten Städte 13) Basel entgegen; sodann 14) Neuenburg; 15) Freiburg, welches indeß nur kurze Zeit Reichsstadt war, dann unter die Hoheit der Habsburger kam; 16) Breisach; 17) Endingen; 18) Kenzingen; 19) Gengenbach; 20) Offenburg; 21) Zell; 22) Heidelsheim; 23) Eppingen; 24) Sinsheim; 25) Waibstadt. Die bedeutendsten unter diesen Städten sind Basel, Freiburg und Breisach. Aber nur die erste behauptete ihre Reichsunmittelbarkeit, die beiden andern kamen an Oesterreich, Breisach 1331 pfandweise, Freiburg in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

VII. In Lothringen sind drei Städte als Reichsstädte zu nennen: 1) Metz; 2) Toul; 3) Verdun.

VIII. Nirgends sind die Reichsstädte zahlreicher, als in Schwaben. Betrachten wir zuerst von Rheinfelden ausgehend die Reichsstädte im Innern der Schweiz, so gehörten dazu: 1) Rheinfelden; 2) Solothurn; 3) Murten; 4) Laupen; 5) Bern; 6) Winterthur; 7) Zürich; 8) Rappenschwyl; 9) Altstädten in Appenzell; 10) Chur. Am Bodensee: 11) Schaffhausen; 12) Dießenhofen; 13) Radolfzell; 14) Konstanz; 15) St. Gallen; 16) Lindau; 17) Buchhorn; 18) Ueberlingen; 19) Ravensburg; 20) Wangen; 21) Isny. Wenden wir uns vom Bodensee gegen den östlichen Theil von Oberschwaben längs der baierischen Gränze bis zur Donau und von der Donau wieder aufwärts bis in die Mitte, so begegnen uns folgende Reichsstädte: 22) Kempten; 23) Leutkirch; 24) Kaufbeuren;

25) Memmingen; 26) Augsburg; 27) Dillingen; 28) Ulm; 29) Biberach; 30) Buchau. Betrachten wir nunmehr den westlichen Theil Oberschwabens, so finden wir hier vier Reichsstädte, nämlich: 31) Pfullendorf; 32) Scheer; 33) Villingen; 34) Rotweil. Wenden wir uns von hier nach Niederschwaben, so sind im westlichen Theile, umschlossen von würtembergischen Gebiete, folgende zu nennen: 35) Reutlingen; 36) Weil; 37) Eßlingen; 38) Schorndorf; 39) Leonberg; 40) Waiblingen; 41) Laufen; 42) Heilbronn; 43) Weinsberg; 44) Wimpfen; 45) Markgröningen. Im östlichen Theile Niederschwabens, umschlossen von den Gebieten der Grafen von Oettingen, der Herren von Rechberg, der Grafen von Helfenstein und von Baiern Ingolstadt: 46) Hall; 47) Dinkelsbühl; 48) Nördlingen; 49) Aalen; 50) Gemünd; 51) Donauwerth; 52) Giengen; 53) Bopfingen; 54) Lauingen. Von diesen Städten stehen in erster Reihe Konstanz, Augsburg, Ulm. Die erste Stadt war zwar nicht so reich wie die beiden andern, aber sie that es ihnen an staatlicher Regsamkeit gleich. Augsburg war die reichste Stadt, Ulm aber entschieden die Führerin der schwäbischen Städte in Bezug auf die auswärtige Staatsklugheit. In zweiter Reihe stehen Hall, Nördlingen, Eßlingen, Reutlingen, Rotweil, Heilbronn.

IX. So voll Schwaben von Reichsstädten war, so arm war Baiern daran. Hier befand sich nur eine einzige, die freilich zu den größten von ganz Deutschland gehörte, nämlich Regensburg.

X. In Franken befanden sich sechs, nämlich 1) Nürnberg, welche ebenfalls eine der größten, reichsten, mächtigsten und einflußreichsten Städte Deutschlands war, die Führerin des fränkischen Städtewesens; die größte Stadt nach ihr war 2) Rotenburg an der Tauber; dann 3) Windsheim; 4) Schweinfurt; 5) Weißenburg; 6) Feuchtwangen.

XI. Im Hessischen sind keine Reichsstädte gewesen, wenn man nicht die in der Wetterau hieher rechnen will.

XII. In Thüringen befanden sich drei, nämlich: 1) Erfurt; 2) Mühlhausen; 3) Nordhausen; in Obersachsen ebenfalls drei, die aber an Meißen versetzt waren, 4) Chemnitz; 5) Zwickau; 6) Altenburg.

In den übrigen Gebieten weiter keine. Eger, welches früher eine Reichsstadt gewesen, kam bereits im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts an Böhmen. Ebenso hörte Wien auf, eine Reichsstadt zu sein, seitdem Oesterreich an die Habsburger gekommen.

Man sieht: am zahlreichsten sind die Reichsstädte in Schwaben und am Rhein; dünner sind sie gesäet im germanischen Norden von Deutschland: gar nicht finden sie sich im slavischen Norden und in den drei geschlossenen Gebieten von Brandenburg, Oesterreich und Böhmen. Sie sind da am zahlreichsten, wo die alten Herzogthümer sich aufgelöst haben und es noch keinem Geschlechte gelungen ist, eine hervorragende Stellung zu behaupten. So in Schwaben und am Rhein. In Franken, wo allerdings ebenfalls das Herzogthum sich aufgelöst hatte, hinderte das Dasein von ungewöhnlich vielen und mächtigen geistlichen Fürstenthümern ein größeres Umsichgreifen des reichsfreien Bürgerthums: dasselbe Verhältniß fand in Westphalen Statt. Wo das alte Herzogthum sich zwar aufgelöst, das alte Geschlecht aber, welches dasselbe inne gehabt, sich im Besitz eines ansehnlichen Gebiets zu erhalten wußte, wie in Braunschweig Lüneburg und Baiern, sind die Reichsstädte noch weniger zahlreich. Und sie finden sich gar nicht bei den großen geschlossenen Gebieten im Osten des Reichs, über welche nur ein einziges Geschlecht herrschte.

Nichts desto weniger aber waren in den Gebieten der letzten Gattung die städtischen Grundstoffe nicht minder verbreitet, wie in den andern. Sie wurden hier jedoch durch die Landstädte vertreten, welche der Hoheit eines weltlichen oder geistlichen Fürsten unterworfen waren, in denen sich aber der Geist des Bürgerthums in eben so entschiedener Weise kund gab, wie in den Reichsstädten. Diese Landstädte stehen an Einwohnerzahl, Reichthum, Macht und Einfluß den Reichsstädten nichts nach, wissen ihre Rechte und Unabhängigkeit ebenso wie diese zu behaupten, führen selbständig Krieg mit ihren Feinden, mit Fürsten und Edelleuten, und unterscheiden sich oft in nichts von den Reichsstädten, als darin, daß diese ihre Steuern dem Kaiser zahlen, während die Landstädte sie an den Landesherrn entrichten. Es würde zu weit führen, alle die unzähligen Landstädte jener Zeit anzugeben. Ich begnüge mich, nur auf die wichtigsten und einflußreichsten aufmerksam zu machen.

Beginnen wir mit dem Norden und zwar mit dem Küstenstrich von dem Ausflusse der Weichsel bis Holstein, so treten uns hier zunächst die preußischen Gemeinwesen entgegen, mächtige Handelsplätze, welche besonders durch ihren Anschluß an die Hanse von Bedeutung sind, Königsberg, Elbing, Thorn, Danzig. In Pommern: Stolpe,

Kolberg, Kammin, Garz, Gollnow, Stargard, Stettin, Greifenhagen, Anklam, besonders aber die zwei bedeutenden Hansestädte Greifswalde und Stralsund. In Mecklenburg: Rostock und Wismar, welche beiden Städte hier eine ebenso hervorragende Stellung einnehmen, wie Greifswalde und Stralsund in Pommern und mit diesen auch beständig in inniger Verbindung stehen; sodann Demmin, Güstrow, Schwerin, Grabow. In Holstein: Kiel. In der Mark Brandenburg: Brandenburg, Berlin und Köln, Rathenau, Brietzen, Spandau, Guben, Luckau, Frankfurt, Prenzlau, Salzwedel, Tangermünde, Stendal. Im Erzbisthum Magdeburg: Magdeburg, Halle, Kalbe. In den geistlichen Fürstenthümern Quedlinburg, Halberstadt, Hildesheim die Städte gleichen Namens. In Braunschweig-Lüneburg: Lüneburg, Braunschweig, Göttingen, Hannover, Zelle, die in erster Linie stehen, sodann Eimbeck, Nordheim, Wolfenbüttel, Helmstädt. In Westphalen: Osnabrück, Minden, Paderborn, Münster, Lippstadt, Attendom, Soest, Koesfeld. Nirgends aber war eine solche Fülle großer, reicher und mächtiger Landstädte in engerem Raume beisammen, als in den Niederlanden. In Holland: Amsterdam, Rotterdam, Dortrecht, Delft, Leyden, Harlem. In Brabant: Brüssel, Löwen, Antwerpen, Mecheln, Bergen, Gertrudenburg, Herzogenbusch. Im Bisthum Utrecht: Utrecht, Zwolt, Kampen. Im Bisthum Lüttich: Lüttich, Tongern, Mastricht. In Geldern: Gardewik, Zütphen, Venlo, Geldern. In Flandern: Gent, Brügge, Ypern, Dünkerke, Nieuport, Ostende, Sluys, Kortryk.

Auch da, wo Reichsstädte in größerer Anzahl vorhanden waren, fehlte es doch nicht an bedeutenden Landstädten. So am Niederrhein: Kleve, Emmerich, Wesel, Elberfeld, Linz, Andernach, Bonn, Neuß. Am Mittelrhein: Limburg, Koblenz, Trier, Eltvil, Heidelberg. Baiern war mit einer Menge von Landstädten übersäet, und viel von ihnen stehen in erster Linie, wie München, Ingolstadt, Landshut, Straubing, Neuburg, dazu Landsberg, Kehlheim, Braunau. In den Bisthümern: Passau, Freising, Berchtesgaden. In der Oberpfalz: Amberg, Neumarkt, Sulzbach. In Franken gehören die Sitze der Bischöfe von Würzburg und Bamberg zu den wichtigsten Städten. Auch Fulda, Mergentheim, Eichstedt waren nicht ohne Bedeutung. Hof, Wunsiedel, Neustadt, Ansbach waren burggräfliche Städte. In Hessen: Marburg, Gießen, Frankenberg, Kassel, Fritz-

lar, letzteres zu Mainz gehörig. In Thüringen und Meißen: Eisenach, Merseburg, Naumburg, Leipzig, Zwickau, Dresden, Meißen. In Kursachsen: Torgau, Wittenberg. In Anhalt: Zerbst, Dessau, Aschersleben, Ballenstedt. In der Oberlausitz: Görlitz, Bautzen, Löbau, Camenz, Lauban, Zittau, Budissin. In Schlesien: Breslau, Schweidnitz, Liegnitz, Hainau, Goldberg, Löwenberg. In Böhmen, obschon die Bevölkerung überwiegend slavisch, hat sich demohngeachtet unter deutschen Einflüssen das Städtewesen ziemlich reich entwickelt. Als bedeutende Städte sind zu nennen: Prag, Kuttenberg, Außig, Beraun, Brüx, Budweis, Kaslau, Chrudim, Hohenmaut, Jaromir, Kaden, Kaurim, Kolin, Königgrätz, Laun, Leitmeritz, Melnik, Mies, Nimburg, Pilsen, Policzka, Rakönitz, Saatz, Schlan, Taus, Wodnian. In Oesterreich, außer Wien, das ehemals Reichsstadt gewesen, Wienerisch Neustadt, Admont, Leoben, Bruck, Graz, Friesach, Weißenkirchen, Judenburg, Frauenburg, Rastadt, Seckau, Klagenfurt, Linz, Brixen, Inspruck.

So kann man den fürstlichen und herrschaftlichen Gebieten ebenso viele städtische Gemeinwesen entgegen setzen. Freilich waren die ersteren größer an Umfang. Denn wie ansehnlich auch die Gebiete mancher Reichsstädte sein mochten, wie von Lübeck, Goslar, Nordhausen, Mühlhausen, Nürnberg, Rotenburg an der Tauber, Nördlingen, Augsburg, Ulm, Reutlingen, Eßlingen, Straßburg, Speier, so konnten sich diese doch nicht einmal mit den fürstlichen Gebieten zweiten Ranges vergleichen. Aber was ihnen an Umfang abging, ersetzten sie durch andere Dinge. Für's Erste war begreiflich in den Städten eine verhältnißmäßig viel größere Bevölkerung, als auf dem platten Lande, welches die Stärke der fürstlichen Gebiete ausmachte. Sodann lebte in den Städten eine Kraft, welche sie nicht nur befähigte, für sich allein gegen Fürstenthum und Aristokratie ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten, sondern welche ihre Wirkungen weit über das Weichbild der Städte hinaustrug und die demokratischen Richtungen und Bestrebungen noch ganz anderen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft mittheilte. Betrachten wir die Kräfte des Bürgerthums etwas näher.

---

13. Reichthum der Städte. Kunstfleiß und Handel.

Vor Allem müssen wir aufmerksam machen auf den außerordentlichen Reichthum der Städte, welcher auf eine für sie sehr vortheilhafte Weise von den ungeordneten Wirthschaftsverhältnissen der meisten fürstlichen und adeligen Häuser absticht. Während diese in der Regel aus Schulden nicht herauskommen und die jährlichen Einkünfte immer voraus verzehren, beziehungsweise sie gegen Darstreckung gewisser Summen an die Darleiher verpfänden, so tritt uns in den Städten Wohlhabenheit, Reichthum, ja sogar Pracht und Glanz entgegen. Diese Erscheinung vermindert sich nicht im Laufe der Zeit, sondern nimmt vielmehr zu und gerade das vierzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter der höchsten Blüthe der Städte.

Aber die Gewerbthätigkeit nahm auch von Jahr zu Jahr einen immer höheren Aufschwung. Auf allen Gebieten versuchte sich jetzt der Kunstfleiß des deutschen Bürgers und während bisher die Italiener hierin den ersten Rang behauptet hatten, so bemühten sich nunmehr unsere Landsleute ihnen denselben streitig zu machen. Auch gelang es ihnen vielfach. So zeichneten sich die Deutschen besonders durch ihre Tuchwebereien aus, und hier nahmen die Flandrer die erste Stelle ein. Man kann sich einen Begriff von der ungeheueren Ausdehnung der flandrischen Webereien machen, wenn man liest, daß in der einzigen Stadt Brügge 50,000 Menschen ihren Unterhalt in diesem Gewerbe fanden. Aber auch in anderen Gegenden Deutschlands blühten die Tuchwebereien. In Westphalen und in Süddeutschland, besonders in Augsburg und Ulm gehörten die Leinwebereien zu einem wichtigen Handelsgegenstand und wurden weithin verbreitet. Auch Baumwollengespinnste wurden in Deutschland viel verfertigt, namentlich in Ulm. Von nicht geringerer Bedeutung waren die Arbeiten in Leder und in Metall, namentlich diejenigen Gegenstände, die sich auf das Waffenhandwerk bezogen. Hier thaten es die deutschen Arbeiter allen anderen zuvor. Ebenso war das deutsche Bier und der Meth, ein aus Honig gebrauter Trank, welche im Norden wie im Süden gleich gut gebraut wurden, zwei vom Auslande sehr gesuchte Gegenstände. Nebenbei zeichneten sich auch

die Deutschen in den feineren Handwerken aus, die an das Gebieten der Kunst hinstreiften, so in Gold und Silberarbeiten und dergleichen. Nürnberg war damals schon berühmt wegen seiner Kinderwaaren, die den Namen „Nürnberger Tand“ führten.

Gleichzeitig mit den Gewerben nahm auch der Handel, der innere wie der auswärtige, einen immer größeren Aufschwung. Auch hier trat unsere Nation in die erste Stelle ein. Dies ist um so höher anzuschlagen, wenn man bedenkt, mit welch ungeheueren Hindernissen die deutschen Kaufleute damals zu kämpfen hatten. Die Wege allenthalben unsicher, theils durch den räuberischen Adel, theils durch die Landherren, welche auf ihren Gebieten mit oder ohne Erlaubniß der Kaiser eine Unmasse Zölle errichteten, um die Kaufleute zu brandschatzen: sodann die Einrichtung des Geleites, welches darin bestand, daß der Landherr den Kaufmann durch sein Gebiet mit bewaffneter Macht geleiten ließ, um ihn vor räuberischen Angriffen zu schützen, wofür er sich aber so ungeheuer bezahlen ließ, daß das Geleit einer Plünderung nicht unähnlich sah: endlich das Strandrecht, die Grundruhr und ähnliche Gewohnheitsrechte, nach welchen jedes Schiff, das gestrandet auf dem Meere oder auf dem Fluß, oder jeder Wagen, der zerbrochen in einer Stadt, mit allen Waaren dem Eigenthümer des Strandes oder der Stadt gehörte, an welchem oder in welcher dem Kaufmann jenes Unglück begegnete. Die deutschen Kaufleute wußten aber alle diese Schwierigkeiten zu überwinden. Um sich vor dem räuberischen Adel zu schützen, zogen sie bewaffnet, in größerer Anzahl ihre Straße: und sie wußten mit dem Schwerte ebenso umzugehen, wie die Ritter. Um der Brandschatzung der Zölle zu entgehen, wußten sie sich theils von den Kaisern, theils von den Landherren, natürlich nicht ohne Erlegung von bedeutenden Geldsummen, Zollfreiheit oder wenigstens Ermäßigung des Zolls zu verschaffen. Ebenso erwirkten sie sich Befreiung vom Strandrecht und der Grundruhr. Endlich traten sie in Bünde zusammen, um sich gegenseitig wider unbillige Anforderungen zu schützen und eine gemeinsame Handelsklugheit zu befolgen. In dieser Beziehung hat keine Verbindung mehr Berühmtheit erlangt, als die Hanse.

Sie war aus dem Bunde weniger norddeutscher Städte hervorgegangen und ihr ursprünglicher Zweck war gemeinsamer Schutz wider Räubereien. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts wuchs aber dieser

Bund außerordentlich, indem er alle bedeutenden deutschen Handelsstädte an der Nord- und Ostsee von Flandern an bis zum finnischen Meerbusen umfaßte. Dieser Bund zählte zwischen siebenzig bis hundert Städte. An der Spitze stand Lübeck, das Haupt der ganzen Hanse. Die Hansestädte waren in vier „Quartiere“ eingetheilt. Das erste Quartier bestand aus den wendischen und überwendischen Städten, und es gehörten zu ihr Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Kiel, Golnow, Rügenwalde, Hamburg, Bremen, Lüneburg, Stettin, Anklam, Köln an der Spree, Kolberg, Stolpe, Neustargard, Wisby, Demmin. Das zweite Quartier bestand aus den westlichen Städten. Haupt desselben war Köln. Es gehörten dazu die niederländischen Städte: Nimwegen, Deventer, Kampen, Zwoll, Zütphen, Arnheim, Bommel, Tiel, Hardwick, Stavern, Gröningen, Bolsward, Rüremond, Venlo, Dortrecht, Amsterdam, Enkhuysen, Utrecht, Zürickfee, Briel, Middelburg, Fliessingen, Harling, Dinant, Mastricht, Hasselt, Ryssel, Emden, Arnmund, Elburg, Breda. Ferner die westphälischen: Soest, Osnabrück, Dortmund, Duisburg, Emmerich, Wartburg, Münster, Wesel, Minden, Paderborn, Herford, Lemgo, Lippstadt, Bielefeld, Unna, Hamm, Damburg, Andernach, Koesfeld. Das dritte Quartier, an dessen Spitze Braunschweig stand, machten die sächsischen Städte aus: Magdeburg, Halle, Hildesheim, Goslar, Göttingen, Eimbeck, Hannover, Hammeln, Stade, Burtehude, Halberstadt, Quedlinburg, Aschersleben, Erfurt, Nordhausen, Mühlhausen, Helmstädt, Nordheim, Zerbst, Duderstadt, Breslau; und die brandenburgischen: Stendal, Salzwedel, Gardelege, Seehausen, Osterburg, Werben, Brandenburg, Berlin, Frankfurt an der Oder. Danzig war das Haupt des vierten Quartiers, zu welchem die preußischen, liefländischen und einige russische Städte gehörten: Thorn, Elbing, Königsberg, Kulm, Braunsberg, Landsberg, Melwink, Riga, Reval, Dorpat, Pernau, Jnowynka u. s. w.

Durch die Vereinigung so vieler reicher und bedeutender Städte wuchs die Hanse in Kurzem zu einer staatlichen Macht empor. Sie konnte es jetzt wohl wagen, über den ursprünglich gesteckten Zweck, gegenseitige Unterstützung und Vertheidigung, hinauszugehen und ein höheres Ziel anzustreben. Dieses Ziel war nichts Geringeres, als den ganzen nordischen Handel ausschließlich in ihre Hände zu bringen. Auch hat sie in der That dieses Ziel erreicht. Ihre Schiffe beherrschten

nicht nur die Gewässer des baltischen Meeres und der Nordsee, sondern sie segelten auch bis in die entfernte iberische Halbinsel, so das ganze nördliche Europa in ihr Bereich ziehend, wie die Italiener den Süden, das Mittelmeer und die griechischen Gewässer beherrschten. Der Hanse gelang ihr Unternehmen aus mehrfachen Gründen. Fürs Erste standen die Deutschen an Bildung, Betriebsamkeit, erfinderischer Kraft, Kühnheit, Ausdauer und Beharrlichkeit allen anderen benachbarten Völkern weit voran. Diese konnten bis jetzt mit unseren Landsleuten weder in Gewerbthätigkeit, noch in der Schifffahrt wetteifern. Zumal aber einer so großen zusammenhängenden wohl eingerichteten, von Einem Gedanken durchdrungenen Verbindung gegenüber, wie die Hanse war, vermochten sie nichts auszurichten. Sie konnten aber auch die Hanse nicht entbehren. Denn da sie ihre Bedürfnisse von nirgends anders her beziehen konnten, als durch die Hanse, so waren sie eben auf sie angewiesen und mußten ihr die Zugeständnisse machen, die sie forderte. Wagte es nun doch einmal ein Staat, der Hanse entgegenzutreten, oder ihr die verlangten Zugeständnisse und Freiheiten zu verweigern, so hob sie sofort allen Verkehr mit ihm auf: und dies war ein sicheres Mittel, den Staat zur Aussöhnung zu bewegen, da er für sich selbst nicht bestehen konnte. Half auch dieses nicht, so scheute sich die Hanse auch nicht, zu den Waffen zu greifen. Ihre Kriegsmacht konnte es mit allen drei skandinavischen Reichen aufnehmen. So kam es im Jahre 1368, nachdem schon längere Zeit vorher Zerwürfnisse mit Dänemark eingerissen waren, zu einem förmlichen Bruche zwischen dem König dieses Landes, Waldemar und der Hanse. Der König spottete Anfangs der Kriegserklärung, aber schon im Jahre 1369 war er durch die Hanse von Land und Leuten vertrieben, und das ganze Königreich von ihr eingenommen. Das Jahr darauf schloß die Hanse mit dem dänischen Reichstag einen Frieden, zufolge dessen sie vollständigen Schadenersatz erhielt, Schoonen mit allen Einkünften auf sechzehn Jahre, außerdem vollkommene Handelsfreiheit. Auf diese Weise machte sie sich furchtbar und Könige und Fürsten bewarben sich um ihre Freundschaft. Sie hielten es nicht unter ihrer Würde, auf den Hansetagen zu erscheinen, um dort Vergünstigungen von den stolzen Bürgern zu suchen. Im Jahre 1385 auf dem Hansetage zu Lübeck erschienen nicht weniger, als zwei Könige und sechs Fürsten,

nämlich die Königin Margaretha von Dänemark, König Albrecht von Schweden, der Herzog Erich von Sachsen Lauenburg, zwei Grafen von Holstein, die Gesandten des Herzogs von Burgund und der Grafen von Holland und Flandern.

Um diese Zeit war die Hanse auf der Höhe ihrer Macht. Die Herrschaft auf den nordischen Gewässern wurde ihr unbedingt zugestanden: auch besaß sie die wichtigsten und folgenreichsten Rechte und Freiheiten in allen den Ländern, mit denen sie Handelsbeziehungen hatte, wie in den Niederlanden, Frankreich, England, Dänemark, Norwegen, Schweden, Preußen, Rußland. Nämlich: Freiheit der Ausfuhr einheimischer Naturerzeugnisse und der Einfuhr fremder Waaren; entweder gänzliche Zollfreiheit oder doch sehr geringe Zollabgaben; eigene Räume zu Waarenlagern; Selbstgerichtsbarkeit und zwar nach lübischem Recht. Sicherheit des Eigenthums zu Wasser und zu Land, im Schiffbruche, im Kriege, in Sterbefällen; Vertheidigungs- und Waffenrecht; eigene Kirchen und Krankenhäuser. Kurz, die Hanse wurde fast den Eingebornen gleich geachtet und wie sie behandelt.

Die Hanse besaß in dem ganzen Bereich ihres Handels vier große Hauptniederlassungen, wo sie ihre Waarenlager hatte und wo sie ihre großen Geschäfte machte. Das waren für den Osten Nowgorod in Rußland, Bergen in Dänemark für den skandinavischen Handel, London für die brittischen Inseln und Brügge für den Westen und Süden. Der Handel nach Rußland schrieb sich von frühen Zeiten her; am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gründete aber hier die Hanse eine Niederlassung und erhielt die oben angeführten Begünstigungen. Die Verbindungmit Nowgorod war der Hanse deßhalb von großer Wichtigkeit, weil sie außer den russischen Naturerzeugnissen, als Honig, Wachs, Seife, Thierhäute, Leder, Pelz auch noch die levantischen Waaren von dort her bezog. Bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nämlich ging ein doppelter Waarenzug von Asien aus nach Europa vom asowschen Meere aus. Der eine ging über das Meer nach Italien, der andere auf der Achse durch Rußland nach Moskau und Nowgorod. Seit dem Jahre 1360 hörte indessen dieser letzte Waarenzug auf, da die Italiener ihn zu verhindern wußten, und die Hanse bezog dann ihre levantischen Waaren von Brügge, wohin sie die italienischen Kaufleute brachten. Brügge war überhaupt damals ohnstreitig der Mittelpunkt des ganzen euro-

päischen Handels. Es flossen dort alle Erzeugnisse des Nordens, Englands, des Südens und Asiens zusammen. Rechnet man noch dazu die eigene große Gewerbthätigkeit der Stadt, so begreift sich, was für ein Reichthum sich daselbst ansammeln mußte, der die Einwohner nachgerade auch übermüthig machte. So fehlte es nicht an mannigfachen Streitigkeiten zwischen der Hanse und Brügge, die sogar gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts so weit gediehen, daß die Hanse ihren Stapelplatz von Brügge nach Antwerpen verlegte. Die Brügger gaben sich dann alle Mühe, das frühere Verhältniß wieder herzustellen, was ihnen endlich gelang, aber nicht ohne einige Demüthigungen.

Von Brügge aus ging der Waarenzug entweder zur See nach Lübeck u. s. w., oder auf der Achse durch Westphalen oder auf dem Rhein nach Oberdeutschland. Die Rheinschifffahrt war daher äußerst belebt, und es begreift sich, daß es sich der Mühe lohnte, so viele Zölle dort aufzurichten. In der That waren die Zölle die ergiebigste und sicherste Einnahmsquelle der dortigen Fürsten. Die Städte am Rhein nahmen natürlich alle Theil an dem Handel, besonders die größeren, so Aachen, Köln, Duisburg, Dortmund, Andernach, Koblenz, Mainz, Speier, Worms, Straßburg. Zu gleicher Zeit aber, als der levantische Waarenzug über Brügge rheinaufwärts ging, hatten die oberdeutschen Städte bereits einen anderen Weg eingeschlagen. Sie setzten sich unmittelbar mit Italien in Verbindung und bezogen die Waaren von dorther auf der Achse. Das waren besonders Augsburg, Ulm, Nürnberg. Diese Städte sind überhaupt der Mittelpunkt des ganzen süddeutschen Handels. Eine andere ebenso bedeutende Stadt, Regensburg, setzte sich mit dem Orient in unmittelbare Verbindung, indem sie die Donau hinunterfuhr und von dort aus die asiatischen Waaren holte. In diesem Handel wetteiferte indessen bald Wien mit Regensburg noch später Breslau und Prag. Den ausgebreitetsten Handel in jener Zeit hatte aber offenbar Nürnberg, welches nach acht Richtungen hin die Waaren vertrieb: 1) gegen Süden nach Schwaben, Baiern, Innsbruck, Bozen, Italien; 2) gegen Südwesten nach Basel, Solothurn, Bern, Besançon, Lyon; 3) gegen Westen nach Rotenburg, Mosbach, Heilbronn, Worms, Speier, Straßburg, Saarbrück, Metz, Verdun; 4) gegen Nordwesten in die Niederlande; 5) gegen Norden über Bamberg und Koburg

nach Erfurt, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Lübeck; 6) gegen Nordosten über Hof nach Plauen, Chemnitz, Freiberg, Posen; 7) gegen Osten nach Böhmen, Mähren und Schlesien; 8) gegen Südosten über Regensburg und Passau nach Ungarn. Frankfurt war ebenfalls schon eine beträchtliche Handelsstadt, errang indessen ihre große Bedeutung erst später. Im Norden nahm Erfurt eine der ersten Stellen ein, sodann Magdeburg und Braunschweig.

So war ganz Deutschland nach allen Richtungen hin von Kaufleuten durchzogen, welche theils die Erzeugnisse des eigenen Kunstfleißes vertrieben, theils die Erzeugnisse fremder Länder verkauften. Trotz aller Hemmnisse drang die Kraft und die Ausdauer des deutschen Kaufmanns durch und er fand sich für die Mühen, die er erduldet, endlich reichlich belohnt durch den großen Gewinn, den er davon getragen. In der That: Niemand gewann verhältnißmäßig so viel, wie der deutsche Kaufmann. Darum entfalteten aber auch die Städte eine so außerordentliche Blüthe und war hier der eigentliche Reichthum zu suchen, der sich auch jedem Beobachter zur Schau stellte. Es ist bezeichnend, was die Königin von Frankreich sagte, als sie im Jahre 1301 auf einem Balle erschien, den ihr die Brügger Bürger gaben, wo sie von den Bürgersfrauen an Glanz und Pracht überstrahlt wurde. „Ich habe geglaubt, sagte sie, die einzige Königin zu sein, und ich sehe ihrer hier sechshundert." Und die Gemahlin Kaiser Karls IV. verbot bei ihrem Aufenthalt in Magdeburg ihren Hoffräulein, den Ball der Bürger zu besuchen, weil sie sich den Bürgersfrauen und ihren Töchtern gegenüber zu ärmlich ausnehmen würden. Einen Maßstab für den fast unerschöpflichen Reichthum der Städte geben auch die ungeheuren Summen, um welche sie die Kaiser zu verpfänden pflegten und welche sie lieber mit einem Male erlegten, als daß sie ihre Freiheit noch länger der Willkür des Pfandinhabers preisgegeben hätten. Ebenso sind hieher die Summen zu rechnen, welche die Reichsvögte oder auch die Kaiser selbst unter allerlei Vorwänden von ihnen zu erpressen verstanden, und die sie gaben, ohne daß es ihnen sehr wehe gethan zu haben scheint. Denn es hinderte sie nicht, wenn es sein mußte, gleich darauf Heere auszurüsten oder sonstwie große Ausgaben zu machen. Die gewöhnlichen Steuern der Reichsstädte waren, wenigstens unter Ludwig, nicht sehr groß. Dies ist aber daher zu erklären, daß fast jede Stadt in den

Kriegsjahren außergewöhnliche Anstrengungen machte, oder dem Kaiser Geld vorstreckte, weshalb sich dieser dann genöthigt sah, die Reichssteuer zu ermäßigen. Die größte Steuer zahlte Lübeck, nämlich nicht weniger als sechstausend Mark, was, die Mark zu dreißig Gulden gerechnet, 180,000 Gulden ausmachen würde. Zürich zahlte zweitausendfünfhundert Pfund Heller, Nürnberg zweitausend, Eßlingen achthundert, Heilbronn sechshundert, Frankfurt fünfhundert, Rotweil fünfhundert, Augsburg nur vierhundert (seit 1329, da die Stadt schon vorher dem Kaiser große Vorschüsse gethan), Nördlingen dreihundert, Windsheim dreihundert, Gelnhausen dreihundert, Hagenau zweihundertfünfzig, Donauwerth zweihundert, Rotenburg, das sich ebenfalls vorher stark angestrengt, auch zweihundert, Feuchtwangen hundert.

---

14. Demokratische Bewegungen in den Städten. Sturz der Geschlechterherrschaft. Aufkommen der Zunftverfassungen.

Mit der außerordentlichen Gewerbs- und Handelsthätigkeit der Städte hielt nun die Entwickelung bezüglich der inneren Verfassungsverhältnisse gleichen Schritt. Der Gedanke, welcher den städtischen Gemeinwesen zu Grunde lag, nämlich die altgermanische Freiheit gegenüber dem Lehensadel zu behaupten und fortzubilden, erhielt seine naturgemäße Entwickelung und niemals trieb wohl die Freiheit kräftigere Blüthen, als im vierzehnten Jahrhundert in den deutschen Städten.

Das Streben der städtischen Bevölkerung war in dieser Beziehung zunächst darauf gerichtet, sich so viel wie möglich eine äußere Unabhängigkeit von dem Herrn, dem sie unterworfen war, zu erkämpfen, mochte dies nun der Kaiser oder ein Bischof oder ein Landherr sein. Ihr letztes Ziel ging auf nichts Geringeres, als das Abhängigkeitsverhältniß blos auf die Abgabe einer gewissen Steuersumme zurückzuführen, dagegen jede Einmischung des Oberherrn in die inneren Angelegenheiten der Stadt, in Verwaltung, Rechtspflege, Polizei u. s. w. fern zu halten. Der Weg, den die Städte hiebei einschlugen, war gewöhnlich der, daß sie gewisse wichtige Aemter, die

der Landesherr besetzte, an sich zu bringen suchten. Dies war nicht schwer, da die Herren gewöhnlich Geld brauchten und die Städte dasselbe hatten. So kauften sie ihm denn die Stelle eines Schultheißen, eines Vogts u. s. w. ab. Alle größeren Städte wußten sich diese Vergünstigung im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts zu verschaffen, und selbst die geringeren errangen wenigstens eigene Gerichtsbarkeit. Ja, ein Theil der Reichsstädte, welcher den Namen der Freistädte führte, hatte nicht einmal Steuern zu zahlen, wie Mainz, Speier, Worms, Straßburg, Basel, Regensburg. Freilich gab es noch viele Reichsstädte und zwar ansehnliche darunter, denen es noch nicht gelungen war, die Vogteigerechtsame an sich zu bringen. Ueber diese setzten dann die Kaiser Landvögte, die sie gewöhnlich aus den Landherren nahmen. Diese Landvögte hatten die kaiserlichen Rechte zu wahren und namentlich die Gefälle einzutreiben. Aber sie benützten in der Regel diese ihre Stellung zu Erpressungen und daher lagen die Städte mit ihnen beständig in Streit und boten Alles auf, um von den Kaisern auch das Recht zu erlangen, die Steuern selber einzutreiben. Im Ganzen aber waren die Städteverfassungen gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts an dem Punkte angelangt, daß die ganze Verwaltung in den Händen des Stadtrathes lag, und daß dieser als die oberste Behörde der Stadt angesehen wurde.

Hiermit hatte aber die Entwickelung noch nicht ihr Ende erreicht. Vielmehr begannen nun erst im Innern der Städte die größten Bewegungen. Es handelte sich nämlich darum, wer den Stadtrath besetzte, welche Schichten der Bevölkerung an der städtischen Verwaltung Antheil nehmen durften. Und hier kam es denn zu einem großen, mächtigen Kampfe zwischen der Aristokratie und der Demokratie, welcher sich fast aller deutschen Städte bemächtigte, sich das ganze vierzehnte Jahrhundert, ja auch noch durch das fünfzehnte hindurchzog, im Ganzen aber mit dem Siege der Demokratie endigte.

Die ursprünglichen Bürger der Städte gehörten dem Stande der alten Freien an, oder auch dem Stande der ritterbürtigen Dienstmannen. Sie standen also dem sogenannten niederen Adel gleich, hatten gleich diesem Grundbesitz und verläugneten auch dadurch ihren Ursprung nicht, daß sie mit Vorliebe das Waffenhandwerk trieben und zwar ebenfalls, wie der Ritterbürtige, zu Roß. Allein

neben dieser ursprünglichen städtischen Bevölkerung bildete sich schon in frühester Zeit eine andere, welche aus dem Stande der Leibeigenen, der Hörigen, überhaupt der Unfreien, hervorgegangen war. Diese niedere Bevölkerung beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Gewerbe. Sie hatte zwar in Folge ihrer Niederlassung in den Städten die Freiheit erhalten, aber keineswegs gleiche Rechte mit den alten Bürgern, welche den Stadtadel bildeten und unter verschiedenen Benennungen vorkommen, als Geschlechter, Patrizier, Ehrbare, Konstabler. Diese alten Geschlechter behaupteten vielmehr das ausschließliche Recht der Verwaltung des Gemeinwesens: aus ihnen wurden die Rathmannen und die übrigen obrigkeitlichen Personen genommen. Die Handwerker hatten nicht den geringsten Antheil an der Verwaltung, ja es wurde ihnen selbst das Recht der Aufsicht über dieselbe versagt: sie befanden sich den Geschlechtern gegenüber in der Stellung von Unmündigen. Das mochte wohl eine Zeit lang gut thun. Aber seitdem die Gewerbe einen immer größeren Aufschwung nahmen, seitdem der Reichthum der Städte durch die erhöhte Gewerbthätigkeit wuchs, seitdem dadurch die Macht der Städte sich so sehr vergrößerte, kam begreiflicher Weise in der niederen Bevölkerung, durch deren Thätigkeit insbesondere jener große Umschwung bewirkt worden, der Wunsch auf, zu der Verwaltung der inneren Angelegenheiten ebenfalls zugezogen zu werden. Das Selbstgefühl dieser niederen Stände wurde außerdem noch dadurch erhöht, daß sie schon seit geraumer Zeit ebenfalls zu dem Waffendienste zugezogen wurden, wobei sie aber zu Fuß fochten, während die Patrizier zu Roß, und durch die Zunfteinrichtung, welche mit dem Waffendienst zusammenhing. Nämlich die Mitglieder eines und desselben oder mehrerer verwandter Gewerbe traten in Genossenschaften zusammen, welche den Namen der Zünfte oder der Innungen führten und handelten in allen Angelegenheiten gemeinsam. Die Bedeutung der Zünfte war allerdings zunächst eine gewerbliche, und in dieser Beziehung strebten sie ebenso nach Ausschließlichkeit, wie wir die Hanse in größeren Verhältnissen darnach streben sahen, und wie dies überhaupt in dem Wesen des germanischen Mittelalters lag. Sie duldeten nämlich kein Gewerbe, das nicht zünftig war. Auf der andern Seite führten sie aber auch gute Aufsicht über die Gewerbthätigkeit der Mitglieder und es lag ihnen daran, daß keine

schlechte Arbeit gemacht würde, wodurch das Ansehen der Zunft und natürlich auch der Absatz nach außen leiden mußte. Aber diese gewerbliche Bedeutung der Zünfte war nicht die einzige. Zugleich hatten sie eine staatliche, und diese ist von noch größerer Wichtigkeit gewesen. Sie hielten nämlich in allen städtischen Angelegenheiten zusammen. Dieses Zusammenhalten machte sie mächtig und einflußreich und sie konnten, seitdem sie auch Waffenbrüderschaften geworden, — die Handwerker zogen, nach Zünften geordnet, ihre Vorsteher als Hauptleute an der Spitze, in den Krieg — ihrem sittlichen Einfluß auch noch eine stoffliche Macht hinzufügen. Schon sehr frühe erkannten die Gewalthaber diese staatliche Bedeutung der Zünfte und hoben sie daher im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts als gefährlich mehrmals auf. Denn schon seit der Mitte dieses Jahrhunderts bemerken wir in den Zünften das Streben nach Gleichberechtigung mit den Geschlechtern, was in manchen Städten, wie z. B. in Köln, zu blutigen Kämpfen führte. Diese Kämpfe, in denen Anfangs die Zünfte unterlagen, setzten sich aber mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts fort und zwar mit wachsender Erbitterung. Denn die Geschlechter gedachten nicht nachzugeben, und wenn sie auch hie und da zu Zugeständnissen gezwungen wurden, so hatten sie doch immer den Hintergedanken dabei, sie bei der nächsten Gelegenheit wieder zu brechen. Gelang es ihnen aber, über die Zünfte Herr zu werden, so verfolgten sie ihren Sieg mit der größten Grausamkeit. Ueberhaupt war die städtische Aristokratie, welche in den ersten Zeiten der Städtegründungen sich so großartig, fest und freiheitliebend benommen, nachgerade in vielfacher Hinsicht ausgeartet. Und dies war für die Zünfte natürlich ein neuer Beweggrund, ihre ausschließliche Herrschaft zu brechen. Die Aristokratie zeigte Lässigkeit in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten, ging namentlich verschwenderisch und gewissenlos mit dem Gemeindevermögen um, legte ungeheure Steuern auf die Einwohnerschaft, die nicht immer für gemeinnützliche Zwecke verwendet wurden und legte in ihren einzelnen Mitgliedern einen oft bübischen Uebermuth an den Tag. Viele von den Geschlechtern, die es dem verschwenderischen Landadel gleich thun wollten, vergeudeten in Lust und Wohlleben ihr Vermögen, machten Schulden bei den ehrsamen Handwerkern: kamen diese dann und verlangten Bezahlung, so wurden sie von den Patriziern mit Sporen

gestoßen, zur Thüre hinaus geworfen und sonstwie mißhandelt. Ueberhaupt betrachteten sich namentlich die jungen Patriziersöhne als Menschen, denen Alles erlaubt sei, wie sie denn namentlich auch der Ehre der Frauen und Jungfrauen der Handwerker nachstellten und sich hier die größten Gewaltthaten und Schändlichkeiten zu Schulden kommen ließen. So war die städtische Aristokratie zu einer Junkerwirthschaft ausgeartet, die den Handwerkern um so unerträglicher war, je mehr sie sich fühlten und je klarer bei ihnen das Bewußtsein geworden, daß sie die städtischen Angelegenheiten ebenso und noch besser verwalten könnten, als die Geschlechter.

Es ist nun merkwürdig zu sehen, in welchen Theilen von Deutschland diese Bewegung der Zünfte begonnen, und wie weit sie sich verbreitet hat. Sie begann in den süddeutschen Städten, auf welche die Nähe Italiens bedeutend gewirkt haben mag: denn in der Lombardei, wie wir früher schon bemerkt, waren ähnliche Bewegungen vorausgegangen und hatten bereits in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fast allenthalben mit dem Siege der Demokratie geendet. Aber auch in einigen nordischen Städten, wie in Erfurt, Goslar, Magdeburg, Braunschweig, bemerken wir schon in den neunziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts heftige zünftische Bewegungen, welche im ersten Augenblicke sogar mit dem Siege der Handwerker und der Austreibung der Geschlechter endigen. Allein diesen augenblicklichen Erfolgen der Zünfte im Norden folgen dann um so schwerere Niederlagen, während es ihnen in den süddeutschen Städten gleich bei den ersten Versuchen gelingt, sich fest zu setzen. Freilich waren die Zugeständnisse, die sie errangen, noch sehr gering: man erlaubte ihnen nur einen Theil des Rathes, nicht einmal die Hälfte mit Zunftgenossen zu besetzen. Aber sie verlangten vorderhand auch nicht mehr, fernere Forderungen auf spätere Zeiten versparend. Nachdem aber einmal der Anfang gemacht war, so ging die zünftische Bewegung unaufhaltsam weiter, theilte sich namentlich dem Rheine mit, ergriff hier alle großen Städte, drang bis in die Niederlande vor und erfüllte in den ersten Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts die blühenden Städte dieser Gegenden mit den heftigsten inneren Gährungen.

Die Regierung Ludwig des Baiern bildet sodann einen entscheidenden Wendepunkt in dieser Entwickelung. Wir haben mehrfach

angeführt, daß der Adel es mit Friederich von Oesterreich hielt, die Städte aber mit Ludwig dem Baiern. Es ist begreiflich, daß auch die adeligen Geschlechter in den Städten, bei welchen die Angriffe der Zünfte das Gefühl der Verwandtschaft mit dem Landadel immer stärker wachgerufen hatten, sich an den von ihren Standesgenossen anerkannten König anschlossen. Desto eifrigere Anhänger Ludwig des Baiern waren aber die Zünfte. Und diese hatten auch allen Anlaß, es mit Ludwig zu halten. Denn er begünstigte überhaupt die zünftische Richtung, wie er es bereits bei seinen baierischen Städten bewiesen hatte. So geschah es denn daß in fast allen oberdeutschen Städten die Bürgerschaft in zwei Lager gespalten war: die Geschlechter hielten es mit dem Habsburger, die Zünfte mit dem Wittelsbacher. Wie nun endlich der Streit zwischen zwischen den zwei Gegenkönigen im Jahre 1330 zu Gunsten Ludwig des Baiern geschlichtet war, so sehen wir die zünftische Bewegung mit Einem Male einen neuen Anlauf nehmen und nicht nur im Süden neue Erfolge erringen, sondern auch im Norden. Denn überall wurde diese Bewegung von Ludwig, wenn auch nicht gerade hervorgerufen, so doch gut geheißen und schließlich die durch sie bewirkten Verfassungsveränderungen bestätigt. Sie dauert aber ununterbrochen fort bis zum Ende seiner Regierung, ja noch über sie hinaus.

Diesmal lief sie aber, selbst im Süden, nicht so glimpflich ab, wie im Anfange der Bewegung. Es kam zu blutigen und langwierigen Kämpfen. Aber die Zünfte waren nun schon so erstarkt, daß die Geschlechter sich vor ihnen beugen mußten. Wollten sie nicht nachgeben, so wurden sie aus der Stadt getrieben, wie in Regensburg, Straßburg, Speier, Mainz, Konstanz, Lindau, Heilbronn, Ulm. Die Vertriebenen suchten dann vermittelst des Landadels durch Verrath sich wieder der Stadt zu bemeistern, was ihnen aber mißlang. Hie und da erfolgte eine Aussöhnung zwischen den Vertriebenen und den Zünften, wozu besonders Kaiser Ludwig sehr gerne die Hand reichte. Das Ergebniß aber war, daß bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in ganz Süddeutschland und längs des Rheins die zünftische Richtung den entschiedensten Sieg davon getragen und die Herrschaft der Geschlechter gebrochen hatte. Die Verhältnisse waren natürlich in den einzelnen Städten verschieden: in den einen behielten die Patrizier mehr Rechte, in den andern weniger, in den einen

waren die Patrizier so zu sagen nur geduldet, in den andern theilten sie sich mit den Zünften in die Herrschaft. Im Ganzen aber behaupteten die Zünfte das Uebergewicht, und wurde die Verfassung in demokratischem Sinne umgeändert. Die einzige große süddeutsche Stadt, bei welcher die Zunftbewegung bis zu dem angegebenen Zeitpunkte nicht durchgedrungen war, war Augsburg. Hier geschah es erst im Jahre 1368. Auch bei den fränkischen Städten gelang es ihr nicht, obschon es an einer großen zünftischen Bewegung in dem Vororte derselben, in Nürnberg, nicht fehlte. Hier wurde aber das Mißlingen durch ganz besondere Umstände herbeigeführt. Die Bewegung erfolgte nämlich erst im Jahre 1348, nach dem Tode Ludwig des Baiern. Sie war so mächtig, daß die Patrizier sich nicht zu halten vermochten, sondern aus der Stadt entflohen. Nun aber erkannte die eingesetzte zünftische Regierung den Gegenkönig Günther an und sprach sich wider Karl IV. aus, während sich die ausgetriebenen Geschlechter gerade an diesen wandten. Es war begreiflich, daß Karl die Partei der Geschlechter nahm, und den Zünften die Rache für ihren Ungehorsam fühlen ließ. Seine erste Sorge war daher, nachdem er sich mit der baierischen Partei ausgesöhnt, mit einem Heere vor Nürnberg zu ziehen, die Zunftregierung zu stürzen und die Geschlechter wieder zurückzuführen. Diese versäumten nicht, schwere Rache zu nehmen durch Hinrichtungen und Verbannungen der Häupter des Aufstandes, thaten aber, klug gemacht durch die Erfahrung, Alles, um einem neuen Ausbruche der Unzufriedenheit vorzubeugen. Uebrigens hielten sie es doch für gut, 1378 einen Theil der Zünfte, nämlich acht, in den kleinen Rath aufzunehmen.

Auch in einem nicht unbeträchtlichen Theile der nordischen Städte errang jetzt die zünftische Bewegung Erfolge; so in Erfurt, Nordhausen, wo zwar ebenfalls ein Theil der Geschlechter sich mit dem Landadel in Verbindung setzte, um verrätherischer Weise sich wieder der Herrschaft der Stadt zu bemeistern, ohne daß es jedoch gelang; ferner in Magdeburg, wo seit 1335 entschiedene Zunftherrschaft; sodann in den Städten der Mark Brandenburg, endlich in Bremen; seit 1330.

Im Allgemeinen behält indessen der Norden doch die Richtung bei, die wir oben angegeben. Die zünftische Bewegung, wenn sie auch von Zeit zu Zeit sich geltend zu macheu sucht, kann hier auf

Länge doch nicht Bestand gewinnen. Offenbar hatte auf dieses Ergebniß die Hanse das heißt die leitenden Städte derselben, namentlich Lübeck einen großen Einfluß. In diesen Städten nämlich hatte der Adel von vornherein nicht die überwiegende Stellung behaupten können, wie anderswo, sondern hier führten die reichen Kaufleute das Ruder. Da nun diese schon frühzeitig einige von den vornehmen Handwerkern zu den Rathsversammlungen zugezogen hatten, so fehlte es hier an jenem schroffen Gegensatze, wie in den Städten mit vorwiegend aristokratischen Geschlechtern. Auch glaubten die Räthe jener Hansestädte, mit den gemäßigt demokratischen Verfassungen, wie sie im vierzehnten Jahrhundert dort bestanden, dürfe das Volk wohl zufrieden sein. Da die Richtung vorzugsweise eine kaufmännische war, so haßte man aufregende Volksbewegungen, welche die öffentliche Sicherheit gefährdeten und der kaufmännischen Betriebsamkeit die nöthige Ruhe versagten. Man glaubte daher mit aller Strenge dagegen auftreten zu müssen. Und der Hanse standen vermöge ihrer Verfassung genug Mittel zu Gebote. Sie schloß nämlich eine Stadt, die sich dergleichen zu Schulden kommen ließ, aus der Hanse aus („verhansete" sie, wie man dies nannte), und zwar so lange, bis die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt wäre. Dies Mittel wirkte gewöhnlich. Indessen konnte sie auf die Länge den Geist der Zeit doch nicht zurück halten und trotz aller Gegenmittel bemächtigte sich die zünftische Bewegung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wiederum mehrerer ansehnlichen Städte des Nordens, namentlich wiederum Braunschweigs, wo 1374 die Zünfte die Geschlechter verjagten.

Man würde sich übrigens irren, wenn man annehmen wollte, daß in Folge der Unruhen, die durch diese Verfassungskämpfe hervorgerufen wurden, nun eine gewisse Gesetzlosigkeit und Unordnung sich der städtischen Gemeinwesen bemächtigt hätte. Nichts weniger, als dieses: im Gegentheil, erst von dem Augenblicke an, als die Zünfte gesiegt, beginnt der großartigste Abschnitt in der Geschichte des deutschen Städtewesens: die höchste Blüthe der Entwickelung nach allen Seiten beginnt von diesen Zeiten an. So hat die Demokratie in den deutschen Städten allerdings ein ganz anderes Ergebniß geliefert, wie die in den italienischen. Hier wußte das Volk die Freiheit nicht zu behaupten, sondern opferte sie nach einer kurzen Zeit der Ueberstürzung und Zuchtlosigkeit an einzelne Ehrgeizige auf,

welche die demokratische Verfassung nur als Schemel für ihre monarchischen Gelüste benutzten, und aus den Republiken baldigst unumschränkte Fürstenthümer machten. Auch in den deutschen Städten hat es nicht an Ehrgeizigen gefehlt, welche, auf der Seite des Volkes stehend, selbstsüchtige Zwecke verfolgten, die mit der Freiheit sich nicht vertrugen. Allein die Herrschaft solcher Männer dauerte nur kurze Zeit. Sowie der Bürger ihre eigentlichen Absichten erkannt hatte — und früher oder später mußten sie sich doch herausstellen — so trat er ihnen mit Entschiedenheit entgegen und vereitelte sie. Selbstsüchtigen Ehrgeizigen gelang es schon deshalb nicht, Erfolge zu erzielen, weil es in den deutschen Demokratien keine eigentliche Pöbelherrschaft gab. Der wackere Zünftler, welcher sich endlich die neue freie Verfassung errungen, hatte wohl kein Bedenken getragen, muthig zum Schwerte zu greifen, wenn kein anderes Mittel half, um zum Ziele zu gelangen; aber seine Absicht war nicht im Mindesten, zuchtlose, ungebundene, aufgelöste Zustände herbeizuführen: im Gegentheil, er wollte eine Ordnung des Staatswesens, in welcher Alles nach bestimmten Rechten, Gesetzen, in Ehren und in Züchten hergehe. Einer solchen Gesinnung war eine zweck- und ziellose, unbestimmte, auf Umwälzung sinnende Aufregung fremd: dem deutschen Handwerker fiel es nicht ein, aus bloßer Liebhaberei in den Tag hinein Umwälzung zu spielen; er gab sich auch Niemanden zum Werkzeug für ähnliche Zwecke her. Aber er war im Augenblicke bei der Hand, wenn es galt, wohl erworbene, theuer erkämpfte Rechte zu vertheidigen. So kam es, daß die Demokratien in den deutschen Städten ein ganz anderes Schicksal hatten, als die italienischen, daß sie sich Jahrhunderte erhielten und fortbildeten, und daß in ihnen der deutsche Geist seine schönsten Blüthen entfaltete.

Jetzt erst gewannen die deutschen Städte ein schöneres Aussehen: man sorgte für Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Anstand: die schönsten öffentlichen Gebäude erhoben sich in jenen Zeiten: die Anstalten für gemeinnützige Zwecke, für Gesundheitspflege, Hospitäler, Krankenhäuser mehrten sich von Jahr zu Jahr: auch für die geistige Bildung, für Schulen und andere Unterrichtsanstalten wurde gerade von jetzt an am meisten gesorgt. Auch die Sorge der städtischen Behörden für die Nichtübervortheilung der Bürger in Hinsicht der wichtigsten Lebensbedürfnisse verdient rühmend anerkannt zu werden.

Sie hatten ein wachsames Auge auf Bäcker, Metzger, Weinhändler u. s. w, und sorgten dafür, daß die Waaren weder schlecht, noch in zu geringem Maße, noch zu theuer an die Käufer abgegeben wurden: jede Art von Wucher wurde auf das Strengste geahndet. Wie vortheilhaft unterschied sich hierin die mittelalterliche Polizei der städtischen Demokratie von der heutigen, welche zwar mit großen Strafen darein fährt, wenn Einer vor seinem Hause ein Grashälmchen hat stehen lassen, oder einen Teppich zum Fenster heraushängen läßt, aber sich nichts darum bekümmert, ob der Kornwucherer und der Bäcker mit einander im Bunde eine ganze Einwohnerschaft auf das Schamloseste ausbeuten! Auch auf Kleiderpracht, Aufwand bei festlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten, Taufen u. s. w. glaubte die städtische Polizei ihr Augenmerk richten zu müssen. Sie ging in den Verordnungen, welche gegen den Luxus erlassen wurden, mitunter über den Grundsatz der Achtung der persönlichen Freiheit hinaus, welcher doch sonst die Grundlage der städtischen Demokratie bildete. Sie ließ sich aber hier von dem wohlmeinenden Gedanken leiten, daß unnöthige Pracht und maßloser Aufwand weder zum Nutzen und Frommen des Einzelnen, noch des Ganzen gereiche, ja daß die Tüchtigkeit des Gemeinwesens zuletzt darunter leiden müsse, wenn die Einzelnen sich dadurch sowohl selber zu Grunde richten, als auch Andere, indem sie dieselben zur Nachahmung reizen, in den Abgrund hereinziehen. Die mittelalterliche Demokratie setzte einen Stolz darein, wohlhabend zu sein: sie wollte nicht über Menschen von zerrütteten Vermögensumständen regieren.

---

15. Pfahlbürgerthum. Zwiste der Städte mit Adel und Fürsten. Veränderung des Kriegswesens. Bedeutung des Fußvolks.

Man kann sich denken, daß die Städte mit ihrem Reichthum, mit ihrer Betriebsamkeit, mit ihren mannichfachen Anstalten, mit ihren freien bürgerlichen Einrichtungen einen mächtigen Zauber auf die ländliche Bevölkerung ausübten. Besonders die Hörigen, die Leibeigenen, die unfreien Bauern, die unter dem Druck eines Edel-

manns schmachteten und ihres Lebens nie froh werden konnten, blickten mit Sehnsucht nach den städtischen Gemeinwesen, die keine Unfreiheit kannten, wo jeder durch seiner Hände Arbeit sich ein menschenwürdiges Dasein bereiten konnte. Was war natürlicher, als daß sie, wenn es möglich war, ihrem Herrn entflohen und in die Städte wanderten, wo sie nach einiger Zeit zu Bürgern aufgenommen wurden und die Freiheit erhielten. Diese Erscheinung findet sich schon in sehr früher Zeit, aber sie nahm zu mit dem Aufkommen der Städte und erhielt namentlich im vierzehnten Jahrhundert, gerade in der Zeit, wo die zünftischen Bewegungen gesiegt hatten, die größte Ausdehnung. Die Fürsten und Herren beklagten sich von jeher über die Aufnahme ihrer Leibeigenen von Seiten der Städte und brachten diese Beschwerden nicht selten vor den Kaiser: denn die Sache war von keiner kleinen Wichtigkeit. Wurde nämlich diesem Treiben nicht Einhalt gethan, so konnte es kommen, daß die Gutsherren nachgerade den größten Theil oder alle ihre Leibeigenen und Hörigen einbüßten. Denn den Städten fiel es nicht ein, dieselben zurückzuweisen, vielmehr schienen sie die Sache selber gern zu sehen. Die Kaiser, von den Fürsten gedrängt, gaben dann öfter Verordnungen wider die Aufnahme entsprungener Leibeigenen in den Städten, oder sie ertheilten einem Herrn die besondere Gnade, daß seine Leute von keiner Stadt aufgenommen werden dürften. Dies Alles half aber wenig. Die Sache blieb beim Alten und zuletzt sah man sich genöthigt, als Regel festzustellen, daß jeder Unfreie, der sich in eine Stadt begeben und binnen Jahr und Tag von seinem Gutsherrn nicht zurückgefordert würde, in der Stadt bleiben und als Bürger aufgenommen werden dürfe. Indessen begünstigten die Kaiser heimlich oder offen selber das Verfahren der Städte, und wir haben bereits gesehen, wie sich Rudolf, Albrecht und Ludwig der Baier dazu verhielten. Denn diese Kaiser, die sich auf die Städte stützten, mußten natürlich Alles begünstigen, was ihre Macht verstärken und die der Landherren schwächen konnte.

Weit gefährlicher aber, als das eben angeführte, war für die Landherren noch ein anderes Verhältniß, das wir ebenfalls schon öfter berührt haben und das kurz mit dem Namen des Pfahlbürgerthums bezeichnet wird. Pfahlbürger hießen diejenigen, welche zwar das Bürgerrecht in einer Stadt erhalten hatten, aber

nichts desto weniger auf dem Lande in ihren Besitzungen wohnen blieben und hier des Schutzes der Stadt genossen. Das waren meistentheils Leute, welche, wenn auch nicht Hörige, so doch in irgend einem Abhängigkeitsverhältniß zu einem Herrn oder Fürsten standen, d. h. wie wir es jetzt nennen würden, seine Unterthanen waren, und sich auf diese Weise der Unterthanenschaft zu entziehen pflegten. Diese Erscheinung begegnet uns auch schon in den Zeiten der Hohenstaufen und vervielfältigt sich, wie das Entlaufen der Leibeigenen in die Städte, von Jahr zu Jahr. Auch haben sich die Fürsten über das Pfahlbürgerthum noch viel mehr beschwert, wie über jenes, und die Kaiser bestürmt, dagegen Gesetze zu erlassen, wie denn bereits die Hohenstaufen gethan haben, dann Rudolf von Habsburg, Heinrich VII.; und selbst Ludwig der Baier, sahen wir, mußte in den Jahren 1333 und 1341 diese Gesetze erneuern. Man würde es kaum begreifen, warum die Fürsten es für nöthig hielten, gegen das Pfahlbürgerthum den Schutz des Kaisers und der Gesetze anzurufen — denn mit einigen Unterthanen, die sich ihrer Pflicht zu entziehen suchten, sollte man meinen, hätten sie wohl allein fertig werden können — wenn man nicht die ungeheure Ausdehnung, welche das Pfahlbürgerthum besonders im vierzehnten Jahrhundert gewonnen, mit in Anschlag bringt. Nämlich es waren nicht einzelne Leute, welche Pfahlbürger wurden, sondern ganze Höfe, Weiler, Dörfer, Gemeinden, Landstädte strebten nach diesem Verhältniß. Man sieht: wurde dem Pfahlbürgerthum nicht Einhalt gethan, wurde dasselbe vielmehr rechtlich anerkannt, so war es mit dem Fürsten- und Herrenthum in Kurzem vorbei. Denn alle Unterthanen oder wenigstens der größere Theil drängte sich dann nach dem Stadtbürgerrecht und sie brachten zugleich mit ihrer Person auch den Grund und Boden mit, den sie bebauten, mochte er ihnen nun selber gehören, oder mochten sie ihn lehensweise von irgend Jemand besitzen. Auf diese Weise wurden die fürstlichen und herrschaftlichen Gebiete von der städtischen Demokratie durchbrochen und die Grundsätze, von denen das Bürgerthum erfüllt war, ergossen sich mit unwiderstehlicher Gewalt über das platte Land: die vollständige geistige Eroberung desselben konnte nicht lange zweifelhaft sein.

Es ist gewiß, daß die Fürsten sowohl wie die Städte die eigentliche Bedeutung des Pfahlbürgerthums sehr wohl erkannten. Daher

eiferten die Fürsten so sehr nach dem gesetzlichen Verbot desselben, während die Städte trotz allen Verboten dennoch fortfuhren Pfahlbürger aufzunehmen. Es handelte sich um nichts Geringeres, als darum: ob der Geist der altgermanischen Freiheit, welcher zuerst in den Städten eine Zufluchtsstätte gefunden und hier allmählig erstarkt war, nunmehr die Mauern der Städte verlassen und sich in der übrigen Bevölkerung ausbreiten sollte, wodurch die Demokratie, allerdings mit Beibehaltung des kaiserlichen Oberhaupts, die Grundlage des staatlichen Gebäudes geworden wäre. Es begreift sich, daß die Kaiser, wenn sie ihren Vortheil recht verstanden, das Pfahlbürgerthum auf alle Weise begünstigen mußten. Auch haben es Adolf, Albrecht und Ludwig der Baier gethan. Aber freilich es waren ihnen, namentlich Ludwig, die Hände so sehr gebunden, daß sie diesen Theil ihrer Staatsklugheit weder umfassend noch folgerichtig genug durchführen konnten: so kamen sie gar zu häufig in Widerspruch mit sich selbst und das Ergebniß war, daß der Kampf über das Pfahlbürgerthum zwischen den Städten und den Fürsten selbst ausgemacht werden mußte.

In der That ist gerade das Pfahlbürgerthum der Hauptanlaß zu all' den vielen blutigen und verheerenden Fehden gewesen, welche im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts zwischen Städten und Herren ausgekämpft worden sind. Diese Fehden sind natürlich Anfangs nur örtlicher Natur d. h. sie beschränken sich auf eine Stadt, oder höchstens eine Paar benachbarte Städte und die sie umgebenden Herren und Fürsten. Allmählig aber dehnen sie sich weiter aus. Unter Ludwig dem Baiern gewannen die Städtebündnisse eine immer größere Ausdehnung: die nächste Folge davon war, daß auch die Fehden größer werden, d. h. mehr Theilnehmer umfassen, und daß die Veranlassungen mehr und mehr die beschränkte örtliche Natur verlieren und umfassenderen Gesichtspunkten weichen. Uebrigens behaupteten die örtlichen Verhältnisse fortwährend ihr Recht und es wird daher zum Verständiß der späteren Begebenheiten nicht überflüssig sein, hier eine kurze Uebersicht der Herren und der Städte zu geben, die besonders feindselig gegen einander auftraten. Ich bemerke nur noch, daß die Fürsten und Herren außerdem, daß sie in den Städten ihre grundsätzlichen Gegner erblickten und das unverkennbare Streben derselben, sie selbst aus der gewonnenen Stellung

zu verdrängen, besonders deshalb zum Kampf gegen sie gereizt wurden, weil, falls sie siegten und unter irgend einem Vorwand eine Stadt unter sich brachten, die unerschöpflichen Reichthümer derselben ihren schlechten Wirthschaftsverhältnissen wieder aufhelfen konnten.

Am heftigsten wurde der Kampf zwischen Fürsten und Städten in Schwaben geführt. Hier waren die letzteren am zahlreichsten und glaubten daher mit ihren Entwürfen leichter durchdringen zu können, während die Grafen von Würtemberg, welche hier das Herrenthum vertraten, um so erbittertere und zähere Gegner waren, und mit derselben Planmäßigkeit verfuhren wie die Städte. Außerdem waren auch die benachbarten Herzoge von Baiern, besonders die Söhne Stephans mit der Hafte, nicht selten mit den schwäbischen Städten in großen Zerwürfnissen. Diejenige Stadt indeß, welche sie sich außerdem zu besonderen Angriffen ausersehen hatten, war Regensburg. In Franken standen an der Spitze des städtefeindlichen Fürstenthums die Burgrafen von Nürnberg, die in beständigen Händeln mit der Stadt Nürnberg sich befanden, aber auch Rotenburg, Windsheim und Weißenburg beunruhigten. Unterstützt wurden sie außerdem von den Bischöfen von Würzburg und Bamberg, den verschiedenen Grafengeschlechtern und dem zahlreichen fehdelustigen Adel. Am Rhein hatten Straßburg und die übrigen elsäßischen Städte mit ihrem eigenen Bischof, ferner mit den umgebenden Grafengeschlechtern, ebenso häufig aber auch mit den Markgrafen von Baden zu kämpfen, welche wiederum an dem Streite der Würtemberger gegen die schwäbischen Städte Theil nahmen; besonders auf Rotweil richteten sie ihr Augenmerk. Speier, Worms, Mainz und die übrigen Städte jener Gegenden lagen mit den Pfalzgrafen, den Grafen von Sponheim, Katzenellenbogen, Isenburg, Leiningen, Worms und wie sie alle hießen in Streit; die Frankfurter mit den Kronenbergern, Eppsteinern und dem wetterauischen Adel; die Kölner mit ihrem Erzbischof und den Herzogen von Jülich, Berg, Kleve; die Dortmunder mit den Grafen von Mark; die Goslarer mit den Herzogen von Braunschweig, den Landgrafen von Thüringen und dem dortigen Adel; ebenso Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen.

Was nun die Kriegführung selber anbetrifft, so sollte man meinen, daß das Herrenthum und der Adel, der außer der Jagd sich mit nichts anderem beschäftigte, als mit dem Waffenhandwerk, gegen die

Städte weitaus im Vortheil gewesen. Es verhält sich aber nicht so. Denn erstens waren die Bürger ebenso tapfere und streitbare Männer, und dann waren in dem Kriegswesen nach verschiedenen Richtungen hin Veränderungen eingetreten, welche dem Bürgerthum nur zum Vortheil gereichen konnten, ja durch dasselbe bewirkt worden waren.

In den letzten Jahrhunderten, besonders von der Zeit an, als der Stand der Gemeinfreien sich verminderte und das Lehenwesen alle Schichten der Bevölkerung verschlang, war der Kriegsdienst zu Roß aufgekommen, welchen die von jener Zeit an vorzugsweise zum Waffenhandwerk befugten Ritterbürtigen leisteten, Roß und Mann in Stahl und Eisen eingehüllt. Bei größeren Heeren konnte man allerdings das Fußvolk nicht ganz entbehren, allein die schwere geharnischte Reiterei, welche nur aus dem Adel bestand, galt als der Kern des Heeres und seine kriegerische Bedeutung hing von der Anzahl der geharnischten Reiterei ab. Das Fußvolk wurde als Nebensache angesehen, welche nichts entscheide. Auch in den Städten, sahen wir, wurde der Kriegsdienst zuerst zu Roß geleistet und von jenen edeln Geschlechtern, die sich den Ritterbürtigen auf dem Lande gleich dünkten. Allein bald stellte es sich mit der zunehmenden Bevölkerung und der Vergrößerung der Städte heraus, daß der Kriegsdienst zu Roß nicht ausreiche, um das kriegerische Bedürfniß der Stadt zu decken; ohnedieß war zur Vertheidigung der Mauern Reiterei nicht vonnöthen. So wurden denn die übrigen Bürger bewaffnet, und wir haben bereits gesehen, wie die Eintheilung der bewaffneten Bürgerschaft nach Zünften vor sich ging. Wie in Allem, was die Freiheit des Gemeinwesens anging, so bewiesen sich die Bürger auch in dem Waffenhandwerk äußerst anstellig: sie übten sich in Armbrustschießen, im Schwert- und Hellebardenkampf und zeigten zunächst durch ihre Vertheidigung der Mauern, wenn sie von Feinden angegriffen wurden, daß sie mit den Waffen nicht minder geschickt umzugehen wüßten, wie mit ihren Werkzeugen. Bald wurden sie aber auch zu Kriegszügen verwendet, zum Brechen der Raubburgen u. s. w.

Gegen Ende des dreizehnten besonders aber seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wagte sich nun das städtische Fußvolk auch an den Kampf in offener Feldschlacht mit der geharnischten

adeligen Reiterei. Und dieses Beginnen wurde fast überall von dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Schon in der Schlacht bei Woringen, 1288, trugen die Kölner Bürger nicht wenig zum Siege bei. Indessen kämpften sie hier noch im Bunde mit den Rittern. Aber die sogenannte Sporenschlacht, welche die Flandrer im Jahre 1302 gegen die französische Ritterschaft schlugen, wurde ganz allein von dem bürgerlichen Fußvolk gewonnen. Der König Philipp der Schöne von Frankreich nämlich hatte sich verrätherischer Weise Flanderns bemächtigt und drückte das Land. Da erhob sich die Bürgerschaft, fiel über die Franzosen her, erschlug einen Theil und jagte die andern aus dem Lande. Philipp, um Rache zu üben, rückte nun mit einem großen Heere von vierzigtausend Mann heran, darunter die Blüthe der französischen Ritterschaft. Aber auch die Bürger rüsteten sich unverdrossen, unter diesen zeichnete sich besonders die Zunft der Weber aus. Bei Kortryk stießen die Heere auf einander. So kampfesmuthig die Bürger waren, so versäumten sie doch auch nicht, eine Kriegslist anzuwenden. Sie stellten sich hinter einem Graben auf, den sie leicht mit Erde und Rasen überdeckten. Die französische Ritterschaft, die das Zeichen zum Angriff nicht erwarten konnte, sprengte nun hitzig auf die verhaßten Bürger ein, stürzte zum Theil in den Abgrund, die Uebrigen geriethen in Verwirrung und wurden von den Städtern gänzlich aufgerieben. Ueber fünfzehntausend Franzosen wurden von den Flamändern erschlagen: achttausend vergoldete Sporen, das ritterliche Kennzeichen, fielen in die Hände der Sieger: davon erhielt diese Schlacht ihren Namen. — Ebenso erfochten die Bürger von Stralsund im Jahre 1316 einen glänzenden Sieg über das sie belagernde ritterliche Heer der Herzoge von Sachsen-Lauenburg und Braunschweig-Lüneburg im Hainholze vor Stralsund, wobei sie den Herzog Erich von Sachsen selbst nebst einer großen Menge von Rittern gefangen nahmen. Auch die Siege, welche Ludwig der Baier bei Gammelsdorf (1313) und bei Mühldorf (1322) gewann, verdankte er vorzugsweise den tapferen Zünften der Städte von Straubing, Ingolstadt, Landshut, München. Hieher sind denn auch die Siege der Dithmarsen über die Grafen von Holstein und die Schlacht bei Morgarten (1315) zu rechnen, wo das bäuerliche Fußvolk die geharnischte Ritterschaft vernichtete: wir werden später noch darauf zurückkommen.

Genug: durch diese Ereignisse wurde der Glaube an die Unwiderstehlichkeit der geharnischten Reiterei und an die kriegerischen Vorzüge der Ritterschaft um ein Beträchtliches erschüttert und man begann dem Fußvolk wieder eine größere Bedeutung beizulegen.

Eine andere Erscheinung, welche später einen so großen Einfluß auf die Entwickelung des neuen Kriegswesens geübt hat, die Erfindung des Schießpulvers, fällt ebenfalls in diese Zeit. Man weiß heute noch nicht mit Bestimmtheit, von wem, wo, wann das Schießpulver erfunden worden ist: wahrscheinlich geschah es gleichzeitig, unabhängig von einander, von mehreren Völkern, wie sich denn namentlich die Deutschen, die Araber, die Chinesen darum streiten. Gewiß ist, daß Kanonen bereits in den ersten Jahrzehenden des vierzehnten Jahrhunderts im Gebrauch gewesen und zwar bei den italienischen und deutschen Städten. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts kommt das Schießpulver mehr und mehr auf, die Städte halten sich seitdem ihre eigenen „Büchsenmeister" — die Kanonen hießen nämlich zuerst Büchsen — und hießen Geschütze. Auch diese Erfindung kam zunächst den Städten zu Gute: denn erstens waren sie reich genug, um den großen Aufwand zu bestreiten, den das Geschütz erforderte, und dann wußten sie am besten damit umzugehen. Die Geschütze dienten ihnen vortrefflich zur Zerstörung der Burgen des räuberischen Adels, wozu sie jetzt nicht mehr so lange brauchten, wie bisher, während ihre Feinde noch lange nicht so viel Geschütz aufbringen konnten, als nothwendig war, um ihre starken Mauern zu zerbrechen. Auch ist es Thatsache, daß es selbst mächtigen Fürsten in diesen Zeiten nie gelungen ist, eine große Stadt einzunehmen, wenn die Einwohnerschaft den festen Willen hatte, sich zu vertheidigen, auch wenn jene mit den größten Heerhaufen und noch so lange vor ihr gelegen.

Uebrigens hatte die Erfindung des Schießpulvers damals noch nicht die großen Wirkungen wie später, wegen der verhältnißmäßig doch noch sehr geringen Anwendung desselben, wie denn überhaupt das alte Kriegswesen wohl erschüttert, aber noch keineswegs gebrochen war. Indessen die Städte waren nicht blos auf ihre eigenen Streitkräfte angewiesen, sondern sie konnten auch noch über andere gebieten und namentlich über dieselbe Ritterschaft, die ihnen sonst so feindlich entgegentrat. Der deutsche Adel nämlich, immer geldbedürftig, weil er mit seinen Einkünften nicht hauszuhalten verstand,

sah sich gezwungen, wenn er nicht wegelägern wollte, was auch nicht immer von glücklichem Erfolg begleitet war, in die Dienste einer Stadt zu treten und ihr um Sold sein Schwert und seine Lanze zur Verfügung zu stellen. Ein solches Dienstverhältniß wurde so wenig unehrenvoll gehalten, daß Grafen und Fürsten sich um dergleichen städtische Söldnerstellen bewarben, und wir haben gesehen, wie selbst spätere deutsche Könige die Hauptleute städtischer Söldner gewesen, wie Rudolf von Habsburg und Heinrich VII. Die Städte zahlten nämlich sehr gut und pünktlich: in der Regel für einen Geharnischten zu Roß hundert Pfund jährlich, oder nach heutigem Gelde tausend Gulden, manchmal mehr: und besonders gut wurden Edelleute bezahlt, die mit einer größeren Anzahl Gewappneter dienten. So konnten die Städte so viel Söldner haben, als sie wollten. Und auf diese Weise sah sich der Adel in der Lage, zum Vortheile der Städte wider seine eigenen Standesgenossen die Waffen führen zu müssen.

Ueberhaupt hatten die Reichsstädte in ihrem Kampfe gegen Fürsten und Herren noch mehrere Bundesgenossen, welche bewußt und unbewußt ihre Entwürfe förderten, und ihnen um so bessere Dienste leisteten, als sie im Lager der Gegner selber sich befanden. Ich meine hiemit die Landstädte und den niederen Adel.

---

16. Verhältniß der Landstädte und des niedern Adels zu den Fürsten. Aufkommen der landständischen Verfassungen.

Was zunächst die Landstädte betrifft, so ist schon angegeben, daß sie von denselben Grundsätzen geleitet wurden, wie die Reichsstädte, und daß sie nach dem nämlichen Ziele strebten, nach möglichster Unabhängigkeit von ihren Herren. Begreiflich fühlten sie sich daher den Reichsstädten verwandter und hegten mehr Neigung zu diesen, als zu ihren Herren, besonders wenn diese sich Eingriffe in ihre Freiheit erlaubten, was nicht selten vorkam, oder wenn sie ungewöhnlich große Steuern forderten. In den Ländern, wo wenig oder keine Reichsstädte sich befanden, übernahmen daher die Land-

spielen fast vollkommen ihre Rolle. Die großen, reichen Städte, wie die niederländischen, Gent, Brügge, Ypern, Brüssel, Mecheln, Antwerpen, die wendischen, wie Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswalde, die sächsischen, wie Braunschweig, Lüneburg, Göttingen, Magdeburg, wissen sich eine gänzliche Unabhängigkeit zu erkämpfen, so daß der Landesherr fast gar kein Recht mehr gegen sie besitzt, als Steuern von ihnen zu fordern. Die Landstädte treten in Bünde zusammen, ohne den Landesherrn darum zu fragen, wie wir denn gesehen haben, daß die Hanse zum größten Theil aus Landstädten bestand. Das war zwar zunächst nur eine Handelsverbindung, allein die staatliche Natur fehlte ihr keineswegs. Die Landstädte schließen aber auch Bünde mit einander, die ausdrücklich nur einen staatlichen Zweck haben, wie z. B., um adelige Raubnester zu zerstören oder um dem Fürsten Widerstand zu leisten. Denn damit sind sie gleich bei der Hand. Wenn er sich Eingriffe in ihre Freiheiten erlaubt, oder ihnen sonst etwas zumuthet, was ihnen nicht gefällt, so widersetzen sie sich oder kündigen ihm den Gehorsam auf. Dann versucht wohl der Fürst Strenge, und wenn nichts weiter hilft, so belagert er die Stadt. Aber die Bürger lachen hinter ihren Mauern seiner vergeblichen Anstrengungen und setzen ihren Willen durch.

Besonders die niederländischen Städte sind wegen ihres unbändigen Freiheitssinnes berühmt geworden. Fast das ganze vierzehnte Jahrhundert ist mit Kämpfen der brabantischen, geldern'schen, lüttichischen, flandrischen Gemeinwesen theils gegen den Adel, theils gegen die herrschenden Fürsten angefüllt, während zugleich der Kunstfleiß und Handel in diesen Landen die höchste Stufe erstieg — ein deutlicher Beweis, daß die reichste Entwickelung der sogenannten materiellen Interessen sich mit der höchsten Stufe der Freiheit sehr gut verträgt. Auch wurden die Bestrebungen der Bürger fast immer vom Erfolge gekrönt. Denn wenn auch hie und da unterliegend in offenen Feldschlachten, ließen sie doch niemals den Muth sinken, sondern verfolgten mit Kraft und Beharrlichkeit ihre Ziele. So haben sie sich die kostbarsten Rechte errungen, und namentlich die Freiheiten von Brabant waren weit und breit berühmt. Wir haben bereits angeführt, wie die Bürger der niederländischen Städte sich sogar nicht scheuten, es mit dem Heere eines der größten damaligen Könige aufzunehmen, und wie sie bei Kortryk den glänzendsten Sieg

über die französische Ritterschaft erfochten. Freilich gelang es endlich dem Könige von Frankreich in Verbindung mit dem Grafen von Flandern, nach einer Reihe von Feldzügen, in denen er die ganze Kraft seines Reiches aufbot, die Bürger zu besiegen und den Grafen von Flandern, seinen Vasallen, wieder in den Besitz seines Landes zu setzen. Allein die Unterwerfung war nur scheinbar. Denn bald darauf erhoben sich die flandrischen Städte von Neuem, angeführt von dem reichen Methbrauer Jakob von Arteveld, und besonders ihrer Unterstützung sind die Erfolge des Königs von England in seinem Kriege gegen Frankreich zuzuschreiben.

Eine ebenso kühne und selbständige Stellung behaupteten die wendischen Seestädte Wismar, Rostock, Stralsund gegen ihre Fürsten. Es ist im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts öfter vorgekommen, daß sich fast alle benachbarten deutschen Fürsten, die Herzoge von Mecklenburg, Pommern, Sachsen-Lauenburg, Braunschweig, Lüneburg, Holstein sammt dem Könige von Dänemark verbunden, um diese Seestädte zu bezwingen: es ist ihnen mißlungen. Damals schon spielten die deutschen Fürsten eine jämmerliche Rolle Dänemark gegenüber, dessen Vasallen sie zeitweise waren, und dem sie keinen Anstand nahmen, die reichen deutschen Hansestädte zum Opfer zu bringen. Nur die Freiheitsliebe der Städte hat diesen Verrath verhindert. Nun begreift sich aber auch das Mißtrauen, welches diese reichen Seestädte gegen ihre eigenen Fürsten hegten. Sie ließen sie nicht in ihre Mauern, wenn sie mit zahlreicher Bedeckung erschienen, und als einst die nordischen Fürsten in großer Anzahl und strahlend von ungeheurer Pracht ein glänzendes Fest, eine Hochzeit, in Rostock feiern wollten, so wurde das ihnen von den Bürgern abgeschlagen. Die Fürsten sahen sich genöthigt, vor der Stadt ihre Zelte aufzuschlagen und dort die Feierlichkeit zu begehen, wobei die Bürger von ihren Mauern gemüthlich zusahen.

Nicht minder freiheitliebend waren die niedersächsischen Städte. Kaum gibt es einen Herzog von Braunschweig oder von Lüneburg, gegen den sich nicht irgend eine seiner Städte, Braunschweig, Lüneburg, Göttingen, Hannover, Eimbeck, Hameln erhoben. Ein Beispiel statt vieler möge folgendes sein.

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts herrschte in Braunschweig und Lüneburg Magnus II., der den Beinamen „mit

der Kette" führt. Die Veranlassung zu diesem Beinamen, wie sie die Chroniken erzählen, kennzeichnet zu sehr die Natur des damaligen Fürstenthums, als daß wir sie nicht erwähnen sollten. Magnus war nämlich in seiner Jugend sehr ausschweifend, wild und hoffärtig gegen seine Unterthanen, so daß sein Vater Magnus der Fromme sich über ihn erbitterte und einen Strick bei sich getragen haben soll, um seinen Sohn, wenn er ihn fände, an den nächsten besten Baum aufzuhängen. Magnus II., der diesen Ausspruch seines Vaters erfuhr, trug seitdem spottweise eine silberne Kette, damit ihn sein Vater, wenn er ihn fände, an diese hängen könne. Dieser Magnus verlangte nun von den Lüneburgern vieles Geld, was sie ihm verweigerten. Darüber warf er einen Haß auf die Bürger und strebte darnach, sie zu vergewaltigen. Bei Lüneburg besaß er noch eine Burg, von welcher aus er ihnen vielen Schaden zufügte. Die Bürger aber faßten den Entschluß, seine Herrschaft abzuschütteln und Albert von Sachsen-Lauenburg zum Herrn zu nehmen, dem auch Karl IV. das Herzogthum Lüneburg zugesprochen hatte. Also schickten sie einen Fehdebrief an den Herzog in Zelle und stürmten zugleich sein festes Schloß in Lüneburg, welches sie sofort in ihre Gewalt brachten. Jetzt sann Magnus II. auf Verrath. Es war ihm endlich gelungen, in einer Nacht, als die Bürger, müde vom Wachen, schlafen gegangen waren, mit einer großen Anzahl Edelleute die Mauern der Stadt zu ersteigen und sich derselben zu bemächtigen. Wie aber die Bürger endlich dieses gewahr wurden, griffen sie sogleich zu den Waffen, drangen auf die Ritter ein, erschlugen einen großen Theil von ihnen, die Andern nahmen sie gefangen, enthaupteten sie zum Theil, zum Theil gaben sie dieselben nur gegen schweres Lösegeld wieder frei. Magnus II. wurde bald darauf in einem Treffen erschlagen.

Auch in Magdeburg herrschte fast beständiger Zwiespalt zwischen den Bürgern und dem Erzbischof. Diese Mißverhältnisse führten oft so weit, daß der Erzbischof aus der Stadt entwich und die umliegenden Adeligen, Fürsten und Grafen aufbot, um mit ihm die Bürgerschaft zu züchtigen. Besonders unter dem Erzbischof Burckhardt III. (1307—1325) war dieses der Fall. Dies war ein herrischer Kirchenfürst, der den Magdeburgern ihre Rechte schmälern wollte, weshalb sie ihn 1314 aus der Stadt jagten. Er that hierauf

die Stadt in den Bann und zog sodann mit einem großen Heere, bestehend aus den Schaaren des Markgrafen von Meißen, des Herzogs von Braunschweig, der Grafen von Mansfeld, der Herren von Querfurt, vor Magdeburg, um sie zu belagern. Die Bürger ließen sich das wenig anfechten. Jeden Tag wurden die Thore geöffnet; ja die Bürger sandten sogar eine Botschaft an die Fürsten: sie möchten doch ja nicht mit ihrem Abzuge eilen; wenn es ihnen an Lebensmitteln fehle, so sollten sie nur dreist in die Stadt schicken, man wolle ihnen Alles zu den Marktpreisen überlassen und sicher in das Lager hinausliefern. In der That gingen die Fürsten auf dieses Anerbieten ein und ließen ihre Bedürfnisse in der Stadt einkaufen. So dauerte die Belagerung vier Wochen, ohne daß die Fürsten den geringsten Erfolg gehabt hätten. Der Markgraf von Meißen bat nun um die Erlaubniß, die Stadt besehen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet. Er wurde sammt seinen Begleitern freundlich empfangen, überall herumgeführt und ihm Alles gezeigt, was er sehen wollte. Er fand nun die Stadt so vortrefflich gerüstet, so mit Lebensmitteln versorgt, daß er daran verzweifelte, sie mit Waffengewalt oder mit Hunger bezwingen zu können. Er zog daher mit seinem Kriegsvolke ab und die Andern folgten, zuletzt auch der Erzbischof. Der Markgraf Waldemar von Brandenburg brachte nachher eine Vermittlung zwischen der Stadt und dem Erzbischof zu Stande. Da aber dieser bald sein feierlich gegebenes Wort brach, die Rechte der Bürger mißachtete und sich die größten Willkürlichkeiten erlaubte, so wuchs die Erbitterung der Magdeburger so sehr gegen ihn, daß sie ihm wieder Fehde ansagten, und als er sich dennoch beigehen ließ, nach Magdeburg zu kommen, ihn ergriffen, in's Gefängniß warfen und hier erschlugen (1325).

Uebrigens war das Verhältniß der Landstädte zu ihren Fürsten nicht immer ein feindliches. Wußten diese die Städte recht zu behandlen, achteten sie ihre wohl erworbenen Gerechtsame, griffen sie nicht willkürlich in ihre inneren Angelegenheiten ein, so hatten sie an ihnen treue Helfer in der Noth. Und in der That, viele Fürsten wußten die Wichtigkeit ihrer Landstädte ebenso gut zu würdigen, wie die Kaiser die Bedeutung der Reichsstädte erkannten. Der außerordentliche Reichthum, zu dem sich so manche Städte emporgeschwungen, war ein zu sprechender Beweis von der Vorzüglichkeit ihrer ge-

meindlichen Einrichtungen, als daß nicht die Fürsten auf den Gedanken gekommen wären, diese Vorzüge auch ihren Untergebenen zukommen zu lassen. Daher sehen wir seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts Fürsten und Grafen eine Menge von Landstädten schaffen und für die ihnen ertheilten Rechte und Freiheiten, welche gewöhnlich einer benachbarten Reichsstadt entnommen waren, von den Kaisern die Bestätigung erbitten. Aber außer dem angegebenen wurden sie häufig auch noch aus dem Grunde zu einer Begünstigung des Bürgerthums in ihren Ländern geführt, um sie gegen die Macht ihres eigenen Adels zu verwenden, so daß demnach die Landstädte in dem Verhältnisse zwischen Fürsten und Adel ohngefähr dieselbe Stellung einnahmen, wie die Reichsstädte in dem Verhältnisse zwischen Kaiser und Fürsten.

Der Adel — und wir meinen hiermit natürlich den niederen Adel, obschon diese Benennung erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert aufkam, im Gegensatz zu dem höheren reichsunmittelbaren, der aus Fürsten und gefürsteten Grafen bestand — wurde immer zahlreicher, weil im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse vor sich gegangen war. Es wurden zu ihm nämlich nicht blos die Ritterbürtigen gerechnet, jene Männer, welche frei geboren, auf ihren Gütern saßen und die Behauptung ihrer Freiheit durch fortwährende ausschließliche Uebung in den Waffen erprobten; sondern auch die Dienstmannen, Ministerialen genannt, welche in einer unmittelbaren Abhängigkeit von irgend einem Dienstherren standen, und daher zu dem Stande der Unfreien gerechnet wurden, wußten sich, da sie meistens mit dem ritterlichen Waffenspiele sich beschäftigten, aus diesem Stande emporzuarbeiten und sich den Ritterbürtigen gleich zu stellen. Diese Erscheinung trat zu derselben Zeit ein, als ein anderer Stand der Unfreien durch Aufnahme in den Städten ebenfalls seine Unfreiheit verlor. Es ist derselbe Drang nach Freiheit und nach Unabhändigkeit, welcher hier den Adel, dort den Bürgerstand vermehrt.

Aber der Adel bethätigte das Streben nach Unabhängigkeit noch in anderer Weise. Er suchte sich überhaupt so viel wie möglich von allen den Banden loszumachen, die ihn an irgend einen Oberen fesselten. Und so trachtete er sich namentlich von der Herrschaft der Fürsten zu befreien. Dieses Streben ist allerdings nichts neues; es

tritt aber in dieser Zeit mit viel größerer Entschiedenheit, mit viel mehr Bewußtsein, mit größerer Planmäßigkeit hervor, wie sonst. Auch hier bemerken wir in ihm das gleiche Streben, wie bei den Städten. Wie diese nach Reichsunmittelbarkeit rangen, so thut es auch der niedere Adel, und sogar in vielen größeren Gebieten ist dies Streben des Adels zu bemerken. So der brandenburgische, der baierische, theilweise der österreichische, der braunschweigische. Indessen nur dem schwäbischen, fränkischen und rheinischen Adel ist es gelungen, die Reichsunmittelbarkeit zu erringen und zu behaupten, während der in den andern Ländern die Oberhoheit der Fürsten anerkennen mußte. Doch war die Entscheidung hierüber in der Zeit, von welcher wir sprechen, noch lange nicht erfolgt: im Gegentheile machte der Adel gerade damals die heftigsten Anstrengungen zu dem besagten Zwecke, und kein Jahr vergeht, in welchem es nicht in dem einen oder anderen Lande zu Empörungen des Adels gegen die Fürsten kam. Um entschiedenere Erfolge zu haben, befolgte er nun den Vorgang der Städte: er that sich, wie diese, in Einungen zusammen, welche besonders seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts immer häufiger wurden, und bedrohte auf diese Weise die Stellung so mancher Fürsten auf eine bedenkliche Weise.

Gegen diese Versuche des Adels fanden nun die Fürsten nirgends einen wirksamen Schutz, als in den Städten. Die Städte waren die grundsätzlichen Gegner des Adels, da dieser meist von Wegelagerei lebte, sich selten an Landfriedensgesetze hielt und auf diese Weise die eigentliche Pulsader des Bürgerthums, Handel und Gewerbe, freie Entwickelung aller möglichen Kräfte, unterband. Die Städte waren daher immer bei der Hand, wo es galt, Ordnung und Sicherheit herzustellen, und so unterstützten sie denn manche Fürsten bereitwillig, wenn sie bei ihnen Hülfe gegen den gesetzlosen sie bekämpfenden Adel verlangten. Auch ist die Hülfe der Städte immer von Erfolg gewesen. So siegten die Grafen von Holland am Ende des dreizehnten Jahrhunderts mit Hülfe ihrer Städte gegen ihren aufrührerischen Adel; Otto von Niederbaiern wandte sich wie wir gesehen, an seine Städte, denen er die Vormundschaft übergab, weil er dem Adel nicht traute, und Ludwig siegt nur mit Hülfe der Bürger gegen eben diesen Adel, der sogar die Oesterreicher ins Land rief; im Jahre 1371 wußte sich der Landgraf von Hessen nur durch die Hülfe seiner Städte gegen den ade-

ligen Bund der Sterner, der ihn von Land und Leuten treiben wollte, zu behaupten.

Indessen so groß auch auf der einen Seite die Feindschaft zwischen Adel und Bürgern sein mochte, so war doch auf der andern nicht zu verkennen, daß im Grunde beide nach demselben Ziele strebten, nämlich nach möglichster Unabhängigkeit und Bewahrung ihrer Freiheiten und Rechte, und daß sie daher in vielen Punkten zusammengehen, dieselbe Handlungsweise befolgen mußten. Die Städte waren viel zu klug, um nicht einzusehen, daß wenn sie die Macht des Fürsten durch Unterdrückung des Adels vermehrten, sie zugleich an der Untergrabung ihrer eigenen Freiheit arbeiteten. Ebenso oft daher, ja noch öfter, als das feindselige Auftreten der Städte gegen den Adel, kommt es vor, daß sie mit demselben in Einigungen zusammentreten, um ihre Freiheiten und Rechte gegen den Fürsten zu bewahren und Vorkehrungen zu treffen, daß eine solche bedrohliche Absicht desselben vereitelt würde. Aus solchen Einigungen sind nun die landständischen Verfassungen hervorgegangen, eine höchst wichtige Erscheinung, weil durch sie die Fürsten in demselben Augenblicke eine sehr bedeutende Beschränkung ihrer Macht erlitten, als die Einheit des Reichs sich aufzulösen, die Macht des Kaisers sich zu verringern und dagegen die Gewalt der Fürsten dem Reiche gegenüber sich zu erweitern schien.

Fürstliche Willkür war überhaupt dem deutschen Wesen fremd, und so haben weder Kaiser, noch Könige, noch Fürsten zu keiner Zeit bei uns eine unbeschränkte Gewalt ausüben dürfen. In früheren Zeiten war es die Volksversammlung, welche den Kaiser oder den Fürsten beschränkte, später als in Folge des Lehenwesens die Zahl der Freien so sehr abgenommen hatte, waren es die Großen, die Vornehmen, überhaupt diejenigen, welche Herrschaft im Lande besaßen, welche ihn umgaben, und ohne deren Zustimmung und Rath er nichts von Bedeutung thun durfte. In diesen Zeiten waren allerdings die Reichsversammlungen sowohl, wie die Landesversammlungen sehr aristokratische Körperschaften. Jene bestanden nur aus den Fürsten, diese aus den Rittern, überhaupt dem Adel und der Geistlichkeit. Allein mit dem Ende des dreizehnten, Anfang des vierzehnten Jahrhunderts geht eine sehr wichtige Veränderung mit diesen Versammlungen vor. Um diese Zeit nämlich gelingt es den Städten sowohl

an den Reichstagen, als auch an den Landesversammlungen Theil zu nehmen. Natürlich hatten dort nur die Reichsstädte das Recht, zu erscheinen, hier die Landstädte. Die Reichstage lassen wir hier bei Seite: wir haben es jetzt nur mit den Landesversammlungen zu thun.

Die Wichtigkeit der Veränderung dieser die Fürsten beschränkenden Versammlungen liegt nicht blos darin, daß zu den zwei bisher allein berechtigten Ständen noch ein dritter Stand, der Bürgerstand kam, der somit seine Interessen ebenfalls wahren konnte, sondern darin, daß mit dem Hinzutreten des Bürgerstandes das Wesen der bisherigen Landesversammlungen sich veränderte und daß diese eine ganz andere Richtung einschlugen. Die Gesichtspunkte des Adels wie der Geistlichkeit litten nämlich immerhin an einer großen Beschränktheit, und gingen über ein gewisses, ziemlich eng gestecktes Ziel nicht hinaus. Die städtischen Gemeinwesen aber bargen in sich eine Fülle von Mannigfaltigkeit, Lebenskraft, standen durch Handel und Wandel mit der ganzen Welt in Verkehr und waren schon dadurch auf höhere Gesichtspunkte hingewiesen. Ihnen mußte vorzugsweise daran gelegen sein, daß das ganze Land sich eines geordneten gesetzlichen Zustandes erfreue, weil sie durch ihre Beschäftigungen nicht blos auf sich selbst, sondern auf das Allgemeine angewiesen waren. So wie daher die Städte Antheil an den Landesversammlungen erhalten, so kommt auch sogleich der Gedanke auf, daß diese nicht blos die einzelnen Stände vertreten, sondern das ganze Land, das ganze Volk. Und in dieser Beziehung sind die Landstände als eine Wiederherstellung der alten Volksversammlungen zu betrachten, welche sich demnach gerade in dem Augenblick erneuern, als es schien, als ob sie gänzlich verschwinden sollten. Durch die Landstände wurde die Freiheit in den einzelnen deutschen Gebieten gerettet, gingen überhaupt die öffentlichen Zustände einer ganz neuen Entwicklung entgegen. Und es liegt auf der Hand, daß durch diese Erscheinung die Demokratie eine ebenso große, ja vielleicht eine noch größere Eroberung machte, als durch das Pfahlbürgerthum. Denn letzteres war nicht gesetzlich anerkannt, während die landständischen Verfassungen sich in kürzester Zeit auf merkwürdige Weise befestigten und die Grundlagen der staatlichen Einrichtungen in den fürstlichen Gebieten bildeten. Durch das oben angedeutete Kennzeichen dieser neuen Verfassungen aber

war es dem Bürgerthum gelungen, den größten Einfluß auf den ganzen Staat und auf alle einzelnen Theile desselben zu gewinnen. Und hierdurch waren sie gewissermaßen eine Vorbereitung zu einer allmähligen Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse des deutschen Reichs auf demokratischer Grundlage.

Uebrigens darf man sich die Entstehung der landständischen Verfassungen, welche in das Ende des dreizehnten, höchstens Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu setzen ist, nicht so denken, als ob sie nur die Verwirklichung eines längst klar erkannten Grundsatzes gewesen sei und daß sie mit Einem Male als ein fertiges Ganze dagestanden wären. Sie wurden vielmehr nur durch die Umstände hervorgerufen, paßten sich den Verhältnissen an, waren lediglich der Ausdruck des augenblicklichen Bedürfnisses und bildeten sich auf diese Weise im Laufe der Zeit immer weiter. Die Form der Entstehung war aber immer und überall die Einigung der verschiedenen Stände, namentlich des Adels und der Städte.

Die Fürsten besaßen ihre Rechte unter ganz verschiedenen Namen. Dem einen Theil ihrer Untergebenen gegenüber waren sie vollkommen Herren: das waren diejenigen, die ihnen zu eigen gehörten. Zu anderen standen sie in dem Verhältnisse eines Lehenherren. Wieder andere waren freie Leute, welche in ihnen nichts, als die kaiserlichen Beamten erblickten, denen sie auch in nichts weiter verpflichtet zu sein glaubten, als in denjenigen Punkten, die sich auf das Reich bezogen. Es ist aber sehr natürlich, daß die Fürsten die ihnen zustehenden Rechte über ihre Eigenleute auch auf die anderen Untergebenen auszudehnen suchten, besonders wenn sich die Kaiser, wie es wohl hie und da geschah, herbeiließen, ihnen allerlei Rechte selbst über sonst freie Leute einzuräumen. Diesem Beginnen der Fürsten setzten sich aber die freien Stände entgegen und das Streben, dergleichen Versuche zurückzuweisen, war gewöhnlich der Beweggrund der verschiedenen Einigungen der einzelnen Stände. Was letztere durch dergleichen Vereinigungen erreichten, war das Ergebniß ihrer gemeinsamen Kraft und ihres gemeinsamen Willens. In der Regel erreichten sie aber Alles, was sie wollten. Die Fürsten bewilligten die gestellten Forderungen, erkannten das Recht der Einigungen an: die neuen Fürsten mußten dies ebenfalls thun: so erwuchsen daraus Verfassungen.

Aus dem Bemerkten wird hervorgehen, daß es so viel landständische Verfassungen gab, als deutsche Länder, daß jede ihre eigene Geschichte hat, und sich vor den andern durch Besonderheiten kennzeichnet, je nach den obwaltenden Verhältnissen. Im Allgemeinen aber sind doch die Grundzüge überall dieselben. Und diese lassen sich denn auf folgende zurückführen.

Was zunächst das Zusammentreten der landständischen Versammlungen betrifft, welche die Verfassung des Landes aufrecht erhalten, so erfolgte dieses in der Regel jedes Jahr, ja noch öfter, wenn etwa der Fürst es für nöthig fand sie zu berufen, oder wenn sich etwas ereignete, was die Stände veranlaßte, in irgend einer Weise einzuschreiten. Das Recht der Zusammenberufung der Landstände hatte sowohl der Fürst als die Stände selber, und letztere traten gewöhnlich ohne Aufforderung desselben zusammen, wenn es sich um die Wahrung der Landesfreiheiten dem Fürsten gegenüber handelte. Die Orte, wo sie zusammen kamen, waren hie und da noch alte Mahlstätten, unter freiem Himmel, unter einer alten Eiche, oder an sonst einer geschichtlich merkwürdigen Stelle. Nicht selten kam es aber auch vor, daß die Stände sich selber in feste Städte zurückzogen, um sicherer ihre Berathungen pflegen zu können. Die Art und Weise, wie sie sich beriethen, war sehr verschieden. In manchen Ländern stimmten sie abgesondert nach Ständen, — Adel, Geistlichkeit, Bürgerstand — in anderen sind alle drei beisammen. In der Regel eröffnete der Fürst die Versammlung und stellte seine Vorschläge. Mitunter thaten auch dies seine Räthe, welche überhaupt während der Verhandlungen vielfach mit den Ständen verkehrten.

Die Wirksamkeit der Landstände war eine sehr ausgedehnte, und darf kaum mit der unserer heutigen stellvertretenden Versammlungen verglichen werden. Denn die Landstände zogen eben Alles in den Bereich ihrer Thätigkeit und Fürsorge, was ihnen wichtig schien und das Wohl oder Wehe des Landes betraf, und sie fragten nicht viel darnach, ob der Fürst ihnen das Recht dazu zugestand, oder nicht. Wenn er es ihnen nicht geben wollte, so nahmen sie sich dasselbe und nöthigten ihm zuletzt die Einwilligung ab. Auch hatte der Fürst durchaus keine Macht, wodurch er den Ständen gegenüber seinen Willen hätte durchsetzen können. Alle Macht, welche dazu nothwendig war, besaßen die Stände. Der Adel hatte die Waffen, die Städte

das Geld. Ohne beides war nichts auszuführen, und von stehenden Heeren war damals noch keine Rede. Die große Ausdehnung der ständischen Thätigkeit ist also begreiflich. Diese bestand 1) in der Rechtspflege; 2) in der Gesetzgebung; 3) in der Wahrung der Landesfreiheiten; 4) in der Sorge für das Wohl des Staates; 5) in der Bewilligung von persönlichen Leistungen, wie von Kriegsdiensten und Steuern.

Was die Rechtspflege anbetrifft, so war bekanntlich diese eine der vorzüglichsten Befugnisse der altdeutschen Volksversammlungen. Es war nur eine Fortsetzung dieses uralten deutschen Rechts, wenn die Landstände ebenfalls noch hie und da die Rechtspflege übten. In der ursprünglichen großen Ausdehnung fand allerdings die Ausübung dieses Rechtes nicht mehr statt. Denn inzwischen waren fast überall Hofgerichte aufgekommen, welche diese Befugnisse übten. Aber die Stände besaßen einen großen Einfluß auf die Besetzung dieser Hofgerichte selber, indem sie die Mitglieder entweder ganz oder theilweise wählten; und bei alledem blieb immer noch der Grundsatz, daß von den Hofgerichten an die Landstände Berufung eingelegt werden konnte.

Ein fernerer Punkt, womit sich die ehemalige Volksversammlung beschäftigte, war die Gesetzgebung, welche ursprünglich fast immer mit der Rechtspflege verbunden war. Die Trennung beider erfolgte indessen später, und nun war die Gesetzgebung eine der wesentlichen Thätigkeiten, mit denen sich die Landstände beschäftigten. Zwar machten sie ihnen die Fürsten streitig, indem sie von dem Grundsatze ausgingen, daß ebenso wie dem Kaiser für das Reich, so ihnen für ihr Fürstenthum das Recht der Gesetzgebung zustehe. Aber der Kaiser gab in der That für sich allein keine neuen Gesetze, sondern er war an die Zustimmung der Reichsstände gebunden. Auch ließen sich die Landstände dies wichtige Recht nicht nehmen, sondern behaupteten es siegreich bis in das sechzehnte Jahrhundert.

Ein nicht minder wichtiges Recht der Stände war die Wahrung der Landesfreiheiten. In der Regel mußte jeder Fürst vor seinem Regierungsantritte die Freiheiten des Landes wie der einzelnen Stände feierlich bestätigen und beschwören und erst, wenn er dieses gethan, wurde ihm von den Ständen gehuldigt. Die Stände waren aber gegen die Fürsten, welche schon damals viel zu versprechen, aber wenig zu halten pflegten, äußerst mißtrauisch und benutzten jeden

Anlaß, um die bereits beschworenen Freiheiten sich immer wieder bestätigen zu lassen. Wie gesagt aber, nicht immer halfen diese Versprechungen der Fürsten. Gar zu häufig wurden sie bei der ersten Gelegenheit wieder gebrochen. Die Stände waren aber weit entfernt, dem Fürsten einen solchen Treubruch hingehen zu lassen. Sofort schlossen sie Bündnisse mit einander, welche den Zweck hatten, den Fürsten zur Haltung seines Wortes zu nöthigen. Häufig genügte die bloße Thatsache eines solchen Bündnisses, um den Fürsten einzuschüchtern und zum Nachgeben zu bewegen. War er aber halsstarriger Natur und glaubte er seinen Kopf durchsetzen zu können, so ließen es die Stände nicht blos bei Worten und Verwahrungen bewenden, sondern sie griffen zum Schwerte, kündigten dem Landesherrn den Gehorsam auf und befehdeten ihn. Dies Mittel wirkte immer am sichersten. Der Fürst, wenn er auch eine Zeit lang sich wehrte, unterlag zuletzt doch und mußte in der Regel seinen Versuch, die Landesverfassung umzustoßen, mit der Bewilligung neuer Freiheiten und neuer Rechte an die Stände bezahlen. Dieses Widersetzungsrecht der Stände war fast in allen landständischen Verfassungen ausdrücklich anerkannt. Es gibt kaum ein deutsches Gebiet, in welchem der Fürst nicht bei irgend einer Gelegenheit den Ständen dieses Recht des Widerstandes bestätigt hätte: in manchen Urkunden wird sogar ausdrücklich erklärt, daß die Stände das Recht hätten, dem Fürsten den Gehorsam aufzukündigen, wenn er sich Eingriffe in die Landesfreiheiten erlaube, ihn aus dem Lande zu jagen und sich einen anderen Herrn zu wählen. So wurden denn auch die meisten Zwiespälte zwischen Fürsten und Ständen in der Regel auf diese Weise entschieden. Der Fürst mußte sich der Mehrheit der Stände, d. h. dem Willen des Volkes, fügen. Wollte er dies nicht, so wurde er durch die Gewalt, welche damals noch beim Volke war, dazu gezwungen. In manchen Ländern bestanden eigene Gerichte, welche zu dem Zwecke niedergesetzt wurden, um dergleichen Zwistigkeiten zwischen Fürst und Ständen auszugleichen. Diese Gerichte wurden aber nicht aus den Räthen des Fürsten gebildet, sondern sie wurden durch die Stände selbst besetzt: mit andern Worten, ein solches Gericht war einem landständischen Ausschusse zu vergleichen, und der Gedanke, daß das Volk, d. h. die Stände über dem Fürsten stünden und über ihn richten durften, lag

hier ebenso zu Grunde, wie bei der Bestimmung des allgemeinen Reichsrechtes, daß der Pfalzgraf über den Kaiser zu Gericht sitze.

Die Thätigkeit der Stände beschränkte sich aber nicht blos auf die Wahrung ihrer Rechte, sondern sie griffen selbstthätig in Alles ein, was die Verwaltung des ganzen Landes anging, und wobei sie glaubten, daß der Fürst entweder lässig sei oder nicht den Bedürfnissen des Volkes gemäß verfahre. Ohne ihre Mitwirkung durfte keine allgemeine Maßregel angeordnet werden: sehr oft gingen sie aber selber damit voran, kamen, wenn z. B. irgend eine Landesnoth sich zeigte, gegen deren Abstellung der Fürst gleichgültig war, von freien Stücken zusammen, beriethen sich und bestimmten den Fürsten, in ihre Vorschläge einzugehen. Aber sie gingen noch weiter. Sie sahen damals schon ein, daß es sich vor Allem darum handle, den Fürsten mit Räthen zu umgeben, welche ihn nicht zu schlechten Streichen verführten, sondern im Sinne und zum Vortheile des Landes regierten. Ihr Streben ging also dahin, das Ministerium, wie wir heute sagen würden, zu einem Ausdrucke des Willens der Landstände zu machen. Eine der gewöhnlichsten darauf bezüglichen Bestimmungen war die, daß der Fürst keinen Ausländer zu seinem Rathe nehmen durfte. Denn von Fremden besorgte man, daß sie am Wohl und Wehe des Landes nicht den Antheil nehmen, der bei einer ordentlichen Verwaltung vorausgesetzt werden müsse, sondern daß sie mehr oder minder blos Werkzeuge des Fürsten seien. Eben so häufig kommt es vor, daß die Stände um ihre Einwilligung gefragt werden mußten bei der Wahl der fürstlichen Räthe. Noch entschiedener aber wurde ihr Einfluß auf die Regierung durch die Einführung der landständischen Räthe oder Landräthe, welche von ihnen gewählt und dem Fürsten an die Seite gesetzt wurden, und ohne deren Zustimmung er nichts thun durfte. Diese Räthe, welche Anfangs die Stelle etwa eines Staatsrathes einnahmen, wußten sich nach und nach eine immer größere Macht zu verschaffen, so daß sie zuletzt, wenigstens in manchen Fürstenthümern, die ganze Regierungsgewalt in ihre Hände bekamen. In sehr früher Zeit also machte sich bei uns der Grundsatz geltend, daß die Personen, welche die Regierung eines Landes führten, vom Volke selbst oder den dasselbe vertretenden Ständen gewählt werden oder wenigstens unter ihrer Aufsicht stehen sollten. Auch nahmen die Räthe oder die

Anlaß, um die bereits beschworenen Freiheiten sich immer wieder bestätigen zu lassen. Wie gesagt aber, nicht immer halfen diese Versprechungen der Fürsten. Gar zu häufig wurden sie bei der ersten Gelegenheit wieder gebrochen. Die Stände waren aber weit entfernt, dem Fürsten einen solchen Treubruch hingehen zu lassen. Sofort schlossen sie Bündnisse mit einander, welche den Zweck hatten, den Fürsten zur Haltung seines Wortes zu nöthigen. Häufig genügte die bloße Thatsache eines solchen Bündnisses, um den Fürsten einzuschüchtern und zum Nachgeben zu bewegen. War er aber halsstarriger Natur und glaubte er seinen Kopf durchsetzen zu können, so ließen es die Stände nicht blos bei Worten und Verwahrungen bewenden, sondern sie griffen zum Schwerte, kündigten dem Landesherrn den Gehorsam auf und befehdeten ihn. Dies Mittel wirkte immer am sichersten. Der Fürst, wenn er auch eine Zeit lang sich wehrte, unterlag zuletzt doch und mußte in der Regel seinen Versuch, die Landesverfassung umzustoßen, mit der Bewilligung neuer Freiheiten und neuer Rechte an die Stände bezahlen. Dieses Widersetzungsrecht der Stände war fast in allen landständischen Verfassungen ausdrücklich anerkannt. Es gibt kaum ein deutsches Gebiet, in welchem der Fürst nicht bei irgend einer Gelegenheit den Ständen dieses Recht des Widerstandes bestätigt hätte: in manchen Urkunden wird sogar ausdrücklich erklärt, daß die Stände das Recht hätten, dem Fürsten den Gehorsam aufzukündigen, wenn er sich Eingriffe in die Landesfreiheiten erlaube, ihn aus dem Lande zu jagen und sich einen anderen Herrn zu wählen. So wurden denn auch die meisten Zwiespälte zwischen Fürsten und Ständen in der Regel auf diese Weise entschieden. Der Fürst mußte sich der Mehrheit der Stände, d. h. dem Willen des Volkes, fügen. Wollte er dies nicht, so wurde er durch die Gewalt, welche damals noch beim Volke war, dazu gezwungen. In manchen Ländern bestanden eigene Gerichte, welche zu dem Zwecke niedergesetzt wurden, um dergleichen Zwistigkeiten zwischen Fürst und Ständen auszugleichen. Diese Gerichte wurden aber nicht aus den Räthen des Fürsten gebildet, sondern sie wurden durch die Stände selbst besetzt: mit andern Worten, ein solches Gericht war einem landständischen Ausschusse zu vergleichen, und der Gedanke, daß das Volk, d. h. die Stände über dem Fürsten stünden und über ihn richten durften, lag

hier ebenso zu Grunde, wie bei der Bestimmung des allgemeinen Reichsrechtes, daß der Pfalzgraf über den Kaiser zu Gericht sitze.

Die Thätigkeit der Stände beschränkte sich aber nicht blos auf die Wahrung ihrer Rechte, sondern sie griffen selbstthätig in Alles ein, was die Verwaltung des ganzen Landes anging, und wobei sie glaubten, daß der Fürst entweder lässig sei oder nicht den Bedürfnissen des Volkes gemäß verfahre. Ohne ihre Mitwirkung durfte keine allgemeine Maßregel angeordnet werden: sehr oft gingen sie aber selber damit voran, kamen, wenn z. B. irgend eine Landesnoth sich zeigte, gegen deren Abstellung der Fürst gleichgültig war, von freien Stücken zusammen, beriethen sich und bestimmten den Fürsten, in ihre Vorschläge einzugehen. Aber sie gingen noch weiter. Sie sahen damals schon ein, daß es sich vor Allem darum handle, den Fürsten mit Räthen zu umgeben, welche ihn nicht zu schlechten Streichen verführten, sondern im Sinne und zum Vortheile des Landes regierten. Ihr Streben ging also dahin, das Ministerium, wie wir heute sagen würden, zu einem Ausdrucke des Willens der Landstände zu machen. Eine der gewöhnlichsten darauf bezüglichen Bestimmungen war die, daß der Fürst keinen Ausländer zu seinem Rathe nehmen durfte. Denn von Fremden besorgte man, daß sie am Wohl und Wehe des Landes nicht den Antheil nehmen, der bei einer ordentlichen Verwaltung vorausgesetzt werden müsse, sondern daß sie mehr oder minder blos Werkzeuge des Fürsten seien. Eben so häufig kommt es vor, daß die Stände um ihre Einwilligung gefragt werden mußten bei der Wahl der fürstlichen Räthe. Noch entschiedener aber wurde ihr Einfluß auf die Regierung durch die Einführung der landständischen Räthe oder Landräthe, welche von ihnen gewählt und dem Fürsten an die Seite gesetzt wurden, und ohne deren Zustimmung er nichts thun durfte. Diese Räthe, welche Anfangs die Stelle etwa eines Staatsrathes einnahmen, wußten sich nach und nach eine immer größere Macht zu verschaffen, so daß sie zuletzt, wenigstens in manchen Fürstenthümern, die ganze Regierungsgewalt in ihre Hände bekamen. In sehr früher Zeit also machte sich bei uns der Grundsatz geltend, daß die Personen, welche die Regierung eines Landes führten, vom Volke selbst oder den dasselbe vertretenden Ständen gewählt werden oder wenigstens unter ihrer Aufsicht stehen sollten. Auch nahmen die Räthe oder die

Ministerien der Fürsten damals in der That weit häufiger die Stelle von Vertretern des Landes und Volkes und seiner Freiheiten, als von Werkzeugen der fürstlichen Willkür ein. Fühlten sie sich versucht, eine solche Rolle zu spielen, so drangen die Stände alsobald auf ihre Entfernung, und es ist nicht selten vorgekommen, daß solche fürstliche Rathgeber als Verräther des Landes angeklagt und vor Gericht gestellt oder von den Ständen selbst in blutiger Weise bestraft wurden.

Bei solcher Ausdehnung der ständischen Gewalt versteht es sich wohl von selbst, daß bei etwaiger Minderjährigkeit eines Fürsten von den Landständen auch die vormundschaftliche Regierung übernommen wurde. Die Stände setzten dann einen Ausschuß zu diesem Behufe nieder. Auch die Streitigkeiten über die Thronfolge wurden von ihnen entschieden. Sie wachten ferner über der Erhaltung des fürstlichen Gebiets, und so durfte ohne ihre Zustimmung keine Veräußerung oder Verpfändung irgend eines Landestheiles vorgenommen werden. Ebenso durfte aber auch der Fürst keine neuen Burgen oder Schlösser bauen, ohne von den Ständen vorher ihre Einwilligung erhalten zu haben. Denn mit Recht fürchteten diese, durch die Vermehrung der festen Schlösser möchte ihre Freiheit gefährdet werden: sie erblickten in jeder Festung eine Zwingburg. Auch gestatteten sie dem Fürsten in seinen auswärtigen Beziehungen keine freie Hand: er durfte keinen Vertrag, kein Bündniß eingehen, keinen Krieg beginnen, keinen Frieden schließen, ohne Zuziehung der Stände.

Das wichtigste aber und am häufigsten angewendete Recht der Stände bestand in der Steuerbewilligung. Eigentlich hatte der Fürst durchaus kein Recht, Steuern zu erheben, d. h. solche allgemeine Abgaben, welche über bestimmte, in dem Lehensverhältniß oder in der Hörigkeit ruhende Leistungen hinaus gingen. Der Adel war nur zum Kriegsdienst verpflichtet, zu weiter nichts: die Städte zahlten allerdings Steuern, sie waren aber ganz genau auf gewisse Leistungen beschränkt. So war der Fürst ursprünglich nur auf seine Privatbesitzungen angewiesen, auf den Ertrag der Zölle, der allerdings sehr bedeutend war, auf die Münze und auf einige andere Regalien, die nicht sehr viel eintrugen. Die Ausgaben der Fürsten mehrten sich aber von Jahr zu Jahr. Denn sie wollten glänzen und Aufsehen machen: entfalteten oft eine wenn auch noch rohe, so doch auffallende und kostspielige Pracht und verschwendeten auf diese

Weise ungeheuere Summen oder, was noch häufiger war, machten Schulden. Da diese nun durch ihre Einkünfte nicht gedeckt werden konnten, so sahen sie keinen anderen Ausweg, als sich an die Stände zu wenden. Die Stände bewilligten dann wohl gewisse Steuern zu dem bestimmten Zweck, versäumten aber nicht hinzuzufügen, daß dies nur guter Wille von ihrer Seite gewesen sei und daß daher dem Fürsten aus dieser Thatsache kein Recht zu einer späteren ähnlichen Steuer erwachse. Auch mußten die Fürsten selber solche Erklärungen urkundlich geben. Die Fürsten kamen aber immer wieder mit Steuerforderungen, da ihr Aufwand sich nicht verminderte, eher vermehrte, und so sahen sich denn endlich die Stände in den meisten Fürstenthümern bewogen, Alles, was sich auf die Verwendung der Staatseinnahmen bezog, mehr oder minder in ihre Hände zu nehmen. Sie setzten Ausschüsse nieder, denen Rechnung darüber abgelegt werden mußte: ja manche solcher Ausschüsse zogen die Verwaltung über die Verwendung der Steuern selber in ihren Bereich, und die Aufsicht der Stände über diesen Zweig der Staatsverwaltung ging nicht selten so weit, daß sie sich sogar auf die Verwaltung der Privatbesitzungen des Fürsten erstreckte. War die Verschwendung des Fürsten gar zu stark, so scheuten sie sich nicht, seinen Hofhalt ihrer Prüfung zu unterwerfen, ihn neu zu ordnen, anzugeben, wie viele Diener, wie viele Pferde er halten dürfe und dergleichen. Häufig kam es vor, daß die Fürsten, um sich aus Geldverlegenheiten zu befreien, die Münze verschlechterten, d. h. daß sie die gangbaren Münzsorten von gutem Silbergehalt einzogen und andere von schlechterem Silbergehalt prägten und ausgaben. Dies war nichts weiter, als eine mittelbare Steuer, die aber dadurch unglückselig wirkte, daß sie Handel und Wandel unsicher machte. Die Stände warfen sofort auch auf diesen Mißbrauch ihr Augenmerk und bewirkten meistentheils vom Fürsten entweder das Versprechen, keine Verschlechterung der Münze vorzunehmen, oder daß ihnen das Münzwesen selber ganz in die Hände gegeben wurde.

Diese kurzen Andeutungen über die Wirksamkeit der Landstände *)

*) Vergl. die näheren Nachweisungen in der vortrefflichen Schrift: Unger's Geschichte der deutschen Landstände. Zwei Theile. 1844. Und meinen Aufsatz: „Die alten landständischen Verfassungen und das Repräsentativsystem im ersten Bande meiner Fragen der Zeit. Stuttgart bei Franckh. 1843.

werden genügen, um den Beweis zu liefern, daß der Fürst nach allen Seiten hin durch sie beschränkt, daß es ihm nicht leicht möglich war, Willkür zu üben, und daß die Landesversammlungen, weit entfernt, blos die Vertreter einzelner Stände zu sein, vielmehr die verschiedensten Kreise des Staatslebens in ihren Bereich zogen, und daß sie gleich in dem Beginn ihrer Wirksamkeit eine Thätigkeit und eine Umsicht entfalteten, die sie den besten Ständeversammlungen aller Zeiten an die Seite setzt. Es war der altgermanische Geist der Freiheit, welcher sie durchdrang. Was war dies für ein mächtiger Hebel für die allgemeine Entwickelung, was konnten die Kaiser daraus machen, wenn sie die Verhältnisse recht zu benutzen verstanden!

Weise ungeheuere Summen oder, was noch häufiger war, machten Schulden. Da diese nun durch ihre Einkünfte nicht gedeckt werden konnten, so sahen sie keinen anderen Ausweg, als sich an die Stände zu wenden. Die Stände bewilligten dann wohl gewisse Steuern zu dem bestimmten Zweck, versäumten aber nicht hinzuzufügen, daß dies nur guter Wille von ihrer Seite gewesen sei und daß daher dem Fürsten aus dieser Thatsache kein Recht zu einer späteren ähnlichen Steuer erwachse. Auch mußten die Fürsten selber solche Erklärungen urkundlich geben. Die Fürsten kamen aber immer wieder mit Steuerforderungen, da ihr Aufwand sich nicht verminderte, eher vermehrte, und so sahen sich denn endlich die Stände in den meisten Fürstenthümern bewogen, Alles, was sich auf die Verwendung der Staatseinnahmen bezog, mehr oder minder in ihre Hände zu nehmen. Sie setzten Ausschüsse nieder, denen Rechnung darüber abgelegt werden mußte: ja manche solcher Ausschüsse zogen die Verwaltung über die Verwendung der Steuern selber in ihren Bereich, und die Aufsicht der Stände über diesen Zweig der Staatsverwaltung ging nicht selten so weit, daß sie sich sogar auf die Verwaltung der Privatbesitzungen des Fürsten erstreckte. War die Verschwendung des Fürsten gar zu stark, so scheuten sie sich nicht, seinen Hofhalt ihrer Prüfung zu unterwerfen, ihn neu zu ordnen, anzugeben, wie viele Diener, wie viele Pferde er halten dürfe und dergleichen. Häufig kam es vor, daß die Fürsten, um sich aus Geldverlegenheiten zu befreien, die Münze verschlechterten, d. h. daß sie die gangbaren Münzsorten von gutem Silbergehalt einzogen und andere von schlechterem Silbergehalt prägten und ausgaben. Dies war nichts weiter, als eine mittelbare Steuer, die aber dadurch unglückselig wirkte, daß sie Handel und Wandel unsicher machte. Die Stände warfen sofort auch auf diesen Mißbrauch ihr Augenmerk und bewirkten meistentheils vom Fürsten entweder das Versprechen, keine Verschlechterung der Münze vorzunehmen, oder daß ihnen das Münzwesen selber ganz in die Hände gegeben wurde.

Diese kurzen Andeutungen über die Wirksamkeit der Landstände *)

*) Vergl. die näheren Nachweisungen in der vortrefflichen Schrift: Unger's Geschichte der deutschen Landstände. Zwei Theile. 1844. Und meinen Aufsatz: „Die alten landständischen Verfassungen und das Repräsentativsystem im ersten Bande meiner Fragen der Zeit. Stuttgart bei Franckh. 1843.

werden genügen, um den Beweis zu liefern, daß der Fürst nach allen Seiten hin durch sie beschränkt, daß es ihm nicht leicht möglich war, Willkür zu üben, und daß die Landesversammlungen, weit entfernt, blos die Vertreter einzelner Stände zu sein, vielmehr die verschiedensten Kreise des Staatslebens in ihren Bereich zogen, und daß sie gleich in dem Beginn ihrer Wirksamkeit eine Thätigkeit und eine Umsicht entfalteten, die sie den besten Ständeversammlungen aller Zeiten an die Seite setzt. Es war der altgermanische Geist der Freiheit, welcher sie durchdrang. Was war dies für ein mächtiger Hebel für die allgemeine Entwickelung, was konnten die Kaiser daraus machen, wenn sie die Verhältnisse recht zu benutzen verstanden!

---

17. Verhältnisse der Landbevölkerung. Freiheitskämpfe der Friesen, Dithmarsen, Schweizer. Rückwirkung auf das übrige Deutschland.

An den landständischen Versammlungen nahmen, wie schon mehrmals angedeutet, vorzugsweise nur die Geistlichkeit, der Adel und die Städte Theil. Die Landbevölkerung, sofern sie nicht zum Adel gehörte, die man um jene Zeit mit dem allgemeinen Namen der „Bauern" zu belegen begann, war in der Regel davon ausgeschlossen. Sie entbehrte zwar keineswegs der Vertretung, aber diese übernahmen entweder ihre Herren, die adeligen und geistlichen Gutsbesitzer, oder die Städte. Daß diese Vertretung immerhin eine mangelhafte war, braucht nicht erst gesagt zu werden. Daß die Bauern aber im Allgemeinen keine selbstständige Vertretung bei den Landtagen erlangten, davon ist der Grund darin zu suchen, daß ihnen meistentheils die Bedingung fehlte, durch welche im Mittelalter allein Rechte erworben und behauptet werden konnten, nämlich Macht und Stärke, mochte nun diese durch großen Gutsbesitz und kriegerische Tüchtigkeit oder durch Vereinigung mit Anderen, durch Genossenschaften gewonnen werden. Die Landbevölkerung befand sich aber weder in der Lage des Ritters, der auf seine Vasallen und seine Burgen trotzte, noch in der Lage der Städte, die durch eine

zahlreiche Bevölkerung und durch feste Mauern geschützt, ferner durch Reichthum mächtig waren. Die Bauern waren entweder einzeln über das platte Land zerstreut, oder wenn sie auch in Dörfer sich zusammengethan hatten, so genügte das doch keineswegs, um eine Stärke zu erzeugen, welche jenes oben angedeutete Ergebniß herbeiführen konnte. Wenigstens hatte die Landbevölkerung mit viel größeren Hindernissen zu kämpfen. Und dennoch bemerken wir in derselben ein ähnliches Streben nach Unabhängigkeit und nach Verbesserung ihrer Stellung, wie bei Adel und Städten; auch in den Bauern regt sich der allgemeine Freiheitsdrang jener Zeit, und in einigen Landschaften, wo eben mehrere glückliche Umstände dies Streben begünstigten, gelingt es ihnen in der That, zu den landständischen Versammlungen zugezogen zu werden, wie in Tyrol, in Würtemberg, im Rheingau: in anderen bringen sie es sogar zu förmlicher Unabhängigkeit, wie in Friesland, Dithmarsen, der Schweiz; wieder in anderen erreichen sie wenigstens eine Verbesserung ihrer Verhältnisse und eine feste Stellung dem Gutsherrn gegenüber, dessen Gewalt durch sie nun ebenso beschränkt wird, wie die Gewalt des Fürsten durch die Landstände.

Die Landbevölkerung, der Stand der Bauern, war aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt. Der eine Theil war unfrei oder leibeigen; einen andern, und zwar beträchtlichen Bestandtheil bildeten die Nachkommen der Hörigen, welche in einem Mittelzustande zwischen Freiheit und Unfreiheit sich bewegten, welche zwar das Gut, das sie bebauten, nicht als unmittelbares Eigenthum besaßen, aber auch von dem Herrn, auf dessen Gut sie wohnten, nicht willkürlich behandelt werden durften; eine dritte Abtheilung machen die Hörigen aus, welche ursprünglich dem Stande der Gemeinfreien angehörten, aber im Laufe der Zeit aus verschiedenen Ursachen in Abhängigkeit von einer Kirche oder einem weltlichen Herrn gekommen waren; endlich den vierten Bestandtheil bilden die Reste der Gemeinfreien.

Die Zahl der Letzteren war freilich im Vergleich mit den ältesten Zeiten sehr klein geworden; nichts destoweniger war sie immerhin nicht unbedeutend: Gemeinfreie fanden sich noch in allen Theilen von Deutschland. Besonders aber in jenen Gegenden gelang es ihnen, ihre ursprüngliche Unabhängigkeit zu behaupten, wo sie sich

in größeren Massen, in mehreren Dörfern oder Marken beisammen fanden, wo es ihnen also leichter wurde, durch gegenseitige Unterstützung die alten Verhältnisse fortzuführen. Dergleichen freie Gemeinden fanden sich namentlich am Rhein, in Westphalen, in der Wetterau, in Franken, in Baiern, in Tyrol, in Oesterreich, in Schwaben.

Ein ungleich größerer Theil der Gemeinfreien aber hatte seine Freiheit durch die Ungunst der Zeiten verloren und war hörig geworden. Die Umstände, unter welchen dieses geschah, waren sehr verschieden. Einmal wurde diese Veränderung durch den etwa seit dem zehnten Jahrhundert aufgekommenen Heerdienst zu Roß bewirkt. Der Gemeinfreie, welcher zu arm war, um den vom Reich verlangten Kriegsdienst zu Roß zu leisten, ersuchte irgend einen benachbarten Ritterbürtigen, der sich ohnedieß der kriegerischen Beschäftigung weihte, statt seiner den Kriegsdienst zu übernehmen. Der Ritterbürtige ging darauf ein, natürlich aber nicht ohne Entschädigung: er erhielt nun vom Gemeinfreien eine jährliche Abgabe von dessen Gut. Daraus wurde bald um so mehr ein Abhängigkeitsverhältniß, als der Gemeinfreie dadurch das Kennzeichen des freien Mannes, nämlich die Beschäftigung mit den Waffen, aufgegeben und sich gewissermaßen wehrlos dem Ritterbürtigen preisgegeben hatte. Eine andere Erscheinung, wodurch die Gemeinfreiheit verloren ging, war das Schutzverhältniß. In jenen gesetzlosen Zeiten, wo Gewalt vor Recht ging, wo es nicht einmal den kräftigsten Kaisern gelang, überall im Reiche die Ordnung aufrecht zu erhalten und den räuberischen Adel im Zaume zu halten, war der kleine Gemeinfreie, wenn er allein stand, den größten Plackereien ausgesetzt. Um nicht Alles zu verlieren, entschloß sich nun Mancher, sich unter den Schutz eines benachbarten Edeln zu begeben, der mächtig genug war, um ihn zu vertheidigen. Die Vertheidigung übernahm aber der Edle so wenig umsonst, wie der Ritterbürtige den Heerdienst. Auch er verlangte dafür eine gewisse jährliche Abgabe von dem Gute der Gemeinfreien, und so entstand auch daraus ein Abhängigkeitsverhältniß. Ein anderes Mal trieb den Gemeinfreien die Frömmigkeit dazu, seine ursprüngliche Unabhängigkeit aufzugeben, indem er sich mit seinem Gute unter den Schutz eines Klosters oder einer Kirche begab. Wieder eine andere Art, die Unabhängigkeit zu verlieren, war das

Vogteiverhältniß. Irgend ein Edler übte in dem Bezirke, in welchem der Gemeinfreie wohnte, die Vogtei d. h. die obrigkeitliche Gewalt, worunter man damals in der Regel die Gerichtsherrlichkeit verstand. Diese Vogtei mochte er entweder im Namen eines Klosters oder einer Kirche, welche bekanntlich selber nicht fähig waren, Vogteigewalt unmittelbar zu üben, verwalten, oder er mochte sie vom Reiche zu Lehen tragen oder von einem anderen Herrn: immerhin übte er dadurch eine gewisse Gewalt aus über Diejenigen, die ihm unterworfen waren, und diese Gewalt bekam ein ganz anderes Ansehen, sowie sie erblich wurde, was ebenso der Fall war, wie die ursprünglichen Reichsämter erblich geworden waren. Der Vogt erhob von Denjenigen, welche unter seiner Vogtei standen, gleichfalls eine jährliche Abgabe. Endlich ist auch noch das lehensherrliche Verhältniß in Betracht zu ziehen, in welches die Gemeinfreien treten konnten. Häufig nämlich übertrugen sie, um entweder den Plackereien des Grafen oder eines anderen Großen zu entgehen, ihr ganzes Gut einem Mächtigeren zu Lehen auf, traten aber dann zu ihm nicht in ein ernstliches Lehensverhältniß, weil sie sonst Kriegsdienste hätten leisten müssen, sondern in ein, wenn auch milderes, Hörigkeitsverhältniß.

Durch alle diese angegebenen Verhältnisse gaben die Gemeinfreien ihre Freiheit eigentlich nicht auf. Auch versteht sich wohl von selbst, daß sie nur unter für sie vortheilhaften Bedingungen in ein solches Abhängigkeitsverhältniß traten, und daß es keineswegs ihre Absicht war, sich den Hörigen gleichstellen zu lassen. Aber es ist ebenso natürlich, daß die Herren kein Mittel unversucht ließen, um die Gemeinfreien immer tiefer herabzudrücken und sie in der That zu Hörigen zu machen. Dieses Streben mochte dann am leichtesten gelingen, wenn der Herr schon eigentliche Hörige besaß. Er suchte in diesem Falle die verschiedenen Stände seiner Untergebenen zu vermischen, unter einander zu mengen. Doch wurde dieses Streben nicht immer von Erfolg gekrönt. Es sind uns noch viele Urkunden übrig geblieben, aus welchen hervorgeht, daß die ehemalig Gemeinfreien ihren ursprünglichen Geburtsstand mit außerordentlicher Zähigkeit festhielten und nicht duldeten, daß man sie mit den eigentlichen Hörigen verwechsle. Freilich mochte dies nur so lange geschehen, als in den Gemeinfreien die Erinnerung an ihren früheren Stand noch nicht erloschen war. Im Laufe der Zeiten aber gelang es dem Herrn doch

abzusiegen. Es war natürlich, daß die Familie eines Gemeinfreien, der etwa im zehnten Jahrhundert sich in den Schutz eines Herrn begeben, im vierzehnten nicht mehr wußte, daß ihr Ahne einmal frei gewesen, dagegen mochte dies die Familie eines Gemeinfreien, der sich nur ein Jahrhundert früher einem Herrn übergeben hatte, noch sehr gut wissen.

Nun befanden sich freilich die deutschen Hörigen im Mittelalter grundsätzlich keineswegs in einer so drückenden Lage, als man anzunehmen pflegt. Sie hatten ihre bestimmten Rechte: sie bildeten da, wo sie in größerer Anzahl beisammen wohnten, Dorfgemeinden, welche nach Hofrecht lebten: der Herr gab ihnen allerdings das Recht und die Gesetze, ebenso setzte er den Richter und die sonstigen Gemeindebeamten ein, aber die hörige Gemeinde versammelte sich zu gewissen Zeiten ebenso, wie ehedem die freie Volksgemeinde und wählte aus ihrer Mitte die Schöffen, welche unter dem Vorsitz des gutsherrlichen Beamten Recht sprachen. Indessen ist doch unverkennbar, daß von der Zeit an, wo zwischen den Gemeinfreien und den Ritterbürtigen eine strengere Scheidung einzutreten begann, wo Gesetzlichkeit und Gewaltthat sich mehr und mehr des Adels bemächtigte, wo er die alten einfachen Sitten verlassend, sich der Pracht und der Verschwendung ergab, die Verhältnisse der Hörigen sich wesentlich verschlechterten. Die Herren verlangten von ihnen immer größere Abgaben, der Druck wurde schwerer und mitunter war das Verfahren der Herren gegen die Bauern barbarisch. Bezeichnend ist die Aeußerung eines Grafen von Schaumburg, der von einer gleichzeitigen Chronik des vierzehnten Jahrhunderts als einer der größten Tyrannen geschildert wird. Als nämlich unter seinen Pferden eine Seuche eingerissen, so sagte er: „Wenn ich auch alle meine Pferde verlieren sollte, so würde ich doch niemals, wie Christus, auf einem Esel reiten, sondern lieber auf meinen Bauern, die dann meine Pferde sein müßten."

Aber dieser Druck der Herren rief endlich auch bei den Bauern einen Gegendruck hervor, und so bemerken wir besonders von der Zeit an, wo auch in den anderen Schichten der Gesellschaft Streben nach Unabhängigkeit und nach größerer Freiheit hervortritt, dasselbe sich bei der Landbevölkerung bethätigen.

Einen besonderen Einfluß übten darauf die Städte. Wir haben bereits von den großen Wirkungen gesprochen, welche dieselben bei

der Landbevölkerung hervorgebracht, wie Leibeigene und Hörige in die Städte flohen, um dem Drucke ihrer Herren zu entgehen. Dies geschah bereits unter den Hohenstaufen, und im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts wurde diese Erscheinung immer häufiger. Dies hatte im Ganzen eine doppelte Folge. Erstens wurde bei den zurückgebliebenen Hörigen, welche wohl mit ihrem in die Stadt entwichenen ehemaligen Genossen in Berührung geblieben waren, der Wunsch erzeugt, ebenfalls ihre Lage zu verbessern, sei es gleichfalls durch Entweichung in die Stadt oder sei es durch eine günstigere Stellung zu dem Gutsherrn. Zweitens sah sich der Letztere, wenn er nicht noch mehr seiner Untergebenen verlieren wollte, gezwungen, die Zügel etwas minder straff anzuziehen, Zugeständnisse zu machen, die Abgaben zu erleichtern.

Von fernerer Bedeutung war die Veränderung des Kriegswesens, die, wie wir gesehen, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert vor sich gegangen war. Eine der wesentlichsten Ursachen von der Erhebung des Adels über die Gemeinfreien und von der Herabdrückung derselben in den Stand der Hörigkeit war ja die ausschließliche Beschäftigung des Adels mit den Waffen gewesen, durch welche er eines Theils die ihm Untergebenen gegen Andere schützen, aber auch mit ihnen als Wehrlosen nach Belieben verfahren konnte. Seitdem nun aber das Fußvolk wieder eine neue Bedeutung gewann, zu welchen anfänglich nur Nichtedle genommen wurden, — während die Edeln fortwährend ihren Dienst zu Roß versahen — geschah es, daß nun auch die Bauern wieder zu dem Waffendienste gezogen wurden, und zwar sehr häufig. Die Reste der Gemeinfreien hatten wohl diesen Kriegsdienst zu Fuß in Reichskriegen fortwährend noch geleistet: es versteht sich aber, daß dies selten war. Seitdem nun aber die Fehden zwischen den Edelleuten unter einander, namentlich aber zwischen den Edelleuten und den Städten eine immer größere Ausdehnung erlangten, sahen sich die ersteren, um den zahlreichen Schaaren der Bürger ein Gegengewicht entgegenzusetzen, genöthigt, ihre Bauern zu bewaffnen und in den Kampf zu führen. Es scheint, daß sich die Bauern ebenso wie die Bürger sehr bald in das Waffenhandwerk fanden, das sie ja früher, noch zu den Zeiten des Heerbannes, alle geübt hatten: schon an der Schlacht bei Woringen (1288) nahmen die Bauern von Berg einen bedeutenden Antheil;

sie trugen sogar wesentlich zum Siege bei. Die Folge dieser Heranziehung der Bauern zum Waffendienste war nun, daß sie sich auch gegen räuberische Ueberfälle, welche bei den Fehden und bei der Gesetzlosigkeit der Zeiten so häufig vorkamen, selbst zu vertheidigen begannen. Sie suchten die Städte, welche sich durch feste Mauern schützten, wenn auch nur unvollkommen, nachzuahmen, indem sie die Kirche des Dorfes befestigten und zu einer Art Burg umwandelten. Drohte dem Dorfe ein Ueberfall, so retteten die Bauern alle ihre Habseligkeiten in die Kirche und den befestigten Kirchhof, der, wie sich von selbst versteht, ziemlich geräumig sein mußte, um alles Hab und Gut der Bauern zu umfassen: denn auch die Feldfrüchte wurden dort aufgespeichert. Wollten die Feinde nicht wieder unverrichteter Dinge abziehen, so mußten sie den Kirchhof erstürmen, der aber von den Bauern, die für ihr Eigenthum kämpften, in der Regel auf das Tapferste vertheidigt wurde. Häufig kam es daher bei solchen Kirchhöfen zu den blutigsten Kämpfen, und manche berühmte Schlachten des vierzehnten Jahrhunderts sind an ihnen geliefert worden. Durch all' dieses wurde begreiflicher Weise das Selbstgefühl der Bauern gesteigert. Sie hatten den Schutz des Herrn nicht mehr nöthig, sie konnten sich selbst schützen; ja sie leisteten dem Herrn durch ihre Waffen die wesentlichsten Dienste. Was war natürlicher, als daß sie sich unter solchen Umständen berechtigt glaubten, ihrem Herrn gegenüber eine vortheilhaftere Stellung beanspruchen zu dürfen?

Es wiederholt sich nun bei den Bauern im Kleinen, womit die Städte im Großen vorangegangen waren: sie vereinigen ihre Kräfte, treten in Genossenschaften zusammen und suchen dem Herrn gegenüber größere Rechte zu erkämpfen, eine größere Unabhängigkeit zu verschaffen. Ein solches Streben mochte besonders in solchen Gemeinden hervortreten, wo sich ehemalige Gemeinfreie befanden, welche die Erinnerung an ihren Stand noch nicht verloren hatten, aber von dem Gutsherrn in gleiche Stufe mit den Hörigen herabgedrückt werden sollten. Sie vereinigen sich nun mit den Hörigen, um jenen Zweck zu erreichen, wodurch es geschah, daß auch die ehemals Hörigen in eine bei Weitem günstigere Lage gebracht wurden.

Diese Bestrebungen der Bauern scheinen von der öffentlichen Meinung jener Zeit keineswegs verdammt, ihre Berechtigung vielmehr anerkannt worden zu sein. Von großem Einfluß hierauf ist offenbar

die Kirche gewesen, welche, obschon sie selbst Hörige besaß, doch fortwährend die Unfreiheit, als dem Christenthum widersprechend, grundsätzlich bekämpfte: auch befanden sich die Angehörigen der Kirche thatsächlich in weit besseren Verhältnissen wie die Hörigen der weltlichen Herren. Auch liegt der Grund eines solchen Verfahrens ziemlich nahe. Durch die bessere Behandlung, welche die Kirche ihren Hörigen angedeihen ließ, wurden viel mehr Leute bestimmt, in den Schutz der Kirche zu treten. Ferner war die Kirche, welche die weltliche Gewalt, mit der sie versehen wurde, nicht selber üben durfte, sondern dazu eines Vogtes, der in der Regel aus dem Herrenstande genommen wurde, bedurfte, sehr häufig in der Lage, mit solchen Vögten, die sich allerlei Anmaßungen erlaubten, um ihre Rechte streiten zu müssen: in solchem Falle wurde sie nur dann von ihren Untergebenen unterstützt, wenn sie dieselben besser behandelte. Aber nicht nur die Kirche sprach sich gegen die Unfreiheit aus, sondern noch weit entschiedener geschah dies in den Rechtsbüchern schon des dreizehnten Jahrhunderts, wie im Sachsen- und Schwabenspiegel, und des vierzehnten, wie z. B. im Landrecht Ruprechts von Freisingen. Diese Rechtsbücher sprechen den Grundsatz aus, daß die Unfreiheit widerrechtlich sei, daß von Natur alle Menschen frei seien und ursprünglich auch frei gewesen wären. Nur durch Gewalt und Unrecht der Mächtigen sei die Leibeigenschaft, die Unfreiheit entstanden. „Aus der Bibel, sagt das Rechtsbuch Ruprechts von Freisingen, haben wir, daß Niemand eigen ist. Denn die Seele sollen wir Gott geben, und den Herren den Zins geben von dem Leib, darum, daß sie uns beschützen und beschirmen. Nach rechter Wahrheit hat sich Eigenschaft erhoben von Zwangsal und Gefängniß und von mancher unrechter Gewalt, welche die Herren in Gewohnheit gezogen haben und nun für Recht halten."

Aber diesen Ansichten und Bestrebungen gegenüber bemerken wir gleichzeitig den Versuch der Landherren, immer mehr Gemeinfreie unter sich zu bringen, ja ganze Landstriche, die sich in ihrer Freiheit erhalten hatten, derselben zu berauben, oder solche, welche nach Freiheit strebten, wieder zu unterwerfen. Die Kämpfe, die sich nun hierüber erhoben, waren von einer außerordentlichen Bedeutung und die Erfolge, welche die Freiheitsbestrebungen gewannen, wirkten begreiflich ermuthigend auf ähnliche Versuche zurück. Es sind besonders

drei Ereignisse, welche wir hier im Auge haben, die Freiheitskämpfe der Friesen, der Dithmarsen und der Schweizer.

Die Friesen, ein uralter deutscher Volksstamm an der Nordsee, bewohnten ursprünglich die Länder von der Maas bis zur Weser. Der eine Theil dieser Völkerschaft von der Maas bis zum Fly kam frühe unter die Botmäßigkeit der Grafen von Holland, während die anderen, von dem Fly bis zur Weser, die man im weiteren Sinne Ostfriesen nannte, trotz aller Anfechtungen und zeitweiser Unterwerfung ihre Freiheit zu behaupten wußten. Seit Karl dem Großen wurden von den deutschen Königen Grafen eingesetzt, welche die Verwaltung dieser Länder leiteten, und welche sich hier, wie anderwärts, erblich zu machen suchten. Ein Theil der Grafschaften wurde dem Grafen von Holland, ein anderer dem Bischof von Utrecht, ein dritter dem Bischof von Münster angewiesen: auch der Erzbischof von Bremen nahm einen Theil der friesischen Lande in Anspruch, wie auch die Herzoge von Sachsen. Doch wußten sich die Friesen aller dieser Herren zu erwehren, und bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatten sie eine wahrhaft republikanische Verfassung erlangt oder vielmehr die altgermanischen freien Einrichtungen wieder hergestellt. Dies gilt insbesondere von dem Land zwischen der Ems und der Weser, welches im engeren Sinne Ostfriesland genannt wurde. Die Friesen bildeten einen vereinigten Freistaat, bestehend aus mehreren Völkerschaften, welche nach eigenen Gesetzen unter jährlich freigewählten Richtern lebten, die nach Belieben vom Volke ein- und abgesetzt wurden. Auf dem Volke ruhte die höchste Gewalt. Jährlich wurde zu Upstalboom eine große Volksversammlung gehalten, auf welcher alle Völkerschaften erschienen, wo Gesetze gegeben und die etwaigen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Völkerschaften entschieden wurden. Die Friesen waren sämmtlich freie Männer: manche Völkerschaften, wie die Brokmer, duldeten keinen Adel: da, wo ein solcher vorhanden war, hatte er wenigstens vor den Freien nichts voraus. Auch feste Schlösser und Burgen waren verboten, weil man in ihnen Stätten der Unterdrückung erblickte.

Die Freiheit der Friesen wurde indessen seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts von den benachbarten Herren vielfach angetastet. Schon im Jahre 1290 erhielt der Graf von Geldern von

Rudolf von Habsburg das Recht, in Ostfriesland die Reichsgewalt zu handhaben, unter Bedingungen, welche die republikanische Freiheit der Friesen vollkommen aufgehoben hätten. Die Friesen weigerten sich daher zu gehorchen. Und da Rudolf gleich darauf starb, so wagte der Graf von Geldern nicht, seine Ansprüche mit den Waffen gegen die Friesen geltend zu machen. Ein gefährlicherer Feind war aber der Graf von Holland. Dieser hatte Ende des dreizehnten Jahrhunderts Westfriesland unterworfen; in Ostfriesland (im weiteren Sinne) besaß er Stavern. Von da aus machte er im Jahre 1304 einen Versuch auf den friesischen Gau Westergo. Die Friesen waren aber auf ihrer Hut, rüsteten sich und der Graf sah sich genöthigt, vor der Hand auf weitere Versuche zu verzichten. Ebensowenig gelang es dem Bischof von Utrecht, sich in Ostfriesland festzusetzen. Er baute an der Gränze jenseits des Lauers eine Burg, um von diesem festen Punkte aus die Freiheit der Friesen zu bedrohen. Aber ehe sie noch fertig war, rückten die Friesen unvermuthet heran und schleiften die Burg. Sie drangen sogar noch weiter vor, mußten sich indessen wieder zurückziehen. Eine größere Gefahr schien den Friesen zu drohen, als der Kaiser Ludwig der Baier im Jahre 1314 die Ansprüche des Grafen von Holland auf Ostfriesland bestätigte und den Einwohnern von Westergo und Ostergo befahl, den Grafen als ihren rechtmäßigen Herrn anzunehmen. Die Friesen leisteten diesem Befehl so wenig Folge, wie dem Rudolf's von Habsburg. Glücklicherweise fand sich aber der Graf von Holland nicht in der Lage, sein Recht weiter zu verfolgen: er versparte es auf bessere Zeiten. Indessen brachen bald darauf innere Unruhen in Friesland aus, und diese glaubte der Graf von Geldern, Reinhold der Schwarze, benutzen zu müssen, um sich Frieslands zu bemächtigen. Er kaufte mit schwerem Gelde vom Bischof von Utrecht das Dorf Vollhoven an der friesischen Gränze und rückte mit einem starken Heere heran. Die Friesen aber beseitigten sofort ihre inländischen Fehden und zogen dem Grafen entgegen. Im Jahre 1323 kam es bei Vollhoven zu einer äußerst blutigen Schlacht, in deren Folge der Graf, dessen Schaaren ungeheuer gelitten hatten, den Rückzug antreten mußte. Noch in demselben Jahre hielten die Friesen einen großen Landtag zu Upstalsboom, auf welchem sie beschlossen, einander wechselseitig beizustehen gegen jeden weltlichen oder

geistlichen Fürsten, der es versuchte, ihnen das Joch der Dienstbarkeit aufzulegen und Mann für Mann mit bewaffneter Hand die gemeinsame Freiheit zu vertheidigen. Seitdem blieben sie unangefochten bis zum Jahre 1345. Aber in diesem versuchte der Graf Wilhelm von Holland, dem Ludwig der Baier 1330 noch einmal seine Ansprüche auf Ostfriesland bestätigt hatte, ernstlich die Unterwerfung dieses freien Landes. Er rückte mit einem außerordentlich zahlreichen ritterlichen Heere in das Land. Die Friesen ihm entgegen. Bei Stavern kam es zur Schlacht. Einen ganzen Tag wurde mit der größten Erbitterung gekämpft. Endlich erfochten die Friesen einen glänzenden Sieg: der Graf selbst wurde in dem Treffen erschlagen.

Diese große Niederlage der Holländer verleidete ihnen auf längere Zeit die Versuche, Friesland sich zu unterwerfen. Aber bald nahmen die Grafen von Oldenburg und andere benachbarte Herren diese Bestrebungen auf. Diese banden mit der friesischen Völkerschaft der Rustringen, an, und im Jahre 1368 fielen vier Grafen von Oldenburg, der Administrator des Erzstifts von Bremen, die Grafen von Bruckhausen und Diepholz mit einer Schaar ritterlicher Genossen in Rustringen ein. Da traten ihnen die Friesen bei Bleven entgegen und brachten den Grafen mit ihren Rittern eine furchtbare Niederlage bei. Viele hundert Feinde blieben auf dem Platze, unter ihnen der Administrator des Erzstifts von Bremen und die meisten Grafen. —

Auf eine ebenso glänzende Weise wie die Friesen wußten die Dithmarsen, zwischen Holstein und der Nordsee, ihre Freiheit zu erkämpfen und zu vertheidigen. Die Dithmarsen standen ehedem unter den Grafen von Stade. Diese starben zwar im zwölften Jahrhundert aus, allein um die Grafschaft Stade, zu welcher Dithmarsen gehörte, schlugen sich nun mit wechselndem Glück die Erzbischöfe von Bremen, welche auch von den Kaisern damit belehnt wurden, die Grafen von Holstein, die Könige von Dänemark und endlich die Herzoge von Sachsen. Nachdem die Dithmarsen den Versuch gemacht, sich ganz zu befreien und unabhängig zu machen, wurden sie von Heinrich dem Löwen in einer blutigen Schlacht besiegt und unterworfen. Allein damit war das Streben nach Unabhängigkeit nicht erstickt. 1227 erreichten sie endlich ihren Zweck. In den letzten Zeiten nämlich hatte der König von Dänemark mit den Grafen von

Holstein um Dithmarsen gekämpft und dasselbe in Besitz genommen. Die Grafen setzten aber den Krieg fort und verbanden sich mit dem Erzbischof von Bremen. Da traten die Dithmarsen heimlich mit dem Erzbischof in Verbindung und erboten sich, seine Oberhoheit anzuerkennen, wenn er ihnen eine gewisse Unabhängigkeit sichere: der Erzbischof ging darauf ein. Nun kam es zur Schlacht bei Bornhövede zwischen dem König von Dänemark einerseits und andererseits zwischen den Grafen von Holstein und dem Erzbischof von Bremen. Diese Schlacht entschieden die Dithmarsen, welche im Heere des Königs sich befanden, zum Nachtheile Dänemarks dadurch, daß sie, wie verabredet, zu dem deutschen Heere übergingen. Seitdem erkannten die Dithmarsen zwar die Oberhoheit des Erzstifts Bremen an, in Wahrheit aber waren sie unabhängig und bildeten nun die republikanische Verfassung aus. Anfänglich war in Dithmarsen noch ein Adel, wie überall in Deutschland während des Mittelalters. Es scheint aber, daß im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts sich eine rein demokratische Bewegung gegen ihn erhob, in deren Folge er entweder umkam oder aus dem Lande zog. Denn später kommen keine Ritter und Edelleute mehr vor. Die Gemeinfreien haben in der neuen sich nun bildenden Verfassung das Uebergewicht und bei der Volksversammlung steht die höchste Gewalt, wie bei den Friesen. Jede Gemeinde wählt ihre Rathmannen und ihre Richter, welche die gewöhnlichen Angelegenheiten entscheiden. Später bilden diese durch die Gemeinden frei gewählten Männer eine Art landständischer Versammlung. Zwar kommen auch noch erzbischöfliche Vögte vor; es scheint aber, daß diese aus den Eingeborenen genommen werden und der republikanischen Verfassung sich anpassen mußten.

Die Dithmarsen mußten indessen ihre republikanische Freiheit noch immer gegen benachbarte Herren vertheidigen, namentlich gegen die Grafen von Holstein, welche das Land nicht aufgeben wollten. Im Jahre 1288 zogen diese mit einem großen Heere nach Dithmarsen, wurden aber von den tapfern Einwohnern geschlagen. Seitdem dauerten die Feindseligkeiten fort. Endlich zog Albrecht der Große 1319 mit einer zahlreichen Ritterschaft und vierzehn Grafen und Fürsten — auch der Herzog von Mecklenburg war dabei — gegen die Dithmarsen, um sie zu unterwerfen. Anfangs glückte das Un-

ternehmen: die Dithmarsen wurden geschlagen und die Holsteiner ergossen sich, ohne Widerstand zu finden, über das Land und plünderten es. Nur eine Abtheilung der Dithmarsen hatte sich in die Kirche von Oldenwod zurückgezogen, um sich hier zu vertheidigen. Der Graf Gerhard ließ Feuer an die Kirche legen, um die Dithmarsen sammt und sonders zu verbrennen. Diese aber machten einen Ausfall und, unterstützt von ihren Landsleuten, die sich unterdessen wieder gesammelt hatten, richteten sie unter den Holsteinern ein furchtbares Blutbad an. Der größte Theil der Ritter wurde erschlagen, mit genauer Noth entkam der Graf Gerhard und der Herzog von Mecklenburg dem Schwerte der erbitterten Bauern. Seitdem blieb die Freiheit der Dithmarsen von den Holsteinern unangefochten bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts, wo (1404) ein erneuter Versuch wiederum mit einer furchtbaren Niederlage der Holsteiner, bei Süderham, und dem Tode des Grafen selber endigte.

Ohngefähr um dieselbe Zeit, als die Friesen und die Dithmarsen im äußersten Norden von Deutschland eine republikanische Freiheit errangen, bereitete sich in einer kleinen Völkerschaft des äußersten Südens eine Bewegung vor, welche zuletzt zu demselben Ergebnisse führte *).

In den rhätischen Alpen befanden sich drei Thäler, Uri, Schwyz und Unterwalden, über welche im dreizehnten Jahrhundert das Haus Habsburg die Vogteigewalt besaß. Was das Verhältniß zum Reich anbetrifft, so war nur Uri reichsunmittelbar, und zwar erst seit 1231. Hier vertrat der Graf von Habsburg die Reichsgewalt und zwar als Landgraf von Aargau. Schwyz und Unterwalden dagegen standen zu dem Grafen von Habsburg in einem unmittelbaren Unterthanenverbande: über sie besaß er die erbliche Vogtei und setzte demgemäß die Richter und sonstigen obrigkeitlichen Personen ein. Die Mehr-

---

*) Die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft hat durch die neuesten Forschungen eine ganz andere Gestalt gewonnen, so daß Johannes von Müller's Geschichte kaum mehr zu brauchen ist. Unter den Forschern, welche eine neue Bahn gebrochen haben, ist besonders Kopp zu nennen in seinen Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, 1835, und in seiner ausführlichen, aber noch nicht vollendeten Geschichte der eidgenössischen Bünde, 1845, 1847. Ferner Blumer Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien. Erster Theil 1850.

zahl der Männer in den drei Thälern bestand allerdings aus Gemeinfreien, besonders in Schwyz; aber es fehlte auch nicht an einer großen Anzahl Höriger, welche entweder benachbarten Kirchen und Klöstern oder Edelleuten unterworfen waren, und so besaß namentlich auch das Haus Habsburg ein nicht unbeträchtliches Grundeigenthum daselbst. Die erste Bewegung dieser Thäler, sich von der Vogteigewalt loszumachen, schreibt sich von den Zeiten Friedrichs II. her, wo der Graf von Habsburg — von der jüngern Linie dieses Hauses, wogegen die ältere, wozu der spätere König gehörte, es mit den Hohenstaufen hielt — auf der Seite des Papstes stand, während die Gemeinden dem gebannten Friedrich ihre Treue und Anhänglichkeit bewahrten. Damals, scheint es, benutzten die Gemeinden den Zwiespalt, in welchen der Graf von Habsburg, ihr Vogt, mit dem Kaiser gerathen war, um sich für immer von der Vogteigewalt loszumachen, und unmittelbar unter das Reich zu kommen. Auch ertheilte Friedrich II. wirklich im Jahre 1240 den Schwyzern eine Urkunde, welche sie für reichsunmittelbar erklärte. Begreiflich aber wollten die Grafen von Habsburg ihre Ansprüche auf die Thäler nicht aufgeben, und als bald darauf Friedrich II. starb und das hohenstaufische Geschlecht unterging, so waren die Thäler in ihrem Widerstande gegen Habsburg nur auf sich selbst angewiesen. Endlich schien die jüngere Linie Habsburg dieser Verhältnisse überdrüssig und trat ihre Rechte an die ältere Linie ab, an deren Spitze der nachmalige König Rudolf stand. Jetzt war für die Behauptung der Reichsunmittelbarkeit von Schwyz und Unterwalden wenig Hoffnung mehr vorhanden. In der That bestätigte König Rudolf den Freiheitsbrief Friedrichs II. nicht, sondern er übte die herkömmlichen Vogteirechte seines Hauses unbestritten über die Thäler aus. Das Trachten dieser Thäler aber nach größerer Unabhängigkeit scheint mit ähnlichen Bestrebungen jener Zeit in den oberdeutschen Gegenden, namentlich in den Städten gleichen Schritt gehalten zu haben. Noch unter Rudolf können wir dies bemerken. Sie beschweren sich einstmals gegen ihn, daß ihnen ein Richter von unfreiem Stande gesetzt würde und verlangen, daß dies künftig unterbleibe. Wahrscheinlich forderten sie damals schon eine Mitwirkung von ihrer Seite bei der Besetzung der Stelle des Richters. Rudolf bewilligte indessen blos, daß künftig kein Richter unfreien Standes ihnen gesetzt

würde. Der König starb 1291. Während seiner Regierung hatte sich, wie oben bereits weiter ausgeführt, das Haus Habsburg sehr vergrößert, und namentlich in der Nähe der Thäler. Unter anderen hatte es das benachbarte Luzern an sich gebracht. Die Thäler mochten fürchten, daß die Habsburger darnach trachten würden, ihnen ein noch schwereres Joch, als bisher auf den Nacken zu legen. Genug: noch im Jahre 1291 am 1. August schlossen Schwyz, Uri und Unterwalden einen Bund mit einander, in welchem nicht schwer der erste Schritt zur Unabhängigkeit zu erkennen ist. In diesem Bunde verpflichteten sich die drei Thäler zu gegenseitigem Schutze gegen Jedermann, der sie angreifen wolle. Ferner beschließen sie, daß sie keinen Richter, der sein Amt um irgend einen Preis oder um Geld erworben habe, oder der nicht ihr Landsmann sei, annehmen wollen. Sodann setzen sie fest, daß etwaige Streitigkeiten unter den Eidgenossen durch Schiedsrichter, aus ihrer Mitte gewählt, geschlichtet werden sollen und endlich geben sie Gesetze für die Bestrafung von Verbrechen. Am 16. Oktober 1291 verbündeten sie sich auch mit Zürich, welches damals mit Oestreich in Fehde war.

Wie sich nun Albrecht von Oesterreich diesen unzweideutigen Bestrebungen gegenüber verhalten habe, ist nicht recht klar. Daß bis zum Jahre 1293 Streit zwischen den Thälern und Oesterreich bestand, scheint aus den vorhandenen Urkunden hervorzugehen. Aber von einem Frieden findet sich keine Spur. Dagegen treten die Thäler in den folgenden Jahren bereits mit einem ziemlichen Grade von Selbstständigkeit auf. Es erscheinen die Landgemeinden von Schwyz, Uri und Unterwalden, welche Gesetze geben, die Verhältnisse des Grundeigenthums, die Abgaben regeln und dergleichen. Entweder nun war Albrecht durch anderweitige Beschäftigungen abgehalten, sich um die drei Thäler zu bekümmern und überließ sie daher ihrem Schicksale, oder er traf mit ihnen ein friedliches Abkommen, in deren Folge er ihnen größere Freiheit und Unabhängigkeit zugestand. Die letztere Annahme wird einigermaßen unterstützt durch eine Urkunde vom 30. Juli 1293, welche sich zwar auf die Luzerner bezieht, aus der aber hervorgeht, welches Verhalten er zu den Untergebenen in jenen Gegenden überhaupt beobachten wollte. Die Luzerner waren nämlich unter Rudolf von Habsburg ebenfalls unzufrieden gewesen und hatten bei dem Könige über seine Beamten Beschwerde geführt. Nun

bestätigt Albrecht in der angeführten Urkunde den Luzernern alle ihre Freiheiten und fügt hinzu, daß seine Beamten sie in ihren Rechten und Freiheiten nicht nur erhalten, sondern diese auch noch erweitern sollen. Was er den Luzernern zugestand, konnte er wohl auch den Schwyzern zugestehen.

Nun aber traten die Zerwürfnisse mit dem Könige Adolf ein. Daß dieser alles aufbot, um seinem mächtigen Gegner zu schaden, ist begreiflich und so bestätigte er den Waldstädten im Jahre 1295 den Brief Friedrichs II. vom Jahr 1240, in welchem dieser sie unter den Schutz des Reiches nahm. Ob von Seite der Waldstädte eine solche Bestätigung nachgesucht worden, ob Adolf aus eigenem Antriebe sie ertheilt, oder ob er vorher, wie es am wahrscheinlichsten ist, mit ihnen Unterhandlungen hat pflegen lassen: wir wissen es nicht. Gewiß ist nur, daß Adolf jenen Brief Friedrichs II. nicht als solchen bestätigte, sondern ihn als seine eigene Urkunde ertheilte. Doch konnte diese Handlung für den Augenblick keine Folge mehr haben, da Adolf in dem Kriege gegen Albrecht unterlag und dieser deutscher König wurde.

Während Albrecht's Regierung ging in den Thälern weiter keine Veränderung vor. Er bewahrte das frühere Verhältniß, d. h. er war Landesherr in Unterwalden und Schwyz und übte die Reichsgewalt über Uri. Einige Urkunden, in welchen Landammänner, wie die Vorsteher der republikanischen Gemeinden in den drei Thälern genannt werden, vorkommen, scheinen darauf hinzudeuten, daß Albrecht die freiere Entwicklung des Gemeinwesens, wie sie sich seit 1291 ausgebildet hatte, auch als König anerkannt habe. Daß seine Vögte das Land gedrückt, daß Albrecht den Einwohnern etwas Ungebührliches zugemuthet hätte, davon findet sich weder in den gleichzeitigen Geschichtschreibern, noch in den Urkunden irgend eine Spur. Auch würde ein solches Verfahren mit seiner sonstigen Haltung als deutscher König in keinen Einklang gebracht werden können. So sind denn die Geschichten vom Geßler und vom Schusse des Tell, von der Verschwörung im Rütli und von der Brechung der Burgen und der Vertreibung der Vögte durch die neuesten Forschungen als Fabeln erwiesen *).

*) Ueber den Schuß des Tell war man schon länger im Reinen. Die Vertreibung der Vögte im Jahre 1308 will Blumer in d. a. W. S. 138—141,

Dabei soll aber nicht geläugnet werden, daß das Streben der Thäler nach gänzlicher Unabhängigkeit sich nicht zurückdrängen ließ, noch daß diese dazu berechtigt gewesen wären. Jedes Volk hat das Recht, sich frei zu machen, wenn es die Kraft dazu besitzt. Auch kann man es keinem Volke übel nehmen, wenn es eine vollständige Selbstregierung einer wenn auch noch so milden und gerechten Beherrschung vorzieht. Ueberdies lag es in der Natur des Vogteiverhältnisses, daß es an Reibungen und Mißhelligkeiten zwischen dem Vogt und den Untergebenen nie gebrach. Dies war überall so im Mittelalter, und daß auch die Thäler keine Ausnahme machten, haben wir theils aus dem Bisherigen wahrgenommen, theils ergibt sich dies aus einer Urkunde, aus welcher man ersieht, wie die Gemeinde von Küßnacht mit ihrem Vogt in Streitigkeiten gerathen war. Diese wurden indessen durch Schiedsrichter wieder beigelegt. Es ist indessen begreiflich, daß das Streben der Thäler nach Unabhängigkeit bei König Albrecht's Zeiten zu keinem Ergebnisse führen konnte; deßhalb thaten sie auch nichts darauf Bezügliches,

---

noch retten, aber, wie mir scheint, mit keineswegs haltbaren Gründen. Die Grausamkeiten der Vögte und die Vertreibung derselben — hätte sie wirklich stattgefunden — war für den gleichzeitigen Geschichtschreiber jener Gegenden, Johannes von Winterthur, keineswegs, wie Blumer meint, ein so unbedeutendes Ereigniß, daß er dasselbe nicht erwähnt hätte. Denn er findet gerade in der Aufzählung großer Verbrechen und verabscheuungswürdiger Thaten, wie in der Bestrafung derselben sein Vergnügen und bringt deßhalb die für die Sittengeschichte jener Zeit belehrendsten Einzelnheiten bei, und zwar nicht blos von seiner nächsten Umgebung, sondern auch von entfernteren Gegenden. Konnte er z. B. einen Vatermord, der im Bisthum Eichstedt, unter ganz ungewöhnlichen Umständen vorfiel, erzählen, so konnte er auch die ihm viel näher gelegenen Vorfälle in den Waldstädten seinen Lesern mittheilen, um so mehr, da er ja die Schlacht bei Morgarten so ausführlich beschreibt. Die Erzählung Justinger's aber, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, bezieht sich, wie Blumer selber bezeugt, nicht auf 1308, sondern auf 1272. Daraus allein ersieht man, wie unzuverlässig Justinger in Bezug auf das in Rede stehende Ereigniß ist. Auf mündliche Ueberlieferungen aber darf man, wenn sie erst nach einer so späten Zeit zum Vorschein kommen, kein zu großes Gewicht legen. Denn man weiß, wie diese ausgeschmückt werden und wie namentlich das Schaurige und Ungewöhnliche mit Vorliebe vom Volke gehört und weiter verpflanzt wird. Dazu rechne man den Haß gegen Oesterreich, der durch den Krieg von 1386 eine neue Nahrung erhielt und dem Feinde natürlich auch in längst vergangenen Zeiten grobe Ungebührlichkeiten zur Last zu legen sich leicht verleiten ließ.

aber nach seinem Tode, zumal da der deutsche Thron nicht mit einem Habsburger, sondern mit Heinrich von Lützelburg besetzt wurde, machten sie ernstliche Anstalten, die bereits von zwei Kaisern, Friedrich und Adolf, zugestandene Reichsunmittelbarkeit sich wieder zu erkämpfen. Heinrich VII. kam diesem Streben ebenso freundlich entgegen, wie Adolf. Er bestätigte den Thälern ihre Reichsunmittelbarkeit, ja er ging noch weiter, er entband sie von jeder andern Gerichtsbarkeit als von der vom kaiserlichen Vogt und hob somit den landgrafschaftlichen Verband zwischen Habsburg und den drei Waldstädten auf. Dies geschah am 3. Juni 1309, also zu einer Zeit, wo Heinrich, wie wir früher dargethan, noch die Absicht hegte, feindselig gegen die Habsburger zu verfahren. Die Herzoge von Oesterreich beschwerten sich allerdings über diese Handlungsweise des Königs, unternahmen indessen, da sie sich bald darauf mit ihm aussöhnten, nichts weiter gegen die Waldstädte, welche also thatsächlich in ihrer Reichsunmittelbarkeit verharrten und sich nun als vollkommen unabhängige Gemeinden benahmen. Nach dem Tode Heinrich's VII. aber (1313) glaubten die Habsburger, sei es an der Zeit, die früheren Gerechtsame ihres Hauses wieder zurück zu erobern. Aber nun erfolgte die doppelte Königswahl. Ludwig der Baier trat, wie sein Vorgänger, auf die Seite der Waldstädte und versprach ihnen seinen Schutz. Jetzt unternahm der Herzog Leopold den Krieg gegen die drei Thäler. Er zog mit einem großen Heere von Rittern gegen diese Bauern, welche sich vermessen hatten, sich frei zu machen, und die Siegeszuversicht im Heere Leopold's war so groß, daß die Ritter sich mit Stricken versehen hatten, um die Bauern daran aufzuhängen oder als Gefangene mit fortzuführen. Da aber kam es im November 1315 zu der berühmten Schlacht bei Morgarten, in welcher die freien Bauern über die Ritter den glänzendsten Sieg erfochten und fast alle mit wenigen Ausnahmen erschlugen. Der Herzog Leopold selber entkam nur noch mit genauer Noth sammt einigen seiner Begleiter.

Die Schlacht bei Morgarten hatte für die Freiheit der drei Thäler dieselbe Bedeutung, wie die Schlacht bei Oldenword für die Freiheit der Dithmarsen, und die Schlachten bei Vollhoven und Stavern für die Freiheit der Friesen. Seitdem wagten die Habsburger lange hinfort nichts mehr gegen die Waldstädte, und diese

konnten nun ihre Eidgenossenschaft und ihre republikanischen Einrichtungen ferner entwickeln. Es dauerte nicht lange, so trat auch Luzern dem Bunde der drei Thäler bei. Luzern suchte nämlich seine Gerechtsame auf Kosten der Herrschaft zu erweitern: die Herzoge von Oesterreich gaben in manchen Stücken nach, in anderen wieder nicht: die Spannung wurde immer größer. Endlich schloß sich Luzern, welches für sich allein nicht stark genug war, um den Habsburgern zu widerstehen, an die drei Waldstädte an. Nun kam es zum Kriege, der 1334 durch einen Frieden geendet wurde, in welchem zwar die Luzerner die Oberhoheit Oesterreichs noch anerkannten, aber neue Freiheiten erhielten. Auch wurde der Bund mit den Waldstädten keineswegs aufgegeben.

Diese Geschichten, in welchen sich die Kraft der Landleute, wie der Bürger auf eine unzweifelhafte Weise herausgestellt hatte, erbitterte den Adel in jenen Gegenden ebenso gegen Bauern und Bürger, wie er in Schwaben, in Franken und am Rhein auf die Städte aufgebracht wurde. Bürger und Bauern erkannten aber sofort den gemeinsamen Feind und leisteten einander redliche Unterstützung. Unter den dortigen Städten zeichneten sich vor allen Zürich und Bern aus. Diese lagen mit dem benachbarten Adel in beständigem Hader. Besonders Bern wurde immer mächtiger und griff immer weiter um sich. Eine Streitigkeit mit dem Grafen von Nidau wegen der Stadt Laupen wurde begierig von dem gesammten Adel jener Gegenden aufgegriffen, um Bern zu züchtigen. Im Jahre 1339 erhob sich ein zahlreiches Heer von Rittern gegen den Freistaat. Die Berner aber verloren den Muth nicht: sie sandten zu den streitbaren Waldstädten, die ihnen willig Hülfe leisteten, und so erkämpfte das bürgerliche und das bäuerliche Fußvolk in der Schlacht bei Laupen einen neuen glorreichen Sieg über die Ritterschaft, welche fast gänzlich aufgerieben wurde.

Zwölf Jahre hernach gewann der Bund der Waldstädte einen noch größere Ausdehnung. Die Herzoge von Oesterreich geriethen 1350 in Streit mit den Zürichern. Diese, unvermögend, der gesammten Macht Habsburg's zu widerstehen, wandten sich an die Waldstädte und baten um Aufnahme in den Bund, was 1351 geschah. So erwarteten sie den Feind. Der Herzog von Oesterreich rüstete. Die Waldstädte aber besetzten Glarus und Zug, welche

beide Landschaften noch unter habsburgischer Herrschaft standen, und beide traten in den Bund. Darauf belagerte der Herzog Albrecht von Oesterreich die Stadt Zürich, aber ohne irgend einen Erfolg. Jetzt entschloß er sich zum Frieden, in welchem die Vogteirechte über die drei Thäler stillschweigend von Habsburg aufgegeben wurden. Aber gleich darauf wurde der Bund zwischen der Eidgenossenschaft und Zug und Glarus erneuert: im Jahre 1353 trat auch Bern dazu. Nun behauptete der Herzog, das sei ein Eingriff in seine Rechte, denn Glarus und Zug sei ihm noch unterworfen und dürfe ohne seine Einwilligung keinen Bund schließen. Auch mit Zürich kam es zu neuen Zerwürfnissen, und endlich wandte sich Albrecht an den Kaiser Karl IV., welcher ihm zu Liebe in der That den Reichskrieg zunächst gegen Zürich erhob. Die Stadt wurde 1354 zum zweiten Male belagert: allein auch diese Belagerung hatte keinen Erfolg. Unverrichteter Dinge zog das Belagerungsheer wieder ab, und die Eidgenossenschaft blieb bestehen.

Hier entwickelten sich dann auf der gewonnenen Grundlage neue Verhältnisse. Zwar in Zug und Glarus, welche immer noch in einer gewissen Abhängigkeit von Oesterreich standen, war dies noch nicht entschieden der Fall. In Schwyz, Uri und Unterwalden jedoch wurde sofort eine reine Demokratie eingeführt, wie in Friesland und Dithmarsen. Bei der Landesgemeinde war die oberste Gewalt, die richterliche, wie die gesetzgebende, sie entschied über Krieg und Frieden und zog vor sich überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten von Wichtigkeit. An der Spitze der Regierung stand der Landammann, welcher von der Landesgemeinde gewählt wurde, neben ihm, jedoch erst später, ein Rath von sechszig, gleichfalls vom Volke gewählt, welcher die minder wichtigen laufenden Geschäfte besorgte.

Es läßt sich denken, daß diese von so glücklichem Erfolg begleiteten Freiheitsbestrebungen einen mächtigen Einfluß auf die benachbarten Länder übten. So wurden durch die Ereignisse in den Waldstädten die oberdeutschen Gegenden vielfach zu ähnlichen Versuchen angeregt und der gewaltige Freiheitsdrang, dem wir dort unter den verschiedensten Schichten der Gesellschaft begegnen, verdankt gewiß zu einem großen Theil den Befreiungskämpfen der Schweizer seine Entstehung. Wahrscheinlich um jene Zeit bildete sich die Einigung der freien Bauern im Hauensteinischen im Breisgau. Ueber andert-

halbhundert Dörfer verbanden sich, um gegenseitig ihre Rechte und Freiheiten zu bewahren. Sie standen zwar unter der Hoheit von Habsburg und der Abtei St. Blasien, welcher sie auch durch ihre Einigung sich nicht entziehen wollten: aber der Bund sollte bewirken, was er auch that, daß sie nicht ungebührlich beschwert würden und daß man ihnen erlaubte, nach eigenen Gesetzen unter einer sich selbst gegebenen Verfassung zu leben, welche vollkommen republikanisch war. Auch in Tyrol hob sich der Bauernstand von jener Zeit an zu einer immer größeren Bedeutung: seit dem 15. Jahrhundert errang er daselbst auch das Recht, zu den Landtagen zugezogen zu werden. Ebenso wußte er auch in der Abtei Kempten eine nicht unbedeutende Stellung zu behaupten; und es ist sehr wahrscheinlich, daß er bereits damals in der Grafschaft Würtemberg die ersten Grundsteine legte zu seiner späteren unzweifelhaften landständischen Vertretung in diesem Fürstenthum. — Was den Norden anbetrifft, so wußte sich in den den Dithmarsen und den Friesen benachbarten Marschländern, in dem Lande Hadeln, im Oldenburgischen, im Erzstifte Bremen, obschon sie einen Oberherrn anerkannten, dennoch ein vollkommen freier Bauernstand mit republikanischer Verfassung zu behaupten, der die altgermanischen Einrichtungen noch bis in das 16. Jahrhundert beibehielt. Auch in Westphalen entwickelte sich ein Umschwung der Dinge zum Vortheil des Bauernstandes: es ist bedeutsam, daß gerade um jene Zeit das Femgericht, welches nichts anderes war, als das uralte Volksgericht der Gemeinfreien, eine erhöhte Bedeutung gewann und seine Wirkungen über ganz Deutschland erstreckte. Dieses Gericht war, wenigstens in seinen bessern Zeiten, vorzugsweise gegen die Unterdrücker, gegen die Landfriedensbrecher, gegen die räuberischen Edelleute gerichtet. Auch am Rhein und in Mitteldeutschland ist um jene Zeit ein Streben der Landbevölkerung nach Erringung größerer Freiheit oder nach Bewahrung der althergebrachten nicht zu verkennen.

Hier kommt es allerdings nicht zu förmlichem Kampfe, wie in der Schweiz oder in Friesland und Dithmarsen, aber dafür bildete sich auf friedlichem Wege eine Umwandlung der bäuerlichen Verhältnisse durch. Es würde zu weit führen, hier ins Einzelne einzugehen. Auch sind, wie sich von selbst versteht, die Verhältnisse in den einzelnen Ländern äußerst verschieden, ja selbst zwischen den ein-

zelnen Bezirken einer und derselben Gegend. Dennoch kann man als die gemeinsamen Grundzüge der sich allmählig vollziehenden Umgestaltung folgende angeben *).

Was zunächst die kleineren, die Dorfgemeinden, anbetrifft, so hat sich allerdings das frühere Verhältniß, wornach die Bauern als Hörige des Gutsherrn von demselben ihre Hofrechte, wie ihre Vorgesetzten, Maier, Schultheißen, Vögte u. s. w. empfingen, in vielen Dörfern erhalten. Hier wurde das strengere Abhängigkeitsverhältniß bewahrt, obschon es auch in solchen Gemeinden nicht an Spuren fehlt, daß die Bauern nach größerer Selbstständigkeit trachten. Weitaus aber in den meisten Gegenden, sofern wir dies nach den vorhandenen Quellen beurtheilen können, gelangten die Dorfschaften dem Gutsherrn gegenüber zu einer genossenschaftlichen Selbstständigkeit, welche je nach den örtlichen Verhältnissen eine geringere oder größere Ausdehnung erreichte, was besonders davon abhing, ob in einer Dorfschaft mehr oder weniger ursprünglich freie Bauern oder auch bloße Vogtleute vorhanden waren. Die neue Entwicklungsstufe der bäuerlichen Gemeinden unterschied sich nun von der früheren in Folgendem. Früher hat der Gutsherr die verschiedenen Verordnungen über Weg und Steg, Umzäumungen, Weide und Waldbenutzung und dergleichen erlassen, und durch seinen Beamten, den Maier oder den Schultheiß die Dorfpolizei geübt; jetzt hat die Gemeinde all' dies in ihre Hände gebracht: sie erläßt die „Einungen", wonach sich jeder Einwohner zu richten hat, setzt Bußen auf die Uebertretung derselben, und gibt davon dem Gutsherrn nur ein Drittel, während sie für sich selbst zwei Drittel behält. Ferner: früher hat der Gutsherr die Vorsteher, den Maier, den Schultheiß und die geringeren Vollstreckungsbeamten, wie den Förster, den Flurschütz,

*) Hauptquelle für das Folgende sind die Weisthümer, gesammelt von Jakob Grimm. Drei Bände. 1840—1842. Für Oesterreich: die Pan- und Bergtaidingbücher, herausgegeben von Kaltenbäck. Zwei Bände. 1846—1847. Vergleiche auch noch: Mittermaier Grundsätze d. deutschen Privatrechts. I. §. 47—51 und §. 80—96. Ueber Norddeutschland beispielsweise: Wigand, die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westphalen. Zweiter Band. 1832. Ueber Mitteldeutschland: Bodmer's rheingauische Alterthümer, 1819, Steiner's Geschichte des Bachgaues, 3 Bände, 1821—1829, desselben Geschichte des Rodgaues, 1833. Ueber Süddeutschland: Friedrich Wyß, die Schweizerischen Landgemeinden, in der Zeitschrift für Schweizerisches Recht. I. 1. 1852.

den Weibel und wie sie alle heißen, gesetzt: jetzt wählt die Gemeinde diese Beamten entweder ganz allein aus ihrer Mitte oder sie wirkt wenigstens bei der Wahl derselben dergestalt mit, daß ihr entweder das Verwerfungsrecht zusteht, wenn der Gutsherr einen Mann wählen sollte, welcher der Gemeinde nicht behagt, oder daß sie dem Gutsherrn eine Anzahl von Männern vorschlägt, aus denen er den geeigneten Mann wählen darf. Endlich: früher hatte die versammelte Gemeinde der Hofleute allerdings vermittelst ihrer Schöffen Recht gesprochen über Erbe und Eigen und andere Rechtshändel, die zwischen den Dorfbewohnern vorgekommen. Jetzt aber zieht sie gleich der alten germanischen Volksversammlung Alles in ihren Bereich, was die Gemeinde betrifft und — was das Wichtigste ist — sie gilt als die höchste und letzte Behörde, welche über die gegenseitigen Rechte zwischen Gemeinde und Gutsherrn zu entscheiden hat. Auf den jährlich regelmäßig zu bestimmten Zeiten sich wiederholenden Gedingen, auf welchen alle Dorfleute ohne Unterschied erscheinen müssen, wird der Anfang der Versammlung damit gemacht, daß die von der Gemeinde gewählten Schöffen das Recht öffnen d. h. die Gerechtsame des Herren sowohl, wie der Gemeinde auseinandersetzen, wobei dann immer die Gemeinde gefragt wird, ob die Schöffen auch das Recht richtig weisen, ob sie auch nichts vergessen haben und ob die Gemeinde damit übereinstimme. Dergleichen Rechtsöffnungen hießen Weisthümer, Rechtsweisungen: in früheren Zeiten pflanzten sie sich durch Ueberlieferung fort, erst später wurden sie aufgeschrieben; besonders zahlreich werden sie seit dem 14. und 15. Jahrhundert. Die eben erwähnte Gewohnheit war keine bloße Form. Denn häufig kam es in der That zu Streitigkeiten zwischen Gemeinde und Gutsherrn über Rechte, welche dieser in Anspruch nahm, aber jene ihm nicht zugestehen wollte. In solchen Fällen wurden gewöhnlich die ältesten Leute der Gemeinde gefragt, wie es bezüglich des streitigen Punktes von Alters her gewesen: wir erfahren hiebei aus den Weisthümern, wie alt die Leute jener Zeit geworden: Männer von 80, 90, 100 und noch mehr Jahren kommen gar nicht so selten vor, und daß sie noch rüstig gewesen, sieht man daraus, daß sie noch die Volksversammlung besuchen und dort Auskunft geben können. Hatten sich dann die Schöffen Raths erholt, fällten sie das Urtheil, dem sich der Gutsherr fügen mußte. Wie ernst es aber

den Gemeinden war, sich keine Willkürlichkeiten gefallen zu lassen, zeigen die in den Weisthümern so häufig wiederkehrenden Bemerkungen, daß der Gutsherr oder sein Amtmann die Bauern nicht drücken solle, nicht ohne Weiteres pfänden dürfe, wenn der Hörige seinen Zins nicht bis zur bestimmten Stunde zahle: sondern er müsse ihn erst vor dem Gemeindegerichte verklagen; der Gutsherr oder der Vogt sei nicht dazu da, die Leute zu beschweren, sondern sie zu schützen. Mitunter kommt wohl auch die Bestimmung vor, daß die Bauern, wenn ihren Klagen nicht abgeholfen würde, das Recht hätten, sich dagegen zu wehren, wie sie könnten; oder, daß ein Amtmann, der sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen hat zu Schulden kommen lassen, auf den Antrag der Gemeinde von dem Herrn abgesetzt werden müsse. Ueberhaupt geht ein Zug von Milde, besonders gegen die armen Leute, durch die bäuerliche Gesetzgebung, wie sie uns in den Weisthümern vorliegt, der rührend ist. Selten wird es vergessen, bei den Bestimmungen über das Gerichtswesen zu bemerken, daß Armen und Reichen auf gleiche Weise Recht gesprochen werden, daß der Richter ja keinen Unterschied machen solle. Verdirbt Einer, so sollen die Nachbarn sich seine traurigen Vermögensverhältnisse nicht zu Nutzen machen, um ihn anzugreifen, sondern ihm vielmehr mit Recht und Rath an die Hand gehen, um ihm wieder aufzuhelfen. Der Gutsherr darf den Hörigen nicht verjagen: jeder Unfreie, für den der Herr ein halbes Jahr lang nicht gesorgt hat, erwirbt sich schon dadurch die Freiheit, nach dem Rechtsbuch Ruprechts von Freisingen. Uebrigens fehlt es nicht an Bestimmungen, woraus hervorgeht, daß man es sich besonders angelegen sein ließ, Jedem möglichst zu seinem Auskommen zu verhelfen. Die Mitglieder der Gemeinde erwarben das Nutzungsrecht von Wiesen und Waldungen, welche zur Dorfgemarkung gehörten und welche ehedem Eigenthum der Gutsherrn gewesen waren. Wollte sich Einer ein Haus bauen, so durfte er sich so viel Holz holen, als er dazu brauchte: außerdem den sonstigen Bedarf für seine Haushaltung. Wer öde Stellen, die auf den Besitzungen des Gutsherrn lagen, anbaute, brauchte keinen Zins, überhaupt keinerlei Abgaben an diesen zu entrichten: nur sollte er eine Hütte bauen, in welcher der Gutsherr ein Unterkommen finden konnte, wenn ihn etwa auf der Jagd schlechtes Wetter in der Nähe der Ansiedlung überrascht haben sollte. Die Verhältnisse der Bauern

zu den Gütern, die sie bebauten und die ihnen ursprünglich nicht gehörten, wurden meistens zu ihrem Vortheile geregelt. Eigenthumsrecht an ihrer fahrenden Habe stand ihnen jetzt überall zu; aber meistens war dies jetzt auch mit ihren Gütern der Fall. Nur blieben natürlich bestimmte Abgaben darauf haften.

So war es mit Gemeinden, die aus ehemaligen Hörigen oder aus einer gemischten Bevölkerung hervorgingen. In Gemeinden von Freien, die etwa nur in einem Schutzverhältniß zu einem Herrn oder einer Kirche standen, waren natürlich ihre Gerechtsame noch bedeutender. Hier wirkten sie nicht nur ein auf die Wahl des Vogts — z. B. wenn sie zu einer Kirche in einem Schutzverhältniß sich befanden — sondern es wurde oft ausdrücklich das Recht der Gemeinde anerkannt, sich einen anderen Schutzherrn wählen zu dürfen, wenn sie mit dem bisherigen nicht mehr zufrieden wären. Die Freiheit des Hauses gegenüber der vollziehenden Gewalt wurde nach altgermanischer Weise streng festgehalten: ohne den Willen des Eigenthümers durfte kein Büttel über die Schwelle kommen, noch weniger eine Verhaftung oder Auspfändung vornehmen. Ja, manche Weisthümer gehen so weit, daß sie dem Hauseigenthümer in einem solchen Falle das Recht zugestehen, dem Büttel mit einer Art den Kopf zu zerspalten. Aber nicht nur für den Eigenthümer war sein Haus eine Freistatt, sondern es gab in jedem Dorf mehrere Häuser, welche für jeden Verfolgten, mochte er sein, wer er wollte, einen Zufluchtsort gewährten und die bei Todesstrafe vom Büttel nicht übertreten werden durften. Es ist merkwürdig, daß besonders auf den Wohnungen der Schöffen solche Vorrechte hafteten. Solche freie Gemeinden wußten sich das Recht der Freizügigkeit zu bewahren, die indessen auch bei den anderen nicht selten war: ferner gaben sie außer etwa einem Huhn, das jährlich einmal oder zweimal jeder Bauer für den Schutz des Herrn entrichtete, keine Steuern und waren diesem nicht zur Kriegsfolge verpflichtet, außer wenn er für das Reich in das Feld zog.

Man sieht: in den Dorfgemeinden machten sich dieselben Grundsätze geltend, welche bei den Städten, wie bei den Landständen hervorgetreten waren. Und hier wie dort ist dies nichts weiter, als eine Fortsetzung oder Erneuerung des altgermanischen Rechts. Wie gewaltig auch die Aenderungen sein mochten, die im Laufe der

Jahrhunderte mit der Verfassung und namentlich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen vor sich gegangen waren: der germanische Geist ging deßhalb nicht unter, sondern trat im geeigneten Augenblick wieder hervor und wußte sich unter den verschiedensten Umständen wieder Geltung zu verschaffen.

In einem noch viel größeren Maßstabe, wie bei den Dorfschaften, sehen wir den Trieb nach Erhaltung oder Wiedergewinnung der germanischen Freiheit bei größeren Landgemeinden sich bethätigen. Die alten Gauen waren zwar längst untergegangen und ebenso die großen Volksversammlungen, auf welchen die freien Männer des Gaues erschienen waren. Es hatte sich aber eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Centen — bekanntlich größere Bezirke innerhalb des Gaues — und von Marken gerettet oder bildete sich je nach den örtlichen Verhältnissen von Neuem. Diese Centen und Marken waren sehr verschieden an Größe und Umfang. Manche Cent bestand aus fünfzig und mehr Dörfern, manche Mark aus nicht mehr denn fünf. Auch ihre staatliche Stellung, ihr Verhältniß zum Reich namentlich, war sehr verschieden. Manche Cent oder Mark hatte die Reichsunmittelbarkeit bewahrt; manche erkannte irgend einen Fürsten oder Grafen als ihren erblichen Gerichtsherrn oder Vogt an; woraus dann später der Landesherr wurde. Aber darin waren sie alle gleich, daß sie die altgermanischen Grundsätze von der Selbstherrlichkeit des Volkes festhielten, oder, wo sie von dem Gerichtsherrn angetastet wurden, sie wieder errangen.

An bestimmten Tagen des Jahres versammelten sich alle Männer des Bezirks, Edle und Unedle, „jeder, der einen eigenen Rauch hatte" oder „so viel besaß, daß er einen dreigestempelten Stuhl darauf stellen konnte", um die Rechtssachen zu schlichten und die sonstigen Angelegenheiten des Bezirks zu ordnen. Das Geding wurde gehegt entweder vom Gerichtsherrn selber, oder von seinem Stellvertreter, dem Vogt oder dem Centgraf. Das Verhältniß der Cent oder der Mark zu diesem war nach dem oben Angedeuteten sehr verschieden. In manchen war der Gerichtsherr erblich: in den reichsunmittelbaren wurde er entweder vom Kaiser gesetzt, oder die Volksgemeinde wählte ihn selber. In diesem Falle wird dann in den Weisthümern nicht selten zur Bedingung gemacht, daß der Gewählte keinem andern Herrn dienstbar sein, ferner keine Fehde haben dürfte.

Aber selbst da, wo der Gerichtsherr erblich war, wurde der seine Stelle vertretende Richter, der Centgraf, in der Regel von der Volksversammlung gewählt oder sie übte wenigstens einen solchen Einfluß auf die Wahl, daß kein ihr Mißliebiger ernannt werden durfte. War der Centgraf zufälliger Weise schlecht oder unfähig, „so thöricht, wie es in einem Weisthum heißt, daß er nicht fragen konnte", so hatte die Volksversammlung das Recht, ihn ohne Weiteres abzusetzen und einen anderen zu wählen, der es besser verstände. Uebrigens hatte der Richter, der Centgraf, nichts weiter zu thun, als die Verhandlungen zu leiten, die Fragen zu stellen. Die Entscheidung stand bei den Schöffen. Die Schöffen wurden ebenfalls von der Versammlung gewählt. Doch war sie in der Wahl insofern beschränkt, als diese zuerst auf die in der Cent oder Mark angesessenen Edeln fallen mußte: gab es nicht genug Edle, kam die nächste Reihe an die Geistlichkeit; gab es nicht genug Geistliche, so wählte man aus dem gemeinen Volke. Die Cent- und Markgerichte wurden, ebenso wie die Versammlungen der Dorfgemeinden, damit eröffnet, daß man die Rechte und Gesetze der Mark auslegte, wobei dann die Volksversammlung ebenfalls um ihre Zustimmung gefragt wurde. Dann wurden die Streitigkeiten abgemacht, und die sonstigen Verhältnisse besprochen. Es versteht sich von selbst, daß die Volksversammlung das Gesetzgebungsrecht für die betreffenden Bezirke besaß.

Ein merkwürdiges Beispiel von einer im altgermanischen Sinne durchgebildeten Verfassung war die im Rheingau, der zum Erzstifte Mainz gehörte. Hier waren mit wenigen Ausnahmen alle Dörfer frei, welche nicht nur das vollständige Recht der Einigungen in ihren kleinern Bezirken hatten, sondern auch zu den Landtagen zugezogen wurden. Ebenso war die zum Bisthum Freisingen gehörende Grafschaft Werdenfels, an der Gränze von Tyrol, fast aus lauter Gemeinfreien bestehend, vollkommen frei. Die Einwohner setzten alle Beamte und ordneten mit voller Selbstständigkeit alle ihre Angelegenheiten.

---

18. Umschwung der Dichtung in volksmäßigem Sinne.

Und was wären denn die Ergebnisse unserer letzten Abschnitte? Wir sahen allenthalben in Deutschland während des 14. Jahrhunderts ein gewaltiges Ringen der niedern Stände nach einer höheren Geltung, ein Ankämpfen der volksmäßigen Kräfte gegen die bevorzugten Stände, namentlich gegen Fürsten und Adel und den Versuch, sie aus ihrer bisherigen Stellung zu verdrängen, wenigstens derselben ebenfalls theilhaftig zu werden. Diese Versuche wurden beinahe überall vom Erfolge gekrönt. Der Adel mußte seinen bisherigen staatlichen Einfluß mit den Städten theilen: er verlor seit dem Aufkommen des Fußvolks seine bisher fast ausschließliche kriegerische Bedeutung: er begann zu verarmen, während die Städte mit jedem Jahre Macht und Reichthum vermehrten. Selbst die Bauern waren auf dem Wege, sich eine ähnliche unabhängige Stellung, wie die Städte, zu erkämpfen. Diese gewaltige Umwandlung der öffentlichen Zustände, welche sich im Laufe des 14. Jahrhunderts vollzog, bemerken wir nun ebenso in unserer Dichtung, welche ja nichts weiter ist, als der Wiederschein vom Leben der Nation. Hier war der Sieg, den die volksmäßigen Bestrebungen gewannen, vielleicht noch entscheidender, wie im Leben. Natürlich trat diese Veränderung nicht mit Einem Male ein, sondern nur allmählig und stufenweise, so daß die alten Formen und Richtungen noch eine Zeitlang neben den neuen herliefen.

Die bisherige Dichtkunst, deren Blüthe in die Zeit der Hohenstaufen fällt, war, entsprechend den öffentlichen Zuständen jenes Zeitabschnitts, eine ritterliche gewesen. Sie wurde vom Adel ausgeübt, an den Höfen der Fürsten und Edeln gehegt und gepflegt, und trug natürlich das Gepräge jenes Standes. Anschauungen, Vorstellungen, Bilder und Ideen gingen nicht über den Gesichtskreis des Ritterlebens hinaus. Die Blüthe des Ritterthums hörte aber auf mit dem Untergange der Hohenstaufen. Die Verwilderung, welche in den Zeiten des Zwischenreiches über Deutschland hereinbrach, ergriff sofort auch Fürsten und Adel: es blieb keine Zeit mehr übrig, sich viel mit Dichten und Singen abzugeben, wo jeder jeden Augenblick

auf einen Angriff seines Gegners gefaßt sein mußte, und wo jeder selber die allgemeine Verwirrung sich zu Nutzen machen wollte, um auf Kosten des Nachbars sich zu vergrößern. Als nun endlich mit Rudolf von Habsburg die Ruhe in Deutschland wieder hergestellt schien, kehrten doch die alten Vorstellungen und Ideen nicht zurück, so wenig wie im Reich die alten Zustände sich wieder erneuerten. Abgesehen davon, daß viele vom Adel verarmten, daß selbst viele Fürsten in beständiger Geldnoth sich befanden, welche sie verhinderte, die frühere Freigebigkeit an die ritterlichen Sänger zu üben, war in ihnen selbst eine Veränderung vor sich gegangen. Der Adel, indem er sich vorzugsweise auf heimische Fehden, auf Wegelagerei und förmliche Räuberei verlegte, was er zwar zu allen Zeiten gethan, nie aber in einer so ungeheuern Ausdehnung wie seit dem Zwischenreich, hatte sich dadurch den Lehren des eigentlichen Ritterthums entfremdet und war an Bildung mehr und mehr zu denselben Ständen herabgesunken, über welche er sich sonst erhoben: er begann zu einem großen Theile zu verbauern. Und die Fürsten, wenn sie auch nicht gerade Wegelagerei trieben, hatten sich doch, wie wir im Verlaufe dieser Geschichte so häufig gesehen, auf alle Weise zu bereichern gesucht: die Art, wie die Kurfürsten ihr Wahlrecht ausbeuteten, war im Grunde um nichts besser, als das Handwerk der Raubritter. Auch ihnen entschwand mehr und mehr der edlere Geist des Ritterthums. Die Ideale, von welchen die ritterliche Dichtkunst erfüllt war, paßten durchaus nicht mehr an die Höfe der damaligen Zeit, wo man sich indessen an eine derbere Speise gewöhnt hatte. Namentlich was das Verhältniß zu dem weiblichen Geschlechte anbetrifft, das bei den Minnesängern eine so große Rolle spielte, und welches zwar auch während der Blüthe der ritterlichen Dichtung nicht so platonisch war, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, so machte sich an den Höfen, wie wir aus den Chroniken sehen, überall eine sinnlichere Richtung geltend, und die Geschlechtsverhältnisse wurden nicht selten mit Rohheit behandelt *).

*) Ich will hier nur ein Beispiel anführen, das für viele andere gelten möge. Als Elisabeth, die böhmische Prinzessin, die an den Sohn Heinrich's VII., den späteren König Johann, verheirathet werden sollte, am Hofe des deutschen Königs erschien, so machte sie auf ihn durch ihr ganzes freies Wesen einen so schlechten Eindruck, daß er den Gerüchten Glauben schenkte, welche von ihr ausgestreut gewesen, und nun Anstand nahm, seinen Sohn an sie zu verheirathen.

Zugleich beginnen ernstere Liebesverhältnisse zwischen Fürsten und Jungfrauen aus den niedern Ständen von jetzt an häufiger zu werden, was ebenfalls den Vorstellungen der Ritterzeit zuwiderlief und selbst an den Höfen ein unbewußtes Einwirken der volksmäßigen Grundstoffe erkennen ließ. Und so ist es denn bezeichnend für den veränderten Geist der Zeit, daß Rudolf von Habsburg, als er König geworden, keine ritterlichen Sänger an seinem Hofe duldete, wogegen er sich, wie wir gesehen, gerne unter das Volk mischte und an seinen Schwänken und Spässen Vergnügen fand. Ja, es kommt schon ein Hofnarr an seinem Hofe vor. Es dauerte nicht lange mehr, so wurden diese an den Höfen allgemein und sie verdrängten von dort in demselben Grade die ritterlichen Sänger, als überhaupt die niederen Stände des Volkes emporkamen.

Diese Verhältnisse machen den Verfall der ritterlichen Dichtkunst begreiflich, welcher schon im 13. Jahrhundert begann, im 14. aber unzweifelhaft war. Es fehlt zwar nicht an Fortsetzern der ritterlichen Dichtkunst. Aber theils sind ihre Dichtungen fast ganz ohne Werth, künstlich aufgeputzt, ohne Geist und Leben, theils zeigt gerade der Inhalt derselben den Verfall. Denn dieser besteht meist aus Klagen über die veränderten Zeiten, und über die Geringschätzung, mit welcher die Sänger behandelt würden.

Zugleich aber traten nun andere Dichter auf, in welchen schon ein ganz verschiedener Geist waltet, obschon sie sich von den alten Formen noch nicht losgemacht haben. Das sind nicht mehr ritterliche Sänger, sondern Männer aus dem Volke, aber den gebildeten Ständen angehörend, wie ein Hugo von Trimberg, ein Boner, ein Konrad von Ammenhausen, ein Teichner, ein Vintler und andere. In allen diesen bemerken wir als unterscheidendes Merkmal den Angriff auf die höheren und die Parteinahme für die niederen Stände. Hugo von Trimberg, welcher den Reihen dieser Art von Dichtungen eröffnet, kann in seinem Lehrgedichte „dem Renner" nicht Worte genug finden, um die schlechten Sitten des Adels, seine Raubsucht, seine Bauernschinderei u. s. w. zu brandmarken. Das ist überhaupt

Als die Prinzessin davon hörte und auch den Grund, warum der König die Heirath nicht mehr wünschte, so erbot sie sich zu einer förmlichen Untersuchung, woraus ihre Jungfrauschaft hervorgehen würde. Die Untersuchung wurde in der That angestellt.

bezeichnend für die Richtung, welche nunmehr unsere Dichtkunst zu nehmen im Begriff war, daß sie die alten epischen Stoffe mehr und mehr vernachlässigend sich mit desto größerer Entschiedenheit auf das Lehrgedicht warf und hier auf die unmittelbare Wirklichkeit, auf das Leben, auf die Verhältnisse der verschiedenen Stände einging und diese oft mit einem Freimuthe geißelte, welchen unsere heutige Polizei wohl schwerlich ungestraft gelassen hätte. Fast durchweg finden wir die Ansicht vorherrschend von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen: der rechte Adel schreibe sich von den Tugenden her: wo diese nicht vorhanden, sei der Adel nichts werth, und der Bauer, wenn er seine Pflicht thue und recht handle, sei noch über jenen zu setzen, wenn er sie vernachlässige. Ebenso, wie der Adel, werden auch die Fürsten und ihre Höfe gegeißelt; es wird ihnen nicht selten gesagt, daß sie die Wahrheit nicht vertragen könnten, darum litten sie keine Männer an ihren Höfen, die sie ihnen sagten. Darum könne aber auch Niemand an den Höfen bleiben, der kein Lügner sein wolle. Aber auch sie, die Fürsten, nähmen mit Unrecht die Stelle ein, die sie behaupteten. Sollte ein jeglicher Mann Gut nach seiner Tugend haben, so würde mancher Herr Knecht und mancher Knecht gewänne Herren Recht.

Diese Gesinnung bemerken wir auch in den Beispielen, wie die Dichter jener Zeit kleinere Erzählungen hießen, welche irgend eine Lebenswahrheit veranschaulichen sollten. Diese Beispiele, Fabeln u.s.w. kommen nun immer mehr auf und vermehren sich namentlich durch Entlehnung aus dem Alterthum oder den benachbarten Völkern in demselben Grad, als die langen Ritterepen abnehmen. Diese Erzählungen haben nicht immer einen belehrenden Zweck, sehr häufig sollten sie blos unterhalten. Aber auch in diesem Falle sieht man, wie sie sich immer mehr dem Volkston nähern, ansprechend durch ihre Kürze, Lachen erregend durch lustige Einfälle, und bei aller Absichtslosigkeit doch nicht ohne einen tieferen Gehalt. Auch kennzeichnet sie die ganz vorzügliche Rücksichtnahme auf die unteren Stände. Während die Ritterepen sich eben nur in der Welt des Adels bewegten, steigen diese Erzählungen meistens in die Kreise der Bürger und Bauern nieder, oder wenn sie auch Adel und Fürsten erwähnen, werden sie mit jenen in einer Weise in Verbindung gebracht, die den unteren Ständen nur zum Vortheil gereicht. So

wird in einer Erzählung der Kampf zwischen einem Ritter und einem Bauern geschildert. Ehe sie den Kampf beginnen, streiten sie um die Vorzüge ihrer Stände. Dabei gewinnt denn der Bauer, denn gegen die Behauptung desselben, daß, wenn sie das Land nicht bebauten, der Ritter und seinesgleichen auch nichts zu essen hätten, vermag dieser nichts Stichhaltiges vorzubringen. Ein ander Mal soll eine Streitigkeit durch ein Gottesgericht ausgemacht werden, durch einen Zweikampf zwischen einem Ritter und einem Bauern. Auch in diesem Kampfe siegt der Bauer, und zwar durch die Kraft seines Armes. Ein anderes Mal gewinnt ein Bauer durch seinen Witz die Hand einer Königstochter, welche alle Ritter tödtete, die sich um ihre Hand bewarben, und ihre Räthsel nicht auflösen konnten; der einzige Bauer trug den Sieg davon. Dieses Beispiel zeigt uns schon die Verwischung der Stände, welche in den Erzählungen von jetzt an eine immer größere Rolle spielt, und zwar in den mannichfachsten Gestalten: Fürstentöchter verlieben sich in arme Knappen, Prinzen in Bäuerinnen oder Bürgerstöchter, und die Dichtkunst weiß sie meistens zusammenzubringen. In den Unteren erscheint überall größere Kraft, größerer Witz, größere Liebenswürdigkeit und darum größere Berechtigung. Ganz merkwürdig in Bezug auf diese Richtung ist ein Gedicht, welches in Kopp's Bildern der Vorzeit aufbewahrt ist. Hier wird der Gedanke durchgeführt, daß selbst ein Leibeigner durch seine eigene Tüchtigkeit sich bis zu der höchsten Würde emporschwingen könne. Sei er brav und arbeitsam, könne er sich so viel verdienen, daß er sich von seinem Herrn loskaufen könne. Dann ziehe er in eine Stadt, da werde er frei, zum Bürger aufgenommen, erwerbe sich ein Vermögen, komme in den Rath, zeichne sich aus, werde dem Kaiser bekannt, von diesem zu seinem Rathe erhoben, zum Freiherrn gemacht, mit einem Fürstenthum belehnt: seine Nachkommen könnten dann auch noch Kaiser werden.

Noch entschiedener indessen als in dem Lehrgedicht, in den Sittenrichtern und in den Beispielen tritt der Sieg des volksmäßigen Wesens im Volkslied und im Schwank hervor.

Die Zeit der Entstehung des Volkslieds kann man nicht so genau angeben, wie die anderer Dichtungen, da es unmittelbar aus dem Volke erwachsen, anfangs nicht aufgeschrieben wurde, sondern sich Jahrzehende und Jahrhunderte durch mündliche Ueberlieferung

fortpflanzte, Zusätze und Veränderungen erlitt, ebenso wie die Tonweisen, in denen es gesungen wurde. Es ist aber kein Zweifel, daß es wenigstens dem vierzehnten Jahrhundert seine Entstehung verdankte, und daß es hier sogleich eine seiner glänzendsten Zeiten feierte. Einzelne Volkslieder sind gewiß schon viel früher entstanden, wie denn die volksthümlichen Bestrebungen ihren Anfang bereits in dem dreizehnten Jahrhundert nahmen; aber als eine neue Gattung brach sich das Volkslied erst in dem Jahrhundert Bahn, wo die Bestrebungen derjenigen Stände, denen es entsprossen war, eine größere Bedeutung, größere Erfolge gewannen. Und das war das vierzehnte Jahrhundert. Jetzt erst wurden die Vorstellungen und Anschauungsweisen der niederen Stände so zu sagen ihrer bisherigen Fesseln entledigt: sie waren früher natürlich ebenso vorhanden, wie jetzt, aber sie scheuten sich hervorzutreten, da sie sich nicht für berechtigt dazu hielten. Nachdem aber die niederen Stände zum Selbstbewußtsein gekommen, brechen auch ihre Ideen und Anschauungen die bisherigen Fesseln entzwei, und erringen in dem Schriftenthum einen eben solchen Sieg, wie im Leben. Denn es ist kein Zweifel, daß das Volkslied weit über dem Minnelied steht, welches selbst in seinen besten Zeiten sich nicht über eine gewisse Einförmigkeit erheben kann und vollends später, wo nur die Formen übrig geblieben, alles Lebens ermangelt, wobei es doch mit Anspruch auftritt und auf seine Künstlichkeit sich etwas zu Gute thut. Wie ganz anders dagegen das Volkslied! Hier ist Natur, Kraft und Leben! Hier sprudelt die Empfindung in reichster Fülle, so reich, daß sie durch das Wort nicht einmal vollkommen ausgesprochen, sondern nur angedeutet werden kann! Denn auch das ist ein wesentliches Merkmal des Volksliedes, daß es kurz ist, in wenigen sprunghaft aneinander gereihten Strophen sich abschließt und eben durch seine fast geheimnißvolle Kürze der Einbildungskraft den reichsten Stoff hinterläßt, während das spätere Minnelied in unendlicher, kaum fertig werdender Breite sich dahin zieht, den mageren Gedanken auf die unerquicklichste Weise noch ausspinnend. Im Volkslied ist keine Spur vom Dichter wahrzunehmen und von seiner Kunst: auf Kunst macht überhaupt das Volkslied nicht den geringsten Anspruch: es ist durchaus anspruchslos. Es spricht aus ihm keine Person, sondern nur die Empfindung, die wahrhaft erlebte, gesunde, natürliche, eben darum ächt dichterische.

Tritt uns nun in dem Volkslied die Tiefe, die Sinnigkeit, das ächt Dichterische in dem Wesen des Volkes entgegen, so kommt in dem Schwank, der ebenso, wie jenes, unmittelbar aus dem Volke herausgewachsen ist, eine andere Seite desselben zum Vorschein, der unerschöpfliche Humor, der Mutterwitz, der gesunde Menschenverstand, der freilich in der Regel mit einer Derbheit auftritt, für welche verfeinerte Zeiten keinen Sinn mehr haben. Es versteht sich von selbst, daß die Helden des Schwanks den niedern Ständen angehören, ebenso wie die Helden des Rittereps der Aristokratie. Der Schwank sollte natürlich zunächst unterhalten, und darauf ist denn auch seine ganze Anlage eingerichtet. Aber es ist nicht schwer zu ersehen, wie das Emporstreben der niedern Stände und ihr Sieg über die höheren sich wie ein rother Faden durch all' diese Dichtungen hindurchzieht. Die Helden des Schwanks erscheinen gewöhnlich in dem Gewande der Narrheit, nichts destoweniger gewinnen sie doch der Weisheit dieser Welt gegenüber: denn hinter dieser Narrheit steckt eben Witz, Verstand, Schlauheit und Verschlagenheit. Die Anfänge des Schwanks in seiner durchaus volksmäßigen Gestalt fallen schon in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wo der Pfaffe Amis von Stricker den Reihen dieser Dichtungen eröffnete. Im vierzehnten Jahrhundert erscheinen dann die Schwänke des Nidhard Fuchs und des Pfaffen von Kalenberg, welche Oesterreich ihre Entstehung verdanken, wo überhaupt die volksthümliche Dichtung sehr frühe einen Aufschwung nahm. Seitdem gewann der Schwank eine immer größere Verbreitung und verdrängte von Jahr zu Jahr andere ältere Dichtungen aus ihrer Geltung. Im fünfzehnten Jahrhundert kam Salomon und Markolf, der erneuerte Aesop, der Eulenspiegel, der Finkenritter und Andere hinzu.

---

18. Karl IV. Seine Entwürfe. Verhältniß zur Kirche und zum Fürstenthum. Goldene Bulle. Wahl Wenzel's zum römischen Könige.

Aus unserer bisherigen Darstellung wird hervorgegangen sein, welch außerordentliche Kraft die unteren Stände während des vierzehnten Jahrhunderts entwickelten, und daß die Gefahr, welche Fürsten und Adel von ihnen drohte, keine geringe war. Und nicht blos Deutschland sah diese Erscheinung. Aehnliche Bewegungen und Bestrebungen kommen in den bedeutendsten Ländern Europas vor: in Frankreich der Aufstand der armen Leute unter Stephan Marcel und des Bürgerthums um die Mitte, in England die Empörung der Bauern unter Wat Tyler am Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Dazu noch die fortwährende demokratische Aufregung in Italien. Doch würde man sich ein falsches Bild von den damaligen Zuständen entwerfen, wenn wir vergäßen, hinzuzusetzen, daß zwischen all' den verschiedenen Freiheitsbestrebungen, welchen wir begegnet sind, ein eigentlicher äußerer Zusammenhang fehlte. Eben dieser Umstand benahm ihnen einen großen Theil ihrer Kraft und ihrer Wirksamkeit, wenigstens für die Zukunft. Das Wesen der deutschen Volksnatur, das Vorherrschen der Individualität, zieht sich auch durch die Freiheitsbestrebungen des vierzehnten Jahrhunderts hin: jeder sucht auf seine eigene Faust so viel zu erwerben als er vermag. Es fehlt zwar nicht an Bündnissen und Einigungen: doch waren diese vorderhand auf kleinere Kreise beschränkt. So treten die schweizerischen Eidgenossen zusammen, die friesischen Stämme, so schließen die schwäbischen, die rheinischen, die fränkischen Städte ihre besonderen Bündnisse, die nordischen die Hanse, die Landstände in den einzelnen Gebieten einigen sich ebenfalls. Und die Erfolge, welche diese Einigungen hatten, konnten beweisen, wie viel man durch gemeinsame Anstrengungen erreichen konnte. Aber diese Einigungen waren noch viel zu örtlicher Natur, als daß sie auf das große Ganze einen wesentlichen Einfluß gehabt hätten. Wo aber dergleichen Einigungen nicht bestanden, da sieht man, wie fremd, mitunter sogar feindlich die nach demselben Ziele ringenden Kräfte sich entgegenstanden. So

gerathen mit den schweizerischen Eidgenossen die rheinischen Städte, namentlich Basel und Straßburg, in Streit, die Hansestädte mit den Friesen, die Friesen mit dem Lande Hadeln. War doch nicht einmal seit der Auflösung des großen rheinischen Städtebundes im dreizehnten Jahrhundert eine ähnliche große Verbindung wieder zu Stande gekommen, welche das ganze reichsstädtische Bürgerthum umfaßte! Noch viel weniger dachte man daran, die Beziehungen zwischen Bauern und Städten, die unläugbar vorhanden waren, enger zu knüpfen und grundsätzlich festzustellen. Und doch lag es auf der Hand, daß alle Bestrebungen der niedern Stände einen inneren Zusammenhang hatten, und daß die Erfolge von einer allseitigen Vereinigung großartig sein mußten.

Niemand aber wäre mehr berufen gewesen, eine solche Vereinigung zu Stande zu bringen, als der Kaiser. Denn ihm und dem Reich wäre sie vorzugsweise zu Gute gekommen. Welche Handhabe boten ihm diese Freiheitsbestrebungen der unteren Stände dar! Wie leicht war es ihm, sich der Landstände zu bedienen, um die emporstrebende Macht der Fürsten in ihre früheren Gränzen zurückzuweisen: wie konnte er die demokratische Grundmacht der Städte vermehren durch die Begünstigung des Bauernstandes! Das war ja keinem Zweifel unterworfen, daß die Masse des Volks weitaus die Macht der Aristokratie und des Fürstenthums überbot, so wie sie nur recht geführt wurde. Ein großer staatsmännischer Geist, der den überall im Volke sich geltend machenden Trieb zur Wiederherstellung der altgermanischen Einrichtungen zu benutzen verstand und in diesem Sinne die öffentlichen Zustände umwandelte, wenn auch gewaltsam, hätte ebenso, wie seiner Zeit Karl der Große, darauf rechnen können, von der ganzen Nation unterstützt zu werden.

War aber Karl IV. der Mann dazu?

Karl war in vieler Hinsicht ein ausgezeichneter Fürst. Er war von der Natur mit den besten Anlagen, namentlich mit einem hellen scharfen Verstande ausgerüstet, hatte in seiner Jugend eine sehr gute Erziehung erhalten und sich einen großen Schatz von Kenntnissen erworben: man kann ihn sogar unbedingt zu den Gelehrten seiner Zeit rechnen. Seine Bildung war nicht gewöhnlicher Art. Sie war vielseitig, umfassend. Er sprach und schrieb fünf Sprachen: deutsch, böhmisch, lateinisch, italienisch, französisch, kannte nicht nur

das Wesentliche der mittelalterlichen Wissenschaft, sondern wandte auch dem neu aufkommenden Schriftenthum der alten Welt seine Aufmerksamkeit zu, wie er denn ein genauer Freund Petrarkas war, der ihn rühmend unter den Fürsten seiner Zeit auszeichnet. Auch begünstigte er während seines Lebens alle Arten der Wissenschaften, gründete 1348 eine Hochschule in Prag nach dem Muster der von Paris, und gab sich große Mühe, sie zu heben. Dabei förderte er die Kunst nach jeder Richtung, die Malerei, die Baukunst, die Erzgießerei: an seinem Hofe bildete sich eine Malerschule, welche nach ihren noch übrig gebliebenen Werken zu schließen, für jene Zeit nicht geringe Fähigkeiten entwickelte. Nicht minder bedeutend war Karl als Herrscher. In seinem Erblande Böhmen, welches ihm sein Vater in einem schauderhaften Zustande hinterlassen hatte, alle Schlösser verfallen, die Einkünfte verpfändet, die Straßen unsicher, die öffentlichen Verhältnisse aus Rand und Band gegangen, stellte er in kurzem einen Zustand her, welcher allen deutschen Ländern jener Zeit als Muster gelten konnte, und auch dafür angesehen ward. Er sorgte für die Sicherheit der Straßen und des Verkehrs, that den Räubereien nicht nur Einhalt, sondern machte sie gänzlich aufhören, förderte den Handel und den Gewerbfleiß, den Ackerbau, brachte das Gerichtsverfahren in einen Gang, daß Reiche und Arme, Vornehme und Niedere auf gleiche Weise zu ihrem Rechte kamen, sparte, wo zu sparen war, gab dagegen wieder an der rechten Stelle aus, und brachte überhaupt den Staatshaushalt in die musterhafteste Ordnung. Kurz: als König von Böhmen ließ er nichts zu wünschen übrig. Jedermann mußte ihm hier Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Um so mehr ist man versucht, sich darüber zu verwundern, daß er, der so bedeutender Anlagen eines Herrschers sich erfreute, diese nicht auch Deutschland zu Gute kommen ließ, daß er dieses nicht in dem oben angedeuteten Sinne zu einer ähnlichen Blüthe brachte, wie Böhmen. Dies begreift man aber leicht, wenn man die Denkart Karls etwas näher ins Auge faßt.

Karl war gescheidt, schlau, von scharfem Verstande, aber nichts weniger als eine geniale, großartige, titanische Natur, vielmehr äußerst nüchtern und kaufmännisch berechnend. Er sah recht gut, daß eine durchgreifende Verbesserung der öffentlichen Zustände Deutschlands

für den Augenblick nicht ohne Gewaltsamkeit durchzusetzen sei. Er war aber jeder umwälzenden Maßregel abgeneigt. Ueberhaupt liebte er nicht, an dem Bestehenden zu rütteln und Gewalten zu verdrängen, die sich im Laufe der Zeiten durch die Macht der Gewohnheit gebildet hatten. Selbst in seinem Erblande, wo er doch viel unbedingter herrschen konnte, wollte er nicht Einrichtungen treffen, die mit dem Geiste und den Gewohnheiten der Einwohner in Widerspruch kamen: wie viel weniger im deutschen Reiche! Er zog es vor, auf der Grundlage des Bestehenden, auf dem Wege des Friedens und der Unterhandlung nach seinem Ziele zu streben, und da er gerade hierin eine große Stärke besaß, indem ihm nicht leicht etwas mißglückte, so war es sehr natürlich, daß er auf diesem, wie er glaubte, sichereren, wenn auch langsameren Wege eher zum Ziele zu gelangen hoffte, als auf dem Wege der Gewalt, des Kriegs, der Umwälzung. Daß er aber große Ziele und zwar auch in Bezug auf Deutschland verfolgte, ist gewiß. Er strebte nach demselben Ziele, wie seine Vorgänger: er wollte Deutschland zu einer Erbmonarchie machen unter dem Hause Lützelburg. Zunächst wollte er die Macht seines Hauses durch Erwerbung neuer Gebiete und Herrschaften in einem so großartigen Maßstabe vermehren, daß es das erste und ohne Widerrede mächtigste Fürstenthum in ganz Deutschland gewesen wäre: gelang es ihm sodann, die kaiserliche Würde auf seine Nachkommen zu verpflanzen, so hoffte er, allmählig Deutschland in Böhmen aufgehen zu lassen d. h. von Böhmen aus, gerade so wie es die französischen Könige in ihrem Reiche machten, immer weiter um sich zu greifen, bis endlich der größte Theil des deutschen Reiches Eigenthum des Hauses Lützelburg geworden wäre. Die endliche Ausführung dieses Planes war natürlich seinen Nachkommen vorbehalten.

Jetzt war freilich die Frage, ob die Mittel, welche Karl anwandte, um zu diesem Ziele zu gelangen, auch die richtigen waren, und ob nicht diese Mittel Deutschland mehr schadeten, als das endliche Gelingen des Planes ihm genützt hätte.

Vor Allem glaubte sich Karl des Friedens mit jenen zwei Mächten versichern zu müssen, welche den Kaisern am meisten zu widerstreben pflegten, mit der Kirche und den deutschen Fürsten. Was die erstere anbetrifft, so haben wir bereits erwähnt, welche Stellung

er noch bei Lebzeiten Ludwig des Baiern zu ihr einnahm. Er gestand dem Papste, wie es scheint, fast alles zu was dieser verlangte, und sein späteres Verhalten bewies, daß er, wie Rudolf von Habsburg, entschlossen war, das freundliche Verhältniß zur Kirche zu bewahren. Als er im Jahre 1355 nach Italien zog, um sich zum Kaiser krönen zu lassen, so hielt er gewissenhaft das Versprechen, welches er vorher dem Papste gegeben, nämlich unmittelbar nach der Krönung Rom wieder zu verlassen und sich in Italien nur so lange aufzuhalten, als unumgänglich nöthig war. Dieser dem Papste geleistete Gehorsam machte freilich einen schlechten Eindruck auf die öffentliche Meinung, zumal da sich gerade damals in Italien die größten Hoffnungen für die Wiedergeburt dieses Landes regten. Es war die Zeit des Cola Rienzi. Die demokratische Partei hatte unter der Führung dieses Volkstribunen seit 1346 eine Zeit der glänzendsten Erfolge gehabt, wenn auch manchmal unterbrochen durch augenblickliche Siege der Aristokratie. Es tauchten damals die abenteuerlichsten Plane auf von der Wiederherstellung der Weltherrschaft des römischen Volks, die besonders durch die erneute Beschäftigung mit den Schriften der Alten genährt wurde. Eine Zeitlang konnte Cola Rienzi es wagen, den Papst wie den Kaiser vor seinen Richterstuhl zu fordern, und die deutschen Kurfürsten zu bedeuten, sich der Kaiserwahl künftig zu entschlagen, denn dieses Recht gebühre nur dem römischen Volke. Später, als er der Aristokratie erlegen war und vom wankelmüthigen Volke nicht mehr geschützt aus Rom entfliehen mußte, begab er sich zu Karl IV. nach Prag und machte ihm den Vorschlag, die Kaisergewalt in ihrer ganzen ehemaligen Ausdehnung wieder herzustellen, wobei natürlich Rom wiederum der Mittelpunkt der Weltherrschaft geworden wäre. Schon damals wies aber Karl einen solchen Vorschlag ab, und lieferte sogar Cola Rienzi an den Papst nach Avignon aus, welcher ihn indessen später benutzen wollte, um seine Herrschaft in Rom wieder herzustellen. So spielte Cola noch einmal eine Rolle, wurde aber kurz vor Karls Ankunft in Italien im Oktober 1354 zu Rom ermordet. Die Ideen, als deren vorzüglichster Vertreter Rienzi erschien, waren aber mit ihm keineswegs untergegangen, sondern sie lebten in dem größten Theile des damaligen Geschlechts noch fort: die geistig bedeutendsten Männer, besonders die Gelehrten, waren von denselben ergriffen, und so machte

dem Petrarka dem Kaiser Karl denselben Vorschlag, welchen ihm vorher Rienzi gemacht hatte. Aber Karl dachte keinen Augenblick daran, darauf einzugehen. Er kannte die Italiener, und wußte, wie verhaßt ihnen die deutsche Herrschaft war. Außerdem stand die Ausführung eines solchen Gedankens im Widerspruch mit den Versprechungen, die er dem Papste geleistet. Er eilte daher so schnell wie möglich von Italien wieder nach Hause, um dem heiligen Vater auch nicht die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben. Bei seinem zweiten Römerzuge, im Jahre 1368, den er ausdrücklich in der Absicht unternahm, um den Papst wieder in Italien einzuführen, benahm er sich ebenso. Er unterwarf sich allen Dienstbezeugungen, welche die Päpste von den Kaisern verlangten, führte dem Papste seinen Zelter und dergleichen.

Ging diese so zur Schau getragene Unterordnung unter die Kirche aus der Ueberzeugung des Kaisers hervor? Man sollte es fast glauben, wenn man zugleich seine außerordentliche Liebhaberei für die Reliquien damit in Verbindung bringt. Karl sammelte nämlich die Gebeine aller Heiligen, deren er habhaft werden konnte, fast mit demselben Eifer, mit welchem er die Staatsgeschäfte betrieb, und hob recht absichtlich hervor, wie großen Werth er darauf lege. Und doch stand das Eine wie das Andere in dem schneidensten Widerspruche mit seinem klaren Verstande, mit seiner nüchternen Weltanschauung und mit seiner gewiß nicht geheuchelten Vorliebe für Wissenschaften, die eher im Gegensatz zu der Kirche und ihren Lehrmeinungen erschienen, wie z. B. für die humanistische Richtung. Dieser Widerspruch löst sich aber leicht, wenn man annimmt, daß Karl die Kirche für seine Zwecke gebrauchen wollte. Dies war nicht möglich, wenn er nicht seinerseits dem Papstthum Zugeständnisse machte, und die Unterstützung der Kirche erhielt nur dann einen Werth, wenn er ihr eine hohe Bedeutung beilegte. Daher seine so auffallend zur Schau getragene kirchenfreundliche Gesinnung. Daß aber Karl der Kirche nichts umsonst that, sondern daß er für seine Freundlichkeit auch Gegendienste verlangte, daß ferner seine Unterordnung keineswegs eine unbedingte war, geht aus Folgendem hervor. Er benutzte den Papst sehr häufig, um die deutschen Erzbisthümer und Bisthümer mit Männern zu besetzen, auf deren Anhänglichkeit er rechnen konnte, und die ihn bei seinen Entwürfen unterstützten. So wurde der erz-

bischöfliche Stuhl von Magdeburg mehrere Male hinter einander vermittelst des Papstes mit Geschöpfen Karls besetzt. Das Erzbisthum Magdeburg war ihm aber von einer besonderen Bedeutung wegen der Absichten, die er auf die Mark Brandenburg hatte. Auch der Stuhl von Mainz wurde vom Papste nach dem Willen des Kaisers zweimal frisch besetzt: das zweite Mal gelang es freilich nicht, indem sich der Gegenerzbischof Adolf von Nassau zu behaupten wußte. Ein ander Mal mußte der Papst dem Erzbischof von Salzburg mit der Absetzung drohen, wenn er nicht von einem Bündnisse mit Karls Gegnern abließe: auch hier erreichte Karl seinen Zweck. Dagegen zeigte er sich den Päpsten keineswegs gefügsam, wenn sie Dinge verlangten, die seiner staatsmännischen Ueberzeugung geradezu zuwiderliefen. So fiel es ihm nicht ein, in dem Grundgesetze, das er für das deutsche Reich veranstaltete, in der goldnen Bulle, die Ansprüche der Päpste auf die Königswahl zu berücksichtigen: dieser Gegenstand wurde vielmehr nach den Grundsätzen des Kurvereins von Rense geregelt: die Kurfürsten haben allein das Recht der Wahl, des Papstes wird dabei nicht gedacht. Ebenso wenig dachte Karl daran, dem Wunsche des Papstes, einen Kreuzzug zu unternehmen, zu willfahren, obschon ein solcher, sollte man meinen, der Liebhaberei des Kaisers für Reliquien eine reiche Ausbeute verschafft hätte. Auch in Italien benahm sich Karl, wenigstens bei seinem zweiten Zuge, nicht ganz nach der Zufriedenheit des Papstes. Er begünstigte die Viscontis in Mailand, während doch der Papst von ihm ein entschiedenes Auftreten gegen sie erwartete. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß Karl seinen Einfluß auf die päpstliche Regierung benutzte, um die Rückkehr derselben nach Rom zu bewirken. Zweifelsohne war seine Absicht dabei, sie von dem französischen Einflusse zu befreien, welcher Deutschland so schädlich war. In der That erreichte er noch kurz vor seinem Tode dieses Ziel, welches freilich zu der unseligen Kirchenspaltung den Anlaß gab.

Auf diese Weise versuchte Karl sein freundschaftliches Verhältniß zu der Kirche auszubeuten, und man kann nicht läugnen, daß ihm in dieser Beziehung mehr gelang, als irgend einem der letzten Kaiser: wenn es auch hier und da an Spannungen zwischen ihm und den Päpsten nicht fehlte, so gestalteten sich diese doch nie zu offenbaren Feindseligkeiten, und er konnte im Allgemeinen von dieser

Seite der Unterstützung seiner Plane gewiß sein. Ebenso gedachte er denn auch das Fürstenthum für sich zu gewinnen.

Hier glaubte er vor Allem von einer grundsätzlichen Begünstigung der Demokratie, der Städte absehen zu müssen, um nicht die Fürsten mißtrauisch zu machen. Karl befolgte daher hinsichtlich der Städte eine ganz andere Staatsklugheit, als sein Vorgänger oder als Albrecht und Adolf. Nicht als ob er entschieden feindselig gegen die Städte aufgetreten wäre: nein, er bestätigte ihnen dem Herkommen gemäß alle ihre bisherigen Freiheiten, fügte bisweilen neue hinzu, versprach namentlich sehr häufig, sie nie verpfänden zu wollen: mitunter bediente er sich wohl auch der Städte gegen irgend einen feindseligen Fürsten, der sich dem Landfrieden nicht fügen wollte. Aber genauer betrachtet, wollten alle diese Dinge nicht viel sagen. Das Aufgebot der Städte gegen die Fürsten kam nur ausnahmsweise vor: die Bestätigung und Erweiterung der städtischen Freiheiten wurde von Karl meistentheils als Einnahmsquelle benutzt: denn er that nichts dergleichen, ohne sich dafür bezahlen zu lassen. Und endlich hinderten ihn alle Vergünstigungen und Versprechungen nicht, ganz nach Belieben zu verfahren und die Städte so zu behandeln, als ob er nichts versprochen hätte. Dies war insbesondere mit dem Versprechen, sie nicht verpfänden zu wollen, der Fall. Bereits beim Beginn seiner Regierung hatte er dies, wie wir gesehen, allen schwäbischen, fränkischen und rheinischen Städten versprochen: später wiederholte er dies Versprechen fast jeder einzelnen Stadt. Und dennoch haben die Städteverpfändungen unter keinem Kaiser eine so ungeheuere Ausdehnung genommen, wie unter ihm. Der größte Theil der Städte wußte sich zwar wieder loszukaufen, aber sechs gingen doch für das Reich verloren, nämlich Wolfstein, Hagenbach, Kaiserslautern, Odernheim, Oppenheim, welche an die Pfalzgrafen, und Feuchtwangen, welches an die Burggrafen von Nürnberg kam. Und bei Karl war es keineswegs, wie bei Ludwig, Geldverlegenheit, welche ihn zu einem solchen Verfahren nöthigte: denn Karl war reich: es mangelte ihm nie an Summen für eine Sache, die ihm wichtig schien; sondern er schritt zu dergleichen Verpfändungen, theils um das Fürstenthum willfähriger zu machen, theils um sein Geld für andere Zwecke aufzusparen. Den Städten aber glaubte er schon etwas zumuthen zu dürfen, da sie ja immer gut kaiserlich gesinnt gewesen.

Dagegen bewies er sich, wie gesagt, so zuvorkommend wie möglich gegen die Fürsten. Er wollte sie sicher machen, einschläfern. Sie sollten in seinem Verfahren keine für sie gefährlichen Entwürfe erblicken, oder, da die Vergrößerung seiner Hausmacht doch unmöglich verdeckt werden konnte, dadurch günstig für sie gestimmt werden, daß sie ebenfalls auf glänzende Weise entschädigt wurden. In dieser Beziehung begünstigte Karl das Fürstenthum sowohl überhaupt, grundsätzlich, als auch einzelne Fürsten, je nachdem es gerade die Verhältnisse erheischten. Er rechnete so: wenn ich den Fürsten zu der Stellung verhelfe, welche sie bisher angestrebt haben, wenn ich sie sogar in derselben befestige, so werden sie daraus ersehen, daß meine Absichten ihnen keineswegs gefährlich sind und mich daher in der Verfolgung meiner Entwürfe nicht hindern. Freilich hoffte er, wie wir oben angedeutet, daß im Laufe der Zeit das Fürstenthum nach und nach von seinem Hause verschlungen werden könnte. Diese Möglichkeit aber, meinte er, würde von den Fürsten übersehen werden über dem Köder, den er ihnen jetzt vorwarf.

Bis zu Karl IV. schrieb sich die fürstliche Herrschaft, falls wir die großen Gebiete im Osten des Reiches ausnehmen, aus den verschiedensten Rechtsgründen her. Die Fürstenthümer bildeten nichts weniger als eine Einheit. Die Beziehungen, in welchen die Fürsten zu ihren Untergebenen standen, waren von der mannichfachsten Art. Ein Theil ihres Gebiets gehörte ihnen eigen: das war Privatbesitz. Ein anderer Theil ihrer Untergebenen stand zu ihnen im Lehensverhältniß. Wieder über einen andern Theil besaßen sie die Vogtei, d. h. die Gerichtsbarkeit. Und diese Vogtei besaßen sie entweder als Lehen vom Reiche, oder als Lehen von einem Kloster oder einem Bisthum: sie besaßen sie entweder erblich oder sie wurden als Vögte immer wieder gewählt, wie wir oben an den Centen mehrere dergleichen Beispiele sahen. Wieder über einen andern Theil ihrer Untergebenen besaßen sie die alte Herzogs- oder Grafengewalt, d. h. sie waren die Anführer im Kriege, hatten im Namen des Reichs das Aufgebot zu besorgen und überhaupt die darauf bezüglichen Einrichtungen zu treffen. Endlich stand ein Theil ihrer Untergebenen zu ihnen nur in einem Schutzverhältniß. Bei all diesen Eigenschaften befanden sie sich natürlich zu ihren Untergebenen in ganz verschiedenen Stellungen. Auch konnten diese wechseln: d. h. sie konnten

das eine oder das andere Recht über ihre Untergebenen verlieren. So konnte ihnen z. B. die Vogtei genommen werden, wenn sie diese nicht erblich oder selbst nur lehensweise besaßen. Und auch das Schutzverhältniß konnte sich auflösen. Die weitere Entwicklung des Fürstenthums hing nun davon ab, daß diese verschiedenen Arten von Herrschaft oder Gewalt in ein Ganzes vereinigt wurden, und daß die einzelnen Bezirke, über welche die Fürsten in irgend einer Weise ein Recht ausübten, zu einem geschlossenen Gebiete sich abrundeten, welches durch mehrere ursprünglich blos den Kaisern zustehende und nun den Fürsten verliehene Rechte zu einer noch größeren Einheit verbunden wurde. Dadurch wurde der entschiedenste Schritt zur Landeshoheit gemacht. Auch war das Streben des Fürstenthums nach diesem Ziele unläugbar. Karl hat nun hier mehr gethan als alle bisherigen Kaiser. Er hat, was bisher etwa nur Herkommen war, zur Regel gemacht: er hat die Thatsache zum Grundsatze erhoben, eben darum das Fürstenthum gesetzlich befestigt.

Wir haben dabei besonders seine goldene Bulle im Auge. Dieses deutsche Reichsgrundgesetz, welches Karl auf den Reichstagen von Nürnberg und Metz in den Jahren 1355 und 1356 unter Zustimmung der Reichsstände veröffentlichte, hatte im Wesentlichen keinen anderen Zweck, als das seit dem Zwischenreich im Widerspruch mit der früheren Verfassung zu Gunsten des Fürstenthums sich geltend machende Herkommen anzuerkennen und auf diese Weise jeden künftigen Versuch, die Reichsverfassung im Sinne eines demokratischen Kaiserthums umzuändern, zur Gesetzwidrigkeit zu stempeln. Allerdings bezogen sich die dem Fürstenthum bewilligten Vorzüge zunächst nur auf einen Theil der Fürsten, auf die Kurfürsten. Wir werden aber gleich sehen, daß dies nur ein Sporn für das übrige Fürstenthum war, sich gleiche Vorrechte zu erwerben, und daß Karl keinen Anstand nahm, auch andere Fürsten derselben theilhaftig werden zu lassen. Ferner nahm Karl in die goldene Bulle noch mehrere andere Bestimmungen auf, welche dem ganzen Fürstenthume zu Gute kamen, und welche gegen die demokratischen Bestrebungen der Zeit gerichtet waren, so daß es durchaus keinem Zweifel unterliegen kann, was der eigentliche Sinn der goldenen Bulle gewesen. Uebrigens ist trotz aller Zugeständnisse an die Fürsten Karl's letztes Ziel selbst in diesem

Gesetzbuche leicht herauszufinden: sein Erbland Böhmen wird nämlich überall ganz außerordentlich begünstigt; die bevorzugte Stellung, die er demselben anweist, macht den Eindruck, als ob er jetzt schon die Deutschen daran gewöhnen wolle, in diesem Lande den Erbsitz des künftigen Kaisergeschlechtes, den Mittelpunkt des deutschen Reiches zu sehen.

Ehe wir zu den Vorrechten übergehen, welche den Kurfürsten durch die goldene Bulle zugestanden worden sind, wollen wir doch Einiges über die Familien bemerken, denen die Kur übertragen wurde. Daß sieben Kurfürsten sein sollten, war schon längst durch Herkommen entschieden, ebenso, daß die Kurstimmen den drei rheinischen Erzbischöfen, wie dem Hause Wittelsbach, dem herzoglich sächsischen Hause, dem Markgrafen von Brandenburg und dem König von Böhmen gehörten. Allein das wittelsbachische, wie das sächsische Haus hatte sich wieder in mehrere Zweige getheilt, welche sich um das Kurrecht stritten: so die Herzoge von Baiern und die Pfalzgrafen am Rhein: die Linie Sachsen-Wittenberg und die Linie Sachsen-Lauenburg. Karl entschied nun den Streit dieser Häuser dahin, daß er immer derjenigen Familie das Kurrecht zuwies, welche ihm befreundet war, nämlich dem Pfalzgrafen am Rhein und der Linie Sachsen-Wittenberg.

Die Kurfürsten erhielten durch die goldene Bulle folgende Vorrechte. Erstens sollten sie allein das Recht haben, den Kaiser zu wählen. Zweitens wurden ihnen die königlichen Rechte (Regalien), die sie bereits inne hatten, bestätigt, nämlich das Recht, Münzen zu schlagen, Juden zu halten, Zölle aufzurichten, und das Recht auf alle ihre Bergwerke in ihren Landen. Drittens erhielten sie die Gerichtsfreiheit (jus de non evocando) d. h. das Recht, daß keiner ihrer Untergebenen, keiner, der auf ihrem Gebiete saß, vor ein anderes Gericht als vor das ihrige gezogen werden durfte: nur in dem Falle, daß ihm von den kurfürstlichen Gerichten das Recht verweigert würde, dürfe er an das kaiserliche Gericht Berufung einlegen. Böhmen wurde indessen selbst von dieser Beschränkung entbunden. Viertens wurde die Untheilbarkeit der kurfürstlichen Lande festgesetzt: alle ihre bisherigen Gebiete, mochten sie dieselben nun unter was für Namen immer beherrschen, sollten ein gemeinsames Ganzes ausmachen und niemals zertrennt oder getheilt werden dür-

fen. Damit stand in Verbindung das Recht der Erstgeburt, welches begreiflicherweise, um die Untheilbarkeit zu bewahren, bei den Kurfürstenthümern eingeführt werden mußte. Endlich wurde das Gesetz der römischen Kaiser Honorius und Arcadius wegen Majestätsbeleidigung, welches sie zu Gunsten der Senatoren erlassen, nunmehr auch auf die Kurfürsten ausgedehnt.

Daß nun Karl IV. gerade die Kurfürsten mit so großen Vorrechten ausrüstete, hatte seinen Grund einmal darin, daß er zunächst sein Erbland Böhmen im Auge hatte, dem er nicht so große Vorrechte zugestehen konnte, ohne sie auch den übrigen Kurfürsten zu gönnen; sodann leitete ihn der Gedanke, in den Kurfürsten durch diese Vergünstigungen sich eine willige Behörde heranzuziehen, mit welcher er die Reichsgeschäfte in seinem Sinne zu leiten gedachte, und zwar mit möglichster Umgehung des Reichstages. Denn mit sieben Fürsten hoffte er eher fertig werden zu können als mit hundert und noch mehr. Eine solche Stellung, wie wir eben angedeutet, wies er den Kurfürsten bereits in der goldenen Bulle an. Doch vermochte er nicht damit durchzudringen: der Widerstand der übrigen Fürsten war zu groß; die Reichstage erhielten sich in ihrer bisherigen Bedeutung. Zugleich scheint aber Karl durch diese Gesetze für die Kurfürstenthümer den anderen Fürsten einen Fingerzeig haben geben zu wollen, daß sie dieser Wohlthaten ebenfalls theilhaftig werden könnten, wenn sie sich gegen ihn freundschaftlich benähmen. Die Einleitung zu dem Hauptstück, in welchem die Untheilbarkeit der Kurfürstenthümer ausgesprochen wird, deutet wenigstens darauf hin. Und in der That, Karl hat während seiner Regierung mehrere der den Kurfürsten zustehenden Vorrechte auch anderen Fürsten zugestanden: manche, wie z. B. die Regalien, besaßen einzelne Fürsten ohnedies schon von früheren Zeiten her: andere, wie die Gerichtsfreiheit, die Untheilbarkeit, wurden aber immer häufiger ertheilt, und, was die Hauptsache war, das Ziel, nach welchem die Fürsten zu streben hatten, wurde ihnen immer klarer, und sie verfolgten es von nun an mit mehr Bewußtsein, Folgerichtigkeit und Thatkraft.

Eine fernere grundsätzliche Begünstigung des Fürstenthums war das, ebenfalls durch die goldene Bulle ausgesprochene, Verbot der Bündnisse. Dies bezog sich auf alle die Bündnisse, welche in der letzten Zeit gegen die Fürsten geschlossen worden waren, vorzüglich

auf die Städtebündnisse und auf die Einigungen der Schweizer, höchst wahrscheinlich aber auch auf die verschiedenen Beziehungen, die zwischen den Städten und den Landleuten, Unterthanen der Fürsten, eingetreten sein mochten. Aber auch die Adelsgesellschaften, welche, wie wir gesehen, gleichfalls gegen die Fürsten gerichtet waren, sind damit gemeint. Ebenso wurden die Pfahlbürger auf das Strengste verboten. Der Kaiser tritt also recht auffallend gegen alle demokratischen Bestrebungen der Zeit auf und sucht die durch sie dem Fürstenthum bereiteten Gefahren hinwegzuräumen.

So viel that er für das Fürstenthum im Allgemeinen. Was die einzelnen Fürsten betrifft, so suchte er mit richtigem Gefühle die bedeutendsten, einflußreichsten an sich zu fesseln. Zunächst dachte er an seine beiden Nachbarn, Oesterreich und Brandenburg. Auf letzteres werden wir noch ausführlicher zu sprechen kommen. Oesterreich, das ihm ohnedies verschwägert war, suchte er beständig bei guter Laune zu erhalten und mied nicht nur absichtlich Alles, was die Herzoge beleidigen konnte, sondern er unternahm ihnen zu Liebe Manches, was ihm nicht gerade viel Ehre einbrachte. So suchte sich bereits im Jahre 1349 Breisach von der Reichspfandschaft der Herzoge von Oesterreich zu befreien: Karl aber wollte nichts davon wissen, daß diese Stadt an das Reich zurückkomme: er bewog sie daher, den Herzogen von Oesterreich wiederum zu huldigen. Später, im Jahre 1354, veranstaltete er dem Herzog Albrecht dem Weisen zu Gefallen den Reichskrieg gegen Zürich, der aber, da die Städte nur wider Willen mitgezogen, auch unter dem übrigen Heere Uneinigkeiten eingerissen waren, zu keinem Ergebnisse führte. In Schwaben entging ihm die hohe Bedeutung der Grafen von Würtemberg nicht, weßhalb er nichts unversucht ließ, um dieselben sich geneigt zu erhalten. Er übergab ihnen darum auch die Reichsvogtei über einen Theil der dortigen Städte und ertheilte ihnen noch sonstige Vergünstigungen. Auch die Markgrafen von Baden suchte er zu gewinnen, welche 1362 die Vergünstigung erhielten, ihre verschiedenen Gebiete, Rechte und Gewalten zu einer Markgrafschaft zu vereinigen. In Franken waren es die Burggrafen von Nürnberg, denen Karl IV. seine Huld zuwandte und die er mit Gnaden überhäufte. Zuletzt, 1363, wurden ihnen alle Rechte bewilligt, welche nach der goldenen Bulle den Kurfürsten zukamen. —

So glaubte er denn auf sein Ziel losgehen zu können. Mit einer außerordentlichen Schlauheit, Umsicht und Beharrlichkeit verfolgte er dieses. Es fehlte ihm trotz aller Vorsichtsmaßregeln nicht an Widersetzlichkeit von Seiten des Fürstenthums. Er wußte aber doch die meisten seiner Wünsche zu erreichen.

Sein nächster Zweck war, nach allen Seiten hin das Königreich Böhmen zu erweitern, gegen Westen, wo es an das Gebiet der Pfalzgrafen vom Rhein, an die Oberpfalz, gegen Norden, wo es an die Mark Brandenburg, gegen Süden endlich, wo es an das Herzogthum Oesterreich stieß.

Was die Oberpfalz anbetrifft, so haben wir bereits erwähnt, wie ihm durch seine zweite Gemahlin Anna, die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf II. die Anwartschaft auf einen großen Theil dieses Landes geworden war. Da aber Anna sehr bald starb, ohne Kinder zu hinterlassen, so verschwand zwar für den Augenblick die Aussicht, sich nach dieser Seite hin vergrößern zu können. Aber es bot sich bald eine schöne Gelegenheit das verlorene wieder einzubringen. Der Pfalzgraf Ruprecht I. befand sich noch von 1349 her in der Gefangenschaft des Kurfürsten von Sachsen. Karl vermittelte endlich die Freilassung gegen die Abtretung mehrerer fester Schlösser in der Oberpfalz. Und wie im Jahre 1353 Karls Schwiegervater, Rudolf, starb, so überließ der Nachfolger desselben, jener Ruprecht I., dem Kaiser für eine Summe von 30,000 Mark, die der Verstorbene dem Kaiser schuldete, den größten Theil der Oberpfalz, so daß die böhmische Herrschaft nunmehr bis an das Gebiet der Reichsstadt Nürnberg reichte.

Bezüglich Oesterreichs haben wir schon bemerkt, wie der Kaiser, dem die Gefährlichkeit dieser Macht wohl bekannt war, Alles aufbot, um mit derselben in gutem Vernehmen zu bleiben. Dabei wurde er indessen noch von einem andern Gedanken geleitet, von demselben, den auch Ludwig der Baier eine Zeit lang hegte, nämlich dieses Land an sein Haus zu bringen. Deßhalb trachtete Karl frühzeitig nach einer Erbvereinigung mit dem Hause Habsburg. Aber diesen Wunsch erreichte er nicht so leicht. Vielmehr bereitete ihm Oesterreich große Verlegenheiten, ehe er seine Absicht durchsetzte. Im Jahre 1358 starb nämlich Albrecht der Weise. Er hinterließ mehrere Söhne, aber es folgte ihm, da die anderen noch zu jung waren,

vorderhand nur der älteste, Rudolf IV., in der Regierung. Dieser Rudolf, obschon erst 20 Jahre alt, hegte weitgehende Entwürfe für die Vergrößerung seines Hauses, namentlich in Schwaben und im Elsaß, und trat dem Kaiser, seinem Schwiegervater, fast während seiner ganzen Regierung feindselig entgegen. Karl ernannte ihn, um ihn zufrieden zu stellen, zum Landvogte in Oberschwaben, aber Rudolf begnügte sich damit nicht: er dachte an die Wiederherstellung des Herzogthums Schwaben, nahm deßhalb auch den Namen eines Herzogs von Schwaben und eines Erzherzogs an, und um desto größere Erfolge zu erzielen, verband er sich 1360 mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg: es scheint, daß beide mit einander übereingekommen, sich wo möglich in die schwäbischen Länder zu theilen. Karl bot nun das Reich gegen beide auf — hier konnte er die Städte sehr gut brauchen — und zwang sie zum Frieden, söhnte sich indessen bald mit dem Herzoge Rudolf, wie mit dem Grafen von Würtemberg aus. Rudolf, der bei dieser Gelegenheit große Vergünstigungen erhielt, ließ sich aber durch die Nachsicht des Kaisers nicht abhalten, neue Feinde gegen ihn aufzurufen. So im Jahre 1362 den König Ludwig von Ungarn, den Herzog Bogislaus von Pommern und den König von Dänemark. Aber Karl sprengte diesen Bund wiederum durch eine Heirath. Nach dem Tode seiner Gemahlin Anna hatte er sich mit der Tochter des Herzogs von Schweidnitz und Jauer vermählt, wodurch er diese Fürstenthümer an sein Haus brachte. Diese Gemahlin gebar ihm 1362 einen Sohn, Wenzel, starb aber bald darauf. Karl war nun wieder Wittwer und benutzte diesen Umstand ebenso geschickt, wie zur Zeit des Gegenkönigs Günther. Er bewarb sich um die Tochter des Herzogs von Pommern, eines seiner Gegner: die Bewerbung wurde mit Freuden aufgenommen, Pommern und Dänemark söhnten sich 1363 mit ihm aus. Unter solchen Umständen dachte endlich auch Rudolf an die Beilegung seiner Händel mit dem Kaiser, um so mehr, als er 1363 Tyrol erworben hatte, worüber er mit den Herzogen von Baiern in Streit gerieth. Er konnte darauf rechnen, daß Karl IV. die Belehnung mit Tyrol so lange verweigern würde, bis er sich mit ihm ausgesöhnt hätte. So entschloß er sich denn nicht nur zum Frieden, sondern sogar auch zu der Erbvereinigung mit dem Hause Lützelburg, welche Karl so lange angestrebt. Zufolge dieser Erbver=

einigung sollte das Haus Lützelburg das Haus Habsburg in allen seinen Besitzungen beerben, wenn dieses aussterben würde, und umgekehrt, falls das lützelburgische Haus früher ausstürbe, so sollte das habsburgische in die Erbfolge eintreten. Karl's Hoffnung, daß diese Erbvereinigung bald seinem Geschlechte zu Gute kommen würde, war nicht so ungegründet, wenn man bedenkt, daß Rudolf keine Kinder hatte und selber sehr schwächlich war — in der That starb er bereits 1365 — und daß seine beiden Brüder, Albrecht und Leopold, noch im ersten Jünglingsalter standen.

Während sich Karl nach dieser Seite die Aussicht auf eine glänzende Vergrößerung seines Hauses eröffnete, war er nicht minder glücklich nach der entgegengesetzten Seite hin. Die Mark Brandenburg gehörte zwei Söhnen Ludwig des Baiern, Ludwig dem Römer und Otto, welchen ihr ältester Bruder Ludwig bereits im Jahre 1350 die Mark abgetreten hatte. Beide hatten keine Kinder. Es hätten daher nach ihrem Tode ihr Bruder Stephan mit der Hafte von Niederbaiern oder seine Kinder die Mark erben müssen. Allein mit diesem ihrem Bruder geriethen sie in die größte Uneinigkeit. Als nämlich ihr ältester Bruder Ludwig, welcher Tyrol und Oberbaiern besessen, im Jahre 1361 starb und bald darauf dessen einziger Sohn, Mainhard, so nahm Stephan ganz Oberbaiern für sich in Besitz, ohne seinen Brüdern, den Markgrafen, irgend etwas davon zu gönnen. Darüber wurden nun diese so ergrimmt, daß sie den Vorschlägen Karl's IV., der schon lange sein Augenmerk auf die Mark Brandenburg gerichtet hatte, Gehör schenkten und ihn und seine Kinder, im Falle sie selber ohne männliche Nachkommen sterben sollten, zu ihren Erben einsetzten. Ludwig der Römer starb aber bereits 1364 und Otto, der nun die Mark allein besaß, versprach keine Nachkommen.

Auf diese Weise hätte Karl, wenn sich noch die Hoffnung auf die Beerbung der habsburgischen Lande verwirklichte, die drei großen Gebiete im Osten des Reiches vereinigt, und es war damit ein ganz gewaltiger Schritt zu seinem Ziele vorwärts gethan. Aber er war mit seinen Entwürfen noch nicht zu Ende. Im Jahre 1357 bewog er die Gemahlin seines Bruders Wenzel, Johanna von Brabant, im Falle ihres kinderlosen Todes Brabant an das lützelburgische Haus zu vermachen. Hiermit hätte sich Karl in den

Niederlanden festgesetzt. Im Jahre 1361 schloß er mit dem Burggrafen von Nürnberg unmittelbar nach der Geburt seines Sohnes Wenzel einen Vertrag, zufolge dessen dieser die Tochter des Burggrafen — letzterer hatte bis dahin keine Söhne — heirathen und die Kinder beider sämmtliche burggräfliche Besitzungen erben sollten. Hiermit hätte Karl und sein Haus das bedeutendste Gebiet in Franken erworben. Diese Aussicht verwirklichte sich zwar nicht. Denn bald darauf wurden den Burggrafen mehrere Söhne geboren. Karl löste darum auch gleich obigen Vertrag wieder auf und verlobte im Jahre 1366 den fünfjährigen Wenzel mit einer ungarischen Prinzessin, hier ebenfalls auf Nachfolge hoffend. Außer dieser Jagd des Kaisers nach Erwerbung größerer Gebiete trieb er dieses Geschäft auch noch im Kleinen. Er kaufte sich in vielen deutschen Ländern an, in Baiern, in Franken, in Meißen, in Sachsen, am Rhein, so daß fast alle Gebiete der Landherren jener Gegenden von böhmischen Besitzungen durchbrochen wurden. Wo ihm dies nicht gelang, trachtete er wenigstens darnach, daß die Fürsten und Herren seine Vasallen d. h. die Vasallen der Krone Böhmen wurden, indem sie dieser entweder alle oder einen Theil ihrer Besitzungen zu Lehen aufgaben. Das gelang ihm um so leichter, als er denen, welche auf seine Wünsche eingingen, große Vergünstigungen ertheilte. So verzieh er dem Grafen von Würtemberg im Jahre 1361 nur unter der Bedingung, daß er Vasall der Krone Böhmen wurde. Der Graf Eberhard der Greiner wußte übrigens den Augenblick gehörig zu nützen: er ließ sich vom Kaiser bei dieser Gelegenheit die Gerichtsfreiheit (das jus de non evocando) ertheilen und die Untheilbarkeit seiner Lande, also die Vorrechte der Kurfürstenthümer. Außer dem Grafen von Würtemberg traten noch mehrere schwäbische und fränkische Herren, auch baierische Edelleute in das Vasallenverhältniß zu der Krone Böhmen. So zog Karl ein Netz über den größten Theil von Deutschland, schuf sich eine Macht, die alle anderen überragte, und bereitete die allmählige Ausdehnung Böhmens über das ganze Gebiet des deutschen Reiches vor.

Aber die Fürsten waren viel zu eifersüchtig, als daß sie das Gefährliche dieser Entwürfe nicht hätten merken sollen. Mit dem Jahre 1370 erhob sich gegen ihn eine neue Verbindung.

Sie bezweckte, die Vergrößerung des lützelburgischen Hauses, namentlich mit der Mark Brandenburg, zu verhindern, und bestand aus den Herzogen von Baiern, dem König von Ungarn, dem König von Polen. Aber es schlossen sich heimlich und öffentlich noch andere Unzufriedene unter den deutschen Fürsten an, so der Pfalzgraf am Rhein, der Erzbischof von Mainz, die Markgrafen von Meißen, welche alle mehr oder minder durch Karl's Plane sich benachtheiligt sahen. Auch den Papst Urban V. suchten des Kaisers Feinde auf ihre Seite zu ziehen: wir haben bereits oben bemerkt, wie ungehalten dieser über Karl's Verhältniß zu den Visconti's gewesen. Auch gewann diese Verbindung Anfangs Erfolge. Der schwache Otto von Brandenburg ließ sich durch seine Verwandten bewegen, den Vertrag mit Karl IV. aufzulösen und die Mark seinem Bruder Stephan und dessen Söhnen zu vermachen. Die Baiern fielen sodann nach Brandenburg ein, um es für alle Fälle zu besetzen. Sie wurden unterstützt von den Markgrafen von Meißen und zugleich griff der Erzbischof Pilgrin von Salzburg, gleichfalls von Baiern gewonnen, Böhmen an. Außerdem drohte Ludwig von Ungarn, der gerade auch König von Polen geworden war, mit seiner Macht.

Karl fühlte sich aber Meister der Lage. Um die baierische Partei zu trennen, bot er einem baierischen Fürsten, dem Herzog Albrecht von Straubing, der in den Niederlanden herrschte, seinen Sohn Wenzel zum Schwiegersohn an. Wenzel war zwar mit einer ungarischen Prinzessin verlobt. Diese Verbindung löste sich aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen von selber. Albrecht von Holland ging gerne in Karl's Vorschlag ein: die Verlobung zwischen Albrecht's Tochter Johanna und Wenzel erfolgte, und später wurde diese Braut des Kaisersohnes wirklich seine Frau. Um dieselbe Zeit (December 1370) starb auch der feindliche Papst, und der neue, Gregor XI., war ein Freund des Kaisers. Diesen Umstand wußte Karl sofort auf das Beste auszubeuten: da glücklicher Weise auch der feindliche Erzbischof von Mainz um diese Zeit gestorben war, so bewog Karl den Papst, einen Verwandten und Schützling des Kaisers, Johann, auf diesen wichtigen Stuhl zu befördern. Und zugleich mußte er den Erzbischof Pilgrin von Salzburg auffordern, von dem Krieg gegen Karl'n abzustehen, welcher Aufforderung Pilgrin sofort Folge leistete. So war die Trennung der Verbündeten nach verschiedenen Seiten

hin eingeleitet, als der Papst im Jahre 1371 einen Waffenstillstand vermittelte, der bis zum Jahre 1373 währen sollte. Unterdessen vollbrachte Karl die vollkommene Trennung der Verbündeten. Er gewann die Markgrafen von Meißen unter anderem auch dadurch, daß er ihren Bruder Ludwig, welcher bis dahin Bischof von Bamberg gewesen, zum Erzbisthum Mainz — der letzte Erzbischof starb nämlich schon nach zwei Jahren — zu befördern versprach: auch hier wurde die Hülfe des Papstes in Anspruch genommen. Ferner söhnte er sich mit dem König Ludwig von Ungarn und Polen aus und verabredete eine Verlobung zwischen dessen einziger Tochter Maria und Karl's zweitem Sohne Sigmund, wodurch dieser die Anwartschaft auf Ungarn erhielt. Solche Erfolge hatte Karl gewonnen, als im Jahr 1373 der Krieg gegen Baiern wieder begann. Die Wittelsbacher, von allen ihren bisherigen Verbündeten verlassen, vermochten nicht lange zu widerstehen. Sie verstanden sich noch in demselben Jahre zum Frieden unter folgenden Bedingungen. Otto und das wittelsbachische Haus tritt für immer alle seine Ansprüche auf die Mark Brandenburg an Karl IV. ab, und zwar sogleich. Karl gibt an Otto einen Theil der oberpfälzischen Orte zurück, behält sich aber das Einlösungsrecht um 100,000 Gulden vor, und verspricht ihm außerdem noch 500,000 Gulden, die er zum Theile sogleich, zum Theile später zahlt. Auf diese Weise verloren die Wittelsbacher die Mark Brandenburg. Karl trat sofort die Regierung dieses Landes an und sorgte nach seiner gewohnten kraftvollen Weise für die Wiederherstellung geordneter Zustände in diesem unter den Wittelsbachern äußerst heruntergekommenen Lande. Er brachte, jedoch meistens um Geld, die verlorengegangenen oder verpfändeten Theile zurück, und erwarb sich in Kurzem so die Zufriedenheit der Einwohner, daß diese selber die Einverleibung in die Krone Böhmen wünschten.

So vollführte Karl den größten Theil seiner Plane. Aber was hätte ihm Alles geholfen, wenn diese Plane nach seinem Tode nicht fortgesetzt worden wären! Er hatte nur den Grundriß angelegt, seine Nachfolger mußten weiter bauen, aber um das große Ziel, das er im Auge hatte, zu erreichen, war es unumgänglich nothwendig, daß sein Sohn Nachfolger im Reiche würde. Die lützelburgische Hausmacht war allerdings an sich schon groß. Aber Karl wollte noch mehr, er wollte Deutschland. Dieses war nicht zu ge-

winnen ohne das Kaiserthum. Aber Karl wußte auch, daß nichts schwerer war, als die Fürsten dazu zu vermögen, die Kaiserwürde vom Vater auf den Sohn zu übertragen: die Kaiserwahlen seit Rudolf von Habsburg hatten es bewiesen. Was war zu thun? Um nicht auf den Schlußstein des ganzen Gebäudes verzichten zu müssen, scheute Karl kein Mittel, keine Kosten: selbst seine Ehre schlug er in die Schanze: er war der Erste, der gegen sein eignes Gesetzbuch, gegen die goldene Bulle, handelte. Diese wußte nichts von der Wahl eines römischen Königs noch bei Lebzeiten des Kaisers. Karl aber in seiner Aengstlichkeit, in der Besorgniß, nach seinem Tode würden die Kurfürsten ganz anders handeln, wollte Alles noch bei seinen Lebzeiten in die gehörige Reihe bringen, und umging daher die Bestimmung seines eigenen Gesetzbuches. Die Kurfürsten wollten aber, wie zu erwarten, auf seinen Wunsch nicht eingehen. Mehrere Jahre lang pflog er deßhalb mit ihnen Unterhandlungen: als nichts anderes half, so bestach er sie mit ungeheuren Summen und Bewilligung sonstiger Vortheile auf Kosten des Reichs. Nun versprachen sie zwar für sich selber, den Sohn des Kaisers wählen zu wollen, äußerten aber Bedenken, ob nicht diese Wahl von den andern Fürsten angegriffen würde. Karl, um sicher zu gehen, glaubte daher auch diese für die Wahl seines Sohnes gewinnen zu müssen: er bestach also die bedeutendsten und einflußreichsten unter ihnen entweder gleichfalls mit Geld oder mit Verleihung von allerlei Gnaden und Freiheiten, Landvogteien, Verpfändungen und so weiter. Aber auch jetzt hielt er sein Werk für noch nicht ganz gesichert: möglicherweise konnte ja der Papst gegen die Wahl, die vermittelst so offenbarer Bestechung zu Stande gekommen, Einspruch erheben. Daher glaubte er sich zum Voraus der Einwilligung des Papstes versichern zu müssen, auch hier im Widerspruch mit der goldenen Bulle handelnd. Die Einwilligung des Papstes erhielt er denn auch, und so wurde endlich sein Sohn Wenzel am 10. Juni 1376 von den Kurfürsten wirklich zum römischen Könige erwählt. Karl sah nun alle seine Wünsche erfüllt: und um ja nichts zu vergessen, was zur Befestigung der Stellung seines Nachfolgers dienen konnte, so schloß er im Namen seines Sohnes mit allen Nachbarn der lützelburgischen Besitzungen alle möglichen Verträge zur Bewahrung gegenseitiger Freundschaft und Unterstützung. Der Kaiser hatte, wie es

schien, allen Scharfsinn, alle Umsicht, alle Menschenkenntniß, die er in so hohem Grade besaß, aufgeboten, zur Erreichung seines Zieles und zur Sicherung der für die Größe seines Hauses aufgebauten Entwürfe.

---

19. Anfänge des schwäbischen Städtebundes. Karl's IV. Tod.

Aber es begegnet nicht selten, daß die gescheidesten Menschen gerade aus Uebermaß der Gescheidigkeit eine Dummheit begehen, indem sie bei ihren Berechnungen die allernatürlichsten und gewöhnlichsten wirkenden Ursachen und Möglichkeiten übersehen. Karl war ohne Zweifel einer der schlauesten Staatsmänner seiner Zeit, aber er fehlte darin, daß er, wie dies wohl bei geistig hochbegabten Menschen zu geschehen pflegt, die Wirkungen seiner feinen wohlangelegten, auf die schlechtesten Triebe im Menschen rechnenden Staatskunst überschätzte und eines Theils denen, die er zu überlisten suchte, zu wenig Verstand und Spürvermögen zutraute, um seine eigentlichen Absichten zu entdecken und zu vereiteln, anderen Theils es verschmähte die Volkskraft, die einzige Macht, auf die er sicher hätte rechnen können, zu seinem Bundesgenossen zu wählen, vielmehr sie von sich stieß und beleidigte. Es war ein großer Fehler, daß Karl Alles auf einen Wurf setzte, nämlich die Nachfolge seines Sohnes zu erzielen, und daß er diesem Ziele zu Liebe Alles in die Schanze schlug, was die Staatskunst seiner Vorgänger als Bollwerk für die kaiserliche Macht angesehen hatte. Wie? wenn die Fürsten sich gegen Wenzel empörten und ihn absetzten? Und die außerordentliche Vermehrung ihrer Macht, welche sie Karln verdankten, war eher geeignet, sie dazu zu bestimmen, als sie davon abzuhalten. Was dann? In einem solchen Falle konnten ihm nur die demokratischen Kräfte helfen. Diese aber hatte Karl dem Kaiserthum entfremdet. Aber die Bedeutung eben dieser demokratischen Kräfte mißkannte er nicht ungestraft. Denn von ihnen ging gerade jetzt, wo Karl am Ziele zu sein wähnte, eine Bewegung aus, welche sein ganzes künstlich angelegtes Gebäude über den Haufen zu werfen drohte und ihn

nöthigte, noch in den zwei letzten Jahren seiner Regierung eine andere Staatskunst zu befolgen. Das war der Widerstand, der von den schwäbischen Städten ausging, an welchen sich baldigst eine großartige Erhebung des ganzen süddeutschen Bürgerthums anschloß.

Wie wir bereits oben erwähnt, übergab Karl die Landvogtei von Niederschwaben im Jahre 1348 dem Grafen Eberhard von Würtemberg. Dieser benutzte aber die Landvogtei zu vielerlei Bedrückungen der Städte. Sie schlossen daher schon 1348 einen Bund mit einander, um sich gegen die Uebergriffe des Grafen zu schützen, 1350 wurde derselbe erweitert, und es drohte schon damals zu einem heftigen Kriege zwischen den schwäbischen Städten und Würtemberg zu kommen. Die Städte hatten einen Rückhalt an dem Pfalzgrafen am Rhein, mit welchem Eberhard wegen Ladenburg in Händel gekommen war: der Pfalzgraf unterstützte die Städte und wiegelte sie gegen Würtemberg auf. Der schwäbische Städtebund nahm aber bald eine so bedenkliche Haltung an, daß die benachbarten Fürsten und Herren, wenn sie auch Feinde Würtembergs waren, darüber erschracken und Alles aufboten, um das weitere Umsichgreifen der städtischen Bewegung zu hindern. Sie rüsteten sich ebenfalls: der Kaiser stellte endlich die Ruhe her. Er beabsichtigte damals den Zug gegen Zürich, der einen so schlechten Ausgang nahm. Aber bald darauf brachen die Feindseligkeiten zwischen Würtemberg und den Städten wieder aus. Der Kaiser suchte nochmals Frieden zu stiften, da ihm aber die Städte, als einem offenbaren Beschützer des Grafen, mißtrauten, so zögerten sie, auf seine Vorschläge einzugehen. Besonders Eßlingen bewies sich widerspenstig. Gegen diese Stadt bot nun Karl den Grafen von Würtemberg auf: er selbst war bei dem Heere, was die Stadt belagerte. Sie mußte sich endlich fügen und zur Strafe ihres Ungehorsams dem Kaiser siebzigtausend Gulden zahlen und dreißigtausend dem Grafen Eberhard. Dies geschah 1359.

Aber schon das Jahr darauf trat eine Wendung ein. Das gute Verhältniß zwischen dem Kaiser und Eberhard löste sich auf, als dieser sich mit dem Herzog Rudolf von Oesterreich verbündete. Jetzt fanden die Städte mit ihren Klagen gegen Eberhard beim Kaiser Gehör. Eberhard wurde zum Frieden ermahnt; als er nicht darauf achtete, bot der Kaiser das Reich gegen ihn auf und demüthigte ihn mit Hülfe der Städte, worauf ihm die Land-

vogtei genommen wurde. Endlich schienen die Städte wieder aufathmen zu können.

Indessen die Feindschaft zwischen Karl und Eberhard dauerte nicht lange. Schon im Jahre 1361 erfolgte eine Aussöhnung unter den oben schon angeführten Bedingungen und nach einigen Jahren erhielt Eberhard auch die Landvogtei wieder. Anlässe zu Streitigkeiten fehlten nun wieder nicht. Ein besonderer ergab sich aber aus dem Kriege Eberhard's gegen die Schlegler. Der Graf von Würtemberg hatte nämlich als ein aufstrebender Fürst viele Feinde unter seinen Standesgenossen, besonders aber unter dem niederen Adel. Diese schlossen einen Bund mit einander, welcher der Bund der Schlegler oder Martinsvögel hieß und besonders gegen Würtemberg gerichtet war. Der Graf von Eberstein, das Haupt der Schlegler, überfiel einstmals den Grafen Eberhard im Wildbade, und nur mit genauer Noth entging dieser der Gefangenschaft. Nun begann Eberhard den Krieg gegen die Schlegler als Landfriedensbrecher, unterstützt von Karl, seinem Lehensherrn, der denn auch die schwäbischen Städte zu seiner Unterstützung aufbot. Sie erschienen zwar, aber leisteten unwillig Hülfe, und ihr Verhalten in diesem Kriege war daran schuld, daß er nicht den von Eberhard gewünschten Ausgang nahm. Die Fehde wurde endlich von Kaiser Karl beigelegt, aber Eberhard verzieh den Städten ihr Betragen nicht.

Nun schloß der Adel bald darauf einen Bund gegen die Städte. Diese erschracken anfangs und baten den Grafen Eberhard, welcher als Landvogt den Landfrieden zu wahren hatte, um Schutz gegen diese Verbindung. Er entließ aber die Städteboten barsch und ohne Trost. Daraus ersahen sie, daß es Würtemberg ebenfalls auf sie abgesehen habe und rüsteten sich. Um diese Zeit wurde ihr Feldhauptmann, der Graf von Helfenstein, von Edelleuten gefangen genommen, und zwar, wie die Städte glaubten, auf Veranlassung Eberhards. Sie boten große Summen für seine Befreiung: es war aber umsonst, vielmehr wurde der Graf in seinem Gefängnisse umgebracht. Nun rückten die Städte ins Feld. Eberhard aber kam ihnen zuvor, ehe sie sich vereinigt hatten, und überfiel einen Theil derselben bei Altheim, 1372, wo sie eine große Niederlage erlitten.

Als sich das Kriegsglück so gegen die Städte wandte, erklärte sich auch Karl wider sie. Er wollte einen Schiedsspruch in dieser

Sache thun, aber die Städte, welche seine Parteilichkeit kannten, nahmen ihn nicht an. Nun beauftragte Karl den Grafen Eberhard, gegen sie als Ungehorsame zu verfahren und sie zu züchtigen. Dies geschah in den Jahren 1373 und 1374. Eine Stadt nach der andern wurde von Eberhard und seinen Bundesgenossen bezwungen und furchtbar ausgepreßt: ein Theil dieser Erpressungssummen floß in die kaiserliche Kasse, ein anderer in die Eberhards unter dem Namen von Kriegskosten.

Die Städte waren für den Augenblick so gedemüthigt, daß sie nichts weiter unternahmen; nur Eßlingen wagte im Jahre 1375 noch einen Widerstand, wurde aber besiegt und noch einmal gebrandschatzt. Andere Städte, vierzehn an der Zahl, schlossen sogar mit Eberhard einen Bund zu gegenseitigem Schutze.

Unter solchen Umständen glaubte Karl schon noch mehr wagen zu dürfen. Er brauchte, um die Wahl Wenzels durchzusetzen, ungeheuere Summen. Diese sollten die Städte bezahlen. Sie wurden daher abermals sehr hoch besteuert; andere wurden versetzt und verpfändet: insbesondere erlaubte der Kaiser dem Grafen von Würtemberg, alle Reichspfandschaften in Schwaben an sich zu lösen, namentlich alle Schultheißen- und andere Aemter, die vom Reiche besetzt wurden, an sich zu kaufen. Dadurch wären die schwäbischen Städte, wenigstens zu einem großen Theile, in die Gewalt Würtembergs gekommen.

Dies zu verhüten, war eine Lebensfrage für die Städte. Sie erkannten augenblicklich, daß Karl entschlossen sei, sie den Fürsten zu opfern, um nur seinen Sohn zum Kaiser zu machen. Unter solchen Umständen konnten sie in Wenzeslaus auch nur einen Begünstiger des Fürstenthums erblicken. Sie waren also entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Angeregt von Ulm, schlossen 14 Städte am Bodensee, dem bald hernach noch weitere vier beitraten, nämlich Konstanz, Ueberlingen, Ravensburg, Lindau, St. Gallen, Buchhorn, Wangen, Isny, Kempten, Biberach, Memmingen, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Rotweil, Leutkirch, Kaufbeuern und Weil, einen Bund mit einander, des Inhalts, daß sie alle zusammenstehen wollten gegen Jedermann, der sie vom Reiche zu verdrängen und ihre Freiheit zu beeinträchtigen suche; auch wollten sie Wenzel nicht als König anerkennen, da sie wiederum geschätzt würden.

Der Kaiser war äußerst aufgebracht über diesen Widerspruch, der alle seine Pläne durchkreuzte. Er wollte ihn mit Gewalt brechen. Also zog er noch im Jahr 1376 mit einem großen Heere gegen Ulm, als die Anstifterin und Führerin des Bundes, um sie zur Unterwerfung zu zwingen. Beim Heere des Kaisers befand sich sein Sohn Wenzel, der Graf von Würtemberg, der Pfalzgraf Ruprecht, der Erzbischof von Mainz, der Bischof von Würzburg, der Burggraf von Nürnberg, der Graf von Werthheim, der Graf von Hohenlohe und noch viele andere Fürsten und Herren. Die Belagerung dauerte sechs Wochen, aber die Bürger vertheidigten sich so tapfer, daß an die Einnahme der Stadt nicht zu denken war. Der Kaiser zog also unverrichteter Dinge wieder ab, nachdem er einen Stillstand eingegangen. Nun wollte er auf einem Tage zu Nürnberg die Streitfrage ins Reine bringen. Die Städte erschienen aber nicht, sondern befehdeten den Grafen von Würtemberg, zerstörten einen Theil seiner Burgen und verheerten sein Gebiet. Jetzt sagte ein großer Theil des Adels und der Fürsten den Städten ab: die Herzoge von Baiern, von Teck, die Grafen von Hohenlohe, die fränkischen Grafen. Mit Einem Male erhob sich der Krieg in Schwaben, Baiern und Franken. Aber die Städte fochten tapfer gegen alle ihre Feinde und blieben im Vortheil. Eine der blutigsten Niederlagen erlitt der Graf von Würtemberg bei Reutlingen im Mai 1377, wo fast alle Edelleute erschlagen wurden, und der Sohn Eberhards selber, Ulrich, welcher das Heer der Herren anführte, mit genauer Noth der Gefangenschaft entging.

Diese Schlacht bei Reutlingen bildet in mancher Hinsicht einen Wendepunkt. Es waren kurz vorher Friedensunterhandlungen eingeleitet worden, sie wurden aber jetzt vom Grafen von Würtemberg abgebrochen, der sich für die Niederlage rächen wollte. Auf der andern Seite wuchs den Städtern dadurch der Muth und das Selbstgefühl. Der Bund der 18 Städte erweiterte sich zusehends, namentlich traten Nördlingen, Dinkelsbühl, Alen, Rotenburg an der Tauber, Weißenburg, Schweinfurt, Hall hinzu. Das Kriegsglück blieb den Städten treu, und noch im Jahre 1378 behaupteten sie das Uebergewicht gegen alle ihre Feinde.

Diese Entwickelung erschien Karln sehr bedenklich. Daß die Städte ihm abgeneigt waren, hatte er schon früher bei mehreren Gelegen-

heiten sehen können. In Basel, in Worms, in Eßlingen, in Mainz wurde er zu verschiedenen Zeiten von der Bürgerschaft nichts weniger, als mit Achtung behandelt. In Eßlingen und in Mainz erhob das Volk sogar einen Auflauf gegen ihn und seine Begleitung: kaum entging er selber persönlichen Beleidigungen. Solche Vorfälle waren bei der sonstigen Treue und Anhänglichkeit der Städte an die Kaiser ganz undenkbar, wenn nicht Karls ganzes Verhalten das tiefste Mißtrauen der städtischen Bevölkerung gegen ihn gerechtfertigt hätte. Namentlich die unteren Schichten derselben witterten überall bei ihm Verrath, da er, wie er die Städte überhaupt zurücksetzte, so besonders kein Freund der demokratischen Verfassungen war. Er begünstigte vielmehr die Geschlechter, wo er konnte, und so begann denn unter seiner Regierung da und dort eine Rückwirkung gegen die unter Ludwig dem Baiern so siegreiche Demokratie. Diese Vorliebe Karls für die alte Geschlechterherrschaft machte natürlich die Zünfte gegen ihn mißtrauisch, um so mehr, als man wußte, wie er seine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Städte zum Nachtheil der Demokratie zu Geldschneidereien zu benutzen pflegte. Hätte Karl etwas mehr auf die öffentliche Meinung gehalten, so konnten ihm diese Erfahrungen, die er zum Theil schon in der ersten Zeit seiner Regierung gemacht, Fingerzeige genug geben, wessen er sich von den Städten zu versehen hätte. Kurz vor dem Kriege der schwäbischen Städte waren nun noch andere Erfahrungen dazu gekommen. Wir haben mehrmals angegeben, wie Karl nach dem Tode des Erzbischofs von Mainz im Jahre 1373 dieses wichtige Erzstift dem bisherigen Bischof von Bamberg, Ludwig, zuzuwenden gedachte, und wie er auch den Papst für seinen Schützling zu gewinnen gewußt, obschon der größere Theil des Capitels den Adolf von Nassau gewählt hatte. Beide stritten nun um das Erzstift. Dieser Streit wurde auch in Thüringen ausgekämpft, wo das Erzstift Mainz ebenfalls Besitzungen hatte. Nun ergriff die Stadt Erfurt die Partei Adolfs. Sehr natürlich! Denn der von Karl begünstigte Ludwig war ein geborener Markgraf von Meißen, aus dem wettinischen Hause, welches mit den thüringischen Städten in beständigen Zwistigkeiten lebte. Erfurt fürchtete, unter diesem Erzbischof, welcher von seinen Brüdern so gut unterstützt werden konnte, seine Unabhängigkeit zu verlieren; es erkannte daher nicht Ludwig, sondern Adolf von Nassau

als Erzbischof an. Dafür sollte es denn von Ludwig und seinen Brüdern gezüchtigt werden: im Jahre 1375 wurde die Stadt belagert. Auch Karl, der die Stadt schon vorher wegen ihres Ungehorsams in die Acht gethan hatte, kam zu der Belagerung. Aber seine Gegenwart machte die Erfolge nicht besser. Erfurt konnte nicht eingenommen werden. Nach fünfmonatlicher Belagerung sah man sich zu einem Waffenstillstande genöthigt, und Karl ließ sich herbei, die Reichsacht wieder aufzuheben, natürlich aber gegen eine bedeutende Summe, die ihm die Erfurter zahlen mußten. Begegnete er nun hier dem offenen Trotze einer Stadt, die er durch Waffengewalt nicht zu beugen vermochte, so ging es ihm hoch im Norden nicht besser, obschon er hier nur als schlauer Unterhändler eine Niederlage erlitt. Ende des Jahres 1375 erschien er in Lübeck, in der Absicht, sich zum Haupte der Hanse machen zu lassen. Karl wollte nämlich seinen Landen die größten Handelsvortheile zuwenden: dies ging am leichtesten auf die angegebene Weise, wenn er sich der Leitung der Hanse, der wichtigsten und größten Handelsmacht jener Zeit, hätte bemächtigen können. Karl hegte diesen Plan, seitdem er sich in den Besitz der Mark Brandenburg gesetzt hatte. Um die Lübecker günstig dafür zu stimmen, ertheilte er ihnen schon 1374 große Freiheiten: dann beehrte er die Stadt mit seinem Besuche, und er entfaltete dabei alle mögliche Pracht und Herrlichkeit, um den Lübeckern zu zeigen, wie viel er auf sie halte. Während seines Aufenthaltes schmeichelte er dem Rathe auf das Aeußerste: er zog die Mitglieder desselben an seine Tafel, redete sie mit „Herren" an, was diese jedoch bescheiden ablehnten, und nannte sie seine kaiserlichen Räthe. Aber all' diese Schmeicheleien halfen nichts. Die Lübecker erwiesen ihm zwar alle schuldige Ehre, aber sie hüteten sich wohl, auf irgend einen seiner Vorschläge einzugehen, da sie wußten, wie sehr er nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht sei. Unverrichteter Dinge mußte er wieder abziehen.

Und nun erfolgte die große Bewegung der schwäbischen Städte. Karl fühlte endlich, daß er auf dem Punkte sei, das ganze Reichsbürgerthum gegen sich aufzubringen, und wie viel Kraft dieses zu entfalten vermöge, hatte er eben zur Genüge erfahren. Es war hohe Zeit einzulenken. Er sah, daß nichts übrig bleibe, als den Städten ihren Willen zu thun. Jedem Versuch, sie zu verpfänden

oder dem Fürstenthum preiszugeben, unter welchen Vorwänden auch immer, würden sie sich wiedersetzt haben. Und dieser Widerstand war nach den letzten Erfahrungen zu schließen, nicht zu überwinden: im Gegentheile, mit jedem Tage wurde er kräftiger, denn der Bund der Städte erweiterte sich zusehends. Daß aber dieser Bund auch seinem Sohne gefährlich werden mußte, wenn Karl fortfuhr, sich feindselig gegen die Städte zu bezeigen, war klar. Karl entschloß sich also einen Frieden zu vermitteln, der den Städten alles zugestand, was sie verlangten. Am 30. August 1378 kam er zu Stande. Zufolge dieses Friedens wurde dem Grafen von Würtemberg die Landvogtei wieder entzogen, so wie alle Vergünstigungen widerrufen, die ihm zum Nachtheil der Städte ertheilt worden waren. Die Landvogtei bekam der Herzog Friedrich von Baiern.

Der Abschluß dieses Friedens, welcher den Sieg der Städte in so auffallender Weise beurkundete, war die letzte bedeutende Handlung Karls IV. Einige Monate darauf, im November 1378, starb er, in einem Alter von 63 Jahren. Er hinterließ drei Söhne, Wenzel, Sigmund und Johann. Unter diese theilte er seine Länder: ein merkwürdiges Beispiel von Mangel an Folgerichtigkeit in der Staatskunst dieses sonst so verständigen Kaisers. Die lützelburgische Hausmacht überwog nur dann die aller anderen deutschen Fürsten, wenn sie vereinigt blieb. Getrennt verfiel sie dem Schicksale der übrigen deutschen Fürstenthümer, wo, wie wir gesehen haben, die Mitglieder eines und desselben Hauses oft in die größten Zwiespälte geriethen und eine gemeinsame Staatskunst unmöglich machten. Die Früchte aller Mühen und Sorgen dieses für die Zukunft seines Hauses so rastlos thätigen Kaisers schienen also durch diesen seinen letzten Willen in Frage gestellt. Aber auch diese Handlung Karls war das Ergebniß einer Selbsttäuschung. Er hoffte, seine Kinder, wie überhaupt alle Mitglieder seiner Familie würden so zusammenhalten, als ob sie von dem nämlichen Geiste beseelt seien. So bekam denn Wenzel das Königreich Böhmen, Sigmund die Mark Brandenburg, Johann einen Theil der Lausitzen unter dem Namen Stadt und Land Görlitz. Mähren hatte Karl früher schon seinem Bruder Johann abgetreten: und nach dessen Tode fiel die Mark an seine Söhne Jost und Prokop. In Lützelburg herrschte Karls jüngster Bruder Wenzel, der erst im Jahre 1382 starb.

20. Wenzel. Emporkommen des großen Städtebundes.

König Wenzel trat die Regierung des deutschen Reichs unter äußerst schwierigen Verhältnissen an. Durch die Staatskunst seines Vaters waren die Fürsten rechtlich und thatsächlich mächtiger geworden wie je. Durch den Widerstand der Städte aber, welchen Karl zuletzt Rechnung zu tragen genöthigt wurde, verlor er die günstige Gesinnung der Fürsten, wenn sie je vorhanden war, und sie trugen den Aerger, den sie über die in den letzten Jahren von Karl's Regierung erfolgte Begünstigung der Städte empfanden, auf den neuen König über. Auch hegten sie gegen ihn, dessen Wahl sein Vater unter Aufwand so ungeheurer Mittel endlich durchgesetzt hatte, von vornherein ein nicht ganz ungerechtfertigtes Mißtrauen. Und Wenzel sollte bald diese unfreundliche Gesinnung der Fürsten erfahren. Den ersten Reichstag, welchen er nach Nürnberg ausschrieb, besuchten sie nicht einmal: sie verlangten, daß er in Frankfurt gehalten werde, und Wenzel sah sich genöthigt nachzugeben. Ein aufmerksamer Beobachter konnte nicht schwer zu der Wahrnehmung gelangen, daß die Fürsten nach wie vor keine Freunde der kaiserlichen Macht seien, daß die Kaiser in ihnen sogar die entschiedensten Gegner zu gewärtigen hätten. Wenzel selbst muß diese Beobachtung sehr frühe gemacht haben; denn wir entdecken an ihm eine unruhige Angst vor Absetzung, ja vor Vertreibung aus seinen Erbstaaten, die ihn nie verließ, bis sie sich in der That erfüllte. Unter solchen Umständen war es wohl am gerathensten, die Staatskunst wieder aufzunehmen, welche die früheren Kaiser geübt, nämlich sich an die Städte anzuschließen. Diese hatten durch ihre letzten Erfolge gezeigt, was sie vermochten, selbst wenn sie allein standen: was war erst zu erwarten, wenn sich der Kaiser mit ihnen verband! Freilich waren die Dinge schon soweit gediehen, daß an eine friedliche Entwickelung nicht mehr zu denken war: die Frage, ob das Fürstenthum oder das Kaiserthum die Oberhand behalten sollte, konnte jetzt nur noch durch Gewalt entschieden werden: die Entscheidung aber fiel nur dann zu Gunsten des letzteren aus, wenn die Demokratie für dasselbe in die

Schranken trat; und dann freilich wurde, wie wir schon oft angedeutet, das Kaiserthum demokratisch.

War aber Wenzel der Mann dazu, um eine so großartige durchgreifende Staatskunst zu befolgen?

Wenzel war unstreitig ein Fürst von nicht gewöhnlichen Anlagen. Von seinem Vater hatte er den scharfen Verstand, die Beobachtungsgabe, die rasche Auffassung der Verhältnisse. Ja, er übertraf sogar seinen Vater noch in manchen Dingen: so dachte er z. B. über Religion viel freier, als dieser, und selbst über das Fürstenthum, scheints, gab er sich nicht den Täuschungen hin, welche Karl'n zu einer so unseligen Handlungsweise verführten. Dazu kam, daß ihn sein Vater sehr frühe in die Geschäfte eingeweiht und ihm einen Schatz von Lebenserfahrungen hinterlassen hatte, wie sich dessen ein Mensch in seinem Alter — er war erst 17 Jahre alt — selten erfreut. Aber Wenzel fehlte es dagegen vollständig an jener Thatkraft, welche erforderlich ist, um große staatliche Ziele zu verfolgen. Auch entbehrte er bei allem Verstande doch des Ernstes und einer sittlichen Grundlage. Wenzel war vielmehr das, was wir eine frivole Natur nennen, die wohl die Schwächen der Menschen, ihre Thorheiten und selbstsüchtigen Beweggründe durchschaut, sich aber selber nicht zu einer edleren, folgerichtigen, selbstbewußten, von niederen Trieben freien Handlungsweise aufschwingen kann. Viel mag allerdings seine Erziehung verschuldet haben. Gar zu frühe wurde er mit Ehren und Würden überhäuft; denn kaum hatte er die Windeln verlassen, ließ ihn sein Vater zum König von Böhmen krönen, ihm die Huldigung leisten und dann alle öffentlichen Urkunden mit unterschreiben. Dann führte er ihn noch als Knabe in die Geschäfte ein: zu einer Zeit, wo andere ihre Jugend genießen und sich austoben, mußte Wenzel lernen und sich abmühen. Diese verfrühte Ueberspannung der Kräfte rächte sich später: als Wenzel selbstständig geworden, holte er das ein, was ihm früher versagt war: zu einer Zeit, wo er an ernstere Geschäfte denken sollte, ergab sich allerlei Liebhabereien und Vergnügungen, zuerst der Jagd, nachher dem Trunk und der Völlerei. Das war für ihn etwas Neues: die Staatsgeschäfte aber hatte er satt bis an den Hals: sie waren nicht fähig, seine Lebensgeister aufzuregen, ihn zur Verfolgung großer Plane anzuspornen. Nicht, als ob er sich gar nicht mit ihnen abgegeben,

oder als ob er nicht fähig gewesen wäre, die Lage der Dinge zu überschauen. Einzelne Aeußerungen, die uns von ihm aufbewahrt sind, beweisen, welch richtigen Blick er hatte; aber es scheint fast, als ob er sich damit begnügt hätte, da und dort ein treffendes Witzwort auszusprechen und es belachen zu lassen, dann aber die Dinge gehen zu lassen, wie sie gingen. Rafft er sich einmal zu einer großen Thatkraft auf, sinkt er im nächsten Augenblick wieder zurück. In Wenzel's ganzem Wesen herrschte übrigens viel derb Komisches vor: er erinnert auffallend an die Volksbücher jener Zeit. So haben uns die Chroniken mancherlei Späſſe von ihm aufbewahrt, die ganz gut zu dem Pfaffen von Kalenberg passten: selbst die unflätige Verspottung religiöser Gebräuche spielt eine Rolle dabei. So wird als Vorbedeutung für das, was später aus ihm werden sollte, erzählt, daß er bei seiner Taufe, die sein Vater zu Nürnberg unter nie gesehener Pracht im Beisein der ersten und mächtigsten Fürsten des Reichs hatte vollziehen lassen, das Taufbecken beschmutzt habe. Als Fürst machte es ihm ein sonderliches Vergnügen, die Leute prellen zu lassen. Wenn er ausging, ließ er sich daher immer ein Tuch nachtragen. Er bezeichnete dann diesen und jenen von den Menschen, die ihm begegneten. Die wurden von seinen Leuten gepackt, auf das Tuch gelegt, in die Luft geschleudert, wieder aufgefangen und diese Bewegung so lange fortgesetzt, bis er genug hatte. Auch hetzte er gerne seine großen Hunde auf die Vorübergehenden und lachte dann, wenn sie gehörig gebissen wurden. Man sieht: in diesen Liebhabereien liegt viel Uebermuth und rücksichtsloseste Laune, ja Grausamkeit. Auch haben diese und ähnliche Thatsachen die Veranlassung gegeben, daß er von den Zeitgenossen als ein Tyrann verschrien wurde. Man vergaß aber dabei, daß er nur in einzelnen Fällen seiner Laune den Zügel schießen ließ, aber nicht daran dachte, die Willkürherrschaft als Grundsatz in seine Regierung einzuführen: sein Erbland ist vielmehr unter ihm viel weniger gedrückt gewesen, als unter seinem Vater. Auch darf man nicht außer Augen lassen, daß ein nicht geringer Theil seiner mitunter grausamen Handlungen gegen Pfaffen verübt wurde, die er nicht leiden konnte, und deren schamlose Sitten er mit Gewalt verbessern wollte: die Pfaffen aber schrieben damals noch größtentheils die Chroniken. Daß sie nicht gut auf ihn zu sprechen sind, ist daher begreiflich. Fassen wir aber alle Züge zusammen,

die uns von Wenzel überliefert worden sind, so finden wir, daß seine Natur eine innerliche Beziehung zu den demokratischen Bestrebungen der Zeit hatte, daß er deßhalb nicht so schwer zu bestimmen war, sich an dieselben anzuschließen. Freilich trat dann wieder als Hinderniß sein Mangel an einer sittlichen Grundlage, an Thatkraft, an entschiedenem Willen entgegen. Daher ging es jeder Partei schlecht, die sich mit ihm verband, und die auf ihn mit Bestimmtheit rechnete. In diesem Falle befanden sich die Städte.

Der entscheidende Sieg der Städte, ihre großen Erfolge, die Erweiterung des schwäbischen Bundes, der von Tag zu Tag eine größere Ausdehnung und größeres Ansehen gewann, machte die Fürsten sehr besorgt. Sie suchten von nun an der von den Städten drohenden Gefahr ernstlich zu begegnen. Dabei schlugen sie eine doppelte Handlungsweise ein. Einmal suchten sie sich mit den Städten in gutes Vernehmen zu setzen, Freundschaft mit ihnen zu schließen, sich in ihren Bund aufnehmen zu lassen. Dies war immer der Fall, wenn sie vor den Waffen der Städte erlegen waren, oder wenn sie ihre Hülfe brauchten. Zweitens aber verfuhren sie feindselig gegen sie, griffen sie an, trachteten sie zu vergewaltigen. Dies geschah immer, wenn sie sich stark genug fühlten. Die Städte ihrerseits befolgten die nämliche Handlungsweise wie die Fürsten. Da sie den Krieg nicht als Geschäft betrieben, wie der Adel, sondern nur gezwungen zur Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten die Waffen ergriffen, so war es ihnen immer lieb, wenn wieder Friede wurde, und sie ergriffen daher die zur Aussöhnung gebotene Hand mit Freuden. Erst bei den wachsenden kriegerischen Erfolgen und bei den unzweideutigen Absichten der Fürsten sehen wir allmählig eine andere Ansicht der Dinge bei ihnen Platz greifen: sie glaubten nur angreifend zu Werke gehen und jenes Ziel, das ihnen schon seit den Zeiten Ludwig des Baiern vorschwebte, auf eine gewaltsame Weise verfolgen zu müssen.

Noch zu den Lebzeiten Karl's IV. hatte sich der Herzog Leopold von Oesterreich, der Bruder Rudolf's IV., der nun in seine Plane und Entwürfe einzutreten schien, an die Städte angeschlossen und ihnen selbst in dem Kriege gegen Würtemberg geholfen. Er wollte sich in den oberen Landen vergrößern und suchte deßhalb die Freundschaft der Städte. Diese nahmen die Bundesgenossenschaft gegen

den gefährlichen Eberhard sehr gerne an. Aber Leopold verrechnete sich, wenn er glaubte, daß sie seinen sonstigen Planen nicht hinderlich wären. Im Februar 1379 wurde er von Wenzel zum Landvogt in Ober- und Niederschwaben ernannt: wahrscheinlich war dies noch bei Lebzeiten seines Vaters ausgemacht worden, welcher, da er sich den mächtigen Eberhard zum Feind gemacht, in jenen Gegenden wenigstens das andere mächtige Haus durch Dankbarkeit an sich fesseln wollte. Auch besorgte er keinen Widerspruch von Seiten der Städte, da Leopold ja mit diesen gegen Würtemberg gekämpft hatte. Aber die Städte, welche zwar das Bündniß mit Leopold nicht abgelehnt, wußten doch gegen seine Landvogtei gar Vieles einzuwenden. Sie erkannten ihn nicht an. Ebenso, wie sie, mußten aber auch die benachbarten Fürsten darauf bedacht sein, die Vergrößerung des Hauses Habsburg, die ihnen so gefährlich werden konnte, zu verhüten. Daher traten im Juli 1379 die schwäbischen Städte einerseits und andererseits die Pfalzgrafen am Rhein, die Herzoge von Baiern und die Markgrafen von Baden in einen Bund miteinander, welcher offenbar gegen Leopold gerichtet war, wenn er auch nicht genannt wurde. In der That mußte Leopold vorderhand auf die Uebernahme der Landvogtei verzichten.

Dieser neue Erfolg der Städte bewog nun einen großen Theil der Fürsten und des Adels, sich gegen sie in eine entschiedenere Verfassung zu setzen. In den Jahren 1379 und 1380 erhebt sich unter den Landherren und Rittern von Hessen, der Wetterau, am Rhein, Franken, Schwaben und Baiern eine außerordentliche Bewegung. Es wurden von ihnen eine Menge von Gesellschaften gegründet, vom Falken, vom Panther, vom Horn, von St. Georg, von St. Wilhelm. Unter allen die bedeutendste aber war die vom Löwen, welche in der Wetterau 1379 entstanden und von den Grafen von Wyd, Katzenellenbogen, Nassau, Isenburg und mehreren anderen Edeln errichtet, in Kurzem sich über den ganzen Oberrhein, Schwaben und Baiern erstreckte und den größten Theil des Adels vereinigte. Auch der Graf von Würtemberg schloß sich an diesen Bund an, er wurde sogar eines seiner Häupter. Wie gefährlich dieser Bund den Städten war, konnten sie alsbald erkennen. Im Jahre 1380 befehdete er Frankfurt und bedrängte es so sehr, daß es sich zu einem unvortheilhaften Frieden und zur Bezahlung einer bedeu-

tenden Geldsumme verstehen mußte. Der Graf von Würtemberg war auch bei diesem Kriege thätig. Aber auch in anderen Gegenden nahm jetzt der Adel gegen die Städte eine feindseligere Haltung an. Räubereien und Plackereien wurden immer häufiger: die Fürsten gaben allerlei Veranlassung zu Händeln: kurz die Städte ersahen, daß es auf einen allgemeinen Schlag gegen sie abgesehen sei. Und wenn sie es nicht selber gesehen hätten, so wurde es ihnen unter der Hand, wie es scheint, von König Wenzel selber mitgetheilt. Diesem großen Bunde der Herren konnten die Städte nur in ihrer Vereinigung widerstehen. Dies wurde ihnen allen klar, und so erwachte denn in ihnen der Gedanke zur Schließung eines großen Städtebundes. Der Gedanke ging von den schwäbischen Städten aus, und zwar von Ulm, der Führerin des schwäbischen Städtebundes. Dieser wandte sich zunächst an die rheinischen Städte, die ihren Bund immer von Zeit zu Zeit wieder erneuert hatten. Hier wollte man anfangs nicht recht daran: von Straßburg namentlich wird uns berichtet, daß ein Theil der Bürgerschaft, besonders die alten Leute, von dem Bunde abgemahnt hätte. Zuletzt überwog aber doch die andere Partei, und so wurde denn am 14. Juli 1381 der Bund abgeschlossen, zunächst zwischen einundvierzig Städten. Es waren Augsburg, Ulm, Konstanz, Eßlingen, Reutlingen, Rotweil, Weil, Ueberlingen, Memmingen, Biberach, Ravensburg, Lindau, St. Gallen, Pfullendorf, Kempten, Kaufbeuern, Leutkirch, Isny, Wangen, Buchhorn, Gemünd, Hall, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg, Nördlingen, Dinkelsbühl, Rotenburg an der Tauber, Giengen, Bopfingen, Aalen, Weil im Thurgau, Buchau, Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt, Hagenau, Weißenburg, Pfeddersheim. Noch in demselben Jahre trat Regensburg, Schlettstadt und Oberehenheim hinzu, erst später (1384) Nürnberg und die übrigen fränkischen Städte Windsheim, Schweinfurt, Weißenburg.

Durch den Abschluß dieses großen Bundes, der sich von Jahr zu Jahr erweiterte und in seiner höchsten Ausdehnung gegen siebzig Städte umfaßte, traten die Städte in eine umfassendere großartigere Staatskunst ein. Denn der Zweck des Bundes war nicht blos gemeinsame Abwehr der Angriffe, welche auf das Bürgerthum unternommen wurden, sondern, um es kurz zu sagen, Sturz oder wenigstens Schwächung der Fürstenthümer und Umgestaltung der öffentlichen

Zustände im demokratischen Sinne. Dieser große Plan konnte freilich nur unter zwei Bedingungen erreicht werden; erstens, wenn alle demokratischen Kräfte im ganzen Reiche sich verbanden, also die gesammten Städte, nicht nur die Reichs-, sondern auch die Landstädte, im Norden und im Süden, ferner alle freien Landgemeinden, wie die Friesen, die Dithmarsen, die Schweizer und endlich die Bauernschaften überhaupt; zweitens, wenn der König auf den Bund einging und sich an die Spitze desselben stellte. Was das Erste anbetrifft, so scheinen die Urheber des Bundes die Nothwendigkeit einer solchen Vereinigung der gesammten demokratischen Kräfte nicht nur erkannt, sondern sie auch angestrebt zu haben. Es gelang ihnen zunächst, alle Städte in Schwaben, in Baiern, in Franken, am Rhein, in der Wetterau in den Bund zu vereinigen. Daß sie auch die schweizerische Eidgenossenschaft hineinzuziehen suchten, werden wir später noch sehen. Und wir müßten uns sehr irren, wenn sie nicht den Versuch gemacht hätten, sich auch mit den nordischen Städten in Verbindung zu setzen. Sichere Beweise darüber fehlen uns freilich. Wir können es nur aus einzelnen Thatsachen schließen *). Aber die nordischen Städte, welche sämmtlich zur Hanse gehörten und von der Staatsklugheit derselben abhängig waren, gingen auf einen solchen Antrag, wenn er je gemacht worden sein sollte, nicht ein. Sie waren von ganz anderen Beweggründen geleitet, wie die oberdeutschen Städte. Die Haupttriebfeder war bei ihnen der Handel: die-

*) Dazu gehört Folgendes. Die Chronik Detmars, welche auf Veranlassung des lübeckischen Rathes am Ende des vierzehnten Jahrhunderts niedergeschrieben wurde, enthält über die Anfänge des schwäbischen Bundes (1376) so viel Einzelnes — namentlich die Thatsache, daß der Gedanke zum Widerstande gegen Karl und zu einer großen Verbindung der Städte von dem Bürgermeister von Ulm ausgegangen sei, hat unter allen gleichzeitigen Chroniken diese ganz allein — daß man daraus auf engere Beziehungen schließen muß. Ich stelle mir die Sache so vor, daß der Städtebund Gesandte nach Lübeck schickte, um eine Verbindung zu betreiben, und daß bei dieser Gelegenheit Alles erzählt wurde, wie es bei den Anfängen des Bundes hergegangen. Eine fernere Thatsache ist folgende. Als im Jahre 1388 die westphälische Stadt Dortmund von den Fürsten belagert wurde, erscheinen als die Feinde dieser Stadt außer den benachbarten Fürsten und Herren noch alle Diejenigen, welche mit dem oberdeutschen Städtebunde in Fehde lagen. Wie ist diese Thatsache anders zu erklären, als daraus, daß auch Dortmund in irgend einer Verbindung mit dem oberdeutschen Bunde gestanden oder daß die Fürsten wenigstens vermutheten, daß dieses der Fall sei.

sern mußten alle anderen Rücksichten nachstehen. Sie hatten eben erst den Krieg mit Dänemark auf eine so glorreiche Weise geendet: sie waren nun daran, die früheren Beziehungen wieder anzuknüpfen und Alles in das gehörige Geleise zu bringen. Eine so großartige Bewegung, wie sie der Plan der oberdeutschen Städte beabsichtigte, welche ohne Krieg nicht zum Abschluß zu bringen war, paßte nicht in ihren Kram. Es kam aber noch etwas Anderes dazu. Die oberdeutschen Städte hatten mit wenig Ausnahmen demokratische Verfassungen. Die Hanse aber war, wie wir früher schon dargethan, dieser Verfassungsform abgeneigt und verfolgte sogar darauf bezügliche Bestrebungen mit Strenge und Härte. Sie mochte nun Anstand nehmen, sich mit Städten in Verbindung zu setzen, in denen die Demokratie so glänzende Erfolge gehabt: denn eine Rückwirkung auf die eigene Bevölkerung war sicher vorauszusehen. Und merkwürdigerweise erhoben sich gerade um die Zeit der Entstehung des großen Städtebundes demokratische Bewegungen in den norddeutschen Städten. Lübeck selber, das Haupt der Hanse, war in den Jahren 1381 bis 1384 der Schauplatz von sehr gefährlichen zünftischen Umwälzungsversuchen. Andere Städte folgten. Die Vermuthung liegt sehr nahe, daß diese zünftischen Bewegungen in den Hansestädten in irgend einem Zusammenhange mit dem großen Städtebunde standen. Sei es, daß die Zünfte aus Aerger darüber, daß die Aristokratie den Anschluß an diesen zurückgewiesen, sich erhoben, oder sei es, daß der oberdeutsche Bund in irgend einer Weise diese zünftischen Bewegungen veranlaßt hätte: denn sowie die dortigen Regierungen gestürzt wurden und die Demokratie ans Ruder kam, so war auch der Anschluß an den Bund zu erwarten. Sei dem aber wie ihm wolle, diese zünftischen Bewegungen im Norden hatten damals keine Erfolge: bis zur Mitte des Jahrzehends waren sie wieder alle überwunden, und nach der Dämpfung dieser Unruhen waren die Regierungen der Hansestädte noch viel weniger geneigt, sich an den oberdeutschen Bund anzuschließen.

Diese Thatsache benahm dem oberdeutschen Bund eine beträchtliche Aussicht auf große allgemeine Erfolge. Indessen, was hier verloren war, konnte durch den Anschluß des Königs wieder gewonnen werden. Und Wenzel war dem Städtebund nicht abgeneigt, ja er scheint sogar einen nicht geringen Antheil an seinem Abschlusse

gehabt zu haben. Die große Bewegung, welche Fürsten und Adel ergriffen hatte, die weitverzweigten Bündnisse, in die sie sich eingelassen, machten ihn besorgt. Er glaubte dieser drohenden Verbindung eine andere entgegensetzen zu müssen und förderte daher den Städtebund. Und dieser letztere entfaltete sofort eine so außerordentliche Stärke und Kraft, daß die Besorgnisse vor dem Fürstenthume bald wieder verschwanden.

Noch im Jahre 1381 kam es zu einem allgemeinen Kriege zwischen dem Städtebund und den Gesellschaften. Er wurde am Rhein, in der Wetterau, in Franken, Schwaben und Baiern geführt. Die Städte waren überall im Vortheile. Sie brachen die Burgen des räuberischen Adels, verheerten das Gebiet der feindlichen Fürsten, schlugen ihre Schaaren und erfüllten sie mit Angst und Besorgniß. Die Herren entschlossen sich daher zum Frieden. Er wurde durch den Herzog Leopold von Oesterreich vermittelt. Dieser war staatsklug genug, seinen Aerger über die letzte Weigerung der Städte, ihn als Landvogt anzuerkennen, zu verwinden und die Vortheile, welche er aus dem Bunde mit den Städten zu ziehen hoffte, auf einem anderen Wege zu suchen. Er näherte sich also den Städten und brachte endlich, am 9. April 1382, zwischen ihnen, Würtemberg und den Adelsgesellschaften einen Frieden und Bündniß zu Stande. Zu diesem Bündniß entschlossen sich die Herren nur, weil sie im Nachtheil gewesen waren, und weil sie unter seinem Schirme die Städte abhalten zu können hofften ihre größeren Plane zu verfolgen. Dies merkten auch die rheinischen Städte, darum traten sie dem Frieden nicht bei. Es sind überhaupt nur vierunddreißig Städte, welche ihn abschlossen. Uebrigens lautete er nur auf ein Jahr, und die ganze Abfassung desselben scheint mir darauf hinzudeuten, daß er nicht ernstlich gemeint gewesen und daß er eigentlich nur als eine Art Waffenstillstand zu betrachten sei. Auch kümmerten sich die Städte nicht viel um seinen Inhalt. Sie hatten sich darin zu allerlei Beschränkungen des Pfahlbürgerthums herbeigelassen, dachten aber nicht daran ihren Versprechungen nachzukommen. Im Gegentheile: seitdem nahm das Pfahlbürgerthum eine immer größere Ausdehnung: es war die Zeit, wo ganze Dörfer und Landstädte sich das Bürgerrecht zu erwerben suchten und von den Städten aufgenommen wurden. Der Bund mit den Adelsgesellschaften trug auch dazu bei, sie in der öf-

feindlichen Meinung zu heben; denn sie fühlte bald heraus, was die eigentliche Triebfeder desselben gewesen. Von Tag zu Tag erweiterte sich das Ansehen des Städtebundes: er erwarb sich besonders durch Verfolgung der ritterlichen Räuber, durch Säuberung der Straßen von diesen Wegelagerern, durch möglichste Herstellung der Sicherheit des Verkehrs große Verdienste. In der That: seit langer Zeit wurde in Deutschland die öffentliche Ordnung nicht so kräftig und erfolgreich gehandhabt, als seitdem die Städte die Sorge dafür übernommen. Auch pflegten sie nicht viel Federlesens zu machen. Gerieth einmal ein räuberischer Edelmann in ihre Hände, so knüpften sie ihn auf an dem nächsten besten Baum, er mochte noch so viel Ahnen zählen. Selten, daß sie es für nöthig hielten ein gerichtliches Verfahren vorausgehen zu lassen. Die Kraft und Entschiedenheit, welche der Bund allenthalben entfaltete, hatte nun nicht blos zur Folge, daß sich die Unterthanen der Landesherren unter seine Fittige begaben, sondern selbst ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit befand sich dazu bewogen. Denn hier fand man am ersten und sichersten Schutz wider gewaltigere Gegner. Der Adel und das Herrenthum war auf dem Wege, sich in zwei Lager zu theilen: der eine Theil blieb noch der abgesagte Feind der Städte, der andere aber, welcher die Zeit begriffen, glaubte sich an die neu aufkommende Macht der Demokratie anschließen zu müssen. Dieser zog entweder ganz in die Städte oder er gab sich mit seinen Besitzungen in ihren Schutz, lieh ihnen seine kriegerische Kraft, öffnete ihnen seine Burgen. Und es waren unter den letzteren nicht selten reiche und mächtige Grafen und Herren, welche, indem sie sich an die Städte anschlossen, in eben dem Grade die Kraft derselben vermehrten, als sie die ihrer Standesgenossen verminderten. Unter solchen Umständen rückten die Städte ihrem Ziele immer näher. Ihr Einfluß auf die öffentlichen Zustände wuchs außerordentlich: sie hatten so zu sagen die Reichspolizei übernommen, die ihnen von einem großen Theile des Volks willig zugestanden wurde. Was war unter dieser Fahne nicht Alles auszuführen.

Aber die Fürsten verkannten auch das Gefährliche der Lage nicht im Geringsten. Sie glaubten daher Alles aufbieten zu müssen, um den Erfolgen des Städtebundes Schranken zu setzen. Da sie aber im Kriege bisher immer unterlegen waren, so wollten sie es dies-

mal auf anderem Wege versuchen. Sie trachteten, den König Wenzel gegen die Städte aufzubringen. Welche Mittel sie angewendet, um diesen Zweck zu erreichen, darüber lassen uns die Quellen sehr im Dunkeln. Es scheint aber, daß sie ihn einzuschüchtern suchten, indem sie eines Theils drohten gegen ihn aufzustehen, anderen Theils den Städten eine gegen ihn feindselige Absicht andichteten *). Auch mochten sie wohl hervorheben, daß Wenzels Ansehen durch die Anmaßung der Städte, die Reichspolizei zu üben, sehr verlieren müßte, da es ihm ja allein zukomme, den Landfrieden zu handhaben. Genug: der schwache Wenzel ließ sich von den Fürsten überreden, und errichtete mit ihnen im März 1383 auf einem Reichstage zu Nürnberg einen Landfrieden, der im Grunde nichts anderes war, als ein Bund der Fürsten und des Königs gegen die Städte. Denn zufolge dieses Landfriedens sollten alle anderen Bündnisse, folglich auch der Städtebund abgethan sein, und nur der eben unter dem Vorsitze des Königs, dem es allein zukomme, den Landfrieden zu handhaben, geschlossene Bund als rechtskräftig bestehen. Damit nun aber kein Zweifel obwalte über die Bedeutung dieses Bundes, so erließ der König zugleich einen Befehl an alle Fürsten, Grafen, Freien, Ritter und Knechte sich in die errichtete Einigung zu begeben und den Bund der Städte zu verlassen. Ja, alle unter ihnen, die in der letzten Zeit Bürger in einer Reichsstadt geworden wären, sollten unverzüglich das Bürgerrecht aufsagen. Die Verbindung zwischen dem Adel und der städtischen Demokratie, welche das Fürstenthum allmählig zu durchbrechen drohte, wurde also hier ausdrücklich verboten. Die Fürsten, mit denen Wenzel diesen Bund gegen die Städte errichtete, waren die Erzbischöfe von Mainz und Köln, Ruprecht, Pfalzgraf am Rhein, Herzog Wenzel von Sachsen, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Regensburg, der Herzog Leopold von Oesterreich, die drei Herzoge von Baiern, Ruprecht der Jüngste, Pfalzgraf

*) Darauf deutet eine Stelle in dem gleich zu erwähnenden Nürnberger Landfrieden hin, nach welcher die Verbündeten, d. h. die Beschwörer des Landfriedens sich verbindlich machten, treu an Wenzel, als an dem römischen König und künftigen Kaiser zu hängen und ihm gegen Jedermann behülflich zu sein, der ihn am deutschen oder böhmischen Reiche irren, schwächen oder widerstehen, oder sich gegen ihn aufwerfen wolle.

am Rhein, der Markgraf Wilhelm von Meißen, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Graf Eberhard von Würtemberg.

Was thaten nun die Städte? Sie ließen sich nicht einschüchtern, sondern hielten nur noch enger zusammen. Gleich im Mai darauf hielten sie einen Städtetag, von dessen Verhandlungen uns zwar nur eine einzelne Mittheilung übrig geblieben ist, aber aus dieser geht hervor, mit welcher Umsicht der Bund verfuhr, und wie er unter so bedrohlichen Verhältnissen Alles aufbieten zu müssen glaubte, um die Einigkeit unter den Bundesgenossen zu erhalten. Die Stadt Speier war nämlich mit den benachbarten Städten wegen eines an ihrer Stadt errichteten Rheinzolles in Händel gerathen. Die Sache kam an den Bund. Dieser glich nun dahin den Streit aus, daß er zwar der Stadt Speier gebot, den Zoll abzuthun, so lange der Bund der Städte währte, aber ihr zugleich als Entschädigung zweitausend Gulden auszahlte. Im Monat Oktober wurde in Hall wieder eine Bundesversammlung abgehalten. Eine darauf bezügliche noch erhaltene Urkunde lehrt uns, wie gut unterrichtet die Städte über die Maßregeln des kaiserlichen Hofes und über die Absichten der Fürsten waren, wie rasch sie die erhaltenen Mittheilungen an die Bundesgenossen beförderten und wie sie die Plane der Feinde dadurch zu vereiteln suchten, daß sie ihnen eine entschlossene, vollkommen einmüthige Haltung entgegensetzten. Sie dachten so wenig daran ihren Bund abzuthun oder ihre bisherige Handlungsweise zu verändern, daß sie vielmehr fortfuhren den Bund zu erweitern, den Landfrieden zu handhaben, die Schlösser der Edelleute zu zerstören, ihre Feinde zu züchtigen. Auch wagten weder die Fürsten noch der König eine entscheidende durchgreifende Maßregel gegen den Bund zu unternehmen.

Vielmehr sah sich der Letztere, der unterdessen wohl eines Bessern belehrt worden sein mochte, veranlaßt im Jahr 1384 einen Tag nach Heidelberg auszuschreiben, auf welchem er die beiden streitenden Mächte, Städte und Fürsten, zu versöhnen gedachte. In der That kam hier unter Wenzel's Leitung am 26. Juli ein Bündniß zwischen Fürsten und Städten zu Stande. Aber dies war im Grund doch nichts weiter, als ein äußeres Abkommen. Denn die Städte wie die Fürsten behielten sich ausdrücklich ihre früheren Verbindungen vor, denen durch die Heidelberger Stallung durchaus kein Abbruch ge-

schehen sollte, die Städte ihren großen Bund, der also dadurch wieder bestätigt wurde, die Fürsten insbesondere die Einigung, welche sie 1383 zu Nürnberg mit Wenzel aufgerichtet. Ferner wurden in dieser Vereinigung keinerlei Bestimmungen getroffen, auf welche Weise etwaige Streitigkeiten zwischen Fürsten und Städten gehoben werden sollten. Die Städte machten einige Zugeständnisse in Bezug auf das Pfahlbürgerthum, namentlich, daß sie nicht ganze Städte, Dörfer, Weiler, die den Fürsten gehörten, in ihren Bund aufnehmen wollten. Dagegen verpflichteten sich die Fürsten, alle ihre Vasallen zu bestrafen, welche Angriffe auf städtisches Eigenthum unternähmen. Dann sollten sich beide Parteien beistehen in Handhabung des Landfriedens.

Es lag in der Natur dieses Bundes, daß die Zwiste, die zwischen Städten und Fürsten stattfanden, durch ihn auf keine Weise gehoben wurden. In der That, die Verhältnisse änderten sich nicht. Das gegenseitige Mißtrauen wuchs vielmehr, und die Städte faßten noch immer größere Plane.

Dazu trug insbesondere das Verhältniß bei, in welchem sie zu dem Herzog Leopold von Oesterreich standen. Dieser hatte sich in der letzten Zeit in Schwaben sehr vergrößert: die ganze Grafschaft Hohenberg brachte er an sich, ferner Feldkirch und Bregrenz, wodurch eine Verbindung zwischen Tyrol und seinen schwäbischen Besitzungen hergestellt wurde. Zuletzt übernahm er auch die Landvogtei von Schwaben. Und nun gedachte er, die Ansprüche seines Hauses auf die Lande der schweizerischen Eidgenossenschaft, welche seit dem Tode Albrecht's des Weisen geruht hatten, wieder aufzunehmen. Die schwäbischen Städte erkannten die Gefahren, die ihnen bei dem Gelingen dieser Plane drohten, vollkommen. Also suchten sie einen Bund mit den Eidgenossen zu bewerkstelligen. Das war keine leichte Aufgabe. Die spröde Selbstgenügsamkeit der einzelnen demokratischen Bestandtheile drohte, wie überhaupt, so auch hier, das Gelingen zu vereiteln. Zuerst wollten die Eidgenossen auf einen solchen Vorschlag nicht eingehen, da sie sich allein stark genug fühlten, ihre Sache auszufechten. Dann zeigten sich die rheinischen Städte abgeneigt, denen allerdings die schweizerischen Zustände ferner lagen, als daß sie eine unmittelbare Wirkung davon hätten verspüren können. Nur die schwäbischen Städte hielten die allgemeinen großen Gesichtspunkte

fest. Die Wichtigkeit des Bündnisses erkennend, gaben sie nicht nach, bis sie es bewerkstelligt hatten. Und die einzelnen Bestimmungen desselben zeigen, daß diese Städte lieber die größere Last der Verpflichtungen auf sich nahmen, als daß sie das Bündniß ganz aufgegeben hätten. Es wurde im Februar 1385 geschlossen zu Konstanz, und zwar einerseits zwischen dem großen Städtebund, andererseits zwischen Zürich, Bern, Solothurn, Luzern, Zug — die drei Waldstädte Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus wollten nichts damit zu thun haben. Dieses Bündniß kam eigentlich nur den Eidgenossen zu gute. Denn die Städte verpflichteten sich, ihnen unter allen Umständen nicht nur auf ihrem eigenen Gebiete zu helfen, sondern auch außerhalb desselben, während die Eidgenossen nicht verpflichtet waren, den Städten außerhalb des eidgenossischen Gebietes Hülfe zu leisten, sie thäten es denn gerne. Aber die schwäbischen Städte gingen von der richtigen Annahme aus, daß die Niederlage der Eidgenossen nichts Geringeres als ihre eigene Niederlage sei: um diese zu verhüten, mußten sie daher auch jene unmöglich machen. Sie boten daher den Eidgenossen ihre Hülfe an, ohne von ihnen ein Gleiches in Anspruch zu nehmen. Das waren große ächt staatsmännische Gesichtspunkte. Auch darin zeigte sich die Staatsklugheit der schwäbischen Städte in einem glänzenden Lichte, daß sie den rheinischen Städten, die Anfangs ohnedies dem Bündniß mit den Eidgenossen abgeneigt und von den Entwürfen Leopold's unmittelbar nicht so bedroht waren, wie jene, nicht zumutheten, im Falle der Noth ebenso viel Kriegsmannschaft zu stellen, wie die schwäbischen. Die Hauptverpflichtung übernahmen die letzteren, die auch im Namen der rheinischen den Bund schlossen. Als Vororte des schwäbischen Bundes, welche den Eidgenossen im Augenblicke Hülfe leisten und sie bei den übrigen vermitteln würden, wurden Basel, Ulm, Konstanz und Rotweil bezeichnet.

Erwägt man den kriegerischen Ton, der in der Bündnißurkunde herrscht, die großen Zugeständnisse von Seiten der deutschen Städte, ihre Bereitwilligkeit zu großen Opfern, so scheint daraus hervorzugehen, daß sie damals entschlossen waren, einen großen Schlag zu führen, sei es aus eigenem Antriebe, oder sei es, daß sie nur auf eine Veranlassung von Seite Leopold's warteten. Es fiel aber nichts dergleichen vor. Die Quellen sind überhaupt über die Zeit vom Ab-

schluß des Konstanzer Bündnisses bis zum Anfang des Jahres 1386 äußerst mager und lückenhaft: so daß man mit Sicherheit über das, was inzwischen vorgefallen, nichts sagen kann. Nach späteren Geschichtsschreibern hätten die Städte im Laufe des Jahres 1385 die Schweizer gegen Leopold um Hülfe gemahnt, wären aber abgewiesen worden: sie hätten dann mit Leopold ein Abkommen getroffen und nachdem er sich der schwäbischen Städte entledigt und diese durch einen Frieden gebunden hatte, wäre er auf die Eidgenossen losgegangen und hätte diese zum Kriege gereizt. Genug: im Anfange des Jahres 1386 finden wir die Eidgenossen mit Leopold in den äußersten Zerwürfnissen. Die Städte suchten einen Frieden zu vermitteln, ihre Bemühungen waren aber umsonst.

Denn den Krieg Leopold's gegen die Eidgenossen betrachtete das gesammte Fürstenthum und der ganze Adel als einen Kampf des Herrenthums gegen die übermüthig gewordene Demokratie. Die Herren wollten sich endlich für die vielen Niederlagen und Demüthigungen rächen, die sie in den letzten Jahren von den Bürgern und Bauern erlitten: sie wollten alle ihre Kräfte zusammennehmen, um dieses emporstrebende Bürgerthum endlich zu Boden zu werfen, und alle ihre Plane zu zertrümmern. Denn es ist kein Zweifel: nach dem glücklichen Ausgange des Kriegs gegen die Schweizer Bauern wären sie über die deutschen Städte hergefallen, und hätten hier fortgesetzt und beendet, was sie dort begonnen. Es war ein Krieg zwischen Grundsätzen, zwischen den zwei Mächten, die sich seit einem Jahrhundert um die Herrschaft im deutschen Reiche stritten. Daher schloß sich dem Herzoge Leopold fast der ganze schwäbische Adel, ein Theil des rheinischen, des fränkischen, des baierischen an: von den mächtigeren Fürsten und Herren wurden eigene Absagebriefe an die Eidgenossen geschickt, wie von den Grafen von Wärtemberg, den Markgrafen von Baden, von dem Bischof von Würzburg. Ein großes glänzendes Heer zog gegen die Eidgenossen heran, so siegestrunken, wie je, immerhin furchtbar. Angesichts dieser großen Rüstungen von Seite des Fürstenthums und des Adels bleibt die unthätige Haltung des Städtebundes räthselhaft, um so mehr, wenn man damit den Eifer vergleicht, den er im Jahr 1385 aufgewendet, um das Bündniß mit den Schweizern zu bewerkstelligen. Wollte er Hülfe leisten, und wurde diese von den Eidgenossen abgelehnt?

Was nicht so unmöglich ist, wenn man bedenkt, daß Schwyz, Uri und Unterwalden ohnedies von dem Eintritt in den Städtebund abgemahnt hatten *). Wie sich das aber auch verhalten mag: genug, am 9. Juli 1386 kam es zu der berühmten Schlacht bei Sempach, in welcher die freien Schweizer Bauern wieder einen glänzenden glorreichen Sieg über das ritterliche Heer ihres Gegners erfochten: Leopold selber wurde im Treffen erschlagen, mit ihm über sechshundert Grafen, Herren und Ritter.

Die Schlacht bei Sempach und ihr Ausgang erregte in ganz Deutschland ein außerordentliches Aufsehen: selbst bis in den äußersten Norden ist die Kunde davon gedrungen. Die Niederlage, welche der Adel hier erlitten, war größer, wie irgend eine in der letzten Zeit. Und die sittliche Wirkung derselben war noch bedeutender, wie die Verluste an Menschenleben, welche ihn getroffen. Auf den Städtebund wirkte dieselbe natürlich sehr vortheilhaft: er war nun eines gefährlichen Gegners entledigt. Doch scheint der Bund für den Augenblick keine kriegerischen Absichten gehabt zu haben: er vermittelte vielmehr ein Abkommen zwischen den Eidgenossen und dem jungen Sohne des erschlagenen Leopold und suchte die verschiedenen Spänne, welche sich unterdessen zwischen den Städten des Bundes und den Fürsten erhoben hatten, schiedsrichterlich auf einem Tag (August 1386) in Mergentheim auszugleichen.

Diese zahme Haltung des Bundes erklärt sich nur, wenn man annimmt, daß innerhalb desselben zwei Parteien bestanden, die sich um die Herrschaft stritten und wechselsweise die Oberhand behielten, nämlich eine Kriegspartei und eine Friedenspartei. Die letztere legte sich aufs Unterhandeln, und war zufrieden, wenn die Städte ihre bisherigen Rechte behaupteten: nur gezwungen griff sie zum Schwerte, und war es gezogen, so war sie bereit, unter nur einigermaßen anständigen Bedingungen es wieder in die Scheide zu stecken. Dagegen die Kriegspartei hatte eingesehen, daß jetzt der Augenblick

*) Nach der lübeckischen Chronik von Detmar ad ann. 1386 hätte Herzog Leopold seinen Streit mit den Schweizern dem Städtebund zur Schlichtung übertragen. Die Schweizer aber hätten der Entscheidung des Bundes nicht nachkommen wollen; darauf hätten die Städte gesagt: da könnten sie ihnen nicht helfen, sie würden still sitzen, worauf die Schweizer erwidert hätten: Thut das nur! Wir wollen uns wohl allein wider ihn wehren!

gekommen sei, das Fürstenthum unter sich zu bringen: dieser müßte benutzt werden: es sei keine Zeit mehr zu Unterhandlungen: nur die Waffen könnten entscheiden. Diese entschiedene grundsätzliche Partei hatte, wie es scheint, in den ersten Jahren des Bundes die Oberhand; schon im Jahre 1382 aber, wo der Bund mit der Löwengesellschaft geschlossen ward, wurde die Friedenspartei Herr über die andere. Im Anfange 1385 war die Kriegspartei wieder obenan: sie vermittelte den Bund mit den Eidgenossen. Es scheint aber, daß sie bald darauf unterlag, und nur durch die Annahme, daß die Friedenspartei nunmehr die Oberhand gewonnen, ist auch die räthselhafte Haltung des Städtebundes während des Schweizerkrieges und unmittelbar nachher erklärlich.

Gegen Ende des Jahres 1386 aber scheint die Kriegspartei das Heft wieder in die Hand bekommen zu haben. Veranlassung dazu mochte ein neuer Anschlag des Fürstenthums auf die Städte gegeben haben. Die Fürsten benutzten nämlich den geachteten und zugleich gefürchteten Namen des westphälischen Freigerichts oder der Feme, um einen Bund zu stiften, der ihre Parteizwecke fördere. Wie wir schon angedeutet, war die Feme nichts als eine Fortsetzung des alten germanischen Volksgerichts, das unter dem Einflusse besonderer Verhältnisse sich nirgends so rein erhalten hatte, wie in Westphalen. Dieses Gericht war besonders gegen die Landfriedensbrecher gerichtet, und war daher, um vor der Rache dieser rohen Menschen geschützt zu sein, genöthigt, den Schleier des Geheimnisses anzunehmen und eine ganz eigenthümliche Verfahrungsweise zu beobachten, sowohl bei den Berufungen der Angeklagten vor das Gericht, als auch bei der Vollstreckung des Urtheils. Schon früher wurde das Femgericht über ganz Deutschland ausgedehnt, und viele Fürsten wurden Mitglieder desselben, gehegt wurde es aber nur auf rother Erde, in Westphalen. Die Fürsten benutzten also den Namen dieses Gerichts, das, da es unter kaiserlichem Schutze stand, noch ein großes Ansehen in ganz Deutschland hatte, um gleichsam in seinem Namen alle zu verfolgen, die ihnen mißliebig waren. Diese Maßregel traf besonders die Städte, wenn auch nicht unmittelbar, da doch nicht alle Städte vor das Gericht berufen werden konnten, aber doch so, daß wenigstens alle Anhänger derselben, die nicht in den Städten ansässig waren, wie Edelleute, Bauern, überhaupt

Unterthanen der Fürsten, die es aber mit den Städten hielten, verfolgt wurden*). Den Städten machte sich dieses Verfahren der Fürsten sofort fühlbar, und sie glaubten entschiedener gegen sie auftreten zu müssen. Wenigstens ist uns eine Mittheilung aufbehalten, wornach die schwäbischen Städte, Ende des Jahres 1386, von den rheinischen Kriegsvolk begehrten, welches diese gerne zu stellen bereit waren. Doch brauchte man es vorderhand nicht, da sich inzwischen wieder die Aussicht eröffnet hatte, daß der König Wenzel selber auf die Plane der Städte eingehen würde.

Schon gegen Ende des Jahres 1386 bemerkte man an ihm eine Aenderung seiner Gesinnung gegen die Fürsten. Möglich, daß gerade der eben erwähnte Fürstenbund ihm bedenklich erschienen ist. Wenigstens war dessen Verfahren ein eben solcher, ja noch auffallenderer Eingriff in seine Rechte, wie das des großen Städtebundes in den Jahren 1381 bis

*) Ich will die darauf bezügliche Quellenstelle, enthalten in einem Schreiben der Ulmer an die rheinischen Städte, vom 25. Nov. 1386, bei Wencker apparatus archivorum, S. 248, hierher setzen, da sie zugleich einen Blick thun läßt in das feindselige Verhältniß zwischen Fürsten und Städten damaliger Zeit. „Es ist zu wissen, daß etlich Fürsten und Herren einen Landfrieden, genannt der Faim, haben aufgebracht und den haben ander Fürsten und Herren auch geschworen und derselb Faim wird je länger, je größer, daß ihn gar viel Grafen, Herren, Ritter und Knecht geschworen haben, und auch etlich Herrn Städte und Bauern, und der Faim iß also, wen man darauf ladet, derselbe, der geladen ist, vermag sich nicht zu verantworten, er habe denn den Faim geschworen. Will denn Einer den Faim nicht schwören oder will sich nicht verantworten, er sei auf dem Land oder in den Städten geboren, so verfaimet man ihn. Und wer denn verfaimt wird, so hat man Faimgrafen heimlich darüber gesetzt, daß Niemand weiß, wer die Faimgrafen sind, als sie selbst unter einander, und diese Faimgrafen, und alle, die den Faim geschworen haben, sind des gebunden bei ihren Eiden, daß sie alle die, die verfaimt sind, wo sie die ankommen ohne alle Urtheile fahen sollen. Es ist zu besorgen, daß ihn die Fürsten und Herren, die mit ihnen in einem Verbündniß, alle schwören werden und auch ihre Städte und Ritter und Städte und Bauern. Das thun die Fürsten und Herren darum, daß sie meinen, daß sie der Ihren damit gewaltig werden und sicher sind, und Etlich meinen, wer den Faim schwöre, der müsse dabei bleiben und ihn halten daß dieselben zu den Städten nicht kommen mögen in kein Verbündniß, noch ihr Bürger werden mögen, darum, daß sie den Faim geschworen haben. — — Es ist zu besorgen, daß man den Faim wider Niemand gemacht hat' denn wider die Städte, daß sich die Fürsten und Herrn meinen, damit zu stärken und ihr Ritter und Knecht, Bürger und Bauern damit hinterkommen und bestärken, daß sie zu den Städten nicht kommen mögen."

1383, welches die Veranlassung zu dem Verbote desselben gegeben hatte. Aber Wenzel muß außerdem Beweise oder wenigstens sehr starke Vermuthungen von einer feindseligen Absicht des Fürstenthums gegen ihn gehabt haben, wie wir aus dem Schritt, den er that, sogleich sehen werden. Im Anfange des Jahres 1387 hielt er nämlich einen Reichstag zu Nürnberg. Hier schloß er am 19. März ein Bündniß mit den Städten, des Inhalts, daß er verspricht, den Bund der Städte niemals abzuthun, noch zu widerrufen, vielmehr sie bei allen ihren Freiheiten zu schützen und sie gegen Jedermann zu vertheidigen, der sie daran irren wolle. Dagegen verpflichten sich die Städte, ihm getreu anzuhangen und ihm gegen Jedermann behilflich zu sein, der ihn vom Reiche verdrängen wolle.

Dies ist also ein ähnliches Bündniß, wie das, welches Wenzel 1383 mit den Fürsten gegen die Städte geschlossen hatte. Daß das jetzige gegen die Fürsten gerichtet war, unterliegt keinem Zweifel. Was aber ferner zwischen Wenzel und den Städten auf dem Tage zu Nürnberg verhandelt worden ist, ob ein bestimmter Plan gefaßt wurde, ob die Besorgniß Wenzel's vor Absetzung nur eine allgemeine war oder ob er einen bestimmten Fürsten im Verdacht hatte, darüber fehlen uns alle Nachrichten. Wenn ich aber einzelne Thatsachen aus den Jahren 1387, 1388 und 1400 erwäge, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich folgenden Zusammenhang annehme. Wenzel hatte besonderen Verdacht auf das wittelsbachische Haus. Dieser Verdacht lag nahe: denn der vorletzte Kaiser war ja aus diesem Hause gewesen. Es war verdrängt worden durch das lützelburgische vom Königsthron, von der Mark Brandenburg. Warum sollte es nicht einmal daran denken, das Wiedervergeltungsrecht zu üben. Diese Besorgniß bewahrheitete sich später in der That, da Ruprecht der Jüngere, der Pfalzgraf am Rhein, Wenzel vom Throne stieß. Möglich, daß entweder dieser, der sich meistens in der Oberpfalz aufhielt, oder sein Oheim, Ruprecht der Aeltere, oder irgend einer von den baierischen Herzogen, Stephan, Friedrich und Johann, damals schon Umtriebe in diesem Sinne gemacht hat. Wenzel wollte dem durch den Bund mit den Städten zuvorkommen; die Städte aber wollten dieses benutzen, um eines der größten und ihnen gefährlichsten deutschen Fürstenhäuser zu stürzen. Dieses wäre der Anfang des Vernichtungskrieges gegen das Fürstenthum überhaupt

gewesen. Wenzel ging, glaube ich, in seiner damaligen gereizten Stimmung in diesen Gedanken ein. Nun aber wurde sogleich auch der Feldzugsplan entworfen. Man wollte Baiern von zwei oder drei Seiten zugleich fassen, einmal von Schwaben aus, wo die Städte eingedrungen wären, dann von Böhmen aus, wo Wenzel angegriffen hätte. Eine dritte Rolle in diesem Kriege war dem Erzbischof Pilgrin von Salzburg angewiesen. Dieser Pilgrin befand sich mit den Herzogen von Baiern seit dem Jahre 1371 in den größten Streitigkeiten. Damals war er, wie wir gesehen, von ihnen gewonnen worden, um gegen Kaiser Karl IV. zu ziehen, trat indessen nachher von dem Bunde zurück, und trug durch diese seine Handlung zu dem für die Wittelsbacher unglücklichen Ausgange jenes Krieges bei. Das konnten ihm die Herzoge von Baiern niemals vergessen: sie brandschatzten ihn gleich nachher um eine ansehnliche Summe: später suchten sie verschiedene Veranlassungen auf, um mit ihm anzubinden, und namentlich im Jahre 1382 entspann sich zwischen ihnen ein sehr blutiger Krieg, der nur scheinbar ausgeglichen wurde. Die Baiern waren im Ganzen im Vortheil gewesen: Pilgrin wollte sich also rächen. Er ergriff demnach jede Gelegenheit mit Freuden, welche ihm eine solche Aussicht gewährte. Er trat daher als Dritter in den Bund gegen die baierischen Herzoge. Am 25. Juli 1387 wurde zwischen ihm und dem Städtebund ein darauf bezüglicher Vertrag geschlossen. Der Vertrag sollte zehn Jahre dauern.

Sei es nun, daß die Verbündeten nur auf eine günstige Gelegenheit warten wollten, um loszubrechen, oder sei es, daß der schwankende Wenzel wieder anderen Sinnes geworden, genug: während des Sommers und Herbstes 1387 erfolgte keine feindselige Bewegung. Ja, im November schrieb Wenzel einen großen Reichstag nach Mergentheim aus, in der Absicht, die Heidelberger Stallung von 1384 zu erneuen. Eigentlich schien dieses unnöthig zu sein. Denn die Frist, bis wie weit sie gelten sollte, lief erst an Pfingsten 1388 ab. War es nun Wenzel mit der Erneuung des Bündnisses zwischen Fürsten und Städten Ernst, so mußte er den eben angedeuteten Plan wieder aufgegeben haben. Dies scheint jedoch nicht der Fall gewesen zu sein: denn dieser Annahme widerspricht sein Verhalten am Anfange des Jahres 1388. Es ist also möglich, daß er die Fürsten

nur täuschen wollte: Das Bündniß kam übrigens zu Stande, und zwar wurden alle bedeutenden Reichsfürsten darin aufgenommen, unter anderen auch sämmtliche Fürsten aus dem wittelsbachischen Hause, die Pfalzgrafen am Rhein, wie die Herzoge von Baiern. Nur ein Theil der Städte, nämlich die rheinischen, wollten mit der Sache nichts mehr zu thun haben. Sie sagten, sie wollten die Ziele der alten Stallung unverbrüchlich aushalten, das sollten aber auch die Herren thun, und nicht so viel zusehen, daß der Städte Bürgern Drangsal zugefügt würde. In eine neue Einigung mit den Fürsten wollten sie aber nicht eingehen. Sie waren, wie es scheint, des ewigen Unterhandelns, wobei für die Städte doch nichts Erkleckliches herauskam, müde. Es ist möglich, daß sie in den größeren Plan nicht eingeweiht waren. Wenigstens schlossen sie weder das Bündniß mit Wenzel vom März 1387, noch das Bündniß mit Pilgrin von Salzburg, vom Juli. Möglich ist aber auch, daß sie eingeweiht waren, und daß sie, da es nun doch einmal zur Entscheidung kommen sollte, sich nicht zu einem so trugvollen Spiele, wie das Mergentheimer Bündniß, hergeben wollten.

Dieses Bündniß gab nun aber in der That die Veranlassung zum Ausbruche des Krieges. Die Städte nämlich führten unter den Fürsten, welche sie als ihre Bundesgenossen von jedem Verfahren gegen sie ausgenommen wissen wollten, auch den Erzbischof Pilgrin von Salzburg an. Bei dieser Gelegenheit erfuhren nun die baierischen Fürsten zum ersten Male, daß Pilgrin sich mit den Städten verbündet habe. Das mußte ihnen sehr auffallend sein: sie glaubten den eigentlichen Zweck dieses Bündnisses sofort zu erkennen: sie schlossen, daß es gegen sie gerichtet sei. Nun aber wollten sie dem zuvorkommen, was ihre Gegner beabsichtigten. Sie wollten zunächst wenigstens den Erzbischof unschädlich machen. Kaum in Baiern wieder angekommen, lud der Herzog Stephan den Erzbischof zu einer Zusammenkunft nach Rotenhaßlach ein in das Kloster: sie wollten dort Unterhandlungen pflegen wegen ihrer Stöße. Die Zusammenkunft fand statt am 6. December 1387. Da aber erschien der Bruder Stephans, Herzog Friedrich, und nahm den Erzbischof gefangen. Bald darauf fingen die baierischen Herzoge auch einige Augsburger, Nürnberger und Memminger Bürger und nahmen den Städten des Bundes eine große Anzahl ihrer Waaren weg. Das

war ein unzweideutiger und wie es scheint den Städten erwünschter Friedensbruch. Nun begann der Krieg.

---

21. Der große Städtekrieg. Niederlage der Demokratie.

Endlich war der Zeitpunkt gekommen, nach welchem die staatliche Entwicklung unseres Vaterlandes seit länger denn einem Jahrhundert hingedrängt hatte, wo der Kampf der beiden Gegensätze, die sich so lange um die Herrschaft im deutschen Reiche gestritten, zu einer großen Entscheidung kommen sollte. Es handelte sich darum, ob fortan das Fürstenthum die vorherrschende Macht im deutschen Reiche sein sollte oder die Demokratie. Diese Entscheidung herbeizuführen — darin liegt die Bedeutung des großen Städtekrieges vom Jahre 1388. Wäre die Entscheidung zu Gunsten der Demokratie ausgefallen, so würde zweifelsohne das deutsche Reich, statt eine Menge kleinerer und größerer Fürstenthümer, eine Anzahl von Freistaaten ausgemacht haben, die unter einem selbstgewählten Oberhaupte, dem Kaiser, standen, welcher dem germanischen Staatswesen entsprechend, in den wichtigsten Aeußerungen der Staatsgewalt durch eine ihn umgebende Reichsversammlung beschränkt gewesen wäre, ja diese Reichsversammlung würde, wie wir das bereits bei den Landständen gesehen, die Richtung angegeben haben, nach welcher der Kaiser hätte verfahren müssen. Und da in der damaligen Demokratie die wichtigste Rolle die Städte spielten, welche in allem, was geistige und staatliche Bildung betrifft, allen anderen Schichten der Gesellschaft voraus waren, so ist anzunehmen, daß dem deutschen Reich eine großartige thatenreiche Zukunft eröffnet worden wäre. Wir hätten eine naturgemäße gesunde Entwicklung durchgemacht, wobei auch unsere Einheit nicht bedroht gewesen wäre, denn eine staatliche Einrichtung, welche Allen gleiches Recht zugestand, hätte Niemanden veranlassen können, sich gegen dieselbe aufzulehnen: im Gegentheil lag es im Vortheile Aller, die Einheit zu erhalten und zu befestigen. Hätte übrigens damals die Demokratie gesiegt, so kam nicht nur das Fürstenthum zu Fall, sondern auch das Kirchenthum. Denn die demo-

kratische Bewegung jener Zeit war zugleich auch gegen die Geistlichkeit gerichtet und gegen die beschränkte mittelalterliche Religionsansicht. Wir haben früher schon öfter angedeutet, welch heftiger Kampf zwischen dem Bürgerthum und der Kirche stattgefunden, später werden wir in einem anderen Zusammenhange noch weiter darstellen, von welch außerordentlichem Einfluß die Städte auf die Entwicklung eines freieren religiösen Geistes gewesen sind. Hier will ich nur bemerken, daß von der Zeit an, wo die Städte eine erhöhte Bedeutung gewannen, wo sie ernstliche Plane zum Sturze des Fürstenthums hegten, sie mit derselben Kraft und Beharrlichkeit gegen Geistlichkeit und Kirchenthum auftraten. Das Emporkommen des großen Städtebundes war überall von der entschiedensten Feindseligkeit gegen das Pfaffenthum begleitet. Die Städte wollten, daß sich die Geistlichkeit nach allen Beziehungen hin dem Bürgerthum unterwerfe, und wo von ihrer Seite ein Widerspruch stattfand, da jagten sie die Pfaffen aus der Stadt und kümmerten sich nicht viel darum, ob sie nun ohne Messe leben müßten. Das waren sie von den Zeiten Ludwig's des Baiern her gewohnt. Die Chroniken jener Zeit, so viel sie auch zu wünschen übrig lassen, was die tieferen und geheimen Beweggründe der handelnden Personen und Parteien betrifft, sind sich doch über diese Seite der damaligen demokratischen Bewegungen klar. Hätten die Städte gesiegt, sagt namentlich eine*), so hätten sie die ganze kirchliche Ordnung, alle Geistliche, alle Mönche zu Boden getreten. Und da alle neuen Ansichten, welche gegen die Kirche gerichtet waren, in den Städten einen so äußerst fruchtbaren Boden fanden, so ist kein Zweifel, daß sie in dem eben angedeuteten Falle auch in der Stellung der deutschen Nation zum Papste eine wesentliche Veränderung vorgenommen hätten.

Aber besaßen auch die Städte die Mittel, um so großartige Umwälzungen durchzuführen? Wir haben aus dem Bisherigen ersehen, wie seit der Abschließung des schwäbischen Bundes (1376) von Jahr zu Jahr ihre Macht sich erweiterte und wie alle Angriffe der Fürsten und selbst des Kaisers an ihrer Kraft zerschellten. Der Städtebund

*) Mainzer Chronik bei Schaab Geschichte des rheinischen Bundes I. S. 359. 375. Vergl. auch die Limburger Chronik. (Ausgabe von Vogel) S. 91. Historia Landgraviorum Thuringiae ap. Pistorius scriptoresrerum German. I. 947.

erschien der öffentlichen Meinung als die einzige Macht, die es verstand, die Ruhe und Sicherheit zu handhaben, und demnächst geordnete Zustände herbeizuführen. Die Städte erfreuten sich daher nicht nur des Anschlusses der niederen Stände, namentlich der Landbevölkerung, sondern, wie bereits angedeutet, ein großer Theil des Adels hielt sich zu ihnen, und gerade im Beginn des Städtekrieges sehen wir den Adel massenweise das Bürgerrecht der Städte suchen. Der außerordentliche Einfluß, den die Städte namentlich seit dem Abschlusse ihres großen Bundes gewonnen, drückte sich auch in der Erscheinung aus, daß er häufig zum Schiedsrichter gewählt wurde von zwei streitenden Parteien, und zwar von solchen, die dem Herrenstande angehörten *). Also auch hier tritt der Städtebund bereits als eine Art von Reichsgewalt auf. Endlich muß man bedenken, daß die Städte sowohl durch ihre weitschichtigen Verbindungen mit dem Adel, als auch durch ihre großen Reichthümer in den Stand gesetzt waren, gewaltige Heere auszurüsten, welche sich nicht nur mit denen der Fürsten messen konnten, sondern sie auch noch übertrafen. Allerdings umfaßte der Städtebund nur das südliche und südwestliche Deutschland, Baiern, Franken, Schwaben, Rhein und Wetterau. Es ist aber wahrscheinlich, daß, falls sie hier gesiegt, die Bewegung sich dem ganzen übrigen Deutschland, namentlich dem Norden, mitgetheilt hätte, da ja bei dem Beginne des Krieges der Kaiser selber auf ihrer Seite stand. —

Durch die Gefangennahme Pilgrin's war zwar der im Jahre 1387 beschlossene Feldzugsplan gegen die Herzoge von Baiern einigermaßen gestört. Nichtsdestoweniger wurde der ursprüngliche Gedanke, so weit es noch möglich, sofort ausgeführt. Anfang des Jahres 1388 kamen die Städteboten in Ulm zusammen und erklärten von hier aus im Namen des Bundes den Herzogen von Baiern am 15. Januar die Fehde. Auch König Wenzel schickte denselben unter dem 5. Februar einen Absagebrief.

Darauf rückten die Städte mit einem so großen Heere, wie sie noch nie aufgebracht hatten, Ende des Januars 1388 in das baierische

*) Konstanzer Chronik bei Mone Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. I. 320. „Die Städte wurden so mächtig, daß, was Herren, Ritter oder Knecht waren von edeln Leuten, ihre Sachen vor die Städte zogen, und komment ihr Zuspruch und Sachen uff sy."

Gebiet ein. Die Schnelligkeit, mit welcher sie ein so großes Heer aufgebracht — selbst die rheinischen Städte schickten ihre Schaaren dazu — und auf den Kriegsschauplatz befördert hatten, läßt darauf schließen, daß sie auf den Krieg ziemlich lange vorbereitet gewesen sein mußten. Auch waren die Erfolge unzweifelhaft. Sie verheerten das baierische Gebiet von Landsberg bis Regensburg und machten ungeheuere Beute. Die Herzoge von Baiern ließen dies Alles geschehen, ohne einen Versuch zu machen, ihnen Widerstand zu leisten. Doch wurden die Fortschritte des verheerenden Zuges gehemmt durch einen außerordentlichen Schneefall, der die Wege ungangbar machte. Das große städtische Heer trennte sich daher und zog wieder heim. Nun wurde die Fehde von Augsburg allein fortgesetzt, und zwar mit demselben Glück: die Städter gewannen und zerstörten den Herzogen viele Schlösser und Dörfer: diese setzten sich endlich zur Wehre, waren aber im Nachtheil.

Bei solchem Kriegsglück der Städte wurde es den Fürsten Angst. Es scheint, daß sie unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges sich verbündet haben. Von den Pfalzgrafen am Rhein, den Herzogen von Baiern, den Markgrafen von Baden, dem Grafen von Würtemberg ist es urkundlich erwiesen. Aber auch die weltlichen und Kirchenfürsten von Franken und Thüringen, wie die Herren von der Wetterau und sogar von Westphalen wurden in den Herrenbund mit hereingezogen, wie die späteren Thatsachen beweisen. Die Art und Weise, wie die Fürsten die ihnen drohende Gefahr abzuwehren suchten, war wenigstens im Anfang nichts weniger als kriegerischer Natur, und auch später errangen sie die meisten ihrer Erfolge nicht sowohl durch die Waffen, als durch List und Verrath. Zunächst kam ihnen Alles darauf an, Zeit zu gewinnen. Der Pfalzgraf am Rhein, Ruprecht der Aeltere, ohnstreitig einer der weitsehendsten Fürsten seiner Zeit, nahm es auf sich, mit den Städten und dem König Wenzel Unterhandlungen einzuleiten. Wie es scheint, suchte er zunächst die Nürnberger für den Gedanken einer friedlichen Ausgleichung des Streites zu gewinnen. Die Nürnberger waren aber theils an sich wegen der Größe und Bedeutung der Stadt von großem Einfluß auf den Städtebund, theils waren sie bei dem gegenwärtigen Kriege noch besonders betheiligt. Denn ihnen waren von den baierischen Herzogen unter allen Städten am meisten Waaren

weggenommen worden. Erklärten sie sich also zu einer friedlichen Aussöhnung geneigt, so schien für den Städtebund kein triftiger Grund mehr vorhanden zu sein, die Sache weiter zu verfolgen. Die Nürnberger gingen in der That auf die Friedensunterhandlungen ein. Der dortige Rath — wie wir uns erinnern, nicht demokratisch, sondern patrizisch — war überhaupt nicht sehr kriegerisch gesinnt: hier überwog offenbar die Friedenspartei, so gewaltige Rüstungen auch die Stadt betrieb, wenn es einmal darauf ankam. Genug: Nürnberg übernahm nun seinerseits den Städtebund zu bestimmen, auf die Unterhandlungen einzugehen. Nürnberg selber wurde zum Ort der Verhandlungen für die Städteboten bestimmt, während die Fürsten in Neumarkt zusammen kamen. Die Unterhandlungen nahmen nun bald in sofern einen günstigen Fortgang für die Fürsten, als von beiden Seiten der Pfalzgraf Ruprecht zum Schiedsrichter bestimmt wurde.

Aber während diese Friedensunterhandlungen gepflogen wurden, ergriffen die Fürsten noch ganz andere Mittel, um die drohende Gefahr von sich abzuwenden. Die Herzoge von Baiern wandten sich an den König Karl VI. von Frankreich und baten ihn um Hülfe. Zwischen beiden Fürstenhäusern bestand eine Verwandtschaftsverbindung; der französische König war nämlich mit einer Tochter des Herzogs Stephan von Baiern vermählt. Karl VI. hatte indeß noch andere Gründe, in den Vorschlag der baierischen Fürsten einzugehen. Das französische Königthum strebte nach unumschränkter Gewalt und war also der natürliche Verbündete jedes Gegners der Demokratie. Ein Sieg der Demokratie in Deutschland würde aber außerdem für das französische Königthum äußerst gefährlich gewesen sein, da eine Rückwirkung auf die französische Demokratie zweifelsohne erfolgt wäre. Und welche Macht dieselbe erreichen konnte, hatten die französischen Könige zur Genüge erfahren. Vor ohngefähr drei Jahrzehenden hatte der Aufstand des Bürgerthums unter Stephan Marcel, in Verbindung mit dem Bauernaufruhr, den französischen Thron dem Umsturze nahe gebracht. Dieser Aufstand wurde zwar überwunden, allein die Demokratie war damit keineswegs vernichtet. Im Gegentheil: von Zeit zu Zeit hob sie wieder ihr Haupt und sie würde jede Veranlassung von Außen ergriffen haben, um loszuzubrechen. Der deutsche Einfluß wurde nun besonders durch Flandern

vermittelt, welches theilweise zu Frankreich gehörte, und wo, wie wir früher gesehen, die Einwohner von dem unruhigsten Geiste beseelt waren. Mehrmals unterlag die französische Ritterschaft vor der Streitbarkeit der dortigen Demokratie. Zwar hatte Karl VI. auch über die Flamänder neuerdings (1382) einen großen Sieg bei Roosebecke erfochten. Aber damit war der Freiheitsgeist der Einwohner nicht erstickt und ein Sieg der deutschen Demokratie hätte auch hier das Feuer wieder angefacht. Alle diese Gesichtspunkte bestimmten nun den König Karl VI., auf den Vorschlag der baierischen Herzoge einzugehen. Dennoch, scheint es, wollte er die Hülfe nicht umsonst leisten. Er nahm den Plan der früheren französischen Könige zur Zeit Ludwig's des Baiern wieder auf, die deutsche Krone sich auf das Haupt zu setzen. Auch dieser Plan paßte übrigens sehr gut in die Absichten der deutschen Fürsten, da ja der König Wenzel im Augenblick ihr Gegner und mit den Städten verbündet war. Diesen zu stürzen — dazu glaubten sich die Fürsten im Augenblicke nicht stark genug: dazu bedurfte man eines mächtigen auswärtigen Königs. — In der That rückte Karl VI. noch im Laufe des Sommers 1388 mit einem großen Heere, welches von den gleichzeitigen Chronisten zu 100,000 Mann angegeben wird, an die deutsche Gränze. Den Vorwand zu diesem Kriegszuge gab eine unbedeutende Streitsache des französischen Königs mit den Herzogen von Jülich und Geldern. Diese kleinen Fürsten zu züchtigen, dazu bedurfte es wahrlich nicht des Aufwandes so ungeheuerer Streitkräfte. Wohl aber erklärt sich diese Thatsache sehr gut, wenn der französische König das deutsche Reich gewinnen wollte. Auch war die öffentliche Meinung jener Zeit über diese Absicht Karl's VI. und über den Zusammenhang seines Zuges mit dem Städtekrieg nicht im Mindesten im Zweifel *).

*) Chronik von Königshofen, nach der Ausgabe von Schilter. S. 351. „Disses Küniges Volk von Frankrich entsossent etliche Herren und Städte gar sehr, und meinten, er wäre darum ins deutsche Land kummen, daß er wollte sie bezwingen und Römisch Künig werden. Auch forchtent etliche Städte des Bundes, sit derselbe von Frankrich hette Herzog Stephans Tochter zu der Ehe, daß er demselben Herzogen, sien Schweher, und der Herrschaft von Baiern würde zu Hülf kommen wider die Städte.“ Später zog allerdings Karl VI., nachdem er Friede mit den Herzogen von Jülich und Geldern geschlossen, wieder ab.

Zugleich suchten die Fürsten, König Wenzeln in seinem eigenen Lande und unter seiner eigenen Familie Zwistigkeiten und Unruhen zu erzeugen, damit er abgehalten werde, den Städten gegen die Fürsten mit seiner ganzen Macht zu Hülfe zu kommen. Einmal erhob der böhmische Adel, der unter Karl IV. und noch unter Wenzel das Räuberhandwerk gänzlich verlernt zu haben schien, wieder sein Haupt und beunruhigte dergestalt die öffentliche Sicherheit, daß Wenzel alle ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte nöthig hatte, um über die Unruhestifter Herr zu werden. Die Dämpfung dieser Unruhen kostete ihm immerhin den größten Theil des Sommers, und während dessen war nicht daran zu denken, daß er den Städten thätige Hülfe leisten konnte. Zu diesen böhmischen Wirren kam aber noch eine andere höchst unangenehme Verwicklung unter den Lützelburgern selber. Wir haben früher angegeben, daß Wenzel's Bruder Sigmund die Mark Brandenburg erbte, und durch seine Verlobung mit einer ungarischen Prinzessin auch die Anwartschaft auf den ungarischen Thron. Im Jahre 1382 starb nun Ludwig der Große, König von Ungarn und Polen, Sigmund's Schwiegervater, und im Jahre 1386 fand die Vermählung zwischen Sigmund und seiner Braut Marie statt. Allein wiederholt hinderten ihn die Ränke seiner Schwiegermutter, der Königin Elisabeth, sowie die Partei des Königs Karl von Neapel daran, in Ungarn die Regierung zu übernehmen. Er hatte mit den größten Hindernissen zu kämpfen, bis es ihm endlich 1387 gelang, von den Ungarn als König anerkannt zu werden. Diese Kämpfe kosteten Sigmund vieles Geld, welches er von seinem reichen, aber geizigen Vetter, dem Markgrafen Jost von Mähren entlieh. Dieser verlangte natürlich ein Unterpfand für sein Darlehen, und Sigmund versetzte ihm zunächst denjenigen Theil von Ungarn, welcher an Mähren stieß. Nachdem er aber König von Ungarn geworden, so verlangte die Nation, daß er die versetzten Stücke wieder frei mache. Jost ging auf die Herausgabe derselben ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß er — da von einer Heimzahlung der Schuld im Augenblicke keine Rede sein konnte — ander-

---

Allein um diese Zeit (es war im Herbst 1388) brauchten die baierischen Herzoge die französische Hülfe nicht mehr, indem sie bereits König Wenzel auf ihre Seite gebracht hatten.

weitig entschädigt wurde: er verlangte nichts Geringeres, als die Abtretung der Mark Brandenburg. Sigmund in seiner Geldlosigkeit, gedrängt von den Ungarn, deren Treue er nicht verscherzen durfte, sah keinen anderen Ausweg, als diese Forderung zu bewilligen. Aber er konnte allein über das Schicksal der Mark nicht entscheiden; denn nach Karl's IV. letztem Willen hatte Wenzel nach Sigmund die nächste Anwartschaft auf dieselbe, er war gewissermaßen Miteigenthümer der Mark, und ohne seinen Willen durfte sie weder verkauft noch verpfändet werden. Jost drang also in Wenzel — es war in den ersten Monaten des Städtekriegs — seine Zustimmung auszusprechen. Sollte aber Wenzel eine so wichtige Besitzung, wie die Mark Brandenburg war, seinem Hause entfremden? Jetzt noch dazu, wo bei den großen Planen, die er vor hatte, ihm eine große Hausmacht nöthiger war, wie je? Man sieht: Jost's Forderung kam sehr zur ungelegenen Zeit: und er ließ sich durch nichts bestimmen, dieselbe fallen zu lassen. Die Vermuthung liegt sehr nahe, daß diese Dinge mit dem Städtekriege zusammenhingen. Jost strebte nach der römischen Krone schon damals: möglich, daß zwischen ihm und den Fürsten Unterhandlungen gepflogen wurden, und daß diese ihm die Krone versprachen, wenn er sich verbindlich mache, seinem Vetter Wenzel Verlegenheiten zu bereiten. Wäre Wenzel auf Jost's Forderung nicht eingegangen, so hätte er sich vielleicht offen auf die Seite der Fürsten geschlagen. Und Wenzel muß seinen Vetter Jost sehr gefürchtet haben; denn schließlich bewilligte er Alles, was er verlangte. Unter dem 15. April 1388 verzichtete er auf die Anwartschaft auf die Mark Brandenburg und theilte dies den märkischen Ständen mit. Zugleich aber ließ er sich von seinem Bruder Sigmund und seinem Vetter Jost versprechen, ihm mit ihrer ganzen Macht zu helfen, wenn er etwa gegen seine Feinde, die Herzoge von Baiern, zöge oder von ihnen angegriffen würde. Wenzel also erkaufte die Freundschaft seines Vetters durch die Abtretung der Mark. Uebrigens glaubte dieser letztere, wie es scheint, die verzweifelte Lage Wenzel's noch besser ausbeuten zu müssen: er verlangte von ihm auch noch die Abtretung des Herzogthums Lützelburg, das Wenzel seit 1382 zugefallen war. Die näheren Umstände sind uns unbekannt: nur soviel ist gewiß, daß Wenzel in der That das Herzogthum an den Markgrafen Jost abgetreten

hat, und zwar noch im Jahre 1388. Trotz alle dem finden wir aber nicht, daß Jost Wenzeln gegen die Herzoge von Baiern Hülfe geleistet, ihm Kriegsvölker zugeschickt habe und dergleichen.

Während nun Wenzel auf die angegebene Weise abgehalten wurde, thatkräftig gegen die Fürsten voranzugehen und die Kriegsmacht der Städte zu verstärken, suchte man diese dadurch zu schwächen, daß man verrätherische Verbindungen unter ihnen einleitete. In den meisten Städten des Bundes gab es demokratische Verfassungen. Die Geschlechter aber konnten den Verlust ihrer Vorrechte nicht so leicht verschmerzen und versuchten von Zeit zu Zeit Gegenumwälzungen: es kam nicht selten vor, daß sie sich zu diesem Zwecke mit dem Landadel verbanden. Kein Zeitpunkt schien aber passender zu sein, wie der jetzige, wo die Städte in den Krieg mit den Fürsten verwickelt waren, eine Verfassungsveränderung im aristokratischen Sinne durchzusetzen. Die Partei der Geschlechter durfte sich nur mit den Fürsten verbinden, wie sie so oft mit dem Landadel sich verbunden hatte. Bereits in den Zeiten des großen Städtebundes von 1381—1387 kommen dergleichen Erscheinungen vor: in der Regel wurden freilich die Absichten der Geschlechter noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt: mitunter gewannen sie aber auch Erfolge. Es lag nun nichts so nahe, als daß die Fürsten in dem gegenwärtigen Augenblicke sich mit der unterdrückten aristokratischen Partei in den Städten in Verbindung setzten, um sie zur Empörung oder zur Verrätherei zu verleiten. Daß es ihnen hie und da gelungen sein mochte, davon werden wir später ein Beispiel mittheilen. Noch entschiedener aber waren ihre Erfolge in dieser Beziehung bei den städtischen Söldnern. Die städtische Kriegsmacht war nämlich aus zwei sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt: den einen bildeten die Bürger, den andern die Söldner. Und die Letzteren überwogen an Zahl die Bürger von der Zeit an, wo die Städte größere Kriegsunternehmungen ausführten. Namentlich im Städtekrieg bestand der größte Theil der städtischen Kriegsmacht aus Söldnern. Die Söldner kämpften aber nur für Geld, nicht für ihre Ueberzeugung, für die Freiheit und für den eigenen Herd. Sie waren daher an sich nicht sehr zuverlässig. Es kam hinzu, daß die meisten dieser Söldner dem Adel angehörten, und zwar nicht immer demjenigen Theil des Adels, welcher aus freiem Antriebe die Sache der

Städte ergriffen: ja nicht selten ereignete es sich, daß Edelleute, die früher die ärgsten Raubritter gewesen und mit den Städten selber in den heftigsten Fehden gelegen, nachher in ihren Sold traten, ohne daß man nachweisen könnte, daß ein solcher Schritt das Ergebniß einer Sinnesänderung gewesen wäre. Es läßt sich denken, daß solche Leute der Bestechung nicht unzugänglich gewesen sind, besonders wenn sie von den Standesgenossen oder von den Höhergestellten ausging. Die Städte müssen auch in dieser Beziehung noch vor dem Städtekrieg nicht sehr erfreuliche Erfahrungen gemacht haben. Sie fanden es für nöthig, gegen die Feigheit und den Ungehorsam der Söldner äußerst harte Bestimmungen zu erlassen*). Im Städtekrieg selber aber fallen von Seite der städtischen Söldner so viele Unordnungen und Nachlässigkeiten vor und die Chroniken der Städte äußern sich mit so viel Aerger über die Hauptleute derselben, die manche Schlappe verschuldet**), daß man wohl nicht mit Unrecht schließen darf, dies sei mehr als Zufall gewesen. Daß aber besonders Hauptschlachten durch Verrath der städtischen Söldnerhauptleute verloren gegangen sind, werden wir später noch sehen.

Während dieser Umtriebe der Fürsten wurden die Unterhandlungen zwischen ihnen und den Städten fortgesetzt, und inzwischen ruhten die Waffen länger als zwei Monate. Dann that der Pfalzgraf Ruprecht, der, wie wir gesehen, zum Schiedsrichter ernannt worden war, einen Ausspruch, der scheinbar zu Gunsten der Städte lautete. Darnach sollten alle Gefangenen freigegeben werden, die Herzoge sollten die weggenommenen Waaren wieder herausgeben und den Schaden für die, welche nicht mehr vorhanden waren, mit zwölftausend Gulden ersetzen. Die Herzoge von Baiern erklärten sich mit diesem Ausspruch einverstanden, auch die Kaufleute und die

---

*) In dem Bundesbrief des Städtebundes und der schweizerischen Eidgenossen vom Jahre 1385 kommt folgende Stelle vor (bei Lehmann Speierer Chronik. S. 750.) „Item soll auch eine jegliche Stadt vorsorgen, daß ihre Diener alle Ordnungen halten und ihren Hauptleuten gehorsam sein, und daß auch fürbaß Niemand mehr von dem Banner fliehe, und wer der Stück eins überführ, daß des Leib und Gut derselben Stadt verfallen sei, und auch weder er noch sein Weib und Kind in die Stadt noch in kein Reichsstadt ewiglich nimmermehr kommen soll".

**) Besonders die Augsburger Chronik von Zeng.

Nürnberger waren damit zufrieden. Aber die mißtrauischen schwäbischen Städte, denen überhaupt die ganze Friedenshandlung nicht behagt zu haben scheint, und welche die eigentliche Absicht der Fürsten durchschaut haben mochten, hatten allerlei dagegen einzuwenden: namentlich, daß nicht eine bestimmte Zeit festgesetzt worden sei, binnen welcher die Entschädigungssumme von den Herzogen von Baiern entrichtet sein müßte. Pfalzgraf Ruprecht erbot sich zwar zum Bürgen für sechstausend Gulden: aber auch damit waren die Städte nicht zufrieden. So zerschlugen sich denn die Unterhandlungen. Wie gerechtfertigt aber das Mißtrauen der schwäbischen Städte gewesen, erwies sich sofort aus der Handlungsweise der baierischen Herzoge, indem sie noch während des Waffenstillstandes wiederum Waaren von den Nürnbergern und anderen Städten des Bundes wegnahmen. Die Herzoge begannen also die Feindseligkeiten ihrerseits von Neuem, da sie sich jetzt stark genug glaubten, es mit den Städten aufnehmen zu können.

Die nächsten Kriegshandlungen liefern nun eine Reihe von Verräthereien, aus denen hervorgeht, daß die Fürsten unterdessen ihre Zeit sehr gut angewendet. So übergab Weiland Schwelcher, ein Ritter, welcher 1386 Bürger der Stadt Augsburg geworden, die Feste Wolfsberg, die er nur den Augsburgern zu öffnen versprochen, an die Herzoge von Baiern. Der Bischof von Augsburg beging an den Bürgern dieser Stadt eine noch auffallendere Verrätherei. Die Augsburger erwarteten von Italien her eine große Sendung von Waaren, unter andern viel welschen Wein. Diese Waaren sollten den Weg über Füssen nehmen, welches Städtchen dem Bischof von Augsburg gehörte. Da nun aber der Krieg mit den Herzogen von Baiern wieder ausgebrochen war, so schien es den Augsburgern nicht rathsam, diese Waaren weiter befördern zu lassen. Sie fragten also beim Bischof von Augsburg, mit dem sie noch ganz im Frieden waren, an, ob er die Waaren einstweilen in Füssen aufnehmen und dort in Sicherheit bringen wolle. Der Bischof verstand sich gerne dazu und gab den Augsburgern noch die Versicherung, daß sie ganz ohne Sorge sein dürften. Kaum aber waren die Waaren in Füssen, so verständigte er sich mit dem Herzog Stephan, sagte den Augsburgern ab und theilte sich mit Jenem in die Waaren. Die Augsburger rächten sich dann freilich dadurch, daß sie die bischöflichen

Palläste in Augsburg zerstörten: damit war ihnen aber ihr Schaden nicht ersetzt.

Uebrigens waren die Augsburger im Ganzen doch wieder im Vortheil, indem sie viele Burgen brachen und Dörfer zerstörten. Freilich ein großer Erfolg war bei dem kleinen Kriege, wie er damals geführt wurde, nicht zu erwarten. Endlich jedoch gaben die Herzoge von Baiern durch eine bedeutende Unternehmung den Städten eine erwünschte Gelegenheit, einen großen Schlag auszuführen. Mitte Juli 1388 rückten nämlich die Herzoge mit großer Kriegsmacht und einem stattlichen Belagerungszeug vor die Stadt Kaufbeuern, welche sie zu erstürmen gedachten. Die Städte hatten nicht sobald dieses vernommen, als sie ein großes Heer in Memmingen zusammenbrachten. Dieses Heer sollte zum Entsatze Kaufbeuerns heranrücken, zugleich sollten die Augsburger von der andern Seite heranziehen. Auf diese Weise wäre das baierische Heer zwischen zwei Feuer gekommen und konnte gänzlich vernichtet werden. Auch die Gefangennahme sämmtlicher baierischer Fürsten — es befanden sich außer den Herzogen auch noch der Pfalzgraf Ruprecht der Jüngste dabei — stand in Aussicht. Unterdessen beschossen die Herzoge die Stadt und stürmten mehrere Tage. Allein die tapferen Einwohner schlugen alle Angriffe ab und brachten den Baiern große Verluste bei. So dauerte die Belagerung sieben Tage, und das fürstliche Heer war bereits entmuthigt. Das heranrückende Memminger Heer hätte die Niederlage der Fürsten vollendet. Da wurden sie aber noch zu rechter Zeit benachrichtigt. Sie hoben also die Belagerung auf, und zwar in so großer Eile, daß sie alles Belagerungszeug zurückließen. Sie nahmen indeß den Weg merkwürdiger Weise gegen Augsburg und verwüsteten das Gebiet ringsum, ohne daß ihnen Einhalt gethan worden wäre. Auch einige feste Schlösser in der Umgegend nahmen sie ein. Die Bürger von Augsburg brannten vor Begier, auszufallen und sich mit dem Feinde zu messen, wie auch die halbe Stadt zum Zuge gegen Kaufbeuern bereit gewesen war. Aber die damaligen Bürgermeister Rüdiger Rappold und Hans Fend verboten jede kriegerische Bewegung: Niemand durfte die Stadt verlassen. Die Augsburger Chroniken sind über diese Vorfälle etwas dunkel: offenbar wissen sie viel mehr, als was sie sagen. Aber zwei Dinge verschweigen sie nicht, die von Bedeutung

sind: nämlich, daß das Verfahren der Bürgermeister ehrlos und treulos gewesen sei, und zweitens, daß die Stadt Augsburg von ihrer damaligen Haltung großen Spott und Schande geärntet habe*). Hält man damit zusammen, daß die beiden Bürgermeister den Geschlechtern angehörten, so ergibt sich folgender Zusammenhang. Die Fürsten erhielten die Nachricht von dem beabsichtigten Ueberfall des städtischen Heeres wahrscheinlich von Augsburg her: zugleich aber auch, daß die Augsburger durch ihre Regierung gehindert wurden, den Auftrag, der ihnen geworden war, nämlich ebenfalls gegen das fürstliche Heer heranzurücken, auszuführen. Deßhalb konnten die Fürsten ohne viel Gefahr den Weg gegen Augsburg nehmen. Sie konnten nun freilich noch vom Memminger Heer verfolgt werden, und es war, hätte dieses stattgefunden, immerhin noch die Möglichkeit vorhanden, sie bei Augsburg zwischen zwei Feuer zu nehmen und aufzureiben. Aber das Memminger Heer, von dem uns übrigens die Chroniken nichts weiter berichten, war wahrscheinlich durch die Unthätigkeit der Augsburger verblüfft und beeilte sich nicht sehr, den Fürsten auf dem Fuße zu folgen. So entgingen diese der drohenden Gefahr und fügten nebenbei der Stadt Augsburg großen Schaden zu. Nachher möchten die Bundesstädte das Mißlingen des Anschlages auf die Fürsten der Haltung der Stadt Augsburg zuschreiben, und mit Recht, und sie bitter darüber tadeln. Das Verfahren der beiden Bürgermeister bleibt aber unerklärlich, wenn man nicht annehmen will, daß sie zu den Herzogen von Baiern in Beziehungen gestanden haben.

Nachdem nun der Anschlag auf die Herzoge von Baiern mißlungen war, beschlossen die Städte, mit aller Macht auf den Grafen Eberhard von Würtemberg zu fallen, und ihn wo möglich zu vernichten. Eberhard hatte gleich beim Beginne des Kriegs seinen Sohn Ulrich den Herzogen von Baiern wider die Städte zu Hülfe geschickt. Dann befehdete er die Städte Reutlingen und Eßlingen

*) Zengg Augsburger Chronik bei Oefele scriptores rerum Boicarum. I., 261. „Nun soll man wissen, daß auch dasselb Mal waren Burgermeister Rapoldt und Hans Fend mit lützel Treuen und wenig Ehren und waren verzagt, desto waren die Städte alle desto verzagter. Darum mußte die ehrwürdige Stadt oft und dick groß Spott und Schaden empfahen und haben, so man billig Ehr und Nutz gehabt sollte haben."

und bedrängte sie sehr. Er war also in offenem Kriege mit den Städten, und diese konnten ihn demnach mit Fug und Recht überziehen. Die Bedeutung eines erfolgreichen Zuges gegen Eberhard lag aber am Tage: denn er war von jeher der heftigste und gefährlichste Feind der schwäbischen Städte gewesen. Außerdem stand er damals nicht allein: sondern es hatten sich mit ihm die Markgrafen von Baden und die Pfalzgrafen am Rhein verbunden, so wie der größte Theil der schwäbischen Grafen, die mit ihrer Kriegsmacht ihm zu Hülfe gezogen waren. Gelang es den Städten, ihnen eine Niederlage beizubringen, so war dadurch ein beträchtlicher Theil des ihnen feindlichen Fürstenthums geschlagen. Anfang August brachen also die Städte mit einem großen Heere in Würtemberg ein und verwüsteten das Land von allen Seiten. Endlich kam es am 23. August 1388 bei Döffingen zu einer großen Feldschlacht. Die Heere der beiden streitenden Mächte mochten so ziemlich einander gleich an Stärke sein. Auf Seite des Grafen von Würtemberg standen der Markgraf Rudolf von Baden, der Pfalzgraf Ruprecht der Alte, die Grafen von Löwenstein, Zollern, Werdenberg, Oettingen, Helfenstein, Katzenellenbogen und eine Menge anderer Grafen und Herren. Im Anfange neigte sich der Sieg auf die Seite der Städte: der Sohn Eberhards, Ulrich, wurde erschlagen, und mit ihm gegen sechzig Grafen und Herren: schon begann das Heer der Fürsten zu wanken. In diesem entscheidenden Augenblicke ging der Sieg für die Städte durch Verrath verloren. Der Graf von Würtemberg hatte nämlich vorher den Anführer der Nürnberger Söldner, einen Grafen von Henneberg, und wahrscheinlich auch die Hauptleute der rheinischen, bestochen. Wie er nun jetzt das verabredete Losungswort aussprach: „Seht! die Feinde fliehen!“ so wandte sich der Graf von Henneberg mit seinen Leuten zur Flucht, und zugleich auch die rheinischen Söldner. Die Bürger der Städte suchten zwar das Treffen noch zum Stehen zu bringen, und wehrten sich verzweifelt: viele starben hier den Heldentod, wie der Anführer der Städte, Konrad Besserer, Bürgermeister von Ulm: aber Alles war umsonst. Bald ergriff der Schrecken das ganze städtische Heer. In diesem Augenblick wurden die Fürsten auch durch neue Schaaren verstärkt, die Flucht der Städte wurde allgemein. Sie erlitten eine

vollkommene Niederlage. Gegen tausend Mann wurden erschlagen, sechshundert gefangen.

So groß aber auch der Verlust der Städte bei Döffingen war, — denn mit dieser Niederlage büßten sie nicht nur einen großen Theil ihrer besten Streiter ein, sondern sie mußten nunmehr den Gedanken der Vernichtung der Grafen von Würtemberg aufgeben, und wie der Muth der Fürsten gestiegen war, ebenso sank in der öffentlichen Meinung die Bedeutung der Städte, deren Ruf von Unüberwindlichkeit, den sie seit etwa eilf Jahren gewonnen, nunmehr wieder zerrann — so war doch keineswegs Alles verloren. Auch dachten die Städte selber nicht daran, Alles verloren zu geben. Vielmehr stärkten sie ihre Kräfte, rüsteten neue ebenso zahlreiche Heere aus, wie das bei Döffingen geschlagene, und errangen sogar wieder Erfolge.

Zunächst in Franken. Hier wollten die Fürsten den Abzug der Streitkräfte der Reichsstädte nach Würtemberg benutzen, um über die Städte herzufallen und sie zu demüthigen. Es war dies wohl ein mit den rheinischen und schwäbischen Fürsten verabredeter Plan. Anfang August zogen der Burggraf von Nürnberg mit seinen zwei Söhnen, die Grafen von Schwarzburg, Kastell, Henneberg, Rineck, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und der Markgraf Friedrich von Meißen, den seine beiden Oheime, Balthasar und Wilhelm, dahin geschickt hatten, mit einer großen Kriegsmacht vor die Reichsstadt Windsheim. Wäre den Fürsten ihre Absicht gelungen, so würden sie auch an die anderen Städte gegangen sein: sie begannen mit Windsheim, weil das eine kleine Stadt war, und sie mit ihr am Ersten fertig zu werden hofften. Sie belagerten sie über sieben Wochen; aber alle Anstrengungen der Fürsten, sie zu erobern oder zur Unterwerfung zu zwingen, scheiterten an der heldenmüthigen Tapferkeit der Bürger. Dieser Mangel an Erfolg war an sich schon einer Niederlage zu vergleichen, da die gesammte Macht des fränkischen Herrenthums hier vereinigt war und die Stadt, welche sie nicht zu bezwingen vermochten, nur einige tausend Einwohner zählte und ihnen wohl nicht mehr als etwa sechshundert streitbare Bürger entgegensetzen konnte. Aber bald kamen für die Fürsten noch andere Verluste hinzu. Die Nürnberger sagten nämlich während der Belagerung Windsheims dem Burggrafen von Nürnberg

ab und fielen in sein Gebiet ein, erstürmten einen großen Theil seiner Burgen und Schlösser, brannten seine Dörfer ab und verheerten seine Ländereien. Um diesem Beginnen Einhalt zu thun, verließ der Burggraf mit seinen Schaaren das Heer der Belagerer. Diese versuchten noch am 23. September einen Sturm, wurden aber zurückgeschlagen, und in diesem Augenblicke erschienen auch die Nürnberger, welche zum Entsatz Windsheims herangerückt waren. Das Heer der Fürsten wurde zu schimpflichem Abzuge gezwungen. Nun wogte in Franken wie in Baiern der kleine Krieg zwischen Städten und Fürsten hin und her. Aber die Letzteren hatten nicht nur keine namhaften Erfolge, sondern sie waren offenbar im Nachtheil. Sie versuchten später noch mehrmals die eine oder die andere Stadt, wie Rotenburg und Weißenburg zu überrumpeln, aber vergebens, sie erlitten vielmehr dabei Verluste.

Aber indessen hatten sich für die Städte die Verhältnisse nach einer andern Seite hin verschlimmert. Der König Wenzel wandte sich nämlich von den Städten ab. Diese Sinnesänderung war das Ergebniß der unablässigen Bemühungen der Fürsten, namentlich des Herzogs Friedrich von Baiern, der dem König Monate lang nachritt, um ihn auf die Seite der Fürsten herüberzuziehen und nicht eher nachließ, bis er seinen Zweck erreicht hatte. Wenzel mochte allerdings die Stellung, die er bisher eingenommen, seit der Schlacht bei Döffingen verleidet sein; die vielfachen Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, die Umtriebe der Fürsten, des Adels, seiner eigenen Verwandten, die nur durch einen großen Aufwand von Kraft überwunden werden konnten, waren dem schwachen Könige zu viel. Er war der Regierung bereits damals dermaßen überdrüssig geworden, daß er sogar damit umging, die römische Krone niederzulegen. Unter solchen Umständen war an eine Fortsetzung seiner bisherigen Staatskunst nicht mehr zu denken, und er war daher geneigt, auf die Ansichten des Herzogs Friedrich einzugehen. Den Fürsten konnte aber nun nicht mehr daran gelegen sein, daß Wenzel abdankte: vielmehr mußten sie wünschen, daß er noch an der Regierung bliebe, um ihre Absichten hinsichtlich des Städtekriegs zu fördern. Ich glaube daher, daß es insbesondere die Fürsten gewesen sind, welche Wenzel von der Ausführung seines Vorhabens, abzudanken, abhielten. Dies sollte dem Könige zugleich ein Beweis für

ihre wohlwollenden Gesinnungen gegen ihn sein. Und damit er darüber gar nicht mehr in Zweifel sei, so boten ihm die baierischen Herzoge ihre Nichte, die Tochter des Herzogs Johann von München, zur Frau an, da Wenzel Wittwer geworden. In der That erfolgte 1389 die Vermählung. Und nun handelte Wenzel ganz, wie die Fürsten wünschten. Bereits am 18. Oktober 1388 schickte er an die rheinischen Städte den Befehl, von ihrem Kriege gegen den Pfalzgraf Ruprecht am Rhein abzustehen, und am 2. November ermahnte er den Erzbischof von Salzburg, der inzwischen wieder die Freiheit erhalten hatte, die Befehdung der Herzoge von Baiern zu unterlassen.

Durch den Abfall Wenzels wurde allerdings der Sache der Städte ein schwerer Schlag versetzt. Aber deßhalb war sie noch lange nicht verloren. Sie konnten ihre Plane verfolgen, auch ohne die Hülfe des Kaisers. Aber dann mußten sie so rasch wie möglich vorangehen, und durch eine Reihe von glücklichen Erfolgen die Fürsten der Vernichtung nahe bringen. In diesem Falle konnten sie entweder darauf rechnen, daß Wenzel sich schließlich wieder zu ihnen wendete, oder sie konnten einen andern König auf den Thron heben, welcher entschiedener auf ihre Plane einging und zuverlässiger war. Bei der gegenwärtigen Sachlage aber und nach den bisherigen Erfahrungen war zu bezweifeln, ob die Städte für sich allein und im Widerspruche mit dem Willen des Königs Kraft genug besaßen, die nothwendigen Erfolge zu erringen. Sie bedurften dazu noch mächtiger Bundesgenossen. Aber wo sollten sie dergleichen finden? Mit den weltlichen Fürsten und mit dem Herrenthum waren sie im Streit: der König hatte sich ihnen abgewendet. Es blieb nichts übrig, als ein Bund mit den Kirchenfürsten. Freilich: auch gegen die Kirche, wie wir oben gesehen, waren ihre Plane gerichtet, und ein Theil der Bischöfe hatte sogar mit den weltlichen Fürsten gemeinsame Sache wider sie gemacht. Ein Bund der Städte mit den Kirchenfürsten konnte daher nur dann stattfinden, wenn letztere selbst auf die kirchlichen Plane der Städte mehr oder minder eingegangen wären. Dann freilich konnten diese um so viel leichter auf Verwirklichung rechnen. Nun finden wir in der That, daß die Städte unmittelbar nach Wenzels Abfall sich mit einem der einflußreichsten und mächtigsten deutschen Kirchenfürsten verbanden, und die

besonderen Umstände, die dabei in Betracht kommen, lassen darauf schliessen, daß man zugleich auf jene angedeuteten kirchlichen Plane der Städte Rücksicht genommen habe. Am 30. Oktober 1388 schlossen nämlich die drei Städte Mainz, Worms und Speier ein Bündniß mit dem Erzbischof Adolf von Mainz zu gegenseitigem Schutz und Trutz. In diesem Bündniß verpflichteten sich der Erzbischof und die drei Städte gegenseitig unter Anderem, daß sie dem König Wenzel nicht Folge leisten wollen, wenn dieser eine von den vertragenden Mächten wider die andern zum Kriegszug auffordern sollte; ferner erklärten die Städte, daß sie bereit seien, jeden als König anzuerkennen, den der Erzbischof mit noch zwei anderen Kurfürsten wählen würde, während Adolf versprach, bei dem neuen König dahin zu wirken, daß er den Städten ihre Freiheiten nicht nur bestätige, sondern sie noch beträchtlich erweitere. Daß der Erzbischof Adolf dazu kommen konnte, auf die weitgehenden staatlichen Plane der Städte einzugehen, erklärt sich hinlänglich aus seinem bisherigen Leben; er befand sich nämlich, wie wir früher dargethan, mit fast allen benachbarten Fürsten im Streit, namentlich aber mit den Pfalzgrafen am Rhein. Ein Sturz des ihm feindlichen Fürstenthums lag daher nicht außer seinem Vortheil. Aber höchst wahrscheinlich wurde er noch von einem anderen Beweggrund geleitet. Es liegt nahe, daß er bei der beabsichtigten neuen Königswahl einem Manne seines Hauses die Krone zuzuwenden hoffte. War doch auch sein Ahne deutscher König gewesen! Und nun ist es nicht so unmöglich, daß auch über diesen Punkt mit den Städten verhandelt worden ist, und daß diese mit der Erhebung eines nassauischen Grafen sich einverstanden erklärt haben. Abgesehen davon, daß die städtefreundliche Richtung des Königs Adolf ihnen noch in der Erinnerung schwebte, so gehörte jetzt einer der nassauischen Grafen, Rupert, Landvogt von der Wetterau, zu demjenigen Theile des Adels, der sich an die Städte angeschlossen hatte. Rupert hatte sich in den großen Städtebund aufnehmen lassen und verlangte sogar mehrmals die Hülfe desselben gegen seine eigenen Standesgenossen. Wie? wenn sich auf diesen die Städte und Erzbischof Adolf vereinigt hätten? — Was nun aber die kirchlichen Plane der Städte betrifft, so glauben wir zwar nicht, daß Adolf von den Ueberzeugungen erfüllt gewesen sei, welche die freien religiösen Parteien jener

Zeit bekannten, aber die kriegerische und staatliche Richtung überwog bei ihm so entschieden, daß sich seinen staatlichen Zwecken, wenn es nöthig war, die kirchlichen Gesichtspunkte unterordnen mußten. Zudem befand er sich in Händeln mit dem Papste. Adolf war früher Bischof von Speier gewesen, und wollte dieses Bisthum, auch nachdem er Erzbischof von Mainz geworden, nicht aufgeben. Der Papst aber ernannte einen andern, Namens Nikolaus von Wiesbaden zum Bischof, den auch König Wenzel anerkannte. Dem widersetzte sich Adolf, und Nikolaus kam auch so lange Adolf lebte, nicht in den unbestrittenen Besitz des Bisthums. Diese Streitfrage, wobei der eigene Vortheil so sehr mit ins Spiel kam, konnte Adolf leicht bestimmen, sich an irgend eine gegenpäpstliche Partei anzuschließen. Und auf solche Gesinnungen Adolfs lassen auch die Andeutungen mancher Chroniken schließen, namentlich der Mainzer, welche, sehr kirchlich gesinnt, natürlich auf das Heftigste gegen den Städtebund erbittert, aber nicht minder übel auf den Erzbischof Adolf zu sprechen ist, dessen zweideutiges Verhältniß zu den Städten sie insbesondere tadelnd hervorhebt. — So bedeutend und einflußreich nun aber auch das Erzstift Mainz war, so war es für sich allein nicht mächtig genug, um solche große Umwandlungen wie die angedeuteten, durchzuführen, wenn es außer den Städten keinen anderen Verbündeten unter den Kirchenfürsten gehabt hätte. Aber es scheint in der That, als ob noch andere Bischöfe geneigt gewesen wären, in dem Sinne Adolfs mit den Städten zu gehen. Den Erzbischof von Salzburg kennen wir bereits als Verbündeten der Städte. Zwar war sein Bund mit diesen zunächst blos staatlicher Natur. Aber daß Pilgrin nöthigenfalls auch auf kirchliche Umgestaltungen eingegangen wäre, schließen wir daraus, daß die Salzburger Chronik, ebenso, wie die Mainzer, sehr kirchlich gesinnt, gerade so wie jene auf Adolf, so diese auf Pilgrin schlecht zu sprechen ist. Freie religiöse Ueberzeugungen dürfen wir bei Pilgrin so wenig, wie bei Adolf voraussetzen: er stand aber ebenfalls mit dem Papste nicht gut, er hatte sich öfters den Steuerforderungen des päpstlichen Hofes auf das Entschiedenste widersetzt, und stieß mit diesem auch wegen der Besetzung mehrerer Bisthümer in seiner Diöcese zusammen. Diese beiden Erzbischöfe konnten nun schon etwas ausrichten, aber außer ihnen muß es, wie wenigstens die Chroniken andeuten,

noch mehr Kirchenfürsten gegeben haben, die mit den Städten zu gehen bereit waren *). Sind nun unsere Vermuthungen richtig, so war es im Plane, unmittelbar nach Wenzels Abfall in Verbindung mit mehreren Kirchenfürsten große staatliche und kirchliche Umwandlungen mit Gewalt durchzusetzen. Diese wären in Folgendem bestanden: Sturz Wenzels und Erhebung eines entschieden städtefreundlichen Fürsten auf den deutschen Thron, der die Verfassung Deutschlands im demokratischen Sinne durchzuführen bereit war; Sturz der weltlichen Fürsten; Veränderung des Verhältnisses zu Rom, Erhebung des Erzbischofs von Mainz zum Oberhaupte der deutschen Kirche; Feststellung eines geordneten Verhältnisses der deutschen Kirchenfürsten zur Reichsregierung.

Das Bündniß mit Adolf von Mainz hatten zwar nur die drei rheinischen Städte unterschrieben. Sicherlich aber waren sie vom ganzen Bunde dazu ermächtigt und handelten in seinem Auftrage. In Folge dieses Bündnisses wurde ein neuer Feldzugsplan entworfen. Nun sollten sich nämlich die Städte mit aller Macht auf die rheinischen Fürsten werfen, besonders auf die Pfalzgrafen. Hier von dem Erzbischof Adolf unterstützt, konnte vielleicht das gelingen, was in Baiern und Schwaben gescheitert war. In der That brachten die Städte wieder ein großes Heer zu Stande, welches sich um Martini 1388 bei Windsheim versammelte, um an den Rhein zu ziehen. Alle Städte in Schwaben und Franken schickten ihre Kriegsvölker dazu und die Nürnberger allein stellten vierhundert Lanzen und eintausendfünfhundert Fußgänger.

Aber noch vor dem Abzuge dieses großen Heeres erlitten die rheinischen Städte bei Worms eine schwere Niederlage von den Pfalzgrafen. Am Rhein war es bis zum Herbst ziemlich ruhig gewesen. Dann aber fingen die Straßburger mit den Markgrafen von Baden

*) Die Mainzer Chronik bei Schaab Gesch. des rheinischen Städtebundes I. 365 sagt beim Städtekrieg: In his omnibus Adolphus, Maguntinus episcopus, dissimulando et alii episcopi supersederunt, videntes finem sive expectantes. Trithemius, der zwar etwa ein Jahrhundert später schrieb, aber in der Lage war, aus guten kirchlichen Quellen zu schöpfen, sagt in dem chronicon Hirsaugiense ad an. 1380 beim Städtekrieg: cives regni Germanici pene omnes circa Rhenum in Suevia et in Francia orientali caput sequentes Pilgrinum Salzburgensium episcopum et quosdam alios pontifices etc.

zu kriegen, an, und die andern rheinischen Städte mit den Pfalzgrafen. Dies sollte zunächst Rache sein für die Hülfe, welche diese Fürsten dem Grafen von Würtemberg in der Schlacht bei Döffingen geleistet. Aber erst nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Erzbischof Adolf unternahmen die Städte Mainz, Worms, Speier, Frankfurt umfangreichere feindliche Bewegungen gegen die Pfalzgrafen. Sie fielen in ihr Land und verheerten Alles auf das Gräulichste. Daß sie nicht auf das große Bundesheer, das sich in Franken gesammelt, gewartet, hatte seinen Grund wohl darin, daß sie sich stark genug wähnten, um einstweilen die Feindseligkeiten zu beginnen, und dann mochten sie wohl auch auf die Unterstützung Adolfs rechnen. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieser seine Schaaren mit denen der Städte vereinigt habe *). Dieses Heer der Städte wurde aber von dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Jüngeren und dem Grafen von Sponheim unvermutheter Weise überfallen — wie es scheint, war auch hier Verrath im Spiel **) — und gänzlich geschlagen. Vierhundert wurden getödtet, über dreihundert gefangen, sechzig davon, wahrscheinlich geringere Bürger, welche kein Lösegeld zahlen konnten, wurden von dem Pfalzgrafen lebendig in einen

*) Wenigstens sagt dies eine Chronik, die Augsburger von Zengg, welche sogar das Treffen bei Worms nur zwischen den Leuten der Bischöfe von Mainz und Worms (auch letzterer war demnach im Bunde gewesen) und zwischen den Schaaren der Pfalzgrafen stattfinden läßt.

**) Eine Andeutung gibt das Chronicon Norimbergense bei Oefele: scriptores rerum Boicarum I. 324. Demnach hätte das Heer Kundschafter ausgeschickt, die seien aber nicht zurückgekommen. Das Heer selber sei dann in kleineren weit von einander entfernten Abtheilungen vorwärts gegangen, und so in einem Hohlwege von den Feinden überrascht und angefallen worden. Eine solche Unvorsichtigkeit von den Hauptleuten ist kaum begreiflich, wenn sie nicht eine andere Absicht dabei hatten. Die kurz darauf folgende Unthätigkeit der Städte gegenüber den Fürsten, die ihr Gebiet verheerten, obschon jene noch genug Kriegsvölker hatten, um das zu verhindern, — wie man sieht, dieselbe Erscheinung wie bei Augsburg — läßt auch auf Manches schließen. Es wird nicht blos das Ergebniß der Entmuthigung gewesen sein, sondern sie fürchteten in ihrem eigenen (Söldner-)Heere den Verrath. Von großer Bedeutung ist auch die ganz verschiedenartige Behandlung, welche die Fürsten den gefangenen Söldnern, meist Ritter und Edelknechte, und den eigentlichen Bürgern, angedeihen ließen. Letztere wurden meistens niedergemacht, erstere aber anständig behandelt und nach einiger Zeit wieder freigegeben; allerdings gegen Lösegeld.

Ziegelöfen geworfen und dort verbrannt. „Ihr habt, rief er ihnen mit barbarischem Witze zu, auf mich gebrannt bei Nacht, so will ich ehrlicher thun und euch bei Tage brennen.“ Nach diesem Siege zogen die Pfalzgrafen vor die Stadt Mainz, verheerten das Gebiet ringsum und verbrannten mehrere Dörfer. Ebenso machten sie es mit Worms und Speier. Nirgends wurde ihnen Widerstand geleistet, obschon diese Städte noch über genug Kriegsvölker zu gebieten hatten.

Diese Niederlage war von noch entscheidenderen Folgen, wie die bei Döffingen. Der große Kriegsplan der Städte wurde nun aufgegeben. Wahrscheinlich kam die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des Treffens bei Worms, welches einige Tage vor Martini stattgefunden hatte, an das Bundesheer der Städte in Franken, und dieses dachte jetzt nicht mehr daran, den beabsichtigten Zug an den Rhein auszuführen; es begnügte sich den Aischgrund, der dem Burggrafen von Nürnberg gehörte, zu verwüsten und ging dann auseinander. Höchst wahrscheinlich hielt es nun aber auch der Erzbischof Adolf für klüger, sich von dem Bunde der Städte zurückzuziehen, um nicht in ihre Niederlage verwickelt zu werden. Denn wir finden seitdem keine Spur, welche auf eine thätige Unterstützung der Städte von seiner Seite schließen ließe; wohl aber trat er später als Vermittler zwischen Städten und Fürsten auf. Wahrscheinlich wollte er seinen Einfluß wenigstens auf dem Wege der Verhandlungen zu Gunsten der Städte geltend machen, nachdem die anderen Plane mißlungen waren. Doch war diese Verwendung nicht ohne Zweideutigkeit, und bei manchen Verhandlungen bewies er sich nicht gerade als Freund der Städte. An eine Durchführung der großen Plane war nun nicht mehr zu denken.

Zwar fanden sich die Städte nach all diesen Niederlagen nicht bewogen den Frieden zu suchen. Vielmehr wurde der kleine Krieg im Lauf des Winters von 1388 auf 1389 in Franken, Baiern, Schwaben und am Rhein mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. Und vor Regensburg erlitten die Herzoge von Baiern von den tapferen Bürgern eine schwere Niederlage, so daß sie gezwungen wurden, die Belagerung aufzuheben. Aber an eine große gemeinsame Kriegsunternehmung des ganzen Städtebundes scheint nicht mehr gedacht worden zu sein, und dann sehen wir selbst bei den kleineren Kriegs-

unternehmungen der Städte den Verrath unter ihren Söldnern in einem größeren Maßstabe überhand nehmen. Endlich, im Mai 1389, nachdem schon lange die Friedensunterhandlungen im Gang und fast abgeschlossen waren, unternahmen die Frankfurter noch einen großen Zug gegen die Herren von Kronenberg und ihre Helfer. Aber auch diese Unternehmung hatte einen unglücklichen Ausgang. Als die Frankfurter mit dem Heere der Feinde zusammenstießen, erfochten sie im Anfang einen glänzenden Sieg, und nahmen fast alle Ritter gefangen. Aber auf dem Heimwege wurden sie bei Eschborn von den Pfalzgrafen am Rhein überfallen und gänzlich geschlagen; ein großer Theil gerieth in die Gefangenschaft der Sieger. Die Chroniken sagen auch von dieser Schlacht, daß sie durch Verrath verloren worden sei. Wenigstens hielt es der Rath der Stadt Frankfurt für nöthig, deßhalb Untersuchungen anzustellen.

Auf diese Weise waren alle größeren Unternehmungen der Städte gegen die Fürsten mißlungen. Die letzteren beeilten sich aber, diesen Umstand so rasch wie möglich zu benutzen und, ehe die Städte zu einem neuen großen Schlage ausholen konnten, das Ende des Krieges herbeizuführen. Sie drangen in Wenzel, sein königliches Ansehen zu gebrauchen, um den Frieden zu gebieten, natürlich im Sinne der Fürsten und überhaupt gegen die Städte feindlich aufzutreten. Wenzel ging auf diese Wünsche der Fürsten ein. Offenbar erfuhr er die neueste Schwenkung, welche die Städte gegen ihn gemacht, und ihre Absicht, ihn zu stürzen *). Er glaubte nun auch keine Rücksicht mehr auf sie nehmen zu dürfen. Nachdem mehrere Tage abgehalten worden waren, ohne zu einem Ergebniß zu führen, berief Wenzel endlich die Fürsten und die Städte um Ostern 1389 nach Eger. Hier befahl er vor Allem die Auflösung des Städtebundes. Freilich sollten auch die Bündnisse der Fürsten und des Adels ab sein. Dagegen ordnete er einen allgemeinen Land-

*) In dem Eingange seines Erlasses, die Auflösung des Städtebundes betreffend, sagt er den Städten: „Als ihr euch wider Unseren und Unseres Vaters seligen Willen zusammenverbunden, so habt Ihr zwar Uns und das heilige Reich ausgenommen, daß Ihr wider uns und daßelbe nicht sein wollt. Nachdem wir aber jetzt gänzlich erkennen, daß solche Bündnisse wider Gott wider Uns und wider das heilige Reich und wider das Recht sind“ u. s. w.

frieden für Fürsten und Städte an, dem sich alle Stände ohne Unterschied unterwerfen müßten. Welche Stadt sich weigere, demselben beizutreten, sollte von den Fürsten und dem Reich dazu gezwungen werden. Der Landfriede wurde zur besseren Handhabung der Ordnung je nach den Ländern in vier abgetheilt, einer in Baiern, der andere in Franken, der dritte in Schwaben, der vierte am Rhein. Jedem sollten neun Richter vorgesetzt werden, vier von den Herren, vier von den Städten, den neunten Mann setzte der König. Diese Bestimmungen schienen zwar den Fürsten und den Städten gleiche Rechte zu ertheilen; aber mit der Auflösung ihres großen Bundes waren die letzteren, da der König zu den Fürsten übergetreten, nicht nur genöthigt, ihre großen Plane fallen zu lassen, sondern sie waren auch der Willkür der Fürsten preisgegeben, und diese konnten die Bedingungen vorschreiben, unter welchen sie mit den einzelnen Städten Friede machen wollten. Die Städte wollten daher Anfangs von der Auflösung des Bundes nichts wissen, und weigerten sich überhaupt dem Eg'rer Landfrieden beizutreten. Die Mehrzahl war, wie es scheint, entschlossen, den Krieg fortzuführen, wenn sie den Frieden nicht unter annehmbareren Bedingungen erhalten konnte. Da aber riß der Abfall auch bei einigen der größeren Städte ein. Nürnberg und Regensburg waren die ersten, welche einseitig dem von Wenzel und den Fürsten aufgerichteten Landfrieden sich unterwarfen; ihnen folgten dann einige kleine Städte. Jetzt wankten auch die übrigen, doch baten sich die in Eger anwesenden Städteboten noch Bedenkzeit aus. Diese wurde ihnen bis Pfingsten bewilligt. Während dieser Zeit scheint die Friedenspartei beim Bunde die Oberhand gewonnen zu haben: so traten denn zuletzt alle Städte dem Eg'rer Landfrieden bei. Nur sieben Städte am Bodensee weigerten sich dessen, blieben vielmehr mit einander im Bunde; das waren Konstanz, Lindau, St. Gallen, Buchhorn, Ravensburg, Ueberlingen, Jsny, und der Erfolg hat bewiesen, daß ihre Weigerung ihnen keinen Schaden brachte.

Nachdem nun in Eger die Grundlagen des Friedens festgestellt worden waren, verhandelten die einzelnen Städte mit den betreffenden Fürsten, mit denen sie in besonderer Feindschaft gelegen, über die Ausgleichung ihrer Streitigkeiten. Man kann sich denken, daß die Fürsten ihren Vortheil nicht unbenutzt ließen. Die Städte mußten an die Fürsten

ungeheuere Entschädigungssummen zahlen, einzelne Streitpunkte wurden zu Gunsten der Fürsten abgemacht, und unter diesen war einer der wichtigsten die Aufhebung des Pfahlbürgerthums.

Dies war der Ausgang des großen Städtekriegs und der Pläne, welche auf eine Umgestaltung der öffentlichen Zustände des deutschen Reiches im Sinne der Demokratie gerichtet waren. Mit diesem Ereigniß hat eine große Entwickelung in unserer Geschichte ihren Abschluß gefunden. Nachdem die Reichsgewalt, wie sie Karl der Große aufgerichtet und die Kaiser aus dem sächsischen und fränkischen Hause weiter ausgebildet hatten, nach dem Sturze der Hohenstaufen aufgelöst worden war und zwar durch das emporstrebende Fürstenthum und zu Gunsten desselben, so war jetzt nur zweierlei möglich. Entweder das Fürstenthum verfolgte seinen Sieg, schwang sich zur vorwiegenden allein maßgebenden Macht im Reiche empor und drängte die Reichsgewalt zu immer größerer Bedeutungslosigkeit hinab, oder aber das Kaiserthum erstieg eine neue Stufe der Größe und der Kraft; das war jedoch nicht möglich neben dem Fürstenthum und mit ihm, die Vernichtung desselben war vielmehr die nothwendige Bedingung einer solchen Entwicklung, und das Fürstenthum konnte nur dadurch vernichtet werden, daß sich die Reichsgewalt grundsätzlich, entschieden, folgerichtig und ohne Rückhalt an das Bürgerthum und überhaupt an die niederen Stände, an das Volk anschloß. Der Kampf zwischen diesem und dem Fürstenthum hatte sich schon unter den Hohenstaufen, ohne die Kaiser, ja trotz diesen, entsponnen, gewann in den folgenden Zeiten zusehends an Umfang und Bedeutung und war zuletzt so weit gediehen, daß beide Kräfte sich um die ausschließliche Herrschaft im deutschen Reiche stritten. Und dieser Kampf war im Grunde genommen nichts anderes, als der Versuch des alten freien germanischen Geistes, in dem deutschen Reiche wieder zur Geltung zu gelangen, die Nation mit ihren ureigenen Grundsätzen neuerdings zu befruchten und das auf Dienstbarkeit beruhende, Herrenthum und Unterthänigkeit mit sich führende, vom Ausland aufgedrungene Lehenwesen wieder auszustoßen. Daß dieser Versuch zuletzt mißlang, war zu einem großen Theile das Ergebniß der Haltung, welche die Kaiser ihm gegenüber einnahmen; zum Theile ist es auch dem Verhängniß zuzuschreiben. Nur wenige Kaiser gelangten zur Einsicht,

daß ihr recht verstandener Vortheil sie zu einer grundsätzlichen Bekämpfung des Fürstenthums und zu einem entschiedenen Bunde mit den demokratischen Kräften der Nation nöthigte. Die, welche zu dieser Einsicht gekommen waren und den Willen und die Kraft hatten, demgemäß zu handeln, starben nach einem kurzen Wirken hinweg. Die Andern aber hatten entweder die Einsicht, aber nicht die nöthige Kraft, oder sie entbehrten sogar der Einsicht und glaubten höchstens, die Staatskunst der Kaiser müsse in einer möglichsten Parteilosigkeit gegenüber den streitenden Kräften und allenfalls in der Kunst bestehen, die Gegner abwechselnd den einen gegen den andern zu gebrauchen. Als endlich sogar ein Kaiser in übelberechneter Schlauheit das Fürstenthum grundsätzlich begünstigte und kein Bedenken trug, ihm die Demokratie zu opfern, so blieb dieser nichts anders übrig, als gegen den Willen des Kaisers aus eigenen Kräften einen Hauptschlag wider das Fürstenthum und den Versuch zu wagen, die öffentlichen Zustände in ihrem Sinne umzuwandeln. Dieser Versuch, von den größten Anstrengungen begleitet und mit außerordentlichem Kraftaufwande betrieben, scheiterte theils wiederum an dem Verhalten des Kaisers, theils an dem Unglücke der demokratischen Waffen, theils an Verrath, theils endlich an dem inneren Zwiespalte der demokratischen Partei. Somit war der lang andauernde Kampf zu Gunsten des Fürstenthums entschieden. Allerdings nicht in so ferne, als ob nun die Demokratie gänzlich vernichtet worden wäre: vielmehr blieben die vorzüglichsten Vertreter derselben, die Städte, neben dem Fürstenthum noch lange in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit bestehen, auch gaben sie den Kampf gegen dasselbe nicht auf, und noch im folgenden Jahrhundert werden wir einem ähnlichen Kriege begegnen, wie der ebenbeschriebene war; auch entfalteten die demokratischen Grundsätze fortwährend die größten Wirkungen, wenn auch mehr nach anderen Richtungen hin. Aber mit dem Städtekrieg war der Zeitpunkt vorüber, wo das Fürstenthum noch gebrochen werden konnte. Dieses setzte sich nun fester, wie je. Und wie bis zu jener großen Entscheidung die Demokratie in beständigem Aufsteigen begriffen war, so beginnt nunmehr, wenn auch langsam und allmählig und in fortwährendem Kampfe mit den demokratischen Ideen und Strebungen das Uebergewicht fürstlicher Macht.

Zweites Buch.

---

noch mehr Kirchenfürsten gegeben haben, die mit den Städten zu gehen bereit waren *). Sind nun unsere Vermuthungen richtig, so war es im Plane, unmittelbar nach Wenzels Abfall in Verbindung mit mehreren Kirchenfürsten große staatliche und kirchliche Umwandlungen mit Gewalt durchzusetzen. Diese wären in Folgendem bestanden: Sturz Wenzels und Erhebung eines entschieden städtefreundlichen Fürsten auf den deutschen Thron, der die Verfassung Deutschlands im demokratischen Sinne durchzuführen bereit war; Sturz der weltlichen Fürsten; Veränderung des Verhältnisses zu Rom, Erhebung des Erzbischofs von Mainz zum Oberhaupte der deutschen Kirche; Feststellung eines geordneten Verhältnisses der deutschen Kirchenfürsten zur Reichsregierung.

Das Bündniß mit Adolf von Mainz hatten zwar nur die drei rheinischen Städte unterschrieben. Sicherlich aber waren sie vom ganzen Bunde dazu ermächtigt und handelten in seinem Auftrage. In Folge dieses Bündnisses wurde ein neuer Feldzugsplan entworfen. Nun sollten sich nämlich die Städte mit aller Macht auf die rheinischen Fürsten werfen, besonders auf die Pfalzgrafen. Hier von dem Erzbischof Adolf unterstützt, konnte vielleicht das gelingen, was in Baiern und Schwaben gescheitert war. In der That brachten die Städte wieder ein großes Heer zu Stande, welches sich um Martini 1388 bei Windsheim versammelte, um an den Rhein zu ziehen. Alle Städte in Schwaben und Franken schickten ihre Kriegsvölker dazu und die Nürnberger allein stellten vierhundert Lanzen und eintausendfünfhundert Fußgänger.

Aber noch vor dem Abzuge dieses großen Heeres erlitten die rheinischen Städte bei Worms eine schwere Niederlage von den Pfalzgrafen. Am Rhein war es bis zum Herbst ziemlich ruhig gewesen. Dann aber fingen die Straßburger mit den Markgrafen von Baden

*) Die Mainzer Chronik bei Schaab Gesch. des rheinischen Städtebundes I. 365 sagt beim Städtekrieg: In his omnibus Adolphus, Maguntinus episcopus, dissimulando et alii episcopi supersederunt, videntes finem sive expectantes. Trithemius, der zwar etwa ein Jahrhundert später schrieb, aber in der Lage war, aus guten kirchlichen Quellen zu schöpfen, sagt in dem chronicon Hirsaugiense ad an. 1380 beim Städtekrieg: cives regni Germanici pene omnes circa Rhenum in Suevia et in Francia orientali caput sequentes Pilgrinum Salzburgensium episcopum et quosdam alios pontifices etc.

zu kriegen, an, und die andern rheinischen Städte, mit den Pfalzgrafen. Dies sollte zunächst Rache sein für die Hülfe, welche diese Fürsten dem Grafen von Würtemberg in der Schlacht bei Döffingen geleistet. Aber erst nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Erzbischof Adolf unternahmen die Städte Mainz, Worms, Speier, Frankfurt umfangreichere feindliche Bewegungen gegen die Pfalzgrafen. Sie fielen in ihr Land und verheerten Alles auf das Gräulichste. Daß sie nicht auf das große Bundesheer, das sich in Franken gesammelt, gewartet, hatte seinen Grund wohl darin, daß sie sich stark genug wähnten, um einstweilen die Feindseligkeiten zu beginnen, und dann machten sie wohl auch auf die Unterstützung Adolfs rechnen. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieser seine Schaaren mit denen der Städte vereinigt habe *). Dieses Heer der Städte wurde aber von dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Jüngeren und dem Grafen von Spanheim unvermutheter Weise überfallen — wie es scheint, war auch hier Verrath im Spiel **) — und gänzlich geschlagen. Vierhundert wurden getödtet, über dreihundert gefangen, sechzig davon, wahrscheinlich geringere Bürger, welche kein Lösegeld zahlen konnten, wurden von dem Pfalzgrafen lebendig in einen

---

*) Wenigstens sagt dies eine Chronik, die Augsburger von Zengg, welche sogar das Treffen bei Worms nur zwischen den Leuten der Bischöfe von Mainz und Worms (auch letzterer war demnach im Bunde gewesen) und zwischen den Schaaren der Pfalzgrafen stattfinden läßt.

**) Eine Andeutung gibt das Chronicon Norimbergense bei Oefele: scriptores rerum Boicarum I. 324. Demnach hätte das Heer Kundschafter ausgeschickt, die seien aber nicht zurückgekommen. Das Heer selber sei dann in kleineren weit von einander entfernten Abtheilungen vorwärts gegangen, und so in einem Hohlwege von den Feinden überrascht und angefallen worden. Eine solche Unvorsichtigkeit von den Hauptleuten ist kaum begreiflich, wenn sie nicht eine andere Absicht dabei hatten. Die kurz darauf folgende Unthätigkeit der Städte gegenüber den Fürsten, die ihr Gebiet verheerten, obschon jene noch genug Kriegsvölker hatten, um das zu verhindern, — wie man sieht, dieselbe Erscheinung wie bei Augsburg — läßt auch auf Manches schließen. Es wird nicht blos das Ergebniß der Entmuthigung gewesen sein, sondern sie fürchteten in ihrem eigenen (Söldner=)Heere den Verrath. Von großer Bedeutung ist auch die ganz verschiedenartige Behandlung, welche die Fürsten den gefangenen Söldnern, meist Ritter und Edelknechte, und den eigentlichen Bürgern, angedeihen ließen. Letztere wurden meistens niedergemacht, erstere aber anständig behandelt und nach einiger Zeit wieder freigegeben; allerdings gegen Lösegeld.

Ziegelöfen geworfen und dort verbrannt. „Ihr habt, rief er ihnen mit barbarischem Witze zu, auf mich gebrannt bei Nacht, so will ich ehrlicher thun und euch bei Tage brennen." Nach diesem Siege zogen die Pfalzgrafen vor die Stadt Mainz, verheerten das Gebiet ringsum und verbrannten mehrere Dörfer. Ebenso machten sie es mit Worms und Speier. Nirgends wurde ihnen Widerstand geleistet, obschon diese Städte noch über genug Kriegsvölker zu gebieten hatten.

Diese Niederlage war von noch entscheidenderen Folgen, wie die bei Döffingen. Der große Kriegsplan der Städte wurde nun aufgegeben. Wahrscheinlich kam die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des Treffens bei Worms, welches einige Tage vor Martini stattgefunden hatte, an das Bundesheer der Städte in Franken, und dieses dachte jetzt nicht mehr daran, den beabsichtigten Zug an den Rhein auszuführen; es begnügte sich den Aischgrund, der dem Burggrafen von Nürnberg gehörte, zu verwüsten und ging dann auseinander. Höchst wahrscheinlich hielt es nun aber auch der Erzbischof Adolf für klüger, sich von dem Bunde der Städte zurückzuziehen, um nicht in ihre Niederlage verwickelt zu werden. Denn wir finden seitdem keine Spur, welche auf eine thätige Unterstützung der Städte von seiner Seite schließen ließe; wohl aber trat er später als Vermittler zwischen Städten und Fürsten auf. Wahrscheinlich wollte er seinen Einfluß wenigstens auf dem Wege der Verhandlungen zu Gunsten der Städte geltend machen, nachdem die anderen Plane mißlungen waren. Doch war diese Verwendung nicht ohne Zweideutigkeit, und bei manchen Verhandlungen bewies er sich nicht gerade als Freund der Städte. An eine Durchführung der großen Plane war nun nicht mehr zu denken.

Zwar fanden sich die Städte nach all diesen Niederlagen nicht bewogen den Frieden zu suchen. Vielmehr wurde der kleine Krieg im Lauf des Winters von 1388 auf 1389 in Franken, Baiern, Schwaben und am Rhein mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. Und vor Regensburg erlitten die Herzoge von Baiern von den tapferen Bürgern eine schwere Niederlage, so daß sie gezwungen wurden, die Belagerung aufzuheben. Aber an eine große gemeinsame Kriegsunternehmung des ganzen Städtebundes scheint nicht mehr gedacht worden zu sein, und dann sehen wir selbst bei den kleineren Kriegs-

unternehmungen der Städte den Verrath unter ihren Söldnern in einem größeren Maßstabe überhand nehmen. Endlich, im Mai 1389, nachdem schon lange die Friedensunterhandlungen im Gang und fast abgeschlossen waren, unternahmen die Frankfurter noch einen großen Zug gegen die Herren von Kronenberg und ihre Helfer. Aber auch diese Unternehmung hatte einen unglücklichen Ausgang. Als die Frankfurter mit dem Heere der Feinde zusammenstießen, erfochten sie im Anfang einen glänzenden Sieg, und nahmen fast alle Ritter gefangen. Aber auf dem Heimwege wurden sie bei Eschborn von den Pfalzgrafen am Rhein überfallen und gänzlich geschlagen; ein großer Theil gerieth in die Gefangenschaft der Sieger. Die Chroniken sagen auch von dieser Schlacht, daß sie durch Verrath verloren worden sei. Wenigstens hielt es der Rath der Stadt Frankfurt für nöthig, deßhalb Untersuchungen anzustellen.

Auf diese Weise waren alle größeren Unternehmungen der Städte gegen die Fürsten mißlungen. Die letzteren beeilten sich aber, diesen Umstand so rasch wie möglich zu benutzen und, ehe die Städte zu einem neuen großen Schlage ausholen konnten, das Ende des Krieges herbeizuführen. Sie drangen in Wenzel, sein königliches Ansehen zu gebrauchen, um den Frieden zu gebieten, natürlich im Sinne der Fürsten und überhaupt gegen die Städte feindlich aufzutreten. Wenzel ging auf diese Wünsche der Fürsten ein. Offenbar erfuhr er die neueste Schwenkung, welche die Städte gegen ihn gemacht, und ihre Absicht, ihn zu stürzen *). Er glaubte nun auch keine Rücksicht mehr auf sie nehmen zu dürfen. Nachdem mehrere Tage abgehalten worden waren, ohne zu einem Ergebniß zu führen, berief Wenzel endlich die Fürsten und die Städte um Ostern 1389 nach Eger. Hier befahl er vor Allem die Auflösung des Städtebundes. Freilich sollten auch die Bündnisse der Fürsten und des Adels ab sein. Dagegen ordnete er einen allgemeinen Land-

*) In dem Eingange seines Erlasses, die Auflösung des Städtebundes betreffend, sagt er den Städten: „Als ihr euch wider Unseren und Unseres Vaters seligen Willen zusammenverbunden, so habt Ihr zwar Uns und das heilige Reich ausgenommen, daß Ihr wider uns und daßelbe nicht sein wollt. Nachdem wir aber jetzt gänzlich erkennen, daß solche Bündnisse wider Gott, wider Uns und wider das heilige Reich und wider das Recht sind" u. s. w.

frieden für Fürsten und Städte an, dem sich alle Stände ohne Unterschied unterwerfen müßten. Welche Stadt sich weigere, demselben beizutreten, sollte von den Fürsten und dem Reich dazu gezwungen werden. Der Landfriede wurde zur besseren Handhabung der Ordnung je nach den Ländern in vier abgetheilt, einer in Baiern, der andere in Franken, der dritte in Schwaben, der vierte am Rhein. Jedem sollten neun Richter vorgesetzt werden, vier von den Herren, vier von den Städten, den neunten Mann setzte der König. Diese Bestimmungen schienen zwar den Fürsten und den Städten gleiche Rechte zu ertheilen; aber mit der Auflösung ihres großen Bundes waren die letzteren, da der König zu den Fürsten übergetreten, nicht nur genöthigt, ihre großen Plane fallen zu lassen, sondern sie waren auch der Willkür der Fürsten preisgegeben, und diese konnten die Bedingungen vorschreiben, unter welchen sie mit den einzelnen Städten Friede machen wollten. Die Städte wollten daher Anfangs von der Auflösung des Bundes nichts wissen, und weigerten sich überhaupt dem Eg'rer Landfrieden beizutreten. Die Mehrzahl war, wie es scheint, entschlossen, den Krieg fortzuführen, wenn sie den Frieden nicht unter annehmbareren Bedingungen erhalten konnte. Da aber riß der Abfall auch bei einigen der größeren Städte ein. Nürnberg und Regensburg waren die ersten, welche einseitig dem von Wenzel und den Fürsten aufgerichteten Landfrieden sich unterwarfen; ihnen folgten dann einige kleine Städte. Jetzt wankten auch die übrigen, doch baten sich die in Eger anwesenden Städteboten noch Bedenkzeit aus. Diese wurde ihnen bis Pfingsten bewilligt. Während dieser Zeit scheint die Friedenspartei beim Bunde die Oberhand gewonnen zu haben: so traten denn zuletzt alle Städte dem Eg'rer Landfrieden bei. Nur sieben Städte am Bodensee weigerten sich dessen, blieben vielmehr mit einander im Bunde; das waren Konstanz, Lindau, St. Gallen, Buchhorn, Ravensburg, Ueberlingen, Isny, und der Erfolg hat bewiesen, daß ihre Weigerung ihnen keinen Schaden brachte.

Nachdem nun in Eger die Grundlagen des Friedens festgestellt worden waren, verhandelten die einzelnen Städte mit den betreffenden Fürsten, mit denen sie in besonderer Feindschaft gelegen, über die Ausgleichung ihrer Streitigkeiten. Man kann sich denken, daß die Fürsten ihren Vortheil nicht unbenutzt ließen. Die Städte mußten an die Fürsten

ungeheuere Entschädigungssummen zahlen, einzelne Streitpunkte wurden zu Gunsten der Fürsten abgemacht, und unter diesen war einer der wichtigsten die Aufhebung des Pfahlbürgerthums.

Dies war der Ausgang des großen Städtekriegs und der Pläne, welche auf eine Umgestaltung der öffentlichen Zustände des deutschen Reiches im Sinne der Demokratie gerichtet waren. Mit diesem Ereigniß hat eine große Entwickelung in unserer Geschichte ihren Abschluß gefunden. Nachdem die Reichsgewalt, wie sie Karl der Große aufgerichtet und die Kaiser aus dem sächsischen und fränkischen Hause weiter ausgebildet hatten, nach dem Sturze der Hohenstaufen aufgelöst worden war und zwar durch das emporstrebende Fürstenthum und zu Gunsten desselben, so war jetzt nur zweierlei möglich. Entweder das Fürstenthum verfolgte seinen Sieg, schwang sich zur vorwiegenden allein maßgebenden Macht im Reiche empor und drängte die Reichsgewalt zu immer größerer Bedeutungslosigkeit hinab, oder aber das Kaiserthum erstieg eine neue Stufe der Größe und der Kraft; das war jedoch nicht möglich neben dem Fürstenthum und mit ihm, die Vernichtung desselben war vielmehr die nothwendige Bedingung einer solchen Entwicklung, und das Fürstenthum konnte nur dadurch vernichtet werden, daß sich die Reichsgewalt grundsätzlich, entschieden, folgerichtig und ohne Rückhalt an das Bürgerthum und überhaupt an die niederen Stände, an das Volk anschloß. Der Kampf zwischen diesem und dem Fürstenthum hatte sich schon unter den Hohenstaufen, ohne die Kaiser, ja trotz diesen, entsponnen, gewann in den folgenden Zeiten zusehends an Umfang und Bedeutung und war zuletzt so weit gediehen, daß beide Kräfte sich um die ausschließliche Herrschaft im deutschen Reiche stritten. Und dieser Kampf war im Grunde genommen nichts anderes, als der Versuch des alten freien germanischen Geistes, in dem deutschen Reiche wieder zur Geltung zu gelangen, die Nation mit ihren ureigenen Grundsätzen neuerdings zu befruchten und das auf Dienstbarkeit beruhende, Herrenthum und Unterthänigkeit mit sich führende, vom Ausland aufgedrungene Lehenwesen wieder auszustoßen. Daß dieser Versuch zuletzt mißlang, war zu einem großen Theile das Ergebniß der Haltung, welche die Kaiser ihm gegenüber einnahmen; zum Theile ist es auch dem Verhängniß zuzuschreiben. Nur wenige Kaiser gelangten zur Einsicht,

daß ihr recht verstandener Vortheil sie zu einer grundsätzlichen Bekämpfung des Fürstenthums und zu einem entschiedenen Bunde mit den demokratischen Kräften der Nation nöthigte. Die, welche zu dieser Einsicht gekommen waren und den Willen und die Kraft hatten, demgemäß zu handeln, starben nach einem kurzen Wirken hinweg. Die Andern aber hatten entweder die Einsicht, aber nicht die nöthige Kraft, oder sie entbehrten sogar der Einsicht und glaubten höchstens, die Staatskunst der Kaiser müsse in einer möglichsten Parteilosigkeit gegenüber den streitenden Kräften und allenfalls in der Kunst bestehen, die Gegner abwechselnd den einen gegen den andern zu gebrauchen. Als endlich sogar ein Kaiser in übelberechneter Schlauheit das Fürstenthum grundsätzlich begünstigte und kein Bedenken trug, ihm die Demokratie zu opfern, so blieb dieser nichts anders übrig, als gegen den Willen des Kaisers aus eigenen Kräften einen Hauptschlag wider das Fürstenthum und den Versuch zu wagen, die öffentlichen Zustände in ihrem Sinne umzuwandeln. Dieser Versuch, von den größten Anstrengungen begleitet und mit außerordentlichem Kraftaufwande betrieben, scheiterte theils wiederum an dem Verhalten des Kaisers, theils an dem Unglücke der demokratischen Waffen, theils an Verrath, theils endlich an dem inneren Zwiespalte der demokratischen Partei. Somit war der lang andauernde Kampf zu Gunsten des Fürstenthums entschieden. Allerdings nicht in so ferne, als ob nun die Demokratie gänzlich vernichtet worden wäre: vielmehr blieben die vorzüglichsten Vertreter derselben, die Städte, neben dem Fürstenthum noch lange in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit bestehen, auch gaben sie den Kampf gegen dasselbe nicht auf, und noch im folgenden Jahrhundert werden wir einem ähnlichen Kriege begegnen, wie der ebenbeschriebene war; auch entfalteten die demokratischen Grundsätze fortwährend die größten Wirkungen, wenn auch mehr nach anderen Richtungen hin. Aber mit dem Städtekrieg war der Zeitpunkt vorüber, wo das Fürstenthum noch gebrochen werden konnte. Dieses setzte sich nun fester, wie je. Und wie bis zu jener großen Entscheidung die Demokratie in beständigem Aufsteigen begriffen war, so beginnt nunmehr, wenn auch langsam und allmählig und in fortwährendem Kampfe mit den demokratischen Ideen und Strebungen das Uebergewicht fürstlicher Macht.

Zweites Buch.

1. Verfall des Reichs unter den Königen Wenzel und Ruprecht.

Nach dem Mißlingen mächtiger Bewegungen, welche zum Zwecke hatten, gewaltige Umgestaltungen in den staatlichen Verhältnissen durchzuführen, pflegt eine Zeit der Entmuthigung, der Erschlaffung, der Grundsatzlosigkeit einzutreten und leider weit länger anzudauern, als die Aufregung gewährt hatte. Große erhabene Gesichtspunkte und Beweggründe verschwinden, das Auge geht nicht über den beschränktesten Gesichtskreis hinaus: selbst gegen die eben angestrebten Ideen wird man gleichgültig. Die Selbstsucht, und zwar in einer ungewöhnlichen Ausdehnung, scheint dann die einzige Triebfeder der menschlichen Handlungen zu sein. Eine solche Zeit war in Deutschland die, welche auf den großen Städtekrieg folgte. Nachdem die gewaltigen Anstrengungen des Bürgerthums, das Reich in seinem Sinne umzugestalten, erlegen waren, machten sich gerade die Grundstoffe, gegen welche diese Bestrebungen sich gerichtet hatten, mit um so größerer Kraft wieder geltend und das deutsche Reich und Volk ging von jetzt an einer Zerfahrenheit und einem Wirrwarr entgegen, wie sie niemals größer gewesen. Die deutsche Geschichte bietet daher in diesen Zeiten, äußerlich betrachtet, wenig Erfreuliches dar: kaum entdeckt man mehr einen leitenden Gedanken: spröde und unvermittelt stehen die Massen der Begebenheiten neben einander: man bemerkt nur das Auseinanderfallen des Ganzen, die immer größere Entfernung der einzelnen Glieder vom gemeinsamen Mittelpunkt, die wachsende Verselbstständigung des Fürstenthums, seine zunehmende Selbstsucht.

Auch die Städte werden von diesem Geiste der Zeit ergriffen. Fast scheint es, als ob sie mit ihrer letzten Anstrengung im Städtekrieg ihre ganze Kraft dahin gegeben hätten. Ihre glänzendste Zeit war wenigstens vorüber. Nicht gerade in Bezug auf Gewerbfleiß, Handel, Reichthum, Lebensgenuß und geistige Bildung: im Gegentheil, diese Seite des städtischen Wesens war während des 15. Jahrhunderts in beständigem Zunehmen begriffen. Aber die staatliche Bedeutung, wie sie dieselbe im 13. und 14. Jahrhundert besessen, errangen sie nicht mehr. Die großen staatsmännischen Gesichtspunkte, von denen sie sich in dieser Zeit hatten leiten lassen, die großen allgemeinen, auf das Reich gerichteten Ziele, welche sie verfolgten, die Aufopferungsfähigkeit, die sie hierbei an den Tag legten, der Gemeinsinn, der sie auszeichnete — all' das war vorüber. Wir sehen vielmehr bei den Städten ebenfalls Selbstsucht und Beschränktheit Platz greifen: eine gewisse Kleinlichkeit in der Auffassung der Verhältnisse, mit dem Namen der Spießbürgerlichkeit bezeichnet, beginnt sich von diesen Zeiten an zu entwickeln und von Jahr zu Jahr zuzunehmen. Nach der Auflösung des großen Städtebundes zerfährt das deutsche Reichsbürgerthum ebenso, wie das Reich überhaupt. Gemeinsamkeit der Zwecke, gegenseitige Unterstützung beginnt mehr und mehr zu verschwinden: kaum, daß die Städte in den einzelnen deutschen Ländern zusammenhalten. Jede Stadt sucht so gut durchzukommen als sie vermag, und richtet sich nur nach dem eigenen Vortheil und nach den besonderen obwaltenden Verhältnissen. Eine bestimmte durchgreifende selbstständige Richtung in der Staatskunst, Mannhaftigkeit, selbst Trotz, wie dies Alles in den früheren Zeiten der Städte vorhanden gewesen, findet sich wohl auch noch zuweilen dem Landadel gegenüber: aber die Fürsten werden von den Städten nunmehr mit immer größerer Rücksicht behandelt; das Bürgerthum sucht möglichst einen feindlichen Zusammenstoß mit ihnen zu vermeiden, bewirbt sich vielmehr jetzt um ihre Freundschaft und ihre Bundesgenossenschaft. Die Fürsten auf der andern Seite bewahren ein freundliches Verhältniß zu den Städten, so weit es ihnen dienlich ist: im Ganzen aber verfahren sie von nun an gegen sie mit immer größerem Trotze und immer rücksichtsloserer Gewaltthat.

Einige Beispiele werden genügen, um die Farben zu diesem Bilde zu geben.

Im Jahre 1392 wurde Straßburg von fast allen benachbarten Fürsten und Grafen bekriegt, und war schon dem Untergange geweiht, ohne daß eine der benachbarten Städte daran gedacht hätte, der bedrängten Schwester thätige Hülfe zu leisten. Der Krieg gegen Straßburg war noch dazu von den Fürsten höchst ungerechter Weise und lediglich aus selbstsüchtigen Beweggründen angefangen. Die meisten der angrenzenden Herren waren nämlich an Straßburg viel Geld schuldig und wollten auf diese Weise ihrer Verpflichtungen los werden. Der Bischof von Straßburg selbst betrieb beim kaiserlichen Landvogt Borziboi von Swinar, daß die Stadt wegen einer unbedeutenden Sache in die Reichsacht gethan wurde. Unter dem Vorwande die Reichsacht zu vollziehen, bekriegten nun die Fürsten die Stadt, und verheerten das Gebiet derselben auf eine schreckliche Weise. Die benachbarten Städte suchten zwar zu vermitteln, aber vergebens, und zu thätigem Eingreifen wollten sie sich nicht verstehen. Glücklicher Weise war die Stadt vortrefflich befestigt, und erfreute sich einer tapferen Einwohnerschaft, so daß die Fürsten, obschon sie fast sechs Monate davor gelegen, doch nichts ausrichten konnten. Endlich vermittelten die Herzoge von Baiern beim König Wenzel die Aufhebung der Acht gegen eine Summe von 32,000 Gulden, die sie dem König zahlten, und so wurde, ohne daß die Fürsten ihren Zweck erreicht hatten, die Sache beigelegt. — Nicht so gut ging es Rotenburg an der Tauber, welche in demselben Jahre von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg bedrängt wurde, ohne daß ihr Unterstützung geworden wäre. Sie sah sich endlich genöthigt, um den Burggrafen zufrieden zu stellen, ihn lebenslänglich zu ihrem Schirmherren zu erwählen. Welche Veränderung in Zeit von wenig Jahren! Rotenburg war bisher, und namentlich auch im Städtekrieg, einer der heftigsten Feinde des Burggrafen gewesen.

Aber eine ähnliche Umkehrung der Verhältnisse erfolgte bald darauf zwischen den schwäbischen Städten und dem Grafen von Würtemberg. Vierzehn schwäbische Städte, Ulm an der Spitze, hielten es für vortheilhafter, mit diesem Fürsten in freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen, als seine Feinde zu sein, und schloßen deßhalb mit Eberhard dem Milden, dem Enkel Eberhard des Greiners, im Jahre 1394 ein so enges und vielsagendes Bündniß, daß sie im Fall der Noth sogar gezwungen waren, dem Grafen gegen Reichs-

städte beizustehen. Im Jahre 1396 schlossen diese Städte mit Eberhard und noch mehreren andern Fürsten, wie dem Markgrafen von Baden, dem Herzoge Leopold von Oesterreich, dem Erzbischof von Mainz, dem Bischof von Speier, dem Pfalzgraf Ruprecht, den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, dem Burggraf von Nürnberg ein Bündniß gegen die Rittergesellschaft der Schlegler, welche, wie es scheint, vorzugsweise gegen die Fürsten gerichtet war.*) Fürsten und Städte machten also hier gemeinsame Sache gegen den Adel. Aber merkwürdiger Weise hatte sich eben diese Schlegelgesellschaft mit einigen rheinischen Städten, wie mit Worms und Speier verbunden, denen sie in ihren Fehden mit benachbarten Fürsten gute Dienste leistete. So sehr gingen jetzt die Richtungen von sonst so befreundeten Städten auseinander. Die Schlegelgesellschaft vermochte übrigens der gegen sie vereinigten Macht nicht zu widerstehen, und mußte sich auflösen, selbstverständlich auch ihr Bund mit Worms und Speier.

Dergleichen Erscheinungen wie die angeführten, finden ihre Erklärung besonders auch in den bitteren Erfahrungen, welche die Städte gemacht hatten. Sie waren seit Jahrhunderten die treuesten Anhänger des Kaiserthums gewesen, und hatten kein Opfer gescheut, um dasselbe zu stärken, zu kräftigen, zu vertheidigen. Die Kaiser aber ließen sie im Stiche, gaben sie theilweise an die Fürsten Preis und im letzten Kriege war es vorzugsweise des Königs Treulosigkeit, wodurch ihr ganzes Unternehmen scheiterte. Die Städte gewöhnten sich jetzt daran, von den Kaisern nichts mehr zu hoffen, und in ihrer Handlungsweise nicht minder, wie in der der Fürsten, Selbstsucht zu erblicken. Unter solchen Umständen achteten sie es für das Klügste, mit dem nächsten und gefährlichsten Nachbar gute Freundschaft zu halten, und den Kaiser, der ihnen doch nicht helfen konnte oder wollte, möglichst außer Berechnung zu lassen.

---

*) Ich benutze hier die Gelegenheit, um ein Versehen auf S. 298, auf welches mich mein Freund, der Herr Universitätsbibliothekar Dr. Klüpfel in Tübingen, aufmerksam machte, zu berichtigen. Die Schlegler bestanden damals (1360) noch nicht, wie Pfaff in Memmingers würtembergischen Jahrbüchern (Jahrgang 1835) nachgewiesen hat. Wahrscheinlich entstand diese Verbindung erst in der Zeit, von welcher wir oben im Texte reden.

Ohnedies kümmerte sich König Wenzel seit dem Egrer Landfrieden wenig mehr um das Reich. Eine gräuliche Verwirrung, eine furchtbare Unsicherheit der Straßen, Räuberei und Wegelagerei riß daher ein. Wenzel vermochte diese großen Uebelstände nicht zu beseitigen, einmal, weil er dazu der Hülfe der Fürsten bedurft hätte, die sich aber nur um ihre Sachen kümmerten; zweitens, weil er durch Unruhen in seinem eigenen Erblande auf das Aeußerste in Anspruch genommen war.

Wenzel gab in Böhmen mancherlei Anlaß zur Unzufriedenheit und zur Widersetzlichkeit gegen seine Regierung. Wir haben gesehen, daß er einen Hang zur Willkür hatte, und daß er sich in leidenschaftlichen Augenblicken oft zu den größten Grausamkeiten hinreißen ließ, während ihm doch eigentliche Willenskraft und Folgerichtigkeit in seinen Handlungen fehlte. Diese Mängel nahmen seit dem unglücklichen Ausgange des Städtekriegs eher zu als ab. Fast scheint es, als ob das Bewußtsein von der schlechten Rolle, die er dabei gespielt, sein Selbstvertrauen auf die bedenklichste Weise erschüttert, und daß er sich, um sich vor sich selber zu verbergen, von dieser Zeit an um so mehr dem Trunke ergeben habe, der ihn dann wiederum zu willkürlichen und grausamen Handlungen verleitete, die sich von dieser Zeit an beträchtlich vermehrten. Nichts destoweniger konnte man auch jetzt nicht behaupten, daß Wenzels Regierung im Ganzen und Großen eine das Volk bedrückende gewesen wäre: zum folgerichtigen Despoten hatte er zu viel Gutmüthigkeit und zu wenig Kraft, und im Ganzen war er sogar die größte Zeit seiner Regierung über volksbeliebt. Auch fand sich die Unzufriedenheit mit ihm nicht bei den niederen Ständen, sondern bei den höheren.

Wenzel war nämlich ein Feind der Pfaffen und des Adels. Er wollte die schlechten Sitten der Geistlichkeit verbessern, und ihre Anmaßungen zurückweisen; ebenso den staatlichen Einfluß des Adels beschränken. Er umgab sich deßhalb mit Männern, welche keineswegs den ersten Familien des Landes angehörten, sondern geringeren Herkommens waren, entweder aus dem Bürgerstande oder aus dem niederen Adel. Mit diesen führte er die Regierung. Damit war aber der hohe Adel nicht einverstanden und er lehnte sich um so mehr dagegen auf, als ihm verfassungsmäßig allerdings das Recht zustand, bei der Regierung des Landes in bedeutender Weise mitzu-

wirken. Da indessen Wenzel das Volk auf seiner Seite hatte, so würde die Auflehnung des Adels von wenig Erfolg gewesen sein, hätte dieser nicht noch andere Bundesgenossen gefunden. Und diese fanden sich unter den deutschen Fürsten, ja sogar in des Königs eigener Familie. Die Lützelburger bieten von dieser Zeit an ein äußerst schmähliches Schauspiel von Selbstsucht, Herrschbegierde, Arglist, Treulosigkeit und Ränkeschmiederei dar, indem sie sich abwechselnd mit des Königs Feinden verbanden, um diesen zu stürzen, und daraus für sich selber den größten Vortheil zu ziehen. Besonders Wenzels Vetter, Jost von Mähren, seit 1388 auch Markgraf von Brandenburg, zeichnete sich hierin auf eine sehr unvortheilhafte Weise aus. Aber auch Wenzels Bruder Sigmund handelte nicht ehrenwerther. Es würde zu weit führen, alle diese Ränke bis in das Einzelne zu verfolgen. Der Gang der Begebenheiten war in Kurzem folgender.

Im Jahre 1393 gerieth Wenzel mit dem Erzbischof von Prag wegen der Besetzung einer Abtei in die größten Zerwürfnisse. Es kam zu einem völligen Bruch, und in Folge dessen ließ Wenzel mehrere Anhänger des Erzbischofs, unter andern einen wegen seiner Frömmigkeit bekannten Priester Nepomuk, auf die grausamste Weise foltern und ertränken. Die Aufregung, welche dieser Streit verursachte, benutzte nun der böhmische Adel, um gegen Wenzel aufzutreten. Er that sich in einen Bund zusammen, setzte sich mit Jost und Sigmund in Verbindung, wußte sich der Person Wenzels zu bemächtigen, erzwang von ihm die Entlassung seiner bisherigen dem Adel verhaßten Räthe und die Ernennung Jost's zum Statthalter des Königreichs. Wenzel gezwungen, ging auf Alles ein, setzte sich aber heimlich mit seinem jüngsten Bruder, dem Herzog von Görlitz, in Verbindung, welcher mit einem Heere zur Befreiung Wenzels auf Prag heranrückte. Alles fiel ihm zu. Da glaubten sich die Verschwornen nicht mehr sicher. Sie entführten Wenzel heimlich aus der Stadt und brachten ihn nach Oesterreich, wo er in einer Burg, Wildberg, in Gefangenschaft gehalten wurde. Indessen sahen sie bald ein, daß sie in Böhmen keine Erfolge haben würden. Sie traten daher mit Johann von Görlitz in Unterhandlungen, und nachdem Wenzel versprochen, daß er auf die Wünsche des Adels eingehen würde, holten sie ihn von Oesterreich wieder zurück (1394).

Aber Wenzel dachte nicht daran sein Wort zu halten. Er führte vielmehr die frühere Regierungsweise fort. Da stieg natürlich auch wieder die Unzufriedenheit des Adels, welche durch Josts Ränke genährt wurde: selbst Johann von Görlitz trat jetzt auf die Seite des Herrenbundes, starb aber schon 1396. Unterdessen wußte Sigmund, der König von Ungarn, der nicht minder, wie Jost, von eigennützigen Absichten geleitet war, einen großen Einfluß auf seinen Bruder Wenzel zu gewinnen, so daß er zum Statthalter in Böhmen und im deutschen Reiche von ihm ernannt wurde. Auch brachte er die Aussöhnung zwischen ihm und dem Adel zu Stande. Aber das gute Verhältniß dauerte nicht lange. Es kam bald zu neuem Bruch zwischen Wenzel einerseits und andererseits zwischen den Baronen und Sigmund und Jost. Die Barone ermordeten in schauderhafter Weise Wenzels Günstlinge und zwangen den König, diese That gut zu heißen. So befand sich Böhmen in der gräulichsten Verwirrung.

Diese Verhältnisse glaubten nun Wenzels Feinde in Deutschland benutzen zu müssen, um ihn vom deutschen Throne zu stoßen. Es waren besonders zwei Fürsten, welche diesen Gedanken verfolgten: der Pfalzgraf am Rheine, Ruprecht der Jüngste, und der Erzbischof Johann von Mainz, ein geborner Graf von Nassau. Ruprecht war von Ehrgeiz geleitet, denn er wollte den deutschen Thron selber einnehmen; der Erzbischof von Mainz aber von Rachsucht und von der Aussicht, auf den künftigen König den entschiedensten Einfluß üben zu können.

Johann von Mainz war nur durch Ränke und durch Gesetzwidrigkeit auf den erzbischöflichen Stuhl gelangt. Nach dem Tode des letzten Erzbischofs im Jahre 1396 wurde von dem Kapitel Gottfried von Leiningen erwählt. Johann aber, der sich schon vorher mit dem Pfalzgrafen Ruprecht verständigt hatte, reiste mit einer gefüllten Tasche nach Rom und brachte durch Bestechung den Papst Bonifacius IX. dahin, daß dieser ihn im Widerspruch mit dem Kapitel zum Erzbischof von Mainz ernannte. Wenzel nahm Anfangs die Partei des rechtmäßig erwählten Leiningen und suchte auch den Papst für denselben zu gewinnen, aber vergebens. Diese Handlung Wenzels konnte ihm Johann nicht vergessen: er wollte sich dafür rächen. Mit Ruprecht von der Pfalz arbeitete er daher an seinem Sturze. Beide setzten sich mit anderen Fürsten in Verbindung. Es

gelang ihnen, die beiden anderen rheinischen Erzbischöfe auf ihre Seite zu ziehen, ebenso den Kurfürsten Rudolf von Sachsen. Außerdem wurden noch andere Fürsten bearbeitet, wie die Herzoge von Baiern, die Landgrafen von Hessen, die Herzoge von Braunschweig, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Markgrafen von Meißen. Diesen wurde natürlich zunächst nichts von der Absicht, Ruprecht von der Pfalz zu wählen, mitgetheilt, sondern ihnen vielmehr die Aussicht eröffnet, daß jeder von ihnen auf den Thron gelangen könnte. Es wurden in den Jahren 1398 und 1399 mehrere Versammlungen veranstaltet, und bereits im Anfange des Jahres 1400 waren die Dinge so weit gediehen, daß der größte Theil der Fürsten für die Ansicht, eine neue Königswahl vorzunehmen, gewonnen war.

Dem König Wenzel entgingen diese Umtriebe keineswegs. Auch suchte er ihnen entgegen zu wirken. Er oder wenigstens seine Umgebung fühlte wohl, welch' große, dem Könige gefährliche Macht die Fürsten seit dem Ausgange des Städtekriegs gewonnen hatten. Auch that er Einiges, um dieselbe wieder zu beschränken. So übergab er die Landvogteien von Elsaß, Schwaben, Franken und Baiern, mit welchen fast immer einheimische Fürsten betraut worden waren, die dadurch bedeutenden Einfluß gewannen, seinem Günstling Borziboi von Swinar, wodurch sie unter seiner unmittelbaren Verwaltung blieben. Dann scheint er auch einen Versuch gemacht zu haben, den niederen Adel an sich zu ziehen. Es ist merkwürdig, daß er um die nämliche Zeit, als er öffentlich die fürstenfeindliche Schlegelgesellschaft, von der oben die Rede gewesen, aufhob, heimlich dieselbe in seinen Sold nahm. Ebenso näherte er sich wieder den Städten, um sie im Nothfalle gegen die Fürsten gebrauchen zu können. Er nahm nicht selten ihre Partei in Streitigkeiten, in welche sie mit den Fürsten verwickelt worden waren. Die Stadt Würzburg unterstützte er sogar gegen ihren Bischof, von dem sie sich frei zu machen suchte, um unmittelbar unter das Reich zu kommen. Und im Jahre 1397 kam er endlich einmal wieder nach langer Zeit in das Reich heraus, um Ordnung und Frieden herzustellen, wie er denn im Jahre 1398 auf dem Reichstage zu Frankfurt den im Jahre 1389 aufgerichteten Landfrieden erneuerte. Aber all' diese Versuche waren von keinen Erfolgen begleitet, weil ihnen die Thatkraft und der Ernst gebrach. Die Städte hatten noch in zu gutem Andenken, auf welche Weise

sie Wenzel während des Städtekrieges im Stiche gelassen, als daß es ihnen eingefallen wäre, sich ernstlich für ihn anzustrengen, und sich seiner gegen die Fürsten anzunehmen, denen sie möglicher Weise wieder preisgegeben werden konnten. Auch war Wenzels Verfahren gegen Rotenburg und Würzburg nichts weniger als eine Bürgschaft für die Aenderung seiner Handlungsweise. Von der ersteren Stadt verlangte er unrechtmäßig eine große Summe, und als der Rath sie zu zahlen sich weigerte, drohte er den Gesandten der Stadt, sie köpfen zu lassen und Rotenburg mit Krieg zu überziehen. Nürnberg vermittelte endlich die Aussöhnung. Würzburg aber, welches mit dem Bischof einen dreijährigen Krieg führte, und anfänglich von Wenzel die entschiedensten Zusicherungen erhalten hatte, wurde später von ihm im Stiche gelassen, und mußte sich nach einer blutigen Niederlage (1401) der Gnade des Bischofs wieder unterwerfen. Endlich der Landfriede von 1398 war von keiner größeren Bedeutung wie alle bisherigen. Das heißt: es wurde ihm von allen Seiten Hohn gesprochen, und Niemand kümmerte sich um denselben.

Unter solchen Umständen mußten denn auch Wenzels Bemühungen, den Absichten der Fürsten dadurch entgegen zu treten, daß er mehrere Reichstage ausschrieb, auf denen er die etwaigen Beschwerden gegen ihn zu beseitigen hoffte, mißglücken. Niemand besuchte die von ihm ausgeschriebenen Reichstage, während die Versammlungen der Fürsten sehr zahlreich besucht waren. Endlich schrieb der Erzbischof von Mainz auf den Mai 1400 einen Reichstag nach Frankfurt aus. Auf diesem sollte die neue Königswahl vorgenommen werden. Wenzel schickte seine Räthe dahin, deren Rede doch einen großen Eindruck auf die Versammlung gemacht zu haben scheint, besonders da sie erklärten, daß ihr Herr zu allen Verbesserungen, welche der Reichstag für angemessen halte, die Hand bieten wolle. Auch erfolgte in der That ein Bruch zwischen den verschworenen Fürsten. Die eigentlichen Absichten Johanns von Mainz und Ruprechts von der Pfalz wurden von den Uebrigen durchschaut, und als der Kurfürst von Sachsen mit seinem Vorschlage, seinen Schwiegersohn, den Herzog Friedrich von Braunschweig zu wählen, vom Erzbischof von Mainz zurückgewiesen worden war, so verließ er mit jenem und noch mehreren andern Fürsten in vollem Unfrieden die Versammlung und reiste ab. Auch die Städte, die man bei dieser

Gelegenheit zuerst von der ernstlichen Absicht, Wenzel abzusetzen, in Kenntniß gesetzt hatte, waren nicht damit einverstanden. Denn wenn ihnen auch Wenzel gleichgültig sein mochte, so erschien ihnen Ruprecht von der Pfalz als deutscher König sehr bedenklich, da er im Städtekrieg einer ihrer heftigsten Gegner gewesen war. Bei einiger Kraft und Entschiedenheit hätte daher Wenzel die Anschläge seiner Gegner immerhin noch vereiteln können. Aber er that nichts, während Johann von Mainz handelte. Dieser sah ein, daß so schnell wie möglich die Königswahl vorgenommen werden müßte, ehe noch größere Aufklärungen erfolgten, welche seine Absichten und Ränke noch mehr enthüllten. Er hob also den Reichstag in Frankfurt auf und schrieb einen Fürstentag nach Lahnstein aus, wohin auch der König Wenzel berufen wurde, um sich wegen der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu vertheidigen. Die abgereisten Fürsten aber ließ er bei Fritzlar auf mainzischem Gebiete überfallen, gefangen nehmen, und den Herzog Friedrich von Braunschweig, der zum König vorgeschlagen worden war, sogar ermorden. Die Versammlung in Lahnstein kam dann im August 1400 wirklich zu Stande, obschon sie von sehr wenigen Fürsten besucht war. Von Kurfürsten fanden sich nur die drei rheinischen Erzbischöfe und der Bewerber um die Königskrone Pfalzgraf Ruprecht ein.

Zunächst schritt man an die Absetzung Wenzels. Die Beschuldigungen, welche gegen ihn erhoben wurden, begründeten aber diese nicht im Geringsten. Sie waren theils geringfügig, theils unerwiesen. Allerdings bewies sich Wenzel besonders seit 1389 keineswegs als ein kräftiger deutscher König und die Gebrechen des deutschen Reichs mehrten sich unter ihm zusehends. Allein für diese Gebrechen konnte der König wenig oder nichts: die Schuld lag an der unglücklichen Verfassung des deutschen Reiches und an der immer zunehmenden Verselbstständigung des Fürstenthums, welches eben nur nach dem eigenen Vortheil und nach dem eignen Ermessen handelte, aber nach dem Willen und den Befehlen des Kaisers nichts mehr fragte. Auch hatte Wenzel in den letzten Jahren, wie wir gesehen, verschiedene Versuche gemacht, im Verein mit den Fürsten an die Verbesserung der Zustände zu gehen. Alles aber scheiterte an der Gleichgültigkeit der Fürsten selbst. Es konnte daher keine größere Ungerechtigkeit geben, als, wie die vier Kurfürsten thaten, die schlechten

Zustände im deutschen Reiche, welche meistens durch die Großen selber verschuldet waren, dem Könige auf die Schultern zu wälzen. Ein Hauptgewicht wurde von den Kurfürsten darauf gelegt, daß Wenzel dem Johann Galeazzo Visconti in Mailand, der sich durch Schlauheit und Gewalt fast die ganze Lombardei unterworfen hatte, den herzoglichen Titel ertheilte (1395) und zwar gegen eine Summe von 100,000 Gulden. Dadurch sollte er dieses Land dem deutschen Reiche entfremdet haben. Aber der neue Herzog nahm das Herzogthum als ein Lehen vom deutschen Reiche, und dieses hatte demnach nichts verloren. — Nachdem nun von den vier Kurfürsten Wenzels Absetzung ausgesprochen war, welche ein würdiges Seitenstück zu der Absetzung Adolfs von Nassau bildete, so schritt man zur Königswahl. Ruprecht von der Pfalz übergab seine Stimme an Johann von Mainz, und so wurde er denn von den vier Kurstimmen zum römischen Könige erwählt. Es war am 20. August 1400.

Die Nachricht von diesem Ereigniß brachte Wenzel doch in Harnisch, und im ersten Augenblicke beschloß er die äußersten Kraftanstrengungen, um den Gegenkönig zu züchtigen. Er wandte sich deshalb an seinen Bruder Sigmund und an seine Vettern Jost und Prokop. Die Lützelburger schienen auch wirklich für den ersten Augenblick einig, um die ihrem Hause angethane Schmach zu rächen. Als es sich aber um die Bedingungen handelte, unter welchen sie Wenzeln beispringen wollten, so stellten sie diese in ihrer Selbstsucht so hoch, daß Wenzel lieber darauf verzichtete. Erstens sollte sich Wenzel ihnen und den böhmischen Baronen wieder ganz in die Hände geben, und dann verlangte Sigmund nicht weniger als Schlesien, die Lausitz und auch noch die Verwaltung Böhmens. In äußerstem Unmuthe brach Wenzel die Unterhandlungen mit seinen Verwandten ab. Allein damit war für ihn natürlich nichts gewonnen. Ruprecht benutzte diese Verhältnisse sehr geschickt. Er setzte sich mit dem böhmischen Herrenbunde in Verbindung, rückte mit einem Heere an die böhmische Grenze, nahm einige Orte weg, drang sogar in Böhmen ein, und nöthigte Wenzeln, sich mit ihm in Unterhandlungen einzulassen. Diese zerschlugen sich zwar, weil Ruprecht seine Forderungen zu hoch stellte. Aber unterdessen mehrten sich Wenzels Feinde. Außer dem Herrenbunde erhoben sich der Markgraf Jost und die Markgrafen von Meißen gegen den König. Sie hatten es, wie es

scheint, auf nichts Geringeres abgesehen, als darauf, Wenzeln auch noch die böhmische Krone zu entreißen. Dazu kam es zwar nicht, indem das Volk und doch auch ein beträchtlicher Theil des Adels auf Wenzels Seite trat, aber zuletzt mußte er sich (1401) doch dazu verstehen, dem Adel die Regierung ganz in die Hände zu geben und dem Markgraf Jost die Lausitz auf Lebenszeit abzutreten. Damit waren aber die böhmischen Wirren noch nicht zu Ende. Nun versuchte Sigmund, welcher in den letzten Händeln blos deshalb keine Rolle spielte, weil er von den Ungarn gefangen gehalten wurde, neuerdings einen großen Einfluß auf seinen Bruder Wenzel auszuüben, um endlich die Regierung Böhmens ganz in seine Hände zu bekommen. Es gelang ihm: er wurde von Wenzel nochmals zum Statthalter Böhmens ernannt, für den Fall, daß Wenzel nach Italien zöge, um sich dort die Kaiserkrone zu holen: denn mit diesem abenteuerlichen Gedanken trug er sich seit geraumer Zeit. Aber bald kam es zwischen den beiden Brüdern nochmals zum Bruch, und Sigmund scheute sich nicht Wenzeln zum zweiten Male gefangen zu nehmen (1402). Jetzt erhoben sich zwar Wenzels Anhänger gegen Sigmund, die sich um den Markgrafen Prokop von Mähren schaarten, der, ein Todfeind seines Bruders Jost, sich diesmal auf Wenzels Seite geschlagen hatte. Sigmund aber nahm Prokop, dem er sicheres Geleit versprochen, um mit ihm zu unterhandeln, treuloser Weise gefangen, und dämpfte somit die gegen ihn erhobene Bewegung. Wenzel und Prokop führte er nach Oesterreich, wo er sie in Wien bewachen ließ. Erst im November 1403 gelang es Wenzeln, aus Wien zu entkommen.

Diese Ereignisse machen es begreiflich, warum von Seite Wenzels gegen Ruprecht nichts Ernstliches unternommen werden konnte. Nach und nach wurde dieser von den meisten Fürsten anerkannt. Auch die Städte entschlossen sich dazu, obschon widerstrebend, und nicht ohne sich vorher von Ruprecht die Versicherung geben zu lassen, daß er alle ihre Freiheiten bestätigen und sie nicht noch nachträglich wegen des Städtekrieges bei den kaiserlichen Gerichten verklagen lassen wolle.*) Um seinen Gegner vollends niederzuwerfen,

*) Ruprechts Regesten, herausgegeben von Chmel. Nr. 60, 176, 754, 763, 827, 845, 846, 1016, 1022.

hielt er es für nöthig, alsbald nach Italien aufzubrechen, und sich dort die Kaiserkrone zu holen. Von den Feinden Viscontis, namentlich den Florentinern, war er ohnedies dazu eingeladen worden: wie gewöhnlich, wenn sie vom Kaiser für ihre besonderen Zwecke Unterstützung verlangten, machten die Italiener große Versprechungen und stellten die Lage der Dinge sehr rosig dar. Ruprecht erschien nun allerdings mit einem, wenn auch kleinen, deutschen Heere, wurde aber von Visconti, den er natürlich als Günstling Wenzels nicht anerkannte, geschlagen, und mußte ruhmlos, ohne den geringsten Erfolg gehabt zu haben, Italien wieder verlassen.

Dieser Anfang war von keiner guten Vorbedeutung. Auch dauerte es nicht lange, so sah sich Ruprecht auch in Deutschland nach allen Seiten hin von Widerständen und Feindseligkeiten umgeben.

Ruprecht, der Sohn Ruprechts II. von der Pfalz, mit dem Beinamen Klem oder der Harte,*) war offenbar ein Fürst von nicht geringen Fähigkeiten. Schon im Städtekrieg hatte er sich als Kriegsheld hervorgethan. Später sehen wir ihn in den Staatsgeschäften mit ebenso viel Schlauheit, als Kraft und Beharrlichkeit sich bewegen. Einem Manne von seinem Verstande konnte es aber nicht entgehen, daß das Amt eines deutschen Königs in jener Zeit das undankbarste von der Welt war, und daß vollends ein Fürst von einer nicht ganz bedeutenden Hausmacht gar nicht daran denken durfte, die Gebrechen des Reiches heilen oder auch nur den königlichen Scepter mit einigem Anstande führen zu können. Die Zeit, wo auf dem Wege der Umwälzung, durch Unterstützung der demokratischen Grundkräfte eine Verbesserung der Verfassung ermöglicht werden konnte, war vorüber. Die Städte hatten seit dem großen Städtekriege alle ähnlichen Bestrebungen aufgegeben: auch dachte Ruprecht selber nicht daran, er, welcher früher mit an der Spitze des städtefeindlichen Fürstenthums gestanden. Wenn nun Ruprecht dennoch sich um die deutsche Königskrone bewarb, und um sie zu erlangen, sogar seinen Vorgänger davon zu verdrängen sich nicht scheute, so mußte er von andern Beweggründen geleitet sein. Und diese waren

*) Fälschlich wird bisweilen dieser Beiname, selbst schon von manchen Zeitgenossen, von dem lateinischen Worte Clemens abgeleitet, was das gerade Gegentheil von dem ist, was er bezeichnen soll.

theils Ehrgeiz, theils die Hoffnung, seine Hausmacht zu vergrößern. Der letztere Beweggrund stand aber nicht, wie etwa bei Albrecht von Oesterreich oder bei Ludwig dem Baiern, oder selbst bei Karl IV. in unmittelbarer Beziehung zum Reiche, — denn diese Kaiser dachten, indem sie die Hausmacht vermehrten, zugleich daran, ihrer Familie den deutschen Thron zu erhalten, wovon aber bei Ruprecht keine Rede sein konnte — sondern war lediglich als eine Familiensache zu betrachten. Zwar ließ es Ruprecht nicht an Nachdruck fehlen, um die königlichen Rechte überhaupt aufrecht zu erhalten und der Würde, die er bekleidete, Ansehen zu verschaffen: auch den Landfrieden suchte er mit Kraft zu handhaben. Aber alle seine Handlungen ließen doch auch die Auslegung zu, daß er anerkannte Rechte und Besitzungen der Reichsstände schmälern wolle, und zwar zum Vortheil seines Hauses. So gerieth er fast mit allen seinen fürstlichen Nachbarn in Streit: mit dem Markgrafen Bernhard von Baden schon im Jahre 1402: das Jahr darauf wurde er zwar beigelegt, und Ruprecht ließ sich sogar herbei, dem Markgrafen das Erbfolgerecht in der weiblichen Linie zu ertheilen, allein vollkommen waren die Mißverhältnisse zwischen beiden nicht ausgeglichen. Auch der Graf Eberhard von Würtemberg hatte mancherlei zu klagen. Aber am aufgebrachtesten gegen Ruprecht war Johann von Mainz, derselbe, welcher ihn auf den königlichen Stuhl befördert hatte.

Ruprecht hatte vor seiner Wahl sich zu allerlei Zugeständnissen an die drei geistlichen Kurfürsten herbeigelassen: nicht nur versprach er ihnen alle ihre bisherigen Rechte zu bestätigen, sondern auch alle Rheinzölle abzuthun, mit Ausnahme derer, welche die Kurfürsten erhoben, endlich nichts zu thun ohne den Willen derselben. Der Erzbischof Johann hoffte außerdem, daß sein Schützling ihm den größten Einfluß auf seine Regierung gestatten werde. Allein bald stellte sich heraus, daß Ruprecht durchaus seinen eigenen Weg ging. Ja, wie mit den übrigen Nachbarn, so gerieth er auch mit dem Erzbischof von Mainz in Händel über die vielfältigsten Anläße: am meisten aber erbitterte diesen, daß der König im Jahre 1405 mehrere Burgen in der Wetterau zerstörte, welche Vasallen des Erzbischofs von Mainz gehörten, von denen aus aber viele Räubereien verübt worden waren. Johann wollte sich für all dieses rächen und ruhte nicht, bis er gegen Ruprecht einen Bund zu Stande gebracht.

In demselben Jahre, als er die Burgen in der Wetterau zerstörte, brachte Ruprecht die Ortenau, welche von den früheren Kaisern an den Bischof von Straßburg verpfändet worden war, nebst den Reichsstädten Offenburg, Gengenbach, Zell an sein Haus und gab dadurch dem Markgrafen von Baden, für den dieser Gau so vortheihaft gelegen war, einen neuen Anlaß zur Verstimmung. Johann fand also hier in seinen Planen einen Bundesgenossen, und es fiel nicht schwer, auch den Grafen von Würtemberg auf die Seite zu ziehen, der sich durch Ruprechts Vergrößerungssucht ebenfalls bedroht fühlte. Durch Eberhard aber gelang es, auch einen Theil der Reichsstädte für den Gedanken eines Bundes gegen den König zu gewinnen. Wir haben schon bemerkt, daß die Städte überhaupt mißtrauisch gegen Ruprecht waren, und daß sie ihn nur zögernd anerkannten. Manche, wie z. B. Aachen, thaten es gar nicht: dieses wurde dann in die Acht erklärt. Die Bedenklichkeit der Städte war gerechtfertigt. Denn bei den Vergrößerungsversuchen des Königs hatte er es besonders auf die Reichsstädte abgesehen. Schon im Jahre 1402 übergab er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Reichsstädte Oppenheim und Oberheim, sowie noch mehrere andere Reichsorte in jenen Gegenden, an seinen ältesten Sohn Ludwig: die Reichsstädte in der Ortenau, die 1405 an seinen Sohn übergeben wurden, haben wir schon erwähnt. Dieses Verfahren machte die übrigen mißtrauisch. Dazu kam außer der Achtserklärung gegen Aachen, auch noch eine gegen Rotenburg an der Tauber, weil sie sich weigerte, an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg 1000 Mark Gold Strafgelder zu bezahlen. Mit Straßburg gerieth der König ebenfalls in Händel wegen ihrer Ausbürger in Ortenberg. Dann nahm er in den Streitigkeiten, die zwischen den Städten und der Geistlichkeit sich erhoben hatten, meistens die Partei der letzteren, weßhalb er von den Chronisten ein frommer König genannt wurde, und hielt überhaupt streng auf die Ausübung seiner Rechte in den Städten. Es ist bezeichnend für die Richtung des Königs, daß er kein Freund der demokratischen Städteverfassungen war, und daß unter seiner Mitwirkung in mehreren Städten Veränderungen der Verfassung in aristokratischem Sinne vorgenommen wurden. Genug: die Städte fühlten sich nicht minder bedroht, wie die Fürsten, und gingen daher gerne in den Gedanken eines Bundes gegen den König ein. Am 14. September

1405 kam dieser in Marbach zu Stande, und zwar zwischen dem Erzbischof Johann von Mainz, dem Markgraf Bernhard von Baden, dem Grafen Eberhard von Würtemberg, der Stadt Straßburg und noch 17 schwäbischen Städten, worunter Ulm. Später traten auch noch Augsburg und die drei rheinischen Städte Mainz, Worms und Speier dazu.

Ruprecht täuschte sich über die Gefährlichkeit dieses Bundes nicht. Er suchte daher denselben wieder zu trennen, und verlangte zuerst aus königlicher Machtvollkommenheit seine Auflösung, da er wider das Reich sei und überhaupt gegen seine Zustimmung keine dergleichen Bündnisse geschlossen werden dürften. Da sich aber die Verbündeten nicht daran kehrten, so versuchte er es mit der Güte. Er ordnete mehrere Reichstage an, auf welchen die Beschwerden, die etwa gegen ihn erhoben werden könnten, beseitigt werden sollten. Die Verbündeten kamen aber nicht, und als sie endlich auf die Versicherung des Königs, daß er wider das Bündniß nichts vornehmen wolle, wirklich erschienen, so fand Ruprecht auch unter den anderen Fürsten so wenig Anklang für seine Meinung, daß er sich entschließen mußte, das Bündniß anzuerkennen. Auch die Versuche, die Städte für sich zu gewinnen und von den Fürsten abzuziehen, scheiterten.

Diese Verhältnisse waren für Ruprecht um so bedenklicher, als Wenzel um diese Zeit ernstliche Anstalten zu machen schien, das deutsche Reich wieder in Besitz zu nehmen. Nach seiner Flucht aus Wien wurde er zwar von Sigmund bekriegt, aber ohne Erfolg; vielmehr gab dieser seit 1405 alle Versuche, seinem Bruder die Herrschaft über Böhmen zu entreißen, auf, und Wenzel konnte nach der Beruhigung seines Erblandes auch wieder an Deutschland denken. Er setzte sich mit mehreren Reichsstädten und Fürsten in Verbindung und sprach die Absicht aus, baldigst mit Entschiedenheit als römischer König aufzutreten. Ruprecht, von diesen Planen unterrichtet durch aufgefangene Briefe Wenzels an die Reichsstadt Rotenburg, hielt es nun für das Klügste, sich mit allen seinen Gegnern auszusöhnen: er machte dem Markgrafen von Baden, wie dem Johann von Mainz Zugeständnisse; mit Straßburg und den elsäßischen Städten, ebenso mit Speier, schloß er besondere Bündnisse; Rotenburg, das er in die Acht gethan, nahm er wieder zu Gnaden auf, ebenso Aachen. Und so gelang es ihm denn durch Nachgiebigkeit den

Sturm, der sich gegen ihn erhoben, zu beschwören; doch würde ihm dies wohl bei all' seiner Umsicht und Klugheit nicht gelungen sein, hätte Wenzel in der That sein Vorhaben ausgeführt. Allein dieser sank wie immer, nach einem Augenblicke der Thatkraft wieder in die gewöhnliche Unthätigkeit zurück und überließ dem Gegner neuerdings das Feld.

Ruprecht verfolgte nun seinen Plan, die Besitzungen seines Hauses zu vermehren. Er erwarb die Grafschaft Simmern und einen Theil der Grafschaft Sponheim. Er ernannte jetzt auch seinen Sohn Ludwig zum Landvogt im Elsaß und ertheilte ihm die Befugniß, alle Reichspfandschaften einzulösen. Bereits gab sich Oberehenheim unter seinen Schutz. Ferner benutzte er die Aussöhnung mit Straßburg und mit Speier und Mainz, um Worms zu bedrängen, welches sich plötzlich vereinzelt sah, und dadurch in die größte Verlegenheit gerieth. Ruprecht bewies sich bei dieser Gelegenheit als ein schlauer Berechner, während die Zerfahrenheit, Selbstsucht und Beschränktheit des Bürgerthums wohl nirgends deutlicher hervortrat, als in den Verhältnissen dieser drei Bundesstädte unter einander und zum Könige. Offenbar hatte es Ruprecht auf die Unterwerfung von Worms abgesehen. Aber um sicher zu gehen, mußte er die drei Städte erst vereinzeln: er schloß daher mit Speier ein Bündniß und bewies sich auch gegen Mainz freundlich, welches durch beständige Aufmerksamkeiten die Gnade des Königs zu erhalten wußte. Als Worms davon hörte, so machte es der Stadt Speier Vorwürfe, daß sie ohne sein Wissen einseitig mit dem Könige sich gesetzt, und verlangte von ihr wenigstens die Bedingungen zu wissen, unter welchen die Aussöhnung statt gefunden. Speier verweigerte aber dieselben. Die Stadt Worms war nun rathlos, und überließ sich der größten Angst, von der sie nur durch den Tod des Königs befreit wurde.*)

Zeigte sich nun schon in den Bündnissen der Städte mit den Fürsten, und namentlich in den eben erzählten Ereignissen eine vollkommene Umkehrung der Verhältnisse im Vergleich mit dem entschiedenen thatkräftigen, planmäßigen und einmüthigen Auftreten der Städte während des 14. Jahrhunderts, so trat diese Erscheinung in den Beziehungen der deutschen Reichsstädte zu den Schweizern noch klarer und deutlicher hervor.

*) Schaab, Geschichte des rheinischen Bundes. I. 424. folg.

Den Schweizern gelang es, ihre freilich auf einen kleinen Kreis beschränkte Freiheit zu behaupten, während die größeren Plane des deutschen Städtebundes zu Grunde gingen. Nach der Schlacht bei Sempach versuchten die Habsburger im Jahre 1388 noch einmal das Glück der Waffen, erlitten aber am 9. April bei Näfels von den Glarnern wieder eine entscheidende Niederlage, worauf sie sich 1389 zum Frieden mit den Eidgenossen entschlossen, der 1394 auf zwanzig Jahre erneuert ward. Von dieser Zeit an gingen die schweizerische und die deutsche reichsstädtische Demokratie, welche ursprünglich doch das nämliche Ziel verfolgten, und sich, wie wir gesehen, früher verbündet hatten, auseinander, ja traten sich sogar bisweilen auf das Feindseligste gegenüber. Dies war namentlich in dem Appenzeller Kriege der Fall.

Das Ländchen Appenzell stand bis zum Ende des 14. Jahrhunderts unter der Vogtei des Abts von St. Gallen. Die Landleute versuchten jedoch schon in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts das lästige Joch abzuwerfen, und empörten sich mehrmals gegen den Abt, wurden jedoch durch die Vermittlung der ihnen befreundeten Stadt St. Gallen mit ihm wieder verglichen. Im Jahre 1377 aber traten sie zu dem schwäbischen Städtebund, welcher, wie wir gesehen, größere Plane verfolgte und auch in dem Ländchen Appenzell die ersten Einrichtungen einer demokratischen Staatsform traf, so wie er auch eine größere Unabhängigkeit vom Abte von St. Gallen bewirkte. Aber nach der Auflösung des großen Städtebundes wollte der Abt von St. Gallen seine Herrschaft über Appenzell in der ganzen früheren Ausdehnung wieder herstellen: seine Amtleute verfuhren mit großer Härte, auch verlautete, daß er sich mit den Herzogen von Oesterreich verbinden wollte. Die Appenzeller waren aber nicht gesonnen ihre Freiheit aufzugeben, vielmehr wollten sie dieselbe erweitern und befestigen. Sie wandten sich zunächst an die deutschen Reichsstädte am Bodensee, welche trotz des Egrer Landfriedens ihren Bund nicht aufgegeben hatten, und schlossen namentlich mit der Stadt St. Gallen ein Schutz- und Trutzbündniß. Darauf vertrauend, kümmerten sich die Appenzeller nichts mehr um des Abtes gutsherrliche Rechte: als dieser Gewalt anwenden wollte, ergriffen sie (1401) die Waffen und zerstörten ihm mehrere Burgen. Die Reichsstädte am See legten sich nun ins

Mittel und entschieden auf einem Tage in Ravensburg den Streit mehr zu Gunsten des Abtes. Die Appenzeller, welche im Vortheil gewesen, wollten den Spruch der Reichsstädte nicht annehmen. Diese aber stellten sich nur noch entschiedener auf die Seite des Abtes, geboten der Stadt St. Gallen den Bund mit den Appenzellern aufzugeben und verlangten von diesen ebenfalls die Auflösung ihres Bundes. St. Gallen gehorchte diesem Spruche. Die Appenzeller aber, so von den Reichsstädten verlassen, wandten sich an die schweizerische Eidgenossenschaft. Diese leistete ihnen willig Hülfe, und so kam es denn zu einem langwierigen blutigen Kriege zwischen den Appenzellern und den ihnen verbündeten Schweizern einerseits, und andererseits zwischen dem Abte von St. Gallen und den ihm verbündeten Reichsstädten. So sehr hatten sich jetzt die ursprünglich auf das gleiche Ziel gerichteten demokratischen Kräfte entfremdet, daß sie sich nun auf das Bitterste bekämpften und zwar die eine Partei zu Gunsten einer im Grunde ihr feindseligen Richtung!

Uebrigens zeigten die Reichsstädte in diesem Kriege keine sonderliche Tapferkeit, während die Appenzeller einen Sieg nach dem andern erfochten. Sie zogen sich daher bald von dem Kampfe zurück. Der Abt von St. Gallen wandte sich jetzt an den Herzog Friedrich von Oesterreich, der ihm auch Hülfe leistete. Da die schweizerische Eidgenossenschaft mit ihm noch in Friede war, so durfte sie den Appenzellern gegen ihn nicht helfen. Diese waren demnach auf sich selbst angewiesen, aber die tapfern Bergleute fürchteten sich nicht: am 17. Juni 1405 schlugen sie den Herzog bei Stoß gänzlich aufs Haupt. Dieser Sieg war entscheidend. Sofort schlossen sich fast alle Landschaften um den Bodensee an die Appenzeller an und errichteten mit ihnen einen Bund, ähnlich dem der schweizerischen Eidgenossen, der nun bald eine noch größere Ausdehnung zu erhalten drohte und alle Bauernschaften jener Gegenden zu vereinigen schien. Da wurde es den schwäbischen Fürsten und Herren bange: sie rüsteten ein großes Heer, verbanden sich mit den Reichsstädten, namentlich mit Konstanz, überfielen die Appenzeller, welche sorglos Bregenz belagerten, am 13. Jänner 1408 und brachten ihnen eine große Niederlage bei. Darauf zeigten sich die Appenzeller geneigt zu Friedensunterhandlungen, und übertrugen dem Könige Ruprecht den Schiedspruch. Dieser aber verlangte die Auflösung des Appen-

zeller Bundes. Auf diese Weise zerfiel der Versuch, die bäuerliche Demokratie in Süddeutschland zu vereinigen, ebenso schnell, als er erwachsen war. Was die Appenzeller selbst anbetrifft, so verlangte Ruprecht von ihnen, daß sie die Hoheit des Abtes von St. Gallen wieder anerkennen sollten. Dazu waren nun die Appenzeller nicht geneigt, kamen auch diesem Spruche nicht nach, da Ruprecht bald darauf starb. Erst später wurden durch Vermittlung der schweizerischen Eidgenossen die Streitigkeiten mit dem Abte von St. Gallen zu Gunsten der Appenzeller ausgeglichen. Uebrigens würden die Appenzeller, auch wenn Ruprecht länger gelebt hätte, nicht anders gehandelt haben, denn nachgerade gewöhnte man sich, auch diesem Könige sich ungehorsam zu erzeigen, wenn, was er forderte, mit den eigenen Wünschen nicht übereinstimmte.

Und so behauptet man nicht mit Unrecht, daß Ruprecht wohl dasselbe Schicksal bevorstand, welches seinen Nebenbuhler Wenzel getroffen, nämlich abgesetzt zu werden. Derselbe Erzbischof von Mainz, welcher Wenzeln stürzte und seitdem in so viele Händel mit seinem ehmaligen Schützling Ruprecht gerathen war, beabsichtigte nunmehr auch seinen Sturz, da zu den vielen übrigen Mißverhältnissen, die mit genauer Noth ausgeglichen worden waren, auch noch eine verschiedene Auffassung beider Fürsten über die kirchlichen Verhältnisse kam. Schon rüstete man sich zum Krieg. Und so sehr war bereits damals das Nationalgefühl aus den deutschen Fürsten gewichen, daß der Erzbischof Johann, um sich gegen Ruprecht zu schützen, keinen Anstand nahm, der Vasall des Königs von Frankreich zu werden, eine Handlung, welche indessen nicht die einzige in ihrer Art war. Denn schon im Jahre 1402 war der Markgraf Bernhard von Baden, als er Händel mit Ruprecht hatte, der Vasall des Herzogs von Orleans geworden. Ruprecht starb indessen, noch ehe es zum Kriege kam, am 18. Mai 1410.

In solch traurige Zustände lief das Scheitern der großen demokratischen Bewegungen am Ende des 14. Jahrhunderts aus. Nicht nur, daß an die Stelle der beabsichtigten Umgestaltung der Verfassung ein nur noch größerer Verfall der Reichsgewalt trat, sondern dieses Schicksal traf nun auch die Demokratie selber, welche sich auf die unseligste Weise zersplitterte und dadurch ihre Ohnmacht vorbereitete. Die Demokratie war nur groß und stark durch Vereinigung

aller ihrer Kräfte: diese Ueberzeugung schien sich ihr am Ende des 14. Jahrhunderts, wenigstens zu einem großen Theile aufgedrungen zu haben, und sie handelte darnach. Wäre sie dieser Ueberzeugung treu geblieben, so konnte sie die im Städtekriege erlittene Schlappe leicht verschmerzen und die frühere Bedeutung bald wieder erringen. Aber nun bemächtigte sich ihrer der im deutschen Volksthum liegende Individualismus, und zwar in seiner schlechten Richtung, in ähnlicher Weise, wie er sich schon viel früher des Fürstenthums bemächtigt hatte und lähmte dadurch nicht allein ihre Kraft gegen Außen, sondern verstopfte allmählig auch den Keim einer lebendigen inneren Entwicklung, zu welcher jedes Gemeinwesen nur dadurch gelangt, daß es sich in beständigen Beziehungen zur ganzen Nation erhält, und daß es große allgemeine Gesichtspunkte auf sich wirken läßt. So finden wir von dieser Zeit an nicht nur den Gegensatz zwischen Bürgern und Bauern immer stärker hervortreten — ein Gegensatz, welchem zweifelsohne zu einem großen Theile die allmählige Loslösung der schweizerischen Eidgenossenschaft von dem deutschen Reiche zuzuschreiben ist, und welcher zur Zeit der Reformation, im Bauernkriege, die Versuche zu einer Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung vereiteln half — sondern auch das Bürgerthum selbst, wie wir an den mitgetheilten Beispielen ersehen haben, läßt sich gegenseitig im Stich und gibt sich mehr und mehr dem Fürstenthume preis. Diese Erscheinungen treten allerdings vorzugsweise in Süddeutschland hervor. Aber im Norden finden wir doch ebenfalls, daß die Städte ihren Höhepunkt erreicht haben und von nun an zu sinken beginnen. Die Hanse besteht zwar noch, entfaltet aber bei weitem nicht mehr jene Kraft, wie vordem. Seit dem Zustandekommen der Kalmarer Union (1397), wonach die drei nordischen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen vereinigt wurden, üben diese drei vereinigten Reiche einen viel bedeutenderen Einfluß auf die nordischen Gewässer aus, und seitdem fehlt es nicht mehr an Händeln zwischen ihnen und den Hansestädten, welche mehr und mehr zum Nachtheil der Hanse ausfallen. Ebenso sucht sich England von dem Handelsübergewicht der Hanse zu befreien, nicht minder die Niederlande. Mit diesem Abnehmen des äußeren Einflusses Hand in Hand geht nun die allmählige Verschlechterung der inneren Einrichtungen in den Städten. Die Kämpfe zwischen der Aristokratie

und der Demokratie im Innern der Städte setzen sich zwar im 15. Jahrhundert fort, doch endigen diese Kämpfe weit öfter mit dem Siege der Aristokratie, als dies früher der Fall gewesen, und selbst da, wo demokratische Verfassungen bestanden, rissen allmählich Uebelstände ein, meist hervorgebracht durch Uebergriffe des Raths und durch Mangel einer lebendigen Theilnahme der Gemeinde an den öffentlichen Verhältnissen.

Aber die staatlichen Dinge bilden nur eine Seite in dem Leben unseres Volkes. Um dieselbe Zeit, als diese eine so traurige Entwicklung genommen hatten, befand sich unsere Nation auf einem anderen Gebiete in der lebhaftesten Bewegung, welche zwar ursprünglich mit der staatlichen vielfach zusammenhing, nun aber einen besonderen Verlauf nehmen zu wollen schien. Diese Bewegung war die kirchliche.

2. Verfall der Kirche.

Seitdem die Kirche durch den Sturz der Hohenstaufen einen so glänzenden Sieg über das Kaiserthum davon getragen hatte, traten alsbald die nachtheiligen Folgen dieses Ereignisses ans Licht. Die Kirche erblickte nun keine Schranken mehr für ihre Herrschaft, und sie übte diese in der größten Ausdehnung über die ihr Untergebenen aus. Aber in jener Zeit war sie selbst nicht mehr erfüllt von dem Bewußtsein des großen weltgeschichtlichen Berufes, den sie früher ohnstreitig gehabt hatte. Sie verlor daher sehr bald den inneren Halt, und kaum nach dem Verlauf eines halben Jahrhunderts erlitt das Papstthum im Kampf mit dem Könige eines anderen Landes eine furchtbare Niederlage, welche seinen Verfall außerordentlich beschleunigte. Seitdem die Päpste von den französischen Königen gezwungen wurden, ihren Sitz in Avignon aufzuschlagen, waren sie nicht mehr Herren ihrer Entschlüsse, sondern in einem noch höheren Grade abhängig von den Königen Frankreichs, als sie es jemals von den deutschen Kaisern gewesen waren. Diese Abhängigkeit entbehrte zwar der rechtlichen Form, aber in der That waren die Päpste zu Werkzeugen der französischen Könige herabgesunken. Dabei wurden die Ansprüche auf den Gehorsam der Christenheit nicht aufgegeben, vielmehr gesteigert. Insbesondere aber schien es das

Papstthum auf den Beutel der Gläubigen abgesehen zu haben. Es war außerordentlich erfindungsreich in neuen Steuern und Abgaben, so daß es fast den Anschein bekam, als ob die Kirche nur eine Anstalt sei, welche lehre, denjenigen, welche an sie glauben, unter den mannichfaltigsten Vorwänden ihr Geld abzunehmen. Wir wollen nur die wichtigsten Arten der päpstlichen Erpressungen anführen.

So maßten sich die Päpste bereits seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Recht an, ledig gewordene Kirchenämter zu besetzen. Dieses Recht, welches sie Anfangs schlau genug nur in einem mäßigen Umfange anwendeten, dehnten sie seit dem 14. Jahrhundert immer weiter aus, bis sie endlich die Anmaßung so weit trieben, daß sie die Besetzung von allen Kirchenämtern ohne Unterschied, namentlich auch der Bisthümer und Abteien für sich in Anspruch nahmen. Nimmt man nun an, daß für die Verleihung einer Stelle der Inhaber nur eine ganz mäßige Abgabe zahlte, so würde der päpstliche Hof daraus schon eine ungeheuere Einnahme gezogen haben; aber dabei blieb es nicht, sondern die Päpste verkauften in der Regel die ledig gewordenen Kirchenämter um hohe Summen, und trieben einen förmlichen Handel mit ihnen.

Eine fernere Einnahmsquelle der Päpste waren die Annalen d. h. die Abgabe eines Jahresertrags einer verliehenen Stelle. Früher erstreckte sich diese Abgabe blos auf diejenigen, welche sich in Rom selbst ihre Stelle bestätigen, und sich darin einsetzen ließen. Johann XXII. dehnte sie aber auf alle leergewordenen Kirchenstellen aus, welche mehr als 24 Dukaten jährlich eintrugen, mit Ausnahme der Bisthümer und der großen Abteien. Seine Nachfolger ließen indessen auch diese Beschränkung weg, so daß also jeder Geistliche, so wie er eine neue Stelle bekam, die Einkünfte eines ganzen Jahres an die päpstliche Kurie bezahlen mußte. Mit dieser Abgabe fielen aber nicht etwa jene Gebühren weg, welche für die päpstliche Bestätigung und Einweihung entrichtet werden mußten, sondern letztere blieben immerhin noch bestehen und wurden vielfach erhöht. Die Päpste zogen demnach z. B. von einem leergewordenen Bisthum, das sie besetzten, dreierlei Abgaben. Erstens den Kaufschilling, um welchen sie das Bisthum an den betreffenden Geistlichen losschlugen; zweitens die Gebühren für die Ausfertigung der Bulle, für die Bestätigung und Einweihung; drittens die Annalen.

Eine weitere Einnahmsquelle der Päpste war das Spolienrecht d. h. das Recht, die Hinterlassenschaft verstorbener Geistlichen einzuziehen. Dieses Recht besaßen früher die Könige: seit dem 13. Jahrhundert wurde es ihnen von der Kirche entrissen. Aber den Päpsten fiel es damals noch nicht ein, es für sich selber in Anspruch zu nehmen, vielmehr fiel die Hinterlassenschaft eines verstorbenen Geistlichen entweder dem Bischof oder dem Abt oder der betreffenden Kirche zu. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aber zogen die Päpste alles bewegliche Eigenthum verstorbener Geistlichen für die römische Kirche ein.

Wie wenig sich aber die Päpste bei ihrem Trachten nach Geldmachen um das Seelenheil der Gläubigen und um die Kirchengesetze kümmerten, ersieht man aus dem Unfuge der Kommenden und Unionen. Hiermit verhielt es sich folgendermaßen. Nach den Kirchengesetzen war es verboten, daß Jemand, der noch nicht die Weihen empfangen hatte, eine geistliche Pfründe besitzen durfte, die einen Seelsorger erforderte. Es war ferner verboten, daß eine Pfründe, welche für einen Ordensgeistlichen bestimmt war, mit einem Weltgeistlichen besetzt werden durfte, und umgekehrt. Endlich war es auch verboten, daß Jemand mehrere geistliche Stellen zugleich besitzen durfte. Nun traf es sich aber öfters, daß ein Laie reich genug war, um sich eine geistliche Pfründe zu kaufen, entweder für sich oder für seinen minderjährigen Sohn, oder daß ein Geistlicher, der bereits eine Pfründe hatte, doch Mittel genug besaß, um noch mehrere dazu zu kaufen. In solchen Fällen trafen dann die Päpste folgende Auswege. Sie „empfahlen" dem Laien die betreffende Pfründe, d. h. sie setzten ihn nicht als eigentlichen Geistlichen ein, sondern ermächtigten ihn blos, die Einkünfte der Pfründe zu ziehen. Eine solche Pfründe hießen sie Kommende. Oder sie vereinigten mehrere Pfründen in eine einzige, gleichviel ob sie eine Ordenspfründe oder eine weltgeistliche war, und verkauften diese dann an den betreffenden Liebhaber. Dies hieß Union. Auf diese Weise kam es, daß manche Geistliche, besonders die vornehmen, oft zehn, zwanzig und noch weit mehr Pfründen besaßen, d. h. die Einkünfte davon zogen. Um die Seelsorge ihrer Untergebenen war es ihnen natürlich nicht zu thun.

Tritt schon bei dieser Finanzmaßregel die Gewissenlosigkeit der Päpste hervor, so zeigt sie sich noch stärker bei dem Ablaßunfug.

Im Jahre 1300 kam Bonifacius VIII. auf den Gedanken, ein sogenanntes Jubeljahr auszuschreiben. Dies sollte eine Erinnerung an Christus sein, sofern er für die Sünden der Menschheit gestorben sei, und diese Eigenschaft sollte sich in einem solchen Jahre auf eine ganz besondere Weise bethätigen. Nämlich Jeder, welcher eine Wallfahrt nach Rom in diesem Jahre unternahm, sollte den Ablaß für alle seine Sünden erhalten. Da sich die Finanzmaßregel, die man dabei beabsichtigte, als ganz vortrefflich bewährte, indem eine ganz ungeheure Menge von Menschen in Rom zusammenfloß, von denen doch Jeder der Kirche ein größeres oder geringeres Geschenk machte, so fanden sich die Päpste bewogen, ein solches Jubeljahr, welches ursprünglich nur alle hundert Jahre statt finden sollte, alle fünfzig Jahre, später alle drei und dreißig, dann alle fünf und zwanzig statt finden zu lassen. Allein auch damit waren sie nicht zufrieden. Es konnten doch nicht alle Menschen nach Rom reisen. Um nun auch Solche der Vergünstigung theilhaftig werden zu lassen, welche abgehalten waren, persönlich die Reise nach Rom zu unternehmen, erklärten die Päpste bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts, daß Jeder den Ablaß erlangen könne, wenn er nur so viel zahle, als er zur Reise nach Rom gebraucht hätte, oder auch nur den dritten Theil. Zu diesem Zwecke sandten sie denn ihre Leute in die einzelnen Länder heraus, um den Ablaß zu verkündigen und das Geld dafür einzunehmen. Daß durch diese Lehre vom Ablaß der Sittenlosigkeit Thür und Thor geöffnet war, braucht nicht weiter auseinander gesetzt zu werden.

Endlich eine Hauptquelle der römischen Kurie, in der sich aber auch zugleich die Habsucht und Nichtswürdigkeit in der abscheulichsten Gestalt zeigte, war die päpstliche Gerichtsbarkeit. Die Päpste zogen nämlich nachgerade alle Prozesse an ihren Hof, selbst in der ersten Instanz, sie nahmen sie, wenn sie bereits bei einem anderen geistlichen Gerichte anhängig waren, dort heraus, wenn sie von einer Partei deßfalls angerufen wurden. Die päpstliche Gerichtsbarkeit war aber die theuerste in der ganzen Welt, und zugleich die ungerechteste und schamloseste; denn sie urtheilte nicht nach Recht und Billigkeit, sondern sie entschied nur zu Gunsten dessen, der ihr am meisten Geld bot.

An diesen regelmäßigen Einnahmsquellen, so ergiebig sie auch waren, hatte indessen die päpstliche Kurie noch nicht genug, sondern

sie erhob auch noch außergewöhnliche Steuern, unter Vorwänden aller Art. Sehr häufig mußte ein angeblich beabsichtigter Kreuzzug einen Vorwand abgeben, um den Zehnten von der ganzen Christenheit zu erheben. Die Summen, welche auf diese Weise eingingen, theilten dann die Päpste in der Regel mit den Königen von Frankreich. Auch die Verhängung des Kirchenverbots wurde nicht selten als Einnahmsquelle benutzt. Die Aufhebung desselben ließen sich die Päpste gewöhnlich sehr theuer bezahlen. War es indessen denen, die von dieser Maßregel betroffen wurden, gleichgültig, wie z. B. den deutschen Städten zur Zeit Ludwigs des Baiern, so ließen sie sich wohl auch um eine geringere Summe bereit dazu finden. So konnte damals jeder Priester vom Papste trotz des Kirchenverbots die Erlaubniß, zu predigen und Messe zu lesen, erhalten, wenn er nur einen Gulden in die päpstliche Schatzkammer lieferte.

Zu diesen Mißbräuchen kam nun noch, daß am päpstlichen Hofe, besonders seit der Verlegung seines Sitzes nach Avignon, eine Lasterhaftigkeit eingerissen war, welche alle Vorstellungen übertraf. Nirgends war eine so ausgesuchte Liederlichkeit jeder Art anzutreffen, wie in Avignon, und nirgends beging man alle Verbrechen und Laster mit weniger Scham, als dort.

Diese Mißbräuche und die traurigen Folgen, die sie zunächst für das Papstthum selber haben mußten, steigerten sich noch seit dem Eintreten der Kirchentrennung (Schisma). Am Ende des 14. Jahrhunderts nämlich verlegte Gregor XI. den Sitz der Päpste wieder nach Rom. Damit waren aber die französischen Kardinäle nicht einverstanden, und als nach Gregors Tode unter dem Einflusse des römischen Volks Urban VI. gewählt wurde, der durch seine Härte die meisten Kardinäle erbitterte, so entwichen diese nach Avignon und wählten dort einen neuen Papst, Klemens VII. (20. Sept. 1378), welcher alsbald nach Avignon zurückkehrte, und sich unter französischen Schutz begab. Seitdem hatte die Christenheit zwei Päpste, von denen jeder sich für den rechtmäßigen erklärte und den andern bannte und verfluchte. Die Spaltung dauerte gegen vier Jahrzehende; so wie ein Gegenpapst starb, wurde wieder ein neuer gewählt, und jeder behielt seine Anhänger. Für den römischen Papst erklärten sich Italien, Deutschland, England, Dänemark, Schweden, Polen und Preußen; für den avignonischen Frankreich, Schottland, Spanien.

Die Verwirrung in der Kirche wurde dadurch allgemein. Die Päpste steigerten aber nun die Mißbräuche, deren sie sich bisher schuldig gemacht, noch bis ins Unglaubliche. Denn da jeder ungefähr die Hälfte seiner bisherigen Einnahmen verloren hatte, so suchte er den Ausfall durch neue Bedrückungen und Erpressungen zu ersetzen.

Der Verfall des Papstthums wirkte natürlich auf die Glieder der Kirche zurück, und so sehen wir auch in Deutschland während des 14. Jahrhunderts eine furchtbare Entsittlichung unter der Geistlichkeit einreißen. Hier wirkten aber noch ganz besondere Verhältnisse ein, um dieses Ergebniß herbeizuführen und namentlich die hohen Würdenträger der Kirche, die Bischöfe und Erzbischöfe, eine Richtung einschlagen zu lassen, welche im Widerspruch mit den Bedürfnissen und Strebungen der Nation war.

Die hohe Geistlichkeit hatte in Deutschland nicht nur eine kirchliche, sondern wesentlich auch eine staatlich-nationale Bedeutung. Sie bildete in früheren Zeiten eine der wichtigsten Stützen der deutschen Reichseinheit, wie der königlichen Macht, und wurde mit derselben Planmäßigkeit von den Königen gepflegt und gehegt, mit welcher sie ihrerseits den Thron gegen die weltlichen Großen unterstützte. Auch vertrat sie in einem gewissen Sinne die demokratischen Grundstoffe der Nation: einmal insoferne, als jeder ohne Unterschied des Standes zu den höchsten kirchlichen Würden emporsteigen konnte, wie es denn in früheren Zeiten sehr häufig war, daß Männer vom niedersten Herkommen Bischöfe und Päpste wurden; sodann insofern, als die bischöfliche Würde durch Wahl des Kapitels, allerdings unter häufiger Mitwirkung des Kaisers, erlangt wurde, also eine republikanische Verfassung zur Unterlage hatte. Diese Stellung des deutschen Bisthums erlitt jedoch im Laufe der Zeit sehr bedeutende Veränderungen. Zunächst dadurch, daß sich durch das Aufkommen der städtischen Gemeinden, welche sich in der Regel an Bischofssitzen gebildet, ein Gegensatz zwischen dem Bürgerthum und zwischen der geistlichen Macht entwickelte, in Folge dessen sich der volksthümliche Grundstoff in immer größerer Selbstständigkeit herausstellte, aber eben deßhalb auch die Feindschaft der Kirchengewalt hervorrief. Hierdurch verlor die höhere Geistlichkeit ihre demokratische Bedeutung, ja das Bürgerthum gewöhnte sich allmählig daran, in ihr

seinen entschiedensten Gegner zu wählen. Damit hing denn zusammen, daß sich die höhere Geistlichkeit nachgerade mehr an den Adel, an die weltlichen Großen anschloß, als es früher der Fall gewesen, und diese Erscheinung häuft sich in dem Grade, als das Bürgerthum an Bedeutung gewann. Nach und nach findet der Adel in den Bischofsstühlen eine vortreffliche Versorgung für seine nachgeborenen Söhne und sucht sich dieselben zu erwerben: in der Regel streiten sich die umliegenden Adelsfamilien um die bedeutendsten Bisthümer: nicht selten mußten die Waffen darüber entscheiden, wer das Bisthum besitzen sollte, und im 14. Jahrhundert war es fast zur Regel geworden, daß die bischöflichen Stühle nur mit Adeligen besetzt wurden. Manche Kapitel nahmen sogar ausdrücklich die Bestimmung in ihre Gesetze auf, daß kein anderer, als einer vom alten Adel die bischöfliche Würde erhalten dürfe.

Um dieselbe Zeit, als sich diese Veränderung vorbereitete, ging auch mit der staatlich nationalen Bedeutung, mit dem Verhältniß des Bisthums zum Königthum, eine nicht minder wichtige Veränderung vor. Schon durch den Investiturstreit und den Ausgang desselben unter Heinrich V. geschah ein Riß in das gute Verhältniß zwischen dem Kaiser und der hohen Geistlichkeit des deutschen Reichs: während des langen Streites zwischen der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt zur Zeit der Hohenstaufen wurde er noch größer, und es war den Päpsten gelungen, die deutsche Geistlichkeit dem Königthum zu entfremden, nämlich sofern dieses es wagen sollte, gegen die päpstliche Gewalt sich aufzulehnen. Die deutsche Geistlichkeit sah nunmehr in dem Papste ihren obersten Herrn, während sie früher nur den Kaiser als solchen anerkannt hatte. Daß dadurch die nationale Stellung der deutschen Kirchenfürsten vollkommen verändert werden mußte, begreift sich von selbst. Nun ist allerdings nicht zu läugnen, daß die deutsche Geistlichkeit diese ihre frühere nationale Bedeutung nicht ganz und gar vergessen hat, und es gab Augenblicke, wo sie dieselbe zurückrufen zu wollen schien, wie z. B. in der ersten Zeit Rudolfs von Habsburg und zur Zeit des Kurvereins von Rense unter Ludwig dem Baiern, wo sie sich auf die Seite des Kaisers in seinem Streite mit dem Papste stellte. Allein man darf nicht vergessen, daß damals nur ein Theil der deutschen Geistlichkeit von vaterländischem Geiste getragen ward, während der andere die

Partei des Papstes nahm, und daß selbst solche, die es Anfangs mit Ludwig dem Baiern gehalten hatten, gegen das Ende seiner Regierung doch wieder von ihm abfielen und unter päpstlicher Fahne gegen ihn fochten. Im Allgemeinen aber war aus dem höheren Klerus jede ächte Liebe zum Vaterlande entwichen: er benutzte seinen staatlichen Einfluß nur, um seiner Selbstsucht zu fröhnen, wie wir denn gesehen haben, daß die wichtigsten Würdenträger der deutschen Kirche, die drei geistlichen Kurfürsten mit ihrem Wahlrecht den abscheulichsten Handel trieben. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wurden die Bischöfe von dem Papste noch abhängiger, wie zuvor, indem von dieser Zeit an es gewöhnlich wurde, daß sie ihre Stellen von dem Papste kauften. Es war natürlich, daß sie, die nicht selten im Widerspruche mit ihrem Kapitel die Bisthümer erlangten, sich nur desto enger an den Papst anschlossen, um im Nothfalle von diesem unterstützt zu werden. Unter solchen Umständen war von der höheren Geistlichkeit in Deutschland für die allgemeine nationale Entwicklung nichts Gedeihliches mehr zu hoffen. Vielmehr war die Selbstsucht die Haupttriebfeder ihrer Handlungen, und sie stand in dieser Beziehung mit den weltlichen Fürsten auf einer und derselben Stufe. Auch von einer tieferen Auffassung ihres Berufes, als Vorsteher der Kirche, konnte bei diesen Menschen keine Rede mehr sein, von denen die meisten ihre Stellen mit dem Schwerte erobert oder mit Geld vom Papste sich erkauft hatten. Ihre Hauptabsicht ging dahin, die reichen Einnahmen der fetten Pfründen zu genießen und sich wohl sein zu lassen. Ueppigkeit, Schwelgerei, Prasserei, jede Art von Liederlichkeit ist an den Sitzen der deutschen Kirchenfürsten nicht minder zu Hause, wie bei den weltlichen: sie wetteifern mit diesen in Hoffahrt, in Prunk, in ungeheuerem Aufwand: es gehen darum so manche von den reichen Schätzen, welche die Vorfahren aufgespeichert, zu Grunde, und wenn die Landstände, die bei den Kirchenfürsten nicht minder, wie bei den weltlichen vorhanden waren, dieser maßlosen Verschwendung nicht Schranken gesetzt hätten, so wäre wohl die Besitzung so manchen Bisthums von seinem gewissenlosen Bischof verschleudert worden. Schulden wurden ohnedies ungeheuere gemacht, welche die Nachfolger kaum wieder zu decken vermochten.

Die niedere Geistlichkeit folgte dem Beispiel der höheren, so weit sie dieses vermochte. Die Sittenlosigkeit derselben ging ins Gräu-

zenlose. Besonders die Klöster gingen hier mit dem Beispiel voran. Die Unzucht war hier so zu Hause und so allgemein, daß man sogar die Häuser der gemeinen Lust nach ihnen benannte. Die Geistlichen wetteiferten mit den Laien in prunkenden Kleidern, in hellen Farben von Sammt und Seide, besuchten öffentliche Vergnügungen, Schenken, Bälle, Frauenhäuser und dergleichen, und trieben es hier am Aergsten.

Und während nun die Geistlichkeit ohne alle Scham sich jeglicher Lust überließ und tagtäglich den Beweis lieferte, daß sie nicht den mindesten Eifer für ihren Beruf habe, blieben doch die alten Kirchenlehren stehen, die oft in dem schreiendsten Widerspruche mit dem Leben der Geistlichen sich befanden. Von einer lebendigen Fortbildung der Religion oder der Wissenschaft von Seite der Kirche konnte unter solchen Umständen keine Rede sein: kam es doch nicht selten vor, daß ganze Klöster nicht lesen und schreiben konnten. Aus ihren Satzungen entfloh nachgerade alles Leben: es blieb nur ein Knochengerüste ohne Geist, an dem sie aber nichts desto weniger mit Zähigkeit festhielt. Auch die Universitäten, welche im 14. Jahrhundert errichtet wurden, Prag 1348, Heidelberg 1386, Wien 1365, Köln 1389, Erfurt 1392, Würzburg 1402, Leipzig 1409, Rostock 1419, Löwen 1426, Trier 1454 änderten darin wenig oder nichts, da sie eben nur das alte Lehrgebäude vertraten.

---

3. Emporkommen einer freieren religiösen Richtung. Mystiker. Waldenser. Die Brüder vom freien Geiste. Huß.

Die Schäden der Kirche waren zu mannichfach und zu offenbar, und hatten zu traurige Wirkungen, als daß sie nicht überall hätten bemerkt werden sollen. In der That wurde seit dem 14. Jahrhundert die Klage über den Verfall der Kirche und die Zuchtlosigkeit ihrer Vertreter im ganzen europäischen Abendlande immer lauter, heftiger und rücksichtsloser. Aber man blieb nicht blos hierbei stehen. Es erhoben sich Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Kirche überhaupt, Zweifel über die Idee, welche ihr zu Grunde lag, und über die Satzungen, welche sie verkündigte. Die ketzerischen Sekten,

welche schon seit mehreren Jahrhunderten dergleichen Lehren ausgesprochen hatten, vermehrten sich daher zusehends, und unter den Ländern, wo die kirchenfeindlichen freieren religiösen Ansichten einen ganz besonders günstigen Boden fanden und in kurzer Zeit eine höchst merkwürdige Entwicklung durchliefen, nimmt Deutschland einen der ersten Plätze ein. Hier aber sind außer den allgemeinen Ursachen folgende von einem großen Einflusse gewesen.

Fürs Erste der schon so oft berührte Gegensatz zwischen dem Bürgerthum und der Geistlichkeit. Dieser Gegensatz war allerdings zunächst blos staatlicher Natur, aber allmählig dehnte er sich auf alle Lebensanschauungen aus. Die Geistlichkeit fand sich gar zu oft veranlaßt, den Streit mit dem Bürgerthum dadurch zu ihrem Vortheil zu wenden, daß sie Kirchenstrafen über dasselbe verhängte, den Gottesdienst einstellte, den Bann über die Bürger aussprach. Die Bürger, welche im Rechte zu sein meinten, und also die Strafe in keinem Falle verdient zu haben glaubten, gelangten nun leicht zu Zweifeln über die Rechtmäßigkeit der Kirchengewalt überhaupt und über Alles, was damit zusammenhing. Die Folge war, daß sie die Kirchenstrafen gering achteten, die Geistlichkeit mit immer größerem Hasse verfolgten, und um ihre Satzungen sich wenig kümmerten. So befreiten sie sich allmählig auch von ihrer geistigen Herrschaft, wie sie sich bereits von ihrer staatlichen befreit hatten. Es tritt dies unter Anderem auch in der Anlage der Stadtschulen hervor, von welchen die Bürger absichtlich die Einwirkung der Geistlichkeit fern zu halten suchten, und wo sie durch von ihnen angestellte Lehrer die Jugend in allgemein wissenswürdigen Dingen unterrichten ließen. Die Kirche widersetzte sich diesem Beginnen, welches die Jugend ihrem Einflusse entzog, auf das Heftigste, und nicht selten ist eben deßhalb der Bann über manche Stadt ausgesprochen worden, aber ohne Erfolg. Die Städte aber waren der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Nation, gewissermaßen die Spitze unserer Bildung: war ja zuletzt, wie wir gesehen, auch die Dichtung, das Schriftenthum überhaupt zu ihnen gewandert. Man begreift daher, was es sagen wollte, wenn sie sich im Widerspruche mit der Kirche befanden.

Von einer ferneren ganz bedeutenden Einwirkung ist der Streit zwischen Ludwig dem Baiern und der Kirche gewesen. Das Papstthum hätte nichts thun können, was ihm die Gemüther der Deutschen

mehr entfremdete, als sein Verfahren gegen den Kaiser. Die Vorstellung von des Papstes Unfehlbarkeit und Allgewalt wurde dadurch bis auf den Grund erschüttert, und die Nation wies endlich mit entschiedenster Bestimmtheit die Anmaßungen des Papstes bezüglich der Reichsregierung zurück. Die hohenstaufischen Grundsätze über das Verhältniß zwischen der geistlichen und weltlichen Macht wurden von berühmten Schriftstellern wieder verfochten und noch viel bedeutendere Folgerungen daraus gezogen, wie zuvor. Aber noch mehr! Der Papst hatte das Kirchenverbot über ganz Deutschland verhängt und dieses wurde Jahrzehnde lang beobachtet, wenn auch nicht überall, so doch in dem größten Theil des Reichs. Denn die Geistlichen hielten es meistens mit dem Papste und befolgten also seine Vorschriften. Weit entfernt aber, daß dieses Verbot im Sinne des Papstes gewirkt hätte, geriethen die Deutschen vielmehr auf die Entdeckung, daß sich ohne die Kirche, ohne die Pfaffen und Messen ebenso gut leben lasse, als mit ihnen, und daß die Kirche also nichts weniger, als durchaus nothwendig sei. Diese Entdeckung hatten zwar die Städte früher schon gemacht, indem gar manche in den Bann gekommen waren und oft Jahrzehnde darin verharrten, aber während der Zeit Ludwig des Baiern machten sie diese Entdeckung allgemein und nicht nur die Städte, sondern auch das Landvolk. Die Folge davon war eine Gleichgültigkeit gegen die Kirchensatzungen, wie sie höchst wahrscheinlich in der Reformationszeit nicht größer gewesen ist. Eine gewisse sittliche Verwilderung, besonders bei Ungebildeten und bei roheren Naturen, mochte wohl auch die Folge davon sein, wie denn die Chroniken jener Zeit uns nicht genug von furchtbaren Verbrechen erzählen können; aber es ist hierbei doch bedeutsam, daß sich die Räuberei, die damals bei Hohen und Niederen so sehr im Schwunge war, besonders auf die Kirchen geworfen hat: Einbrüche in Kirchen und Entwendung ihrer meist werthvollen Gefäße u. s. w. fallen seit jener Zeit häufiger vor, denn je. Es war die Zeit gekommen, wo die Laien glaubten, den Kirchen wieder die Schätze nehmen zu dürfen, womit sie ihre Vorfahren beschenkt hatten.

Zu diesem Grundsatz bekannten sich namentlich auch der Adel und die Fürsten. Diese hatten sich zwar von jeher mit Kirchengut, wenn es ging, zu bereichern gesucht, aber so planmäßig und grund-

sächlich, wie im 14. Jahrhundert, hatten sie es noch nie gethan. Nicht nur, daß die Fehden zwischen den Kirchenfürsten und den weltlichen Großen sich immer häufiger wiederholten, sondern letztere fingen nun an, dem Beispiele der Städte folgend, die Geistlichkeit regelmäßig zu besteuern und zwar sehr hoch. Widersetzte sich die Geistlichkeit, indem sie ihre Befreiungen vorschützte, so pfändeten sie die Fürsten aus, und kümmerten sich dann so wenig um ihren Bannstrahl, wie die Städte. Der Herzog Rudolf IV. von Oesterreich sagte offen, er sei Papst, Erzbischof, Bischof, Archidiaconus, Decan in seinem Lande, und frage nichts nach den Pfaffen: ja, wenn ihm die übrigen Fürsten helfen wollten, so wolle er sie alle ausrotten. Auf ähnliche Weise verfuhren die Söhne Ludwigs des Baiern mit der Geistlichkeit ihres Landes: und wenn der Nachricht eines päpstlichen Geschichtschreibers zu trauen ist, so hätten die deutschen Fürsten überhaupt um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine völlige Plünderung der Kirchen verabredet.

Auf diese Weise war die Kirchengewalt in Deutschland bei Hohen und Niederen in tiefe Verachtung gesunken und durch die Spaltung des Papstthums gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurde sie begreiflich immer größer. Zwar erkannte Deutschland im Allgemeinen den römischen Papst an, aber es kam doch nicht selten vor, daß dieser oder jener Fürst oder Bischof aus selbstsüchtigen Beweggründen es mit dem französischen Papste hielt, so daß die traurigen Folgen der unseligen Spaltung auch in Deutschland unmittelbar sich bemerklich machten. In jeder Beziehung also war das deutsche Volk zum Bewußtsein der maßlosen Verwirrung gekommen, welche in der Kirche eingerissen war. Und so erklärt sich denn seine große Empfänglichkeit für eine freiere religiöse Richtung.

Diese freiere religiöse Richtung tritt im 14. Jahrhundert nicht in einfacher Gestalt auf, sondern in größter Mannichfaltigkeit. Im Allgemeinen aber kann man drei Gattungen unterscheiden. Zu der ersten gehörten diejenigen, welche zwar die äußere Kirche noch anerkannten, aber gegen ihre Verweltlichung und gegen die eingerissenen Mißbräuche eiferten und sie geistig zu erneuern trachteten. Dazu sind insbesondere die Mystiker zu rechnen, wie Eckart, Tauler, Heinrich Seuse, Heinrich von Nördlingen, Nikolaus von Straßburg, Hermann von Fritzlar, Ruysbroeck. Die zweite Gattung machen

diejenigen aus, welche die Kirche sammt allen ihren Einrichtungen und Lehren verwarfen, und sich nur an die Bibel hielten, als die eigentliche Quelle der religiösen Erkenntniß, wie sie denn das apostolische Zeitalter wieder herzustellen suchten. Zu dieser gehörten die Waldensergemeinden. Die dritte Gattung endlich bilden diejenigen, welche noch über diese zweite hinausgingen, und mehr oder minder als die Vorläufer der neueren Philosophie zu betrachten sind: wie die Begharden oder die Brüder des freien Geistes. Doch sind diese drei Gattungen nicht streng von einander zu scheiden, sondern laufen vielfach in einander über; indem z. B. die Mystiker, wenn sie auch noch an der Kirche festhalten wollen, doch thatsächlich sich in Widerspruch mit ihr setzen, wie sie denn auch mit den beiden andern Gattungen in den mannichfachsten Berührungen sich befinden, und wiederum die Waldenser und Begharden keineswegs streng von einander sich scheiden. Auch haben sie alle eine gleiche Färbung, oder vielmehr die gleiche Grundlage, nämlich die Mystik, eine Erscheinung, die zu wichtig ist, als daß wir nicht bei ihr etwas länger verweilen sollten, weil sie uns den Fingerzeig gibt zum Verständniß der geistigen Entwicklung, welche unser Volk fortan nehmen sollte, und des Zusammenhanges, in welchem sich diese zu der vorangegangenen Zeit befand.

Die Mystik, sofern man darunter das Vorherrschen des Gefühles versteht, die Hervorkehrung des inneren Menschen gegenüber der Zerstreuung der Welt, die Versenkung des Gemüthes in die Anschauung des göttlichen Wesens und das Streben des Menschen, in dieser Befreiung der Seele von der Außenwelt und in der geistigen Vereinigung mit dem göttlichen Wesen seine Befriedigung zu finden, gehört zum Wesen des Mittelalters. Und so kann man auch die Mystik des 14. Jahrhunderts, welche das nämliche Ziel verfolgt, gewissermaßen als den Versuch betrachten, das Wesen des Mittelalters in seiner Reinheit wieder herzustellen. Aber merkwürdiger Weise wurde die Mystik gerade durch diesen Versuch im Laufe ihrer inneren Entwicklung über das Mittelalter hinausgeführt. Das 14. Jahrhundert wurde zu dieser religiösen Richtung nicht nur durch die unglückseligen staatlichen Zustände, durch die unaufhörlichen Kriege, welche eine Masse von Elend über die Zeitgenossen verhängten, durch den Zwiespalt zwischen der weltlichen und der kirchlichen Gewalt,

durch die Verweltlichung der Geistlichkeit und ähnliche Uebelstände hingeleitet, sondern insbesondere durch furchtbare Naturerscheinungen, durch Erdbeben, Hungersnoth und schauderhafte Seuchen, wie die Pest und den schwarzen Tod, welche die Menschen zu Tausenden dahinrafften und in manchen Städten so sehr wütheten, daß ihnen über die Hälfte der Einwohnerschaft erlag. In allen diesen Erscheinungen sah die Menschheit eine Strafe des Himmels und die Aufforderung, Buße zu thun für ihre Sünden. Dieses Bedürfniß äußerte sich zunächst bei der Menge den herkömmlichen kirchlichen Vorstellungen gemäß, nämlich in Peinigungen und Kasteiungen des Körpers. Aber die gewöhnlichen äußeren Bußen, wie sie die Kirche vorschrieb, genügten den erschütterten Gemüthern nicht: sie sollten in erhöhtem außergewöhnlichem Maße und allgemein statt finden. So entstanden denn die Geißelfahrten. Die Büßenden thaten sich in große Massen zusammen, und durchzogen die deutschen Gauen, sich öffentlich auf das Furchtbarste geißelnd und die Andern zu derselben Buße auffordernd. So sehr sich nun diese Erscheinung der Zeit an die Kirche anlehnte, so fehlte es doch schon bei ihr nicht an kirchenfeindlichen Grundstoffen. Es war offenbar ein Verstoß gegen die Kirche, daß die Menschen aus eigenem Antriebe diese Büßungen vornahmen und andere dazu aufforderten, ohne von der Kirche dazu ermächtigt zu sein. Sodann wählten die Geißler ihre Vorgesetzten, ihre Lehrer, ihre Geistlichen selber, was ebenfalls im Widerspruche mit den Kirchengesetzen war, und thaten und lehrten auch noch mehrere andere Dinge, welche sie der Kirche bedenklich erscheinen ließen. In der That wurden diese Geißelfahrten später von ihr verboten.

Tiefere Gemüther wurden indessen durch solche äußere Büßungen nicht befriedigt, und die Sehnsucht nach Ruhe und Friede gegenüber den Bedrängnissen der Außenwelt war dadurch nicht gestillt. Solche Gemüther fühlten das Bedürfniß nach Trost, und diesen glaubten sie nur darin zu finden, daß sie den Leiden und den Schmerzen, welche die Außenwelt verursachte, etwas entgegensetzen konnten, welches fähig wäre, dies Alles zu überwinden und die Seele darüber zu erheben. Dieses Etwas aber, wo war es zu finden? In der Außenwelt nicht: vielmehr war ihnen eben diese Welt das Nichtige, das zu Fliehende. Nur das Unvergängliche, das Ewige, nur das göttliche Wesen vermochte diesen Trost zu gewähren: und so ver-

tiefsten sie sich denn, um zu diesem zu gelangen, in sich selbst, in das Innerste des Gemüthes, um Gott zu suchen und zu erkennen. Dieser Drang erreichte endlich seine Spitze in dem Wunsche, mit dem göttlichen Wesen sich eins zu wissen. Zu diesem Ende strebten sie also alles Irdische, alle Außendinge, alles was an die Zeitlichkeit erinnert, abzustreifen, damit zuletzt nur der menschliche Geist in seiner Reinheit und Freiheit übrig bleibe: denn nur dann war der Mensch fähig, Gott zu begreifen und in sich aufzunehmen.

Aber schon auf diesem Punkte gerieth die Mystik in Widerspruch mit der Kirche. Die Grundlage der Kirche war allerdings auch das Geistige, Ewigliche, Göttliche, allein dieses war von ihr in einer bestimmten abgegränzten Form zur Darstellung gebracht worden, und diese äußere Form war nachgerade zur Hauptsache geworden. Aber eben diese Veräußerlichung der Kirche genügte den tieferen Mystikern nicht. Die Kirche lehrte allerdings auch das Verdienstliche vom Fliehen der Welt, von der Nichtigkeit des Zeitlichen und von einem zurückgezogenen gottseligen Leben. Allein diese Lehre kam zuletzt auch nur auf etwas rein Aeußerliches hinaus, nämlich auf Fasten, Geißeln, Kasteiungen aller Art, überhaupt auf die Mönchsgelübde, die, falls sie auch gehalten worden wären, doch das Innere des Menschen, das Reich der Seele nicht berührten. Nichts desto weniger aber lehrte die Kirche, daß Niemand zu Gott gelangen könne, als auf dem Wege, den sie zeige, ja einzig und allein durch ihre Vermittlung, so daß die Diener der Kirche, die Priester, das nothwendige Mittelglied zwischen dem Menschen und Gott seien, woraus schon von selber folgt, daß sie jeden Versuch des Menschen, auf seinen eigenen Wegen, ohne die Vermittlung der Kirche zu Gott zu gelangen, als einen Eingriff in ihre Rechte, mit andern Worten als ketzerisch betrachtete. Die Mystiker aber, indem sie zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß um zur Anschauung des wahren göttlichen Wesens zu gelangen, alles Zeitliche und Aeußerliche beseitigt werden müßte, folgerten ganz richtig, daß auch die äußerlichen Werke, welche die Kirche vorschreibe, zu nichts nützten. Und dies war denn der erste Schritt zu einem tiefgehenden grundsätzlichen Gegensatz zu der Kirche. Allerdings spielen die Bußwerke noch bei manchen Mystikern eine Rolle, sie werden aber höchstens als die unterste Stufe der religiösen Entwicklung angesehen: manche

betrachten sie als gleichgültig; andere endlich halten gar nichts auf sie. Sofern aber auf diese äußeren Werke ein großer Werth gelegt wurde, so traten sie dagegen bestimmt und entschieden auf, und bewiesen, daß derjenige, welcher damit etwas zu erreichen hoffe, noch auf einer sehr unvollkommenen geistigen Stufe stehe.

Die Hauptsache war den Mystikern immer die Ergründung des göttlichen Wesens und ihr Streben ging nach einer unmittelbaren Vereinigung der menschlichen Seele mit Gott. Da nun aber das Gefühl die vorherrschende Thätigkeit in der Mystik war, so spielte bei diesem Drange nach der unmittelbaren Anschauung Gottes und nach der Vereinigung der Seele mit dem göttlichen Geiste die Einbildungskraft eine große Rolle, und so fehlte es denn auf dieser Stufe der Mystik nicht an allerlei Träumereien, Gesichten, Erscheinungen. Der Mensch, wenn er sich von allen Beziehungen zu der Welt losgeschält, und sich durch allerlei Uebungen fähig gemacht hat, Gott in seiner Herrlichkeit zu schauen, kann es nach ihrer Meinung zuletzt dahin bringen, daß Gott in geweihten Augenblicken ihm selber erscheint, sich ihm enthüllt, sich mit ihm in unmittelbare Beziehung setzt. Man sieht, auch auf dieser Stufe steht die Mystik noch im Mittelalter, denn im Grunde genommen sind diese Erscheinungen Gottes nichts weiter, als eine Fortsetzung der mittelalterlichen Legenden und der Wunderwelt.

Aber das war doch noch eine niedere Stufe, und konnte bedeutenden Menschen nicht genügen. Eine eigentliche dauernde Vereinigung des Menschen mit Gott, welche den ganzen Menschen erhebe und mit beseligendem Gefühle durchdringe, was das eigentliche Ziel der Mystik war, ist nur dann möglich, wenn die göttliche und die menschliche Natur dem Wesen nach nicht von einander verschieden, sondern dasselbe sind. Und so gelangte denn die Mystik in ihrem Drange nach der Anschauung des göttlichen Wesens und nach der Vereinigung mit demselben zu der Annahme, daß Gott Alles im Allem sei, daß sich die Gottheit in dem ganzen Weltall finde, und ebenso auch in der menschlichen Seele. Ja, die menschliche Seele sei im Grunde genommen die göttliche Kraft selbst, aber zur Erscheinung gekommen, in welcher Gott sich selber erkennt, zur Wirklichkeit wird. Denn Gott an sich, das von Allem Losgelöste (das Absolute) ist eigentlich nichts: er wird erst etwas in

der Schöpfung, in der Welt, und so ist denn die Welt nichts, als eine ewige Sichselbstoffenbarung Gottes: die Welt ist Gott und Gott ist die Welt. Auf diese Weise aber verschwand der persönliche Gott, und die Mystik nahm die Allgöttlichkeit (den Pantheismus) in sich auf.

Man sieht: auf dieser Stufe angelangt, war die Mystik weit über die Kirche hinausgegangen, ja sie hatte sich mit ihr in den schneidensten grundsätzlichsten Widerspruch gesetzt. Und dies ist denn der Punkt, von wo aus die Mystik eine neue Entwicklung des religiösen Geistes eröffnete: dies ist der Punkt, wo sie eine Brücke zwischen den mittelalterlichen Vorstellungen und der Philosophie der neueren Zeit bildete.

Allerdings sind die pantheistischen Vorstellungen nicht erst im 14. Jahrhundert entstanden. Wir finden sie bereits in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, später im neunten, wo Scotus Erigena ein philosophisches Lehrgebäude auf dieser Grundlage aufstellte, endlich im dreizehnten, wo sie Amalrich von Bena vertrat. Aber sie waren in diesen Zeiten nur vereinzelt, während sie im vierzehnten Jahrhundert wie ein großer Strom sich durch alle Richtungen ergossen, die im Widerspruche mit der herrschenden Kirchenlehre sich befanden. Gewiß ist auch, daß nicht alle Mystiker, welche diese Lehren bekannten, sich ihrer Tragweite bewußt gewesen sind, und da sie überhaupt mehr das Gefühl vorherrschen ließen, so wurden sie auch noch nicht in streng wissenschaftlicher Weise entwickelt. Hie und da bebt wohl auch der Eine oder der Andere vor den Folgerungen seiner Lehre zurück, und sucht sie zu beseitigen. Aber diese Versuche mißlangen meistens, thaten auch nichts zur Verminderung der ungeheueren Wirkung, welche diese Lehren im 14. Jahrhundert ohnstreitig gehabt haben.

Denn von diesem Standpunkte aus gewann das Christenthum eine ganz andere Bedeutung, als welche die Kirchenlehre damit verband. Nunmehr wurden die Grundlehren desselben, welche sich auf die Göttlichkeit Christi stützten, zu philosophischen Anschauungen. Das heißt: es wurde ihnen ein tieferer Sinn untergelegt, der aber mit dem der Kirche in dem vollständigsten Widerspruche sich befand. So ist die Dreieinigkeit nur ein Bild der Weltschöpfung, die aber unaufhörlich von Ewigkeit zu Ewigkeit sich vollzieht. Gott der

Vater ist die Gottheit in ihrer Unaufgeschlossenheit, das Absolute. Indem nun aber die Gottheit sich erkennt, sich denkt, erzeugt sie die Welt, tritt dadurch aus ihrer Verborgenheit heraus und wird wirklich. Gott insofern er die Welt vorstellt, ist Gott der Sohn. Aber diese Welt hat den beständigen Drang, wieder zu Gott zurückzukehren, wie Gott, sie wieder mit sich zu vereinigen; dieses Wiederzurückströmen der Welt in Gott wird durch den heiligen Geist bezeichnet, der die göttliche Liebe ausdrücken soll. Man sieht: der geschichtliche Christus, der zugleich Gott sei, nach der gewöhnlichen kirchlichen Vorstellung, ist mit dieser Lehre nicht in Einklang zu bringen. Entweder bedeutete er den Mystikern die Welt überhaupt, oder, wenn sie ihn auch als eine bestimmte Persönlichkeit faßten, so hielten sie Christus für einen gewöhnlichen Menschen, der aber das Vorbild sei, wie der Mensch die in ihm liegende göttliche Kraft zur höchsten Vollendung bringen und somit mit Gott eins werden könne. Das Streben jedes Menschen müsse daher dahin gehen, selber Christus zu werden, und ein vollkommener Mensch sei in der That nicht weniger, als Christus.

Man begreift, daß die philosophische Spitze, auf welche die Mystik auslief, nicht von Allen gefaßt werden konnte, obschon die Mystiker diese ihre Lehre in der Form von Predigten unter das Volk brachten. Auch beklagten sich die Tiefsinnigsten unter ihnen nicht selten über diesen Mangel an Verständniß von Seiten ihrer Zuhörer. Allein diese Männer begnügten sich nicht blos mit der Ausführung ihrer philosophischen Gedanken oder mit Gefühlsschwärmerei, sondern sie waren zugleich werkthätig und griffen mit segensreicher Hand in das Leben ein. Diese ihre Ueberzeugung von der göttlichen Natur der menschlichen Seele machte sie stark gegenüber den Anfechtungen der Welt, und wie sie von Gott selber sagten, daß er nur sei, indem er wirke, so glaubten sie, daß auch der menschliche Geist nur dann seinen Beruf erfülle, wenn er zu Gunsten seiner Nebenmenschen sich thätig erweise. In der That waren alle diese Mystiker vortreffliche Menschen, und jeder that in seinem Wirkungskreise das Seinige, um die Leiden seiner Nebenmenschen zu lindern, ihnen beizuspringen mit Rath und That. Die Lehre von der Nichtigkeit des Irdischen, welche gewissermaßen den Anfangspunkt ihrer inneren Entwicklung bildet, — nur wer Alles

weggeworfen, wer an nichts Aeußerem, an Reichthum, Vermögen, Glanz, Pracht und sonstigen Weltfreuden mehr Vergnügen finde, könne zum rechten Schauen Gottes gelangen — eine Lehre die, wie wir gesehen, ebenfalls an das Mittelalter, an das Mönchsgelübde der Armuth sich anlehnte, wandten sie in dem segensreichsten Sinne an. Denn sie verwendeten ihre Glücksgüter eben meistens zur Unterstützung der Bedrängten. Man sieht, daß sie dadurch einen festen Fuß bei den unteren Ständen fassen mußten, wie eben gerade diese vorzugsweise zu der Mystik sich hinneigten. Und so ist denn auch in dieser Beziehung der Zusammenhang gegeben mit gewissen socialistischen Ansichten, auf welche wir sogleich noch kommen werden.

Noch in einer anderen Beziehung sind die Mystiker die Urheber einer neuen Weltanschauung gewesen. Da sie Gott in Allem finden, so erscheint ihnen auch die Natur göttlich, vergeistigt, ein Abglanz des göttlichen Wesens, eine beständige Offenbarung desselben. Die Natur nahm daher bei den Mystikern eine ganz andere Stelle ein, als welche ihr die Kirchenlehre angewiesen, welche in ihr nur das Geschaffene, das Irdische, das Ungöttliche erblickte. Nach den Mystikern war die Natur von Gott nicht einmal erschaffen, sondern sie wird es tagtäglich immer wieder von Neuem: es liegt im göttlichen Wesen, dieses beständige Wirken, dieses immer wieder von Neuem sich gebären. Aber nicht nur im Ganzen und Großen erscheint den Mystikern die Natur göttlich, sondern selbst derjenige Theil der menschlichen Natur, welcher sonst als der sinnliche bezeichnet wird, wird von ihnen mit anderen Augen angesehen. Daher denn auch ihre Gleichgültigkeit gegen die äußeren Büßungen, welche die Kirche vorschrieb, gegen das Züchtigen des Fleisches, worin sie durchaus nichts Verdienstliches erblicken können: denn das Fleisch sei unschuldig, es sündige nur der Mensch. Es herrscht wohl bei ihnen in dieser Beziehung noch einige Unklarheit, im Wesentlichen aber huldigten sie, wie wir bereits oben bemerkt, den eben dargestellten Ansichten.

So waren in den Mystikern bereits alle Keime für eine lebendige Fortentwicklung des Christenthums enthalten, ja schon der Weg angedeutet, auf welchem dasselbe mit der Philosophie zusammenfallen konnte. Und so wiederholt sich bei ihnen die Erscheinung, welche die Geschichte der Menschheit öfter bietet, daß nämlich eine neue

Weltanschauung, wenn sie zum ersten Male hervorbricht, fast den ganzen Inhalt, dessen sie fähig ist, wenigstens in den Grundzügen andeutet, zu dessen weiterer Entwicklung nach den verschiedensten Seiten hin oft Jahrhunderte nöthig sind, so daß die späteren Zeiten, eben weil sie immer nur einen Theil des Inhalts entwickeln, sogar hinter der Zeit des ersten Anlaufs zurückzustehen scheinen.

Uebrigens wurden schon damals die Ansichten der Mystiker von zwei Partreien nach zwei verschiedenen Richtungen hin weiter ausgebildet: nämlich die kirchenfeindliche Richtung, die in ihnen lag, der Widerspruch gegen die äußere Kirche, ihre Lehren und Einrichtungen von den Waldensern, und die philosophische, über das geoffenbarte Christenthum hinausgehende Richtung von den Begharden und den Brüdern des freien Geistes.

Was die Waldenser anbetrifft, so erschienen diese in Deutschland während des 14. Jahrhunderts unter dem Namen von Gottesfreunden, und waren über fast alle Theile das Reiches verbreitet, besonders zahlreich aber waren sie am Rhein, in den größeren Städten. Diese verwarfen die römische Kirche als verderbt, vom wahren Christenthum abgefallen: sie wollten überhaupt nichts von einer äußeren Kirche wissen. Sie verwarfen demnach alle Ceremonien und alle Einrichtungen, welche sich auf die äußere Kirche bezogen, und die nach ihrer Meinung nicht mit der Bibel bewiesen werden konnten: Fasten, Wallfahrten, Messelesen, Beichten, Fegfeuer u. s. w. Ebenso verwarfen sie die Lehre vom Priesterthum. Nach ihnen sei Jeder Priester, der erleuchtet sei, und daher jeder Laie so gut als ein Priester. Ihre Vorsteher gehörten auch meistentheils dem Laienstande an.

Die Begharden, eine religiöse Genossenschaft, zu welcher die Brüder vom freien Geiste gehörten, eine Sekte, die sich bereits im 13. Jahrhundert gebildet, aber erst im 14. zu einer entschiedenen Durchbildung ihrer Lehren durchgedrungen war, gingen viel weiter. Wir kennen die Lehren derselben allerdings nur aus den Verdammungsbullen der Päpste und der Bischöfe, in denen sie aus dem Zusammenhang gerissen, deßhalb mitunter falsch aufgefaßt erscheinen. Dennoch kann man aus den wenigen noch vorhandenen Ueberlieferungen den Geist ihrer Lehre erkennen. Und diese war eben nur eine folgerichtige Entwicklung der Grundgedanken der Mystik.

Ausgehend von dem Grundsatze der Allgöttlichkeit sprechen sie die nothwendige Folgerung davon, nämlich daß Gott, wie überhaupt in der Welt, so vorzugsweise im Menschen sich finde, und gleiche Natur mit ihm habe, in der kühnsten Weise aus. Der Mensch, sagen sie, könne, natürlich auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung, so mit Gott verbunden werden, daß er dasselbe könne, wolle und thue, wie Gott, ja daß er Gott selber sei. Denn in ihm wirke eben nichts weiter, als Gott. Ja, der Mensch sei für Gott durchaus nothwendig: ohne ihn könne Gott nicht bestehen, nicht wirken, nicht zum Bewußtsein kommen. Denn er wirkt, indem er sich denkt, und er denkt sich auf der höchsten Stufe im Menschen. In diesem Sinne ist der vollkommene Mensch sündelos, und wenn etwa Gott wolle, daß der Mensch auf irgend eine Weise gefehlt habe, so darf er nicht einmal wünschen, die Sünde nicht begangen zu haben. Ja, wenn der Mensch tausend Todsünden begangen hätte, so dürfte er nicht wollen, sie nicht begangen zu haben, wenn er nämlich dazu geneigt sei.*)

Und so sehen wir, wie diese Brüder des freien Geistes sogar schon an die materialistische Weltanschauung hinstreifen, welche ja gewöhnlich aus dem Pantheismus sich zu entwickeln pflegt. Denn die letztere Stelle will doch eigentlich nichts weiter sagen, als daß der Mensch vermöge seiner Natur eben nicht anders handeln könne, als er handle, und da nun diese seine Natur göttlich ist, so ist eben auch Alles, was er thut, göttlich, recht. Eine Ansicht, die durch folgende Sätze noch größeres Licht erhält. „Gott ist weder gut noch böse, noch der beste, und es ist eben so falsch gesprochen, Gott sei gut, als wenn man sagen wollte, weiß sei schwarz." — „In jedem Uebel, gleichviel ob Schuld oder Strafe, offenbart sich auf gleiche Weise die Herrlichkeit Gottes." — „Gott ist überall vorhanden, im Stein, in jedem Insekt, in den menschlichen Gliedern. Alles ist Gott, selbst der Teufel." Allerdings streifen die Brüder des freien Geistes an die materialistische Weltanschauung nur hin: klar sind sie sich darüber nicht, noch viel weniger haben sie dieselbe ausgebildet.

---

*) Die Belegstellen zu den Ansichten der Begharden und der Brüder des freien Geistes findet man unter Anderem bei Hahn, Geschichte der Ketzer im Mittelalter. II. 470—532, und 775—804.

Ja, sie kommen nicht selten mit sich selbst in Widerspruch. Denn während die oben angeführten Stellen die Ansicht auszusprechen scheinen, daß Alles was ist, vermöge seiner Natur mit Nothwendigkeit so sein muß, wie es ist und darum eine innere Berechtigung hat, weßhalb von einem Unterschied zwischen Gut und Böse eigentlich nicht gesprochen werden könne, so sprechen sie auf der andern Seite wieder von der Sünde als dem Nichtigen, als dem nicht Seienden, weil es sich von Gott abgewendet hat, und insofern nicht sei, weil das wahrhaft Seiende eben nur Gott sei. Wir finden indessen materialistische Anklänge noch in folgenden zwei Lehren. Erstens in der Annahme von der Ewigkeit der Welt, zweitens in der Läugnung der Unsterblichkeit der Seele, sofern diese auf Persönlichkeit Anspruch machen will. Beide Lehren sind indessen, wie man sieht, nur die nothwendigen Folgerungen der Allgöttlichkeit. Ueber die erste Lehre sprechen sich die Brüder des freien Geistes in folgender Stelle aus: „Gott hat die Welt nicht zuerst erschaffen, weil kein Ding handeln kann, ehe es ist. Daher ist mit dem Sein Gottes zugleich auch die Welt vorhanden, d. h. die Welt ist von Ewigkeit an gewesen." Die zweite Lehre geht aus folgender Stelle hervor. „Nach dem Tode des Menschen kehrt allein der Geist oder die Seele zu dem zurück, von dem sie ausgegangen, und wird mit ihm so vereinigt, daß nichts mehr übrig bleibt, was nicht von Anfang an Gott gewesen, d. h. sie löst sich in das Unendliche, in das Allgemeine auf."

Man kann sich denken, daß diese Sekte, welche so kühne Sätze aufgestellt, auch nicht bei dem biblischen Christenthum stehen geblieben ist. In der That ging sie, gemäß dem Grundsatze, daß die göttliche und die menschliche Natur dieselbe, und daß jeder vollkommene Mensch Christus sei, noch über das Evangelium hinaus. Ausdrücklich erklärte sie, in dem Evangelium sei Manches dichterisch, und darum nicht wahr. Der Mensch sei daher mehr gehalten, dem innerlichen Triebe zu folgen, als der Wahrheit des Evangeliums. Und die Menschen haben mehr den menschlichen Gedanken, die aus dem Herzen hervorgehen, zu glauben, als der evangelischen Lehre.

Am kühnsten und großartigsten durchgebildet hat diese Lehre des freien Geistes der Meister Eckart von Straßburg, welcher kurz vor 1329 gestorben ist.

Finden sich nun in diesen mystischen Sekten, wie wir gesehen, die Keime zu den großartigsten philosophischen Gebäuden der späteren Zeit, so ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß sich in ihnen nicht minder die Keime zu sittlichen Verirrungen und zu manchen ausschweifenden Richtungen finden, denen wir später bei so vielen religiösen Sekten begegnen.

Fürs Erste führte die Lehre, daß der vollkommene Mensch nicht sündigen könne, ja, daß Alles, was er thue, sündlos sei, bei manchen Sekten, welche den Tiefsinn dieser Lehre nicht begriffen, und denen der sittliche Ernst und die Wahrhaftigkeit eines Eckart fehlte, zu geistigem Dünkel und Hochmuth, ähnlich wie bei unsern heutigen Pietisten. Ja, es stellte sich nachgerade auch eine grobe sinnliche Richtung bei ihnen ein. Wenigstens erzählen uns die Zeitgenossen Vieles von ihrer Unkeuschheit, von ihren abendlichen Zusammenkünften, wo sich beide Geschlechter der rohesten Befriedigung des Geschlechtstriebes überließen. Dabei sollte dies doch keine Sünde sein, vielmehr wurde der Beischlaf als eine Handlung bezeichnet, in welcher die Beschaulichkeit ihre höchste Spitze erreiche, ganz so wie bei den Muckern unserer Zeit. Nun ist allerdings über die ketzerischen Sekten von der Kirche gar Vieles gelogen worden, und insbesondere hat sie sich darin gefallen, ihnen grobe fleischliche Ausschweifungen schuld zu geben. Sicher gelten auch die oben angeführten Thatsachen nicht von allen Sekten der Brüder des freien Geistes. Aber zu läugnen ist nicht, daß bei manchen dergleichen Ausschweifungen in der That vorgekommen sind. Und die bloße sinnliche Begierde mag wohl die Haupttriebfeder derselben gewesen sein: nachher suchte man dieselbe auf irgend eine Weise zu beschönigen, und sie sogar als etwas Verdienstliches zu rechtfertigen. Indessen finden wir auch in dieser Verirrung einen tieferen Zusammenhang mit der neuen Weltanschauung. Wir erblicken darin den Drang, der Sinnlichkeit, welche nach der mittelalterlichen Religionsansicht durchaus ertödtet werden sollte, wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, und ihr als etwas Natürlichem ihre Berechtigung zukommen zu lassen. In dieser Beziehung ist uns eine Stelle in den Lehren der Begharden aufgefallen, wo es heißt, daß der Beischlaf ein Werk der Natur sei, wie Essen und Trinken, und daher nicht sündlich. Es wird daher bereits die Ehelosigkeit der Geistlichen

bestritten, und die Ehe weit über den ehelosen Stand hinausgesetzt. Eine Kuh, sagen sie in ihrer derben Weise, welche jedes Jahr Kälber bringe, sei weit besser, als eine jungfräuliche unfruchtbare. Uebrigens blieb ein Theil dieser Sekten dabei nicht stehen, sondern sie lehrten sogar schon die Aufhebung der Ehe. Man sieht, wie sie bereits Grundsätze aufstellten, welche den Socialisten unserer Zeit eigenthümlich sind. Ebenso findet sich bei ihnen der Grundsatz von der Gemeinschaft der Güter, von der Aufhebung des Eigenthums. Sie sollen sogar die Ansicht aufgestellt haben, daß eben deßhalb der Diebstahl erlaubt sei. Auch diese Erscheinung findet übrigens ihren Ausgangspunkt in der mittelalterlichen Weltanschauung. Offenbar nämlich lehnten sich diese Ansichten an die Mönchsgelübde der Armuth an, und wir haben schon bemerkt, wie auch die Mystik in ihrem Bestreben, sich von den äußeren Gütern zu befreien, zu der Verdienstlichkeit der Armuth gelangte. Durch die Franziskaner wurde nun diese Ansicht noch weiter ausgebildet. Wir haben oben bereits angeführt, wie dieser Orden wegen seines Grundsatzes, daß man kein Eigenthum haben dürfe, da auch Christus keines besessen, vom Papste verdammt wurde, weßhalb er sich an Ludwig den Baiern anschloß und die entschiedenste Widersetzlichkeit gegen die Kirche eröffnete. Eben dieser Orden schloß sich zu einem großen Theil an die Begharden an, und so wurden denn auch seine socialistischen Ideen diesen mitgetheilt, zu denen sie ohnedies schon geneigt waren.

Als eine besonders merkwürdige Erscheinung dieser Sekten, wodurch sie ebenfalls an die Ideen der Gegenwart erinnern, ist auch ihre Lehre anzusehen, daß die Todesstrafe nicht erlaubt sei.

Fassen wir nun alles zusammen, was wir über die freieren religiösen Richtungen des 14. Jahrhunderts gesagt haben, so finden wir, daß in ihnen bereits der ganze Kreis der religiösen und philosophischen Entwicklung beschrieben ist, den unser Volk in den folgenden fünf Jahrhunderten durchlaufen hat. Die Mystik in ihrem Anfangspunkt vertritt noch die mittelalterliche Ansicht; die Waldenser die Zeiten der Reformation, den Protestantismus; die philosophische Mystik den Pantheismus eines Sebastian Franck, Jakob Böhm, Spinoza, Hegel; die Brüder des freien Geistes den Socialismus und die materialistische Weltanschauung der Gegenwart. Man sieht: die

geistige Entwicklung jener Zeit war von einem nicht geringeren Streben nach Freiheit erfüllt, wie die staatliche. Und das, wornach sie trachtete, entsprach vollkommen den großartigen Absichten der deutschen Demokratie am Schlusse des 14. Jahrhunderts.

Was nun die äußeren Schicksale dieser freien religiösen Richtungen betrifft, so stoßen sie uns bereits Ende des 13. Jahrhunderts in Verbindung mit den staatlichen Bestrebungen der Städte zur Zeit des falschen Friedrich auf *). Anfang des 14. Jahrhunderts waren sie aber schon so mächtig geworden, daß sie der Kirche sehr viel zu schaffen machten, die sich öfters gezwungen sah, diese Sekten zu verdammen und die weltliche Gewalt zu ihrer Unterdrückung aufzufordern. Noch bedeutender wurden sie zur Zeit Ludwig des Baiern. Der Streit zwischen Kaiser und Papst begünstigte so recht die Ausbreitung der ketzerischen Meinungen: denn natürlich fiel es dem Kaiser nicht ein, gegen diese Ketzer aufzutreten, die alle auf seiner Seite standen. Von großer Bedeutung war nun insbesondere, daß die Häupter der freien Ansichten fast alle den zwei Orden angehörten, welche eigentlich mit in der Absicht gegründet worden waren, die Ketzereien zu verfolgen und auszurotten, und von denen der eine sogar mit der Inquisition betraut worden war, nämlich dem Orden der Franziskaner und der Dominikaner. So gehörten Eckart, Tauler, Heinrich von Nördlingen und andere dem Dominikanerorden an: die Begharden aber und die Brüder des freien Geistes waren meist aus dem Orden der Franziskaner hervorgegangen oder standen wenigstens mit ihnen in genauer Berührung. Diese Erscheinung mag ihre Erklärung wohl darin finden, daß die Gründer beider Orden, so sehr sie auch im Dienste der Kirche stritten, doch zugleich die Erneuerung des ursprünglichen mittelalterlichen Geistes zum Zwecke hatten, ein Streben, welches aufrichtig gemeint leicht mit dem der Mystik zusammenfiel. Außerdem konnte es nicht fehlen, daß die ketzerischen Lehren, mit welchen diese Orden sich beschäftigen mußten, da sie dieselben ja bekämpfen sollten, mitunter das entgegengesetzte Ergebniß bewirkten, d. h. daß diejenigen, die mit ihrer Verfolgung beauftragt waren, überwunden von der Kraft der Wahrheit, die in ihnen lag, sich selber zu ihnen bekannten. Die Wirkung

*) Siehe Seite 28.

dieser Erscheinung war natürlich eine außerordentliche. Denn nun geschah es, daß die ketzerischen Meinungen, welche bisher außerhalb der Kirche gestanden waren, den Weg in das Innere derselben fanden: die Kirche ward nun selbst von ihnen zersetzt und ihre Grundlagen allmählig untergraben. Nach Ludwig dem Baiern gab sich zwar der kirchenfreundliche Karl IV. alle Mühe, diese Sekten auszurotten. Es gelang indessen nicht, denn unterdessen hatten sie sich ungeheuer verbreitet und kein Mittel versäumt, ihre Lehre unter das Volk zu bringen. Sie wirkten insbesondere durch Verbreitung von deutsch geschriebenen Büchern. Auch in dieser Beziehung gehören die Mystiker zu den Urhebern einer neuen Zeit. Die Ausbildung der deutschen Prosa ist wesentlich mit ihr Verdienst; ja es gelingt ihnen bereits, die philosophischen Kunstausdrücke in deutscher Sprache und allgemein verständlich wieder zu geben. Und nicht genug anerkennungswerth ist ihr Bestreben, die geistige Bildung des Volkes zu heben, dieses an das Denken zu gewöhnen und die wissenschaftlichen Kenntnisse, die früher ausschließlich das Eigenthum der Geistlichkeit gewesen waren, auch unter dem Laienstande zu verbreiten. Man kann die Wirksamkeit der Mystiker in dieser Beziehung nicht hoch genug anschlagen: ihre deutsch geschriebenen Bücher wurden, wie es scheint, in zahllosen Abschriften verbreitet, und wenn auch damals noch nicht die Buchdruckerkunst erfunden war, so entfalteten die Abschreiber eine nicht viel geringere Regsamkeit, wie später die Presse. Die Verfolgung des Kaisers war daher besonders auf die deutschen Bücher gerichtet.*) Nach Karls Tode ließen die Verfolgungen wieder nach, da Wenzel selber sich zu freieren religiösen Ansichten hinneigte. Die Sekten traten daher wieder offener auf, besonders in den Reichsstädten. Diese waren freilich von jeher die hauptsächlichsten Sitze der Ketzer gewesen, besonders am Rhein, wo von Basel an bis nach Köln jede bedeutende Reichsstadt als ein Heerd ketzerischer Meinungen angesehen werden muß. Bemerkenswerth ist, daß insbesondere Köln als der Hauptsitz der Brüder des freien

*) Neuerdings hat man mit Recht wieder mehr Gewicht auf die Mystiker gelegt und manches Unbekannte herausgegeben. Es liegt aber gewiß noch Vieles in Archiven und Bibliotheken verborgen. Viele von den verfolgten Büchern wurden indessen wahrscheinlich gänzlich vertilgt, entweder von den Ketzergerichten oder von den Besitzern selbst.

Geistes galt. Unverkennbar hat auch zwischen den staatlichen Bestrebungen der deutschen Städte zur Zeit des großen Städtebundes und zwischen den freien religiösen Richtungen ein Zusammenhang statt gefunden *), und wenn wir auch nicht gerade annehmen dürfen, daß von Seite der städtischen Regierungen die äußersten Folgerungen der ketzerischen Parteien anerkannt und durchgeführt worden wären, so ist doch kein Zweifel, daß sie so ziemlich alle kirchenfeindlich waren, und daß im Allgemeinen ihre Ansicht wenigstens mit der der Waldenser übereinstimmte. Hätte die Demokratie in dem großen Städtekriege gesiegt, so würde höchst wahrscheinlich eine kirchliche Umwälzung die nächste Folge davon gewesen sein und die siegende Partei hätte die neuen religiösen Richtungen in derselben Weise verfochten, wie dies kaum dreißig Jahre später in Böhmen der Fall gewesen ist. Denn daß die große Mehrzahl des Volkes sich zu diesen ketzerischen Meinungen hinneigte, ersehen wir unter Anderem auch aus einem Gedicht vom Ende des 14. Jahrhunderts **), wo der Verfasser von den Ketzern sagt, es sei ein Glück, daß sie uneinig seien, denn wäre dieses nicht der Fall, so würden sie die ganze Welt überwinden.

Nach dem unglücklichen Ausgange des Städtekriegs verliert jedoch diese religiöse Partei die Aussicht auf allgemeine große Erfolge. Auch tritt unmittelbar darauf selbst in Deutschland eine bedeutende Rückwirkung gegen sie ein. Die Ketzer werden nun massenweise aufgesucht, verurtheilt, hingerichtet, oder zum Widerrufe gezwungen. Aber verloren hat sich diese Partei keineswegs. Vielmehr können wir sie, und zwar selbst in ihren äußersten Richtungen bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts verfolgen. Die „deutsche Theologie", ein höchst merkwürdiges Buch, dessen Verfasser unbekannt, das aber in das 15. Jahrhundert zu setzen ist, setzt die philosophische Richtung eines Eckart fort und bekennt sich noch entschieden zu pantheistischen Grundsätzen. Ja, in Wien lehrte ein Professor offen, daß er auch auf die Bibel nichts gebe, sondern nur die Vernunft und Philosophie als Quelle der Erkenntniß betrachte. ***) In Schwaben aber waren

*) Siehe S. 326.

**) Befindlich in v. Laßbergs altdeutschem Liedersaal. Ich habe das Buch augenblicklich nicht zur Hand, um den Ort, wo es steht, angeben zu können.

***) Nideri Formicarius. III. 10. Capitel.

die Begharden noch um die Zeit der baseler Kirchenversammlung außerordentlich verbreitet, bei Hohen und Niederen. Es ist bezeichnend, daß diejenigen, welche den Verdacht der Ketzerei von sich abwälzen wollten, sich das Fluchen angelegen sein ließen, da dieses bei den ketzerischen Sekten verpönt war *). In weniger auffälliger Weise, aber im Grunde ebenfalls in kirchenfeindlichem Sinne wirkten in Norddeutschland die Brüder des gemeinsamen Lebens. Wie gesagt jedoch, zu einer großen kirchendfeindlichen Bewegung, welche die Kirche, im Sinne der neuen Richtung umgestaltete, und ganz neue Verhältnisse schuf, kam es im eigentlichen Deutschland nicht. Wohl aber erfolgte eine solche Bewegung im Osten Deutschlands, in Böhmen.

Merkwürdig, daß, während in Deutschland selbst die zwei großen Bewegungen des 14. Jahrhunderts, die staatliche, wie die religiöse, mißlangen, die von ihnen beabsichtigten Ziele an zwei Enden des Reiches und zwar von zwei weit kleineren Völkerschaften erreicht wurden. Was die deutsche Demokratie im Städtekriege nicht erreichte, vollführte die schweizerische Eidgenossenschaft, und was die freie religiöse Partei unserer Nation nicht durchzuführen vermochte, gelang den Böhmen. Freilich muß man dabei mit in Anschlag bringen, daß die von Deutschland verfolgten Ziele in dem einen wie in dem anderen Falle viel höher gesteckt, daher viel schwerer zu erreichen waren, als das, welches sich die Schweiz vorgesetzt und was die Böhmen erstrebten. Was Letzteres anbetrifft, so ging die dortige religiöse Bewegung bezüglich ihres Inhalts durchaus nicht so weit wie unsere Begharden und Brüder vom freien Geiste, nicht einmal durchgängig so weit, als die Waldenser, wie wir sogleich sehen werden.

Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren in Böhmen drei Männer aufgetreten, welche gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit und überhaupt gegen die Mißbräuche und die Verweltlichung der Kirche eiferten. Diese Männer waren Stiekna, Milicz und Janow. Sie waren selbst Geistliche und entfalteten durch ihre Predigten eine ungeheuere Wirksamkeit, da sie allgemein als Muster der Frömmigkeit galten. Auch wurde ihnen nichts in den

*) Daselbst IV. 3, Kapitel.

Weg gelegt, da Karl IV. selbst, obschon er die ketzerischen Sekten verfolgte, gleichwohl über die Entsittlichung der Geistlichkeit sich nicht täuschte und von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung, die sich freilich nur auf die äußere Zucht beschränken sollte, überzeugt war. Da jene Männer nicht weiter gingen, so wurden sie sogar von Karl IV. begünstigt, und die Unzufriedenheit des Volkes mit den kirchlichen Zuständen vermehrte sich daher in Folge der Wirksamkeit dieser Männer außerordentlich. In diesem Sinne wirkte denn auch am Anfange des 15. Jahrhunderts Johann Huß, Prediger und Professor der Theologie an der Universität Prag, und er wurde von König Wenzel nicht minder begünstigt, wie jene drei Männer von seinem Vater, da Wenzel in religiösen Dingen noch viel freier dachte, wie dieser, und wie wir gesehen, mit der Geistlichkeit seines Landes schon in die heftigsten Zwiespalte gerathen war. Huß war sogar der Beichtvater der Königin Sophie. Indessen begnügte er sich bald nicht mehr mit den Strafpredigten über die Laster der Geistlichkeit, sondern er ging nachgerade zum Angriff auf die Kirche selbst und auf ihre Einrichtungen über. Dazu brachten ihn die Schriften des englischen Reformators Johann Wicliffe, welcher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wirkte, und im Jahre 1384 gestorben ist. Zwischen Böhmen und England bestand damals eine sehr innige Verbindung, da der englische König mit einer Schwester Wenzels vermählt war. Viele Böhmen begaben sich nach England, und so brachte Einer von diesen Hussens Freund Hieronymus von Prag die wicliffischen Schriften nach Böhmen.

Wicliffe scheint mit den kirchenfeindlichen Sekten Deutschlands in Berührung gekommen zu sein und von ihnen die Anregung zu seiner religiösen Richtung erhalten zu haben. Doch ging er nicht so weit wie diese. Seine Angriffe waren vorzugsweise auf die äußere Kirche gerichtet. Diese wurde aber in der umfassendsten und gründlichsten Weise in ihrer Nichtigkeit hingestellt, und der Widerspruch der gesammten Hierarchie, des Papstthums, der hohen Würdenträger, des Mönchthums und sämmtlicher kirchlichen Einrichtungen mit der Bibel und mit der gesunden Vernunft kühn und rücksichtslos ausgesprochen. Wicliffe bewies bereits, daß die Kirche keine weltlichen Güter zu haben brauche, und daß die weltliche Macht das Recht habe, sie ihr zu nehmen, um sie für bessere

gemeinnützige Zwecke zu verwenden. Er bewies, daß alle Einrichtungen der Kirche nur aus Selbstsucht, aus Geiz und Habsucht hervorgegangen seien. Alles sei nur auf Täuschung des Volks berechnet. Was die eigentliche Kirchenlehre betrifft, sofern sie nicht mit der äußeren hierarchischen Einrichtung zusammenhing, so waren es eigentlich nur zwei Lehren, nämlich die von der Brodverwandlung im Abendmahl, und vom Ablaß, wo er der Kirche entgegengesetzte Meinungen behauptete. Er läugnete nämlich die Brodverwandlung und sagte, die Hostie sei nur das Sinnbild von Christus. Und die Lehre vom Ablaß bekämpfte er als unsittlich mit der äußersten Entrüstung.

Johann Huß nahm nun von Wicliffe zunächst blos seine Ansichten über die Kirche auf, lehrte diese aber mit ungemeinem Beifalle des Volks und seiner Schüler. Natürlich setzte sich diesem Beginnen die kirchliche Partei, zu welcher die hohe Geistlichkeit und selbst ein nicht geringer Theil der Hochschule gehörte, mit Entschiedenheit entgegen, und schon im Jahre 1403 erging das Verbot, die wicliffischen Ansichten zu lehren. Hiermit war aber die religiöse Bewegung nicht erstickt, sie bekam vielmehr bald eine nationale Färbung. Nämlich derjenige Theil der Hochschule, welcher sich gegen Wicliffe und für die Kirche ausgesprochen, bestand vorzugsweise aus Deutschen, während die Böhmen den kirchenfeindlichen Ansichten sich angeschlossen hatten, wie denn Huß selbst ein geborener Böhme war. Die Deutschen aber genossen an der Hochschule sehr große Vorrechte und reizten schon dadurch die Eifersucht und den Neid der Böhmen. So gesellte sich denn zu dem religiösen Gegensatz ein volksthümlicher, und der letztere mochte nicht wenig dazu beitragen, auch jenen zu steigern. Im Jahre 1409 kam nun der lang genährte Zwist zu offenem Ausbruch. Die Böhmen nämlich setzten endlich bei König Wenzel durch, daß er ihnen gleiche Rechte mit den Deutschen zugestand. Die Deutschen hierüber erbittert, verließen jetzt Prag: über tausend Lehrer und Studenten. Sie begaben sich nach Leipzig, wo sie eine neue Hochschule gründeten. In Prag aber war nach dem Abgange der Deutschen die kirchenfeindliche Ansicht die herrschende geworden.

Endlich wurde denn auch der Papst auf die Bewegung in Böhmen aufmerksam. Im Jahre 1409 verbot er durch eine Bulle die wicliffischen Lehren und ermächtigte den Erzbischof von Prag, die

Verbreiter dieser Lehren als Ketzer zu verfolgen und die Schriften Wicliffes zu vernichten. Diese wurden denn in der That verbrannt, so weit man ihrer habhaft werden konnte, aber Huß fuhr fort, nur desto heftiger gegen die Kirche zu predigen. Endlich lud der Papst Hußen vor sein Gericht. Huß folgte indessen dieser Vorladung nicht. Vielmehr wußte Wenzel den Erzbischof von Prag zu bestimmen, sich ins Mittel zu legen, und den Papst zu versichern, daß es in Böhmen keine Ketzereien mehr gebe. Da indessen geschah es, daß der Papst im Jahre 1411 einen Ablaß für alle diejenigen verkündigen ließ, welche ihn gegen den König Ladislaus von Neapel, mit dem er in Händel gerathen war, unterstützen würden. Dieser Ablaß wurde auch in Prag verkündigt. Dagegen traten nun Huß und sein Freund Hieronymus mit der größten Heftigkeit auf. Das Volk verfolgte die Ablaßkrämer und mißhandelte sie; die Bewegung steigerte sich von Tag zu Tag. Jetzt that der Papst Hußen in den Bann. Der König Wenzel, welcher ihn bisher geschützt, wollte die Sache nicht zum Aeußersten kommen lassen. Er bewog Hußen Prag zu verlassen. Dieser begab sich nunmehr nach Austie im Süden Böhmens, wo er fortfuhr zu predigen und zu schreiben. Er bildete nunmehr erst seine Meinungen durch und wurde sich immer klarer. Die Bibel ist ihm die einzige Quelle der christlichen Erkenntniß. Alles, was sich nicht aus ihr beweisen läßt, ist darum falsch. So ist denn die äußere Kirche nicht die ächte: diese besteht nur in geistiger Weise. Der Papst ist nicht das Haupt derselben, sondern Christus. Man braucht daher weder einen Papst, noch Kardinäle, noch Bischöfe, noch das gesammte Heer der Priester und Mönche. Und so sind denn alle äußeren Gebräuche der Kirche, sofern sie sich nicht aus der Bibel ableiten lassen, unchristlich und nicht zu halten.

Die hussitischen Meinungen gewannen, je länger, einen um so festeren Boden in Böhmen, und drohten nachgerade aus diesem Lande einen Heerd der entschiedensten Widersetzung gegen die Kirche zu schaffen. Unter solchen Umständen sah sich die Kirchenversammlung in Konstanz veranlaßt, Hußen vor sich zu laden und die böhmische Frage in die Hand zu nehmen.

---

4. Die Kirchenversammlungen von Pisa und Konstanz.

Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern hatte sich zuerst den unteren Schichten der Gesellschaft, den Laien, den niederen Geistlichen aufgedrungen, und wir haben gesehen, wie diese Ueberzeugung sich zu einer durchaus kirchenfeindlichen Richtung gestaltet hat. Man fand, daß die ganze Kirche verderbt sei, und daß sie überhaupt nicht bestehen dürfe. Eine vollkommene Umwälzung auf dem kirchlich religiösen Gebiete war das letzte Ziel dieser Richtung. So weit gingen natürlich die höheren Schichten der Gesellschaft nicht. Aber auch sie waren nichts destoweniger zu der Ansicht gekommen, daß eine Abstellung der zahllosen Mißbräuche der Kirche, eine Verbesserung derselben an Haupt und Gliedern nicht länger hinausgeschoben werden dürfe, wenn nicht zuletzt Alles auseinander fallen und den ketzerischen Parteien Thür und Thor geöffnet werden sollte. Insbesondere gab sich die Hochschule in Paris, welche in ihrem Schooße aufgeklärte und gelehrte Männer zählte, die von der mystischen Richtung der Zeit Manches in sich aufgenommen hatten, sehr große Mühe, eine solche Verbesserung vorzubereiten. Vor Allem glaubte man die Kirchenspaltung beseitigen zu müssen. Bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts gewann die reformatorische Partei den König von Frankreich für diese Meinung, und auch König Wenzel ging gern darauf ein. Im Jahre 1398 hatten Wenzel und Karl VI. eine Zusammenkunft mit einander, auf welcher sie übereinkamen, die beiden Päpste zur Niederlegung ihrer Würden zu nöthigen. Die Ausführung dieses Beschlusses stieß aber auf Schwierigkeiten. Ihr widersetzte sich nämlich in Deutschland die Partei, welche Wenzeln zu stürzen suchte, Ruprecht von der Pfalz und Johann von Mainz, und der römische Papst Bonifatius IX. begünstigte natürlich die Umtriebe dieser Männer, weil er von Wenzel befürchten mußte, daß er fortwährend mit dem erwähnten Plane umgehen werde. Nach Wenzels Sturz geschah begreiflich von deutscher Seite gar nichts mehr zur Beseitigung der Kirchenspaltung, ja Ruprecht begünstigte offenbar den römischen Papst, von dem er anerkannt worden, ebenso wie

Johann von Mainz, der von ihm sein Erzbisthum gekauft hatte. Dagegen wurden von der pariser Hochschule diese Bemühungen fortgesetzt und es gelang ihr, auch die Kardinäle der beiden Päpste für den Gedanken der Einigung zu gewinnen. Die Päpste wollten jedoch nicht nachgeben, und ungeachtet aller scheinbaren Versuche sich zu vergleichen, blieb die Trennung doch bestehen. Endlich kam man auf den Gedanken, daß nur eine allgemeine Kirchenversammlung helfen könne. Die Kardinäle beider Päpste schrieben daher eine solche im Jahre 1409 nach Pisa aus.

Die Kirchenversammlung zu Pisa beabsichtigte zuerst die beiden Päpste abzusetzen und dann eine Verbesserung der Kirchenverfassung vorzunehmen. Allein sie hatte keine Erfolge. Sie setzte zwar die beiden Päpste ab, und wählte sofort einen neuen, Alexander V. Wie sie nun aber an die Kirchenverbesserung gehen wollte, so wußte der neue Papst allerlei Ausflüchte zu machen, und endlich löste er die Kirchenversammlung auf, allerdings mit dem Versprechen, die gewünschten Verbesserungen vorzunehmen. Aber wie vorauszusehen, unterblieben sie. Ja, als nach Alexanders Tode Johann XXIII. zum Papst gewählt ward, einer der schamlosesten Päpste, die je auf dem römischen Stuhle gesessen, so wurde es noch ärger wie zuvor. Und dazu kam, daß die abgesetzten Päpste keineswegs zurücktraten, vielmehr sich in ihrer Würde behaupteten, und immerhin noch Anhänger fanden. Auf diese Weise hatte die Christenheit statt zweier drei Päpste bekommen.

Und nach einem merkwürdigen Verhängniß fügte es sich, daß es um dieselbe Zeit auch drei deutsche Kaiser gab. Ruprecht von der Pfalz, welcher bis zu seinem Tode von einer Beseitigung der Kirchenspaltung nichts wissen wollte, daher auch die Kirchenversammlung zu Pisa nicht anerkannte, starb im Jahre 1410. Nun wählte ein Theil der Kurfürsten, geleitet von dem Pfalzgrafen Ludwig, dem Sohne Ruprechts, den König Sigmund von Ungarn; ein anderer, geleitet von dem ränkevollen Erzbischof Johann von Mainz, wählte den Markgrafen Jost von Brandenburg, während Wenzel immer noch behauptete, daß er eigentlich das rechtmäßige Oberhaupt von Deutschland sei. Daß durch diese Dinge die Verwirrung in Deutschland auf das Maßloseste gesteigert wurde, begreift sich von selbst. Indessen starb Jost schon im Jahre 1411, und

Wenzel ließ sich endlich bereden, seinem Bruder Sigmund die deutsche Königskrone abzutreten, wogegen sich dieser verbindlich machte, ihm die Kaiserwürde zu verschaffen. Doch dauerte es immerhin noch einige Jahre, bis Sigmund in das Reich herauskam, und die Regierung desselben zu übernehmen vermochte. Denn die Verhältnisse seiner Erbländer nahmen ihn zu sehr in Anspruch. Dann aber setzte er sich vor, mit allem Ernste sich die Heilung der vielen Schäden angelegen sein zu lassen, die im Staat wie in der Kirche eingerissen waren. Insbesondere gab er sich alle Mühe, das Schisma zu beseitigen und die Kirchenverbesserung zu ermöglichen. Zu diesem Ende nöthigte er den Papst Johann XXIII., welcher sich vor der Macht des Königs Ladislaus von Neapel in die Arme Sigmunds geflüchtet hatte, eine neue große Kirchenversammlung nach Konstanz auszuschreiben.

Im Jahre 1414 wurde diese Versammlung eröffnet, welche an Bedeutung und Berühmtheit weit die von Pisa übertraf. Sie war offenbar die zahlreichste und glänzendste Kirchenversammlung während des ganzen Mittelalters. Drei Patriarchen fanden sich daselbst ein, neun und zwanzig Kardinäle, drei und dreißig Erzbischöfe, hundert und fünfzig Bischöfe, über hundert Aebte, gegen fünfzig Pröpste, dreihundert Doctoren des geistlichen Rechts, die Geistlichen geringerer Grade nicht zu rechnen. Außerdem trafen daselbst auch fast sämmtliche deutsche Reichsfürsten und die Abgeordneten der Städte ein, da Sigmund mit der Kirchenversammlung auch einen Reichstag verbinden wollte. Die auswärtigen Könige waren durch ihre Gesandten vertreten. Natürlich strömte auch eine Menge Neugieriger und Schaulustiger dort zusammen, so daß die Zahl der daselbst versammelten Menschen mindestens auf fünfzig tausend angegeben wird. Unter diesen fehlte es nicht an Gauklern, Spielleuten und Gesindel aller Art, und es ist bezeichnend für die Sitten der damaligen Zeit, daß sich in der Stadt, wo die heiligen Väter versammelt waren, um die Gebrechen der Kirche zu verbessern, zugleich über siebenhundert öffentliche Buhldirnen eingefunden hatten.

Uebrigens fehlte es in der Kirchenversammlung nicht an einflußreichen und gewichtigen Stimmen, welche den ganzen Ernst der ihr obliegenden Aufgabe erkannten und nichts versäumten, um ihre Lösung zu ermöglichen. Und unter diesen Männern nahm der König

Sigmund einen der ersten Plätze ein, der mit einem Ernst, mit einer Beharrlichkeit und mit einer Thatkraft, wie er sie selten in dieser Stärke bewies, und zugleich mit Umsicht und richtigem Blick die Verhandlungen der Versammlung zu leiten und ihre Schritte zu bestimmen suchte. Doch spielte auch die Selbstsucht eine große Rolle auf der Versammlung, und diese vereitelte zuletzt das Gelingen des Ganzen. Es kam vor Allem darauf an, bei den vielfachen Arbeiten, die der Versammlung oblagen, den rechten Weg einzuschlagen. Die freisinnige Partei verlangte, daß vor allen Dingen die Kirchenverbesserung ins Werk gesetzt werden müßte: dann erst dürfe man an die Beseitigung der drei Päpste und an die Wahl eines neuen gehen. Dieser Ansicht waren insbesondere Sigmund und der größte Theil der Deutschen. Die Franzosen indessen meinten, man müsse zuerst die drei Päpste beseitigen, und dann erst die andern Gegenstände vornehmen. Sigmund ließ sich endlich für diese Ansicht gewinnen und bot seinen ganzen Einfluß auf, um die freiwillige Abdankung der drei Päpste zu bewirken.

Johann XXIII. hegte bei der Eröffnung der Versammlung immer noch die Hoffnung, einen überwiegenden Einfluß auf sie behaupten und sie bald auflösen zu können. Denn die Italiener waren am zahlreichsten vertreten, und diese stimmten meistens mit dem Papst. Die Versammlung, um diesen Uebelstand zu beseitigen, beschloß aber die Abstimmung nach Nationen, und so theilten sich die Väter ein nach der deutschen, italienischen, französischen und englischen Nation. Zur deutschen wurde auch noch Ungarn, Polen und Skandinavien gerechnet. Die Spanier als fünfte Nation traten erst später dazu.

Durch diese Einrichtung wurde der päpstlichen Partei das Uebergewicht entzogen, und es stellte sich bald heraus, daß Johann XXIII. der Forderung der Versammlung, daß er, um den Kirchenfrieden herzustellen, mit den zwei andern Päpsten die dreifache Krone niederlege, nicht widerstehen könne. Dies war jedoch nicht seine Absicht. Während er sich scheinbar in diese Forderung fügte, trat er mit mehreren deutschen Fürsten, die er mit seinen Schätzen zu bestechen wußte, mit dem ränkevollen Erzbischof von Mainz, mit dem Markgraf Bernhard von Baden, insbesondere aber mit dem Herzog Friedrich von Oesterreich, welcher Tyrol und die vorderösterreichischen Länder besaß, in Verbindung und entfloh, von letzterem unterstützt,

von Konstanz, in der Hoffnung, dadurch die Versammlung sprengen zu können. In der That folgte ihm auch ein nicht geringer Theil der Versammlung. Der König Sigmund trat aber hier mit großer Entschiedenheit auf. Er erklärte den Herzog Friedrich in die Reichsacht und ließ Kriegsschaaren gegen ihn anrücken. Er beredete die Schweizer, denen er alles, was sie erobern würden, als Eigenthum bestätigte, in die Länder Friedrichs einzufallen, und zugleich wurde dieser im Elsaß von dem Pfalzgrafen Ludwig bedrängt. Bald sah sich Friedrich in der Lage, die Gnade des Kaisers anrufen zu müssen. Er kam nach Konstanz zurück und mußte hier alle seine Besitzungen in die Hände Sigmunds niederlegen, so daß ihm nichts mehr übrig blieb, als der leere Name eines Fürsten. Er erhielt den Spottnamen Friedrich mit der leeren Tasche. Erst später söhnte sich Sigmund wieder mit ihm aus und gab ihm seine Besitzungen zurück, mit Ausnahme derer, welche die Eidgenossen in der Schweiz ihm abgenommen hatten, und die ihnen verblieben. Nachdem nun sein vorzüglichster Beschützer auf diese Weise gedemüthigt war, und auch die anderen seine Partei nicht offen zu nehmen sich getrauten, entschloß sich Johann XXIII. nachzugeben. Die Kirchenversammlung hatte unmittelbar nach seiner Flucht den wichtigen Grundsatz ausgesprochen, daß sie über dem Papst stünde und ihre Gewalt unmittelbar von Christus habe, und setzte bereits am 14. Mai 1415 Johann XXIII. ab; dieser fügte sich jetzt demüthig dem Beschlusse. Er kehrte zurück, und wurde zuerst in Radolfzell in Gefangenschaft gehalten, dann dem Pfalzgrafen Ludwig übergeben, der ihn nach Heidelberg führte, wo er sich einige Jahre aufhielt. Im Jahre 1418 ist er gestorben. Von den zwei andern Päpsten dankte der römische Gregor XII. noch im Jahre 1415 ab. Nur der avignonische, Benedict XIII., wollte sich nicht fügen, auch als er abgesetzt wurde. Da ihm aber Niemand mehr gehorchte, so war dies gleichgültig.

Auf diese Weise gelang es allerdings der Versammlung von Konstanz, das Schisma zu beseitigen. Jetzt war nur die Frage, welcher Gegenstand zunächst an die Reihe kommen sollte. Und hier waren es denn wiederum Sigmund und die Deutschen, denen auch die englische Nation beistimmte, welche auf die Vornahme der Kirchenverbesserung drangen, ehe man sich mit der Wahl eines neuen Papstes beschäftige. Denn der Ausgang der Kirchenversammlung

von Pisa gab einen hinlänglichen Fingerzeig, daß sich die Kirche unter Mitwirkung eines Papstes nicht wiederherstellen lasse. Diese Ansicht stieß aber bei den Kardinälen und bei den drei übrigen Nationen auf den entschiedensten Widerspruch. Ohnedies hatte der größere Theil der in Konstanz versammelten Kirchenfürsten den bedeutenden Einfluß des deutschen Königs auf ihre Verhandlungen unangenehm vermerkt und suchte sich demselben wieder zu entziehen. Es kam hinzu, daß die staatlichen Beziehungen zwischen dem deutschen Könige und Frankreich sich um eben diese Zeit in feindseliger Weise gestaltet hatten. Sigmund nämlich, in seinem Eifer, das große Werk der Kircheneinigung zu Stande zu bringen, war nicht nur nach Spanien gereist, um diese Nation zur Lossagung vom Papst Benedict XIII. und zur Beschickung der Kirchenversammlung zu vermögen, was ihm auch gelang, sondern er suchte auch den Krieg zwischen Frankreich und England zu vermitteln, der damals wieder ausgebrochen war, und reiste deßhalb nach Paris und London. Seine Bemühungen waren indessen hier vergeblich, und in England sah er sich sogar veranlaßt, genöthigt durch den Drang der Umstände, mit dem englischen König ein Bündniß gegen Frankreich einzugehen. Die entschiedene Widersetzung der französischen Geistlichkeit auf der Konstanzer Versammlung gegen die Absichten Sigmunds und der Anschluß derselben an die Italiener und Spanier war die unausbleibliche Folge davon. Alle Vorschläge Sigmunds wurden daher von diesen drei Nationen mit Mißtrauen aufgenommen, und so wurde denn auch seine Forderung bezüglich der Vornahme der Kirchenverbesserung vor der Papstwahl auf das Heftigste bekämpft. Die drei Nationen erklärten vielmehr, daß ohne ein neues Oberhaupt die Kirchenverbesserung nicht durchgeführt werden könne. Sigmund war indessen nicht gesonnen, nachzugeben. Ja, er schien eine Zeitlang sogar entschlossen, gegen die ihm widerstrebende Partei Gewalt zu gebrauchen. Von welch richtigen Gesichtspunkten der König und die auf der Versammlung anwesenden Deutschen ausgingen, ersieht man aus der Schrift, welche die deutsche Nation über diese Frage an die Versammlung richtete. Die Einigung der Kirche, heißt es darin, sei durch die Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern bedingt. Die Entzweiung würde ohne die Verdorbenheit der Geistlichkeit, ohne die kirchlichen Mißbräuche nicht eingetreten sein. Wollte man die Wirkungen vermeiden, so müßten

die Ursachen entfernt werden. Die Päpste seien aus den Grenzen ihres ehemaligen Wirkungskreises herausgeschritten und verlangten jetzt gebieterisch, was ihnen sonst nur freier Wille gegeben. Dieses Verderbniß und diese Anmaßung hätte seit anderthalbhundert Jahren beständig zugenommen. Habsucht, Ehrgeiz, Sinnlichkeit beherrschten den päpstlichen Hof und führten ihn zu jeder Ungerechtigkeit und Gewalt. Daher die Quellen der päpstlichen Erpressungen; daher die Anmaßung alle Rechtshändel vor den päpstlichen Gerichtshof zu ziehen; daher der schändliche und ärgerliche Ablaßkram; daher die Aufnahme schlechter und übelberüchtigter Personen gegen Geld in geheiligte Orden; daher die Sucht der geistlichen Personen jeden Grades, sich Geld zu machen; daher der Verfall der Kirchen, Klöster, wissenschaftlichen Gründungen, des ganzen geistlichen Standes und die Verachtung, in die er beim Volke gesunken sei. Die Versammlung in Pisa hätte eben darum die Kirchenverbesserung nicht zu Stande bringen können, weil sie nicht zuerst Hand an dieselbe gelegt. Nur dadurch aber, daß man zuerst bessere, ehe man den Papst wähle, sei überhaupt eine Besserung zu erzielen, damit der Gewählte sofort an bestimmte Gesetze gebunden werden könnte. Wollte man aber wider den Willen der deutschen Nation dennoch einen anderen Weg einschlagen, so wollte sie mit einem solchen Beschlusse nichts zu thun haben.

Diese Gründe machten aber keinen Eindruck, im Gegentheil, sie erregten nur noch größeres Mißtrauen gegen die Deutschen, die man schon ziemlich offen als Ketzer, als von wicliffischen und hussischen Meinungen angesteckt, bezeichnete. Auch gab sich die kirchenfreundliche Partei alle Mühe, die Deutschen zu vereinzeln, und es gelang ihr endlich auch, die englische Nation zu sich herüber zu ziehen. Die Deutschen allein konnten jetzt nichts mehr machen, wenn sie nicht die Kircheneinheit auf das Spiel setzen wollten, aber dazu war Sigmund nicht geneigt. Er gab also zuletzt nach und erklärte sich mit der Vornahme der Papstwahl einverstanden.

Am 11. November 1417 erfolgte die Wahl des Papstes Martin V. Die Befürchtungen der Deutschen trafen augenblicklich ein. Der Papst nahm die gewünschte Kirchenverbesserung nicht vor. Denn die wenigen Punkte, die er erledigte, verdienten diesen Namen nicht. Mit den einzelnen Nationen, so auch mit der deutschen, wurden über

einige Punkte besondere aber ganz ungenügende Verträge geschlossen, um sie wenigstens einigermaßen zufrieden zu stellen. Trotz dieser ungenügenden Lösung des Versprechens, das Martin vor seiner Wahl gegeben hatte, erklärte sich die Versammlung doch damit zufrieden, zuletzt auch Sigmund, da ihm der neue Papst die Erhebung des Zehnten von der deutschen Kirche zugestanden hatte, und so löste Martin bereits im Mai 1418 die Kirchenversammlung auf. Die päpstlichen Anmaßungen fingen aber von Neuem an.

Auf diese Weise blieb auch die konstanzer Versammlung weit hinter den Erwartungen der Christenheit, insbesondere der deutschen zurück. Der Versammlung fehlte es theils an Einsicht, theils an ernstem redlichem Willen. Die meisten Theilnehmer an dieser Versammlung waren von Selbstsucht geleitet, die von einer gründlichen Heilung der kirchlichen Schäden ebenso unangenehm berührt worden wären, wie der römische Stuhl selber.

Und so erklärt sich denn hinlänglich das Verfahren, welches die Versammlung gegen Johann Huß beobachtete. Dieser hatte sich bereit erklärt, der Vorladung der konstanzer Versammlung Folge zu leisten, und sich dort wegen seiner Meinungen zu verantworten, besonders da ihn König Sigmund selber dazu aufforderte. Huß hatte indessen eine Ahnung von dem, was ihm bevorstand, aber seine Ueberzeugung war so fest, daß er entschlossen war, dafür, wenn es sein müßte, auch den Tod zu leiden. Der König Sigmund wünschte zwar nicht, daß dem Manne etwas Leides geschehe, er versprach ihm ausdrücklich seinen kaiserlichen Schutz und ließ ihm zu noch größerer Sicherheit einen Geleitsbrief für seine Reise nach Konstanz und wieder zurück ausfertigen. Kaum war jedoch Huß in Konstanz angekommen, so wurde er auf Veranstaltung der Versammlung ins Gefängniß geworfen, trotz des Widerspruchs der königlichen Bevollmächtigten, — denn Sigmund selbst befand sich, als dieses vorfiel, noch nicht in Konstanz. Als der König endlich erschien, so beklagte er sich auf das Heftigste über das Vorgefallene, verlangte die Befreiung des Gefangenen, und als ihm die heiligen Väter nicht willfahrten, so verließ er Konstanz in größtem Zorne auf einige Tage. Aber die Betrachtung, daß das Verharren auf seiner Forderung leicht das Werk der Kircheneinigung stören könnte, bewog ihn zur Rückkehr und zur Nachgiebigkeit. Er beschwichtigte endlich sein

Gewissen mit dem Grundsatze der Kirchenversammlung, daß man den Ketzern keine Treue zu halten brauche, gab indessen die Hoffnung, Hussen zu retten, noch nicht ganz auf. Dies wäre freilich nur dann möglich gewesen, wenn Huß zum Widerruf seiner Lehre hätte gebracht werden können. Aber diese eisenfeste Natur ließ sich nicht dazu bewegen. So oft er vor die Versammlung gerufen wurde, erklärte er sich nur dann bereit zum Widerruf, wenn man ihn widerlegen würde. Aber darauf ließ sich die Versammlung nicht ein. Ja, sie erlaubte Hußen nicht einmal eine eigentliche ausführliche Vertheidigung, sondern sie verlangte lediglich den Widerruf. Auch Sigmund drang mehrmals in Huß, seine Lehre abzuschwören. Alles war vergebens. So verurtheilte denn die Versammlung Hußen als Ketzer zum Feuertode, und am 6. Juli 1415 wurde er in Konstanz verbrannt. Dasselbe Schicksal erlitt nicht ganz ein Jahr später sein treuer Freund Hieronymus von Prag.

Diese grausame Handlung hat der Kirche die schwersten Wunden versetzt und kostete Sigmund ein Königreich.

---

5. Die Hussitenkriege.

Denn nun erhob sich in Böhmen eine gewaltige siegreiche Bewegung, welche bald zu einer vollkommenen Umwälzung umschlug, und zwar nicht nur in religiöser, sondern auch in staatlicher Beziehung. In beiden Beziehungen kann man die hussitischen Unruhen als den Ausläufer jener großen Bewegungen betrachten, welche in Deutschland am Ausgang des 14. Jahrhunderts gescheitert waren, hier aber ganz außerordentliche Erfolge errangen. Und so wiederholt sich denn hier zum zweiten Male die Erscheinung, welche wir schon bei der schweizerischen Eidgenossenschaft wahrgenommen haben, daß nämlich eine im Innern Deutschlands mißlungene Bewegung am äußersten Umkreis des Reichs Bestand gewinnt. Daß dieses in Böhmen der Fall sein konnte, davon sind folgende die hauptsächlichsten Ursachen gewesen. Fürs Erste, daß Böhmen ein großes geschlossenes einheitliches Gebiet war, dessen Gesammtkraft selbst von

einer freiheitlichen Richtung leicht vereinigt und ausgebeutet werden konnte, so wie es dieser gelang, das Uebergewicht zu erringen, während die Freiheitsbestrebungen in Deutschland mit der Zersplitterung in eine Menge kleiner unabhängiger Gemeinden zu kämpfen hatten, die, abgesehen von so manchen Mißständen der Belegenheit, nicht leicht zu einmüthigen Beschlüssen und gemeinsamen Zusammenwirken gebracht werden konnten. Bei den Böhmen spielte überdem das Nationalgefühl — denn die Bewegung trug wesentlich auch einen slavisch-volksthümlichen Stempel — eine große Rolle. Sodann ist in Anschlag zu bringen die außerordentliche staatliche und kriegerische Schwäche der Gegner, worauf wir später noch mehrfach zurückkommen werden. Und endlich muß man ein ganz bedeutendes Gewicht darauf legen, daß die Böhmen das Glück hatten, Heerführer zu besitzen, die den ersten Feldherrn aller Zeiten an die Seite gesetzt werden dürfen, und die auch in kriegerischer Beziehung die Ideen der neuen Zeit sich zu eigen machten und weiter entwickelten.

Die Nachricht von Hussens Hinrichtung brachte in Böhmen eine außerordentliche Aufregung hervor. Sie zeigte sich sofort in Verfolgung der Priester, Zerstörung und Plünderung ihrer Wohnungen, zum Theil schon in förmlicher Besitznahme des Kirchenguts. Wenzel setzte diesem Beginnen keinen Widerstand entgegen, ja er sprach sich selber sehr entrüstet über Hussens Hinrichtung aus. Besonders wirkte auf ihn seine Frau Sophie ein, deren Beichtvater Huß gewesen. Aber fast der ganze Hof war hussitisch gesinnt, und namentlich auch die Männer, welche die obersten Staatsämter zu verwalten hatten, waren eifrige Hussiten. So erklärt sich denn, wie von einem bereits am 2. September 1415 abgehaltenen Landtage ein drohendes Schreiben an die Kirchenversammlung in Konstanz gerichtet werden konnte, in welchem Huß gegen den Vorwurf der Ketzerei vertheidigt und seine Verbrennung als eine äußerst ungerechte Handlung bezeichnet wurde. Gleich darauf schlossen die Männer, die den Landtag besucht, einen Bund zur Aufrechthaltung der Freiheit des Predigens und zur Widersetzung gegen jeden ungerechten Bannspruch. Auch wollten sie nur die Hochschule in Prag als den obersten Richter in Glaubenssachen annehmen. Zwar bildete sich gegen diesen sofort ein katholischer Bund und das Domkapitel in Prag sprach das Kirchenverbot über die Stadt aus. Dies war aber von keiner Bedeutung. Denn alle

prager Kirchen waren von hussitischen Geistlichen besetzt, die sich natürlich nichts um das Kirchenverbot kümmerten. Auch sah sich das Domkapitel bald genöthigt, Prag zu verlassen.

Als die Dinge diese drohende Wendung genommen, so glaubte die Kirchenversammlung in Konstanz um so entschiedener auftreten zu müssen. Sie lud zunächst die böhmischen Herren, welche den oben erwähnten Brief unterschrieben, vor sich, um gegen sie den Prozeß zu eröffnen, ja selbst gegen den König Wenzel wollte sie voranschreiten, und nur durch die Vermittlung Sigmunds stand sie von diesem Beginnen ab. Dann hob sie alle Befugnisse der prager Hochschule, alle ihre Freiheiten auf, und verbot den Gläubigen dort zu studiren. Endlich erließ sie 28 Sätze, in welchen ausgesprochen ward, in welcher Weise die böhmischen Ketzer wieder zum Gehorsam gegen die Kirche zurückgebracht werden könnten, sie verbot alles Predigen in hussitischem Sinne, that alle in den Bann, welche sich nicht fügen wollten, verlangte die Rückgabe der geraubten Kirchengüter und forderte endlich die weltliche Macht zur strengen Vollziehung dieser Beschlüsse auf.

Wenzel, der bisher ruhig zugesehen hatte, wurde nun von seinem Bruder Sigmund auf das Aeußerste gedrängt: dieser drohte ihm sogar mit Verlust seines Thrones, wenn er den Forderungen der Kirche nicht nachkomme. Aus Angst entschloß er sich endlich dazu: er ließ die vertriebenen katholischen Priester wieder nach Prag zurückführen und in die dortigen Kirchen einsetzen. Darüber kam es zu Reibungen. Die Obrigkeit suchte mit Strenge gegen die Hussiten aufzutreten, aber bei einer solchen Gelegenheit, als am 30. Juli 1419 ein Aufzug der Hussiten von dem Stadtrathe gestört werden sollte, wurde das Rathhaus gestürmt, die Rathsherren zum Fenster hinausgeworfen, unten mit Spießen aufgefangen und ermordet: der Aufruhr bemächtigte sich ganz Prags. Diese Nachricht übte auf Wenzel eine solche Wirkung, daß er vom Schlage gerührt wurde, und 14 Tage darauf starb. Es war am 16. August 1419. Nach Wenzels Tode wuchs die Aufregung. Die Hussiten fielen nun über Kirchen und Klöster her, zerstörten die Bilder und Kirchengefäße, plünderten und verbrannten die Kirchengebäude, mißhandelten Mönche und Nonnen: kurz es herrschte eine Zeit lang eine vollkommene Gesetzlosigkeit. Zunächst in Prag, dann auf dem Lande.

Unter solchen Umständen war natürlich nicht daran zu denken, daß die Böhmen in den Schooß der Kirche zurückkehren, ja es war noch sehr im Zweifel, ob sie den Erben des böhmischen Throns, den König Sigmund, als ihren Herren anerkennen würden, falls er es vorzöge, mit der Kirche zu gehen. Alles war indessen damals noch nicht verloren: denn unter den Böhmen hatten sich bereits mehrere Parteien herausgebildet, die zu einander in ziemlich scharfem Gegensatze standen und nicht nur in religiöser, sondern auch in staatlicher Beziehung von verschiedenen Anschauungen ausgingen.

Diese Parteien lassen sich in drei große Gruppen sondern. Die eine hing noch an der Kirche, war ein Gegner des Hussitismus und unbedingt dem Könige Sigmund ergeben. Diese Partei war freilich ziemlich klein, zählte aber unter sich den größten Theil des hohen Adels, und konnte deßhalb über nicht unbeträchtliche Kräfte verfügen. Die zweite Partei, deren Haupt und Mittelpunkt die Stadt und die Universität Prag war, bekannte sich wohl zu den hussischen Lehren, war aber verhältnißmäßig noch sehr gemäßigt, indem sie zwar die Bibel als die Quelle der religiösen Erkenntniß betrachtete, aber doch eine Menge von kirchlichen Lehren anerkannte, über welche andere kirchenfeindliche Parteien schon längst hinaus waren, wie z. B. das Fegfeuer, das Beten zu den Heiligen, die Verehrung der Heiligenbilder, den größten Theil der Kirchengebräuche, alle Sakramente, u. s. w. In einem Punkte jedoch unterschied sie sich sehr auffallend von der Kirchenlehre, um so mehr als sie darauf ein großes Gewicht legte, nämlich darin, daß sie den Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten verlangte. Sie erhielt davon, daß sie im Widerspruch mit der Kirche auch für die Laien den Kelch forderte, den Namen Kelchner oder Calixtiner oder Utraquisten. Diese Lehre hatte eigentlich ein gewisser Jakobellus von Mies aufgebracht, Huß erklärte sich aber noch dafür in seinem Gefängnisse in Konstanz. Das Wesentliche der Lehre der Kelchner faßten sie in folgende vier Sätze zusammen: 1) das Wort Gottes soll frei gepredigt; 2) das Abendmahl unter beiden Gestalten ausgetheilt; 3) der Geistlichkeit die weltlichen Güter genommen; 4) die Todsünden bestraft werden. Der letzte Satz erhielt durch die Erläuterung der Todsünden erst seine Bedeutung. Nämlich bei den Laien werden als Todsünden angesehen: Unzucht, Völlerei, Diebstahl, Mord, Lüge, Betrug, falsche

Schwüre, Zauberei, betrügerisches und schädliches Handwerk, Gewinnsucht, Wucher. Bei den Geistlichen sind Todsünden: simonistische Ketzerei und Erwerbung von Geld für Taufen, Firmen, Beichten, das Altarsakrament und das heilige Oel, das Trauen, für Messen und Vigilien, für Begräbnisse, für Kirchengesang oder Geläut, das Weihen der Priester, Kirchen, Kapellen, Kirchhöfe, für die geistlichen Würden, für Bullen und andere Urkunden, für allerhand Pfründen und für andere geistliche Dinge und anderes Aergerniß und Ketzerwesen, das hieraus hervorgeht; wie auch andere Vergehen und Sünden, als da sind Stolz, Geiz, Ehebruch, Beischläferei, Zorn, Neid, Streitigkeit und arglistige Vorbescheide und Gerichtshandlungen, heuchlerisches Erbetteln von Zahlungen, Opfern, Geldern und anderen Gütern auf Kirchen und Gebäude. Zu dieser Partei bekannte sich wohl der größte Theil des böhmischen Volks. Endlich die dritte Partei bildeten die Taboriten, so genannt von einer erst von ihnen selbst gebauten Stadt Tabor im Süden Böhmens. Das war die entschiedene grundsätzliche geradezu kirchenfeindliche Partei, erfüllt von der tiefsten religiösen Schwärmerei, in staatlicher Beziehung republikanisch, zugleich werkthätig und entschlossen, Alles für ihre Ueberzeugung zu wagen, weßhalb alle kühnen Naturen sich zu ihr wandten. An ihrer Spitze standen zwei Edelleute, Nikolaus von Hussinez, der aber schon 1421 starb, und Johannes Zizka, beide früher am Hofe Wenzels, jener ein schlauer Staatsmann, dieser ein unvergleichlicher Feldherr. Beide sahen sehr bald ein, daß es nothwendig sei, das Volk in den Waffen zu üben, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, und bald gelang es Zizka, aus den Taboriten die tapfersten Krieger heranzubilden.

Was die Lehre der Taboriten anbetrifft, so gingen sie weit über die vier Sätze der Kelchner hinaus. Von dem tiefsten Haß gegen das ganze Priesterthum und die bisherige Kirche erfüllt, verwarfen sie die ganze Hierarchie, das ganze Außenwerk des Gottesdienstes: sie verwarfen als Menschensatzungen alle Kirchengebräuche, Verehrung der Bilder, Gebete an die Heiligen, Reliquien, Fegfeuer, Seelmessen, Fasten, ferner alle Sakramente, außer Taufe und Abendmahl. Ja, sie hielten auch überhaupt nichts von den äußeren Kirchen, wie sie denn jede Kirche, die einem Heiligen zu Ehren erbaut sei, der Zerstörung würdig erklärten. Natürlich sprachen

sie auch dem Priesterthum seine bisherige Bedeutung ab: vielmehr nahmen sie ein allgemeines Priesterthum aller wahrhaften Christen an, so daß auch jeder Laie eine gottesdienstliche Handlung verrichten könne, und so verlangten sie denn, daß der Geistliche beim Gottesdienste nicht in besonderer priesterlicher, sondern in Laienkleidung erscheinen solle. Auch dürfe der Gottesdienst nur in der Landessprache gehalten werden. Zugleich geht ein tiefer mystischer Zug durch all diese Taboritengemeinden hindurch, indem sie mit Ernst und Strenge Alles verfolgen, was nach der Eitelkeit der Welt aussieht und die wahrhaft innere Erbauung verhindern könnte. Daher verwarfen sie die Wissenschaft, d. h. die der damaligen Zeit, weil sie zu Hochmuth und zum Dünkel führe; jeder, der den sieben Künsten obliege, meinten sie, sei ein Heide und begehe eine Todsünde gegen die Lehre Christi. Auch fehlt es bei ihnen nicht an allerlei Träumereien und Gebilden der Einbildungskraft. So glaubten sie, daß das Ende der Welt bald herannahe, und daß dann das tausendjährige Reich beginne. Alle Städte würden zerstört werden, außer fünfen, wo sich die Gläubigen sammeln: dann werde eine neue Zeit anheben, wo Christus von dem Himmel herniedersteige, das Reich der Gerechtigkeit auf Erden stifte, in welchem es keine Herren und Knechte, keine Sünde und Noth, auch keine anderen Gesetze gebe, als die des lebendigen freien Geistes; die dann Ueberlebenden, in den Stand paradiesischer Unschuld zurückversetzt, werden keine körperlichen Bedürfnisse und Leiden mehr kennen.

Aber wir treffen bei ihnen auch jene freieren religiösen Meinungen, wie wir sie in Deutschland kennen gelernt haben, die Ansichten der Begharden und der Brüder des freien Geistes. Bereits im Jahre 1418 waren aus Deutschland Begharden nach Böhmen gezogen, um dort ihre Ueberzeugungen zu verbreiten. Als eine besonders auffällige Meinung derselben wurde bezeichnet, daß sie die Gegenwart Christi im Abendmahl läugneten: Brod und Wein im Abendmahl sei eben nichts weiter, als Brod und Wein. Andere läugneten die drei Personen der Gottheit, wieder Andere, daß es weder Gott noch Teufel gäbe, außer in den guten und bösen Menschen; ferner verwarfen sie alle Gebote und Bücher insgesammt, indem Gottes Gesetz in ihr eigenes Herz geschrieben sei. Hiermit hängen offenbar die merkwürdigen Meinungen eines

gewissen Jakob Bremer zusammen, von welchem ein gleichzeitiger Chronist, Hermann Korner, erzählt, daß er Diaconus in Verden gewesen, aber sich in Prag aufgehalten, von dort zurückgekehrt, dem Erzbischof von Magdeburg als Ketzer angezeigt und, weil er nicht widerrufen wollte, 1420 verbrannt worden sei. Unter den ketzerischen Meinungen Bremers übergehen wir diejenigen, welche sich auf das Papstthum, auf die Kirchengebräuche u. s. w. beziehen, denn diese hat er mit den Taboriten überhaupt gemein. Auffallender sind schon seine Ansichten über die Taufe und das Abendmahl: er verwirft die Wassertaufe und läugnet die Brodverwandlung. Seine philosophischen Anschauungen aber erinnern nicht nur an die Lehren Eckarts, indem er Alles, was ist, Gott nennt, und mit Bestimmtheit hervorhebt, daß Gott nicht Mensch, sondern mit dem Menschen, d. h. in dem Menschen geworden, sondern er ist sich der Tragweite und der nothwendigen Folgerungen seiner pantheistischen Anschauungsweise sehr wohl bewußt und bebt davor nicht zurück. Es ist merkwürdig, daß er schon den geschichtlichen Christus läugnet; ja er läugnet auch die Apostel und die Evangelien.*) Aus den kurzen abgerissenen Sätzen, in welchen uns diese seine Meinungen überliefert worden sind, kann man freilich nicht ersehen, was er eigentlich damit gemeint hat; aber aus einem anderen Satze, in welchem er erklärt, daß in den Evangelien viel Falsches enthalten sei**), scheint doch hervorzugehen, daß er an ihrer historischen Wahrhaftigkeit gezweifelt habe. Christus selbst nimmt bei ihm keineswegs die bedeutende Stelle ein, welche ihm noch die Mystiker, wenn auch in bildlichem Sinne, beilegen. Er widerspricht vielmehr, daß durch Christus ein neues Gesetz in die Menschheit gekommen sei: es sei kein anderes, als was bereits Adam gehabt, d. h. das Gesetz, welches eben in jedem Menschen liegt. Er läugnet überhaupt die drei Personen der Gottheit: in Gott sei nur Eine Person und nur Eine Wesenheit. Ein ganz auffallender Anklang an den Materialismus liegt in dem Satze: „Gott kann kein Individuum irgend einer Gattung vernichten, wenn er nicht das Weltall vernichtet“: d. h. die Natur hängt nothwendig

*) X. Non est ponendum, fuisse Christum nec virginem Mariam. XXII. Apostoli nunquam fuerunt. XXXI. Evangelia nulla sunt.

**) XXX. Multa continentur in evangelio falsa.

in sich nach bestimmten Gesetzen zusammen.*) Aehnlich ist ein anderer Satz, der einen noch entschiedeneren materialistischen Anklang hat: „Keine natürliche Zeugung (Schöpfung) noch irgend ein Vorgang hat die Gottheit zu ihrem Ursprung.“ **) Außerdem hat er noch einige Sätze, die abgerissen, wie sie uns vorliegen, gar wunderlich lauten: z. B. Jakob, der Sohn Isaks, sei wesentlich natürlicher Gott, eben dieser Jakob habe für uns gelitten und sei gekreuzigt worden. Judas Ischarioth sei Jakob und Prophet und selig geworden.

Natürlich fehlte es auch nicht an den Auswüchsen jener Sekten der Begharden, welche fleischliche Lüste predigten. Die eine dieser Sekten, welche unter dem Namen der Adamiten schon früher aufgetreten war, nannte sich so, weil sie, die paradiesische Unschuld nachahmend, nackt umherlief und Unzucht trieb. Diese Schwärmer glaubten, sie würden, als theilhaftig des heiligen Geistes, in Ewigkeit nicht sterben: Christus nannten sie zwar ihren Bruder, aber einen schwachen, da er gestorben sei.

Es ist indessen bezeichnend, daß nicht nur diese verrückten Schwärmer, sondern selbst die freieren religiösen Meinungen, die auf einer philosophischen Unterlage ruhten, sich in Böhmen nicht halten konnten. Sie wurden von den Taboriten selbst bekämpft und ausgerottet. Dieses Schicksal widerfuhr sogar denen, welche nur die Brodverwandlung im Abendmahle läugneten. Zizka selbst, der sich streng innerhalb des geoffenbarten Christenthums hielt, so wie alle Taboriten, verfolgte diese Sekten mit Feuer und Schwert.

Gehen wir nun zu den staatlichen Ansichten der Taboriten über, so waren diese durchaus demokratisch. Sie waren eine natürliche Folgerung ihrer kirchlichen Ansichten. Ueberdies hatte die Demokratie unter der Regierung Wenzels außerordentliche Fortschritte gemacht. Denn wir erinnern uns, wie er gegen den Adel kämpfte, und wie er dagegen die Bürgerlichen hervorzog: Erscheinungen,

*) VII. Deus non potest annullare individuum unius speciei, nisi annullet totum universum.

**) II. Generatio naturalis non est ponenda in divinis nec processio aliqua. D. h. die Schöpfung vollzieht sich nach natürlichen Gesetzen. Alle diese Sätze in Corneri chronicon ap. Eccard. corpus historiae medii aevi. II. 1239

welche auf die ganze Anschauung des Volks natürlich nicht ohne Einfluß bleiben konnten. In Wenzels letzten Regierungsjahren wurden von den Taboriten große Volksversammlungen gehalten. Diese hatten zunächst allerdings nur einen religiösen Zweck: man wollte sich gegenseitig erbauen und stärken in dem Festhalten an dem rechten Glauben. Aber die sittlichen Wirkungen, welche große Volksversammlungen auf die Menschen zu haben pflegen, blieben natürlich nicht aus: sie fühlten die Macht, die Bedeutung, die Allgewalt des Volks und trotzten darauf. Auf diesen Versammlungen wurde dann viel von christlicher Liebe und Gleichheit gesprochen: die Versammelten nannten sich alle Brüder, theilten sich gegenseitig mit, was sie eben besaßen: es war natürlich, daß sich die christliche Gleichheit und Brüderlichkeit auch auf das Staatliche ausdehnte. In der That, schon im Jahre 1420 war unter den Taboriten die Meinung herrschend, daß man keinen König brauche, der einzige König sei Gott, die Regierung solle dem Volke anheimgegeben werden; alle Herren, Edle und Ritter seien zu vertilgen; alle bisherigen Gesetze seien aufzuheben, und das bisherige Gesetz Gottes selbst müsse in manchen Stücken, z. B. in denen von der Geduld, von dem Gehorsam gegen die Könige und die Herren, von den Abgaben, ungültig gemacht werden. Ja, es werden bereits socialistische und communistische Meinungen in vollster Bestimmtheit nicht nur ausgesprochen, sondern zum Theil sogar darnach gehandelt: „es solle Niemand mehr ein Sondereigenthum haben, sondern Alles gemeinschaftlich sein. Wer Sondereigenthum habe, begehe eine Todsünde." In der That brachten die Bauern bereitwillig ihr Eigenthum der allgemeinen Sache zum Opfer: es entstand bei den Taboriten eine Art von Gütergemeinschaft, die sich zu einer gewissen socialistischen Verfassung ausbildete.

Besonders diese Ansichten der Taboriten über Staat und Gesellschaft sind es gewesen, welche den böhmischen hohen Adel mit dem heftigsten Hasse gegen sie erfüllten. Aber auch die Kelchner wollten nichts von ihren weitgehenden staatlichen Meinungen wissen: jene vertraten gewissermaßen das aristokratische Bürgerthum, während die Taboriten die bäuerliche Demokratie. Denn der größte Theil derselben gehörte dem Landvolk an. Es tritt also hier ein ähnlicher Gegensatz zwischen dem Bürger- und Bauernstande hervor,

wie wir ihn bereits in dem Kampfe zwischen den Appenzellern und den deutschen Reichsstädten wahrgenommen haben. Und so wären die Kelchner, an ihrer Spitze die Prager, um der Herrschaft der Taboriten zu entgehen, nach Wenzels Tode gerne bereit gewesen, Sigmund als ihren König anzuerkennen, wenn er sich nur einigermaßen mild und freundlich gegen sie benommen hätte. Aber sein Verhalten änderte Alles, und bestimmte die Prager, mit den Taboriten vereint dem Könige zu widerstehen. Ueberhaupt ist dies ein Grundzug der hussitischen Bewegung, daß die Parteien, so erbittert sie sich auch sonst bekämpfen, doch im Augenblicke der äußeren Gefahr sich wieder vereinigen und einander redlich unterstützen. Das ist wieder das Ergebniß der Geschlossenheit des böhmischen Gebietes und Volksthums.

Sigmund befand sich bei Wenzels Tode in Ungarn. Die Böhmen schickten eine Gesandtschaft dorthin, durch welche sie ihm erklärten, ihn als König anerkennen zu wollen, wenn er die Religionsfreiheit zugestehe und die böhmischen Freiheiten bestätige. Sigmund gab darauf eine unbestimmte Antwort, ernannte aber die verwittwete Königin Sophie zur Statthalterin und ermahnte sie, strenge gegen die Hussiten aufzutreten. Hierauf ließ sie Prag mit königlichen Schaaren besetzen. Das brachte große Aufregung hervor: die Prager riefen Zizka mit seinen Taboriten zu Hülfe: dieser griff (4. Nov. 1419) die königlichen Schaaren an und warf sie aus der Stadt. Beinahe hätte er auch noch die königliche Burg eingenommen. Nach mehrtägigen Kämpfen gingen endlich die Prager einen Waffenstillstand ein. Dies war gegen den Willen Zizkas. Er verließ deßhalb Prag und beschäftigte sich mit der Errichtung und Einübung eines Heeres. Der Waffenstillstand kam, wie Zizka vorausgesehen, nur den Königlichen zu Gute. Denn diese verfolgten nun im ganzen Lande die Hussiten auf das Rücksichtsloseste. Eine allgemeine Entmuthigung bemächtigte sich der Einwohner. Unterdessen kam Sigmund nach Brünn in Mähren, wo er einen Landtag abhielt und die Huldigung der Großen entgegennahm. Auch die Prager schickten ihre Boten dahin. Sie wurden aber von Sigmund sehr ungnädig empfangen: er verlangte von ihnen gänzliche Beseitigung aller Unordnungen, wenn er ihnen verzeihen solle.

Sehr eingeschüchtert kehrten die Abgeordneten zurück, der Rath that Alles, was Sigmund verlangt hatte.

Aber bald folgte eine Wendung. Sigmund begab sich nach Breslau, wo er ganz unzweideutig seine eigentlichen Gesinnungen enthüllte. Er war fest entschlossen, mit der Kirche zu gehen und den Hussitismus mit Waffengewalt zu bekämpfen und auszurotten. Er ließ dort einen Prager Bürger wegen seiner hussitischen Meinungen verbrennen, und forderte die deutschen Stände zu der Beschickung des Kreuzzugs gegen die Böhmen auf, den der Papst in feierlicher Weise ausgeschrieben hatte. Jetzt sahen die Prager, was ihnen drohe: sie waren nun zum Aeußersten entschlossen und verbanden sich wieder mit Zizka, der ihnen mit seinen Taboriten zu Hülfe eilte.

Sigmund rückte im Anfange des Jahres 1420 langsam in Böhmen ein, da das große Kreuzheer noch nicht angekommen war. Aber schon die ersten Kriegshandlungen der königlichen Schaaren liefen unglücklich ab: ein Versuch, Zizka auf seinem Zuge nach Prag abzuhalten, scheiterte gänzlich: vielmehr wurden die Königlichen von ihm geschlagen, auch die Erstürmung Tabors endete mit einer Niederlage. Endlich kam das große Kreuzheer, etwa 100,000 Mann stark, unter der Anführung vieler deutschen Fürsten, an. Dieses Heer begann am 30. Juni 1420 die Stadt Prag einzuschließen. Unbegreiflicher Weise aber blieb es vierzehn Tage unthätig liegen, und als es am 4. Juni einen Sturm unternahm, wurde es von Zizka mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Sigmund, gänzlich enttäuscht über den Erfolg seines Vorhabens, ließ sich nun zu Unterhandlungen mit den Pragern herbei. Diese führten aber zu keinem Ergebniß, da die Hussiten darauf bestanden, daß man ihnen die Bibel und die Vernunft als eigentliche religiöse Beweismittel zugestehen müßte, während die Katholiken natürlich die Kirche als höchste richterliche Macht in Glaubenssachen nicht fallen lassen wollten. Das Kreuzheer zog hierauf unverrichteter Dinge wieder ab: Sigmund blieb zwar noch in Böhmen stehen und versuchte später das Schloß Wyschehrad, das von den Pragern belagert ward, zu entsetzen, wurde aber dabei empfindlich geschlagen, und mußte das Schloß den Pragern überlassen. Im März 1421 zog er sich ganz aus Böhmen zurück.

Der Ausgang des ersten Kreuzzuges gegen die Hussiten war natürlich für diese von den günstigsten Folgen. Nun kam der größte Theil des Landes in ihre Hände. Die Prager übten das Uebergewicht im Norden, die Taboriten im Süden. Bei den Eroberungen der festen Plätze und Städte, in denen entweder königliche Besatzung lag oder die Einwohner noch katholisch waren, wurde freilich von den Taboriten auf eine grausame Weise verfahren. Ströme von Blut bezeichneten ihre Siege: namentlich hatten sie es auf die katholischen Priester und Mönche abgesehen, die sie schonungslos ermordeten; auch zerstörten sie mit größter Wuth Kirchen und Klöster und viele ihrer werthvollsten Schätze gingen in Flammen auf. Gewiß aber trug der Schrecken, den sie verbreiteten, nicht wenig zu ihren Erfolgen bei. Trat ja sogar auch der Erzbischof Konrad von Prag zu den Hussiten über.

Nachdem nun auf diese Weise Böhmen in die Gewalt der Hussiten gekommen, schrieben sie auf den Juni 1421 einen allgemeinen Landtag nach Czaslau aus. Hier wurden folgende Beschlüsse gefaßt: 1) Es wurden die vier Sätze der Prager als Richtschnur für den hussitischen Glauben angenommen; 2) Sigmund wurde als König von Böhmen entsetzt; 3) eine Landesregierung eingerichtet, aus zwanzig Personen bestehend: 5 aus den Herren, 4 aus den Pragern, 2 aus den Taboritengemeinden, 5 aus dem Ritterstande, 4 aus den übrigen Städten und Gemeinden; 4) wer den Beschlüssen nicht beitrete, solle als Feind erklärt werden.

Sigmund versuchte jetzt noch einmal das Glück der Waffen. Auf seinen Antrieb rückte im Sommer 1421 der Markgraf Friedrich von Meißen mit einem Heere nach Böhmen und erfocht sogar bei Brür einen Sieg über die Prager. Bei Zizkas Annäherung zog es sich aber wieder über die Gränze zurück. Indessen im September rückte das zweite große Kreuzheer von Eger her in Böhmen ein, verwüstete die Umgegend weit und breit und schickte sich zur Belagerung Prags an. Unterdessen sammelte sich das hussitische Heer und rückte, Zizka an der Spitze, gegen das Kreuzheer heran. Kaum aber vernahm dieses die Annäherung der Hussiten, so begab es sich (2. Oktober 1421) auf die Flucht, und erlitt eine furchtbare Niederlage. Doch die Prüfungen dieses Jahres waren noch nicht zu Ende. Sigmund, welcher eigentlich gleichzeitig mit dem

Kreuzheere von Ungarn her hätte einrücken sollen, langte erst Ende des Jahres 1421 wirklich mit einem großen Heere an, welchem sich viele mährische und böhmische Barone anschlossen. Dieses Heer hatte anfangs Erfolge, und Zizka sah sich genöthigt, sich mit seiner Macht nach Prag zurückzuziehen, wo er sich mit den Pragern verband und dann Sigmund entgegenging. Das Heer des Königs war aber dreimal so stark als Zizkas. Er wurde in der Nähe von Kuttenberg umzingelt, und schon glaubte Sigmund, ihn aufreiben zu können. Aber Zizka schlug sich in der Nacht durch, sammelte frische Schaaren, kehrte mit diesen Anfang 1422 zurück, griff Sigmunds Heer an, und schlug dasselbe am 8. Januar bei Deutschbrod gänzlich aufs Haupt. Diese Niederlagen wirkten auf die Deutschen so entmuthigend, daß die Böhmen mehrere Jahre hindurch von ihnen unangefochten gelassen wurden.

Während dessen tobten die Kämpfe der hussitischen Parteien unter sich selbst. Auch knüpften sie mit dem König Wladislaus von Polen und mit dem Großfürst Witold von Lithauen Verbindungen an. Beiden nacheinander trugen die Böhmen ihre Krone an. Der Erste schlug sie aus, der Andere schickte seinen Neffen, den Prinzen Sigmund Korybut, nach Prag, um vorderhand die Verwaltung des Landes zu übernehmen. Man hoffte, da sich auch Zizka ihm unterwarf, daß es ihm gelingen werde, die Parteien mit einander zu versöhnen. Aber bald brachte er die entschiedene demokratische Partei, die auch in Prag sehr stark vertreten war, gegen sich auf. Und da es inzwischen dem König Sigmund gelang, Wladislaus und Witold von den Böhmen abzuziehen, so wurde Korybut von seinem Oheim zurückgerufen, und die Prager und Taboriten bekämpften sich seitdem heftiger, wie je. Zizka war so wüthend über die Prager, daß er bereits die Vernichtung ihrer Stadt beschlossen hatte. Uebrigens kam es doch wieder zur Aussöhnung, da ein neuer Einbruch der Feinde drohte. Aber schon im Jahre 1424, am 11. Oktober, endete Zizka seine ruhmvolle Laufbahn.

Ohnstreitig sind die Erfolge des Hussitismus zu einem sehr großen Theile auf seine Rechnung zu setzen. Die Hussiten siegten über die zahlreichen ihnen gegenüberstehenden Heere nicht nur durch ihre Tapferkeit, sondern durch die Ueberlegenheit ihrer Kriegskunst.

Diese aber war das Werk Zizkas. Er legte im Gegensatz zu der Kriegsweise des Mittelalters, wo eben nur die Menge und die persönliche Tapferkeit entschied, das Hauptgewicht auf die Beweglichkeit der kriegerischen Massen: er lehrte die Hussiten die schwierigsten Schwenkungen und Entwicklungen mit der größten Ordnung und Bestimmtheit ausführen und bewirkte dadurch vorzugsweise ihre Ueberlegenheit über ihre Feinde. Seine Hauptstärke bestand im Fußvolk und im Geschütz. Von Wichtigkeit waren aber auch die Kriegswagen, welche den doppelten Zweck hatten, das Heer zu schützen, es gleichsam mit einer Mauer zu umgeben, wie denn das Taboritenheer durch diese Wagen im Augenblicke zu einer lebendigen Festung umgeschaffen werden konnte, welche jedem Angriffe trotzte; zweitens den Angriff des Heeres zu unterstützen, indem die Wagen irgend eine Abtheilung der feindlichen Schaaren umschlossen und dadurch ihre freie Bewegung hinderten, während das Fußvolk in ihre Reihen brach. Diese Kriegsweise der Hussiten flößte den Feinden, weil sie nicht fähig waren, ihnen etwas Aehnliches entgegenzusetzen, den größten Schrecken ein, so daß zuletzt die größten Heere es nicht mehr wagten, sich mit ihnen zu messen. Zizka besaß aber außerdem einen außerordentlichen Scharfblick, um die eigenthümlichen Vortheile eines Schlachtfeldes zu entdecken und sich zu Nutzen zu machen. Dies ist um so merkwürdiger, als er in den letzten Jahren gänzlich erblindet war. Er ließ sich nun aber von seinen Begleitern die natürliche Beschaffenheit des Schlachtfeldes auf das Genaueste beschreiben und nahm darnach seine Maßregeln. Sodann war er unerschöpflich in Kriegslisten aller Art. Oft zog er sich mit den einfachsten Mitteln aus den schwierigsten Lagen heraus. Niemals wurde er überwunden. Diese seine Eigenschaften sicherten ihm die Bewunderung und die unerschütterliche Ergebenheit seiner Krieger, und man begreift, wie ein Theil der Taboriten nach seinem Tode sich die ihres Vaters Beraubten, die Waisen, nennen konnten. Sie bildeten von nun an eine von den Taboriten verschiedene besondere Partei. Zizka selbst scheint sich in der letzten Zeit von den übrigen Taboriten getrennt zu haben, weil sie ihm zu weit gingen. Die außerordentliche Bedeutung Zizkas war natürlich den Feinden der Hussiten nicht verborgen, und so soll ihm Sigmund das Anerbieten gemacht haben, ihn zum Regenten Böhmens zu ernennen, wenn

er ihm das Land überliefere. Zizka war aber ein zu aufrichtiger Schwärmer und Demokrat, als daß er auf einen solchen Antrag eingegangen wäre. Um Gold und Ehrenstellen war es ihm überhaupt nicht zu thun. Er ist arm gestorben.

Zizkas Tod wurde von Sigmund nicht benutzt, um einen Versuch zur Unterwerfung Böhmens zu wagen, obschon die Parteien heftiger wie je gegen einander wütheten, und der Verlust eines so entschiedenen kriegerischen Geistes, wie Zizka war, manchen Erfolg versprach, während sich zugleich in Prag eine nicht unbedeutende Rückwirkung vorbereitete. Die Seele derselben war der Prinz Korybut, welcher, obschon wider den Willen seines Oheims, im Jahre 1424 nach Prag zurückkehrte und dort die Regierung an sich riß. Er verfuhr durchaus im erhaltenden Sinne, ja er trat sogar mit dem Papst Martin in heimliche Verbindung und machte ihm Hoffnung, die Böhmen wieder in den Schooß der heiligen Kirche zurückführen zu können. Diese Umtriebe wurden aber entdeckt, und da nicht einmal die gemäßigte Partei so weit gehen wollte, so wurde Korybut (1427) gefangen genommen, später über die Gränze geschafft.

Diese Ereignisse trugen dazu bei, das Ansehen der Taboriten wieder zu verstärken, welche mit dem Jahre 1426 einen Anführer erhielten, welcher Zizka wohl ersetzen konnte. Das war Prokop der Große, ehemals ein Priester, der weitestgehenden Partei der Taboriten angehörend, sogar begharbischen Meinungen zugethan. Das war ein großer Krieger, aber ein noch größerer Staatsmann. Es gelang ihm nach kurzer Zeit, einen solchen Einfluß auf die böhmischen Verhältnisse zu gewinnen, daß er thatsächlich die Oberherrschaft besaß. Dieser Prokop hatte sich bereits im Jahre 1426 durch einen glorreichen Sieg ausgezeichnet, den er bei Aussig über ein großes deutsches Heer von 70,000 Mann, angeführt vom Kurfürsten Friedrich von Sachsen, erfochten. Nunmehr aber drang er darauf, daß von den Böhmen Ausfälle in die benachbarten deutschen Länder gemacht werden sollten, theils, um sich den nöthigen Lebensunterhalt zu erbeuten, da nachgerade das beständige Kriegerleben Handel und Verkehr die unheilbarsten Wunden geschlagen hatte, theils aber auch, um die Fürsten durch die über sie verhängten Schrecken des Kriegs zur Nachgiebigkeit und zur Schließung

eines für Böhmen ehrenvollen Friedens zu nöthigen. Einzelne Ausfälle sind von den Hussiten allerdings schon früher gemacht worden. Von dieser Zeit an wurden aber ihre Raubzüge in die benachbarten Länder planmäßig betrieben. So fielen sie in Schlesien, in die Lausitz, in Sachsen, in die Oberpfalz, in Franken, in Baiern, Oesterreich und Ungarn ein, Alles mit Feuer und Schwert verheerend, Burgen brechend, Städte verwüstend: was sich ihnen an bewaffneten Schaaren entgegenstellte, wurde in die Flucht geschlagen: gegen diese wilden Krieger schien kein Heer Stand halten zu wollen.

Die unsäglichen Leiden, welche durch diese Raubzüge den deutschen Landen zugefügt wurden, rüttelten endlich doch die deutschen Fürsten wieder auf. Im Sommer des Jahres 1427 setzte sich ein drittes großes Kreuzheer unter der Anführung des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg gegen Böhmen in Bewegung. Es soll 200,000 Mann stark gewesen sein. Es rückte in den Kreis von Pilsen ein und belagerte die Stadt Mies. Als sich aber die Kunde von der Annäherung des hussitischen Heeres unter Prokops Anführung bei dem Kreuzheer verbreitete, so ergriff dieses am 2. August 1427 die Flucht. Mit genauer Noth brachte der beim Heere anwesende päpstliche Gesandte einen Theil desselben bei Tachau zum Stehen. Als sich aber die Hussiten auf die Kreuzfahrer warfen, so stoben sie in der gräßlichsten Verwirrung auseinander. Tausende wurden von den Siegern auf der Flucht erschlagen: eine ungeheuere Beute fiel in ihre Hände.

Und nun wiederholten sich die hussitischen Raubzüge in die benachbarten Länder und zwar noch weit häufiger und in einem noch größeren Maßstabe, als bisher. Da nirgends eine Rettung zu finden war, so sahen sich die deutschen Fürsten und Städte genöthigt, den Hussiten die Plünderung und Verwüstung ihrer Gebiete um hohe Summen abzukaufen. Welcher ungeheuere Umschwung der Dinge! Die Ketzer trieben Tribut von den Gläubigen ein, anstatt von ihnen, wie die Kirche wollte, mit Feuer und Schwert vertilgt zu werden, und das ganze Reich, ja ganz Europa war nicht im Stande, dies kleine Häuflein von Ketzern zu bezwingen.

Endlich wurde noch eine Anstrengung gemacht. Im Jahre 1431

kam ein neuer Kreuzzug zu Stande, 180,000 Mann stark. Am 1. August überschritt das Heer von der Oberpfalz her unter der Anführung des Kurfürsten von Brandenburg die böhmische Gränze. Da sich das hussitische Heer Anfangs zurückzog, so meinten die Kreuzfahrer zuerst, dies geschehe entweder aus Furcht, oder aus Uneinigkeit: sie breiteten sich also an der Gränze aus und verfuhren mit einer Grausamkeit gegen die Einwohner, die der hussitischen nichts nachgab. Aber plötzlich erscholl die Nachricht von dem Herannahen des böhmischen Heeres. Da ergriff das Kreuzheer — am 10. August bei Tauß — die Flucht, in dem gränzenlosesten Schrecken alles Gepäck zurücklassend. Die Hussiten fielen über die Fliehenden her und erschlugen eine Menge, eine noch größere Anzahl nahmen sie gefangen. Nach diesem entscheidenden Siege wandte sich Prokop gegen Albrecht von Oesterreich, der in Mähren eingefallen war, und trieb auch diesen zurück.

Nach so vielen furchtbaren Niederlagen sah endlich Sigmund ein, daß er mit Waffengewalt gegen die Hussiten nichts auszurichten vermöge, und daß er daher eine andere Handlungsweise einschlagen müsse. Er hatte allerdings schon viel früher Versuche zur Aussöhnung mit ihnen gemacht, und die Hussiten wären ihr nicht abgeneigt gewesen, selbst nicht die Taboriten: man konnte sich aber über die Grundlagen nicht verständigen. Die Hussiten verlangten Anerkennung ihrer Lehre; diese glaubte aber Sigmund in seiner Eigenschaft als Beschützer der Kirche nicht zugestehen zu dürfen. Noch im Jahre 1429 kam eine Gesandtschaft der Hussiten, an ihrer Spitze Prokop der Große, zum König nach Preßburg, um mit ihm zu unterhandeln. Damals machten ihm die Hussiten den Vorschlag, zu ihnen überzugehen; sie wollten ihn dann gegen alle seine Feinde vertheidigen. Sigmund wies natürlich diesen Vorschlag zurück. Dagegen verlangte er von den Hussiten, sie möchten sich dem Ausspruch einer Kirchenversammlung unterwerfen. Darauf aber wollten diese nicht eingehen. So zerschlugen sich die Unterhandlungen. Sie wurden zwar noch fortgesetzt, aber ohne ein anderes Ergebniß. Nach der Niederlage von Tauß wurden sie jedoch wieder aufgenommen. Und nun war endlich Sigmund zufrieden, nur so viel von den Hussiten erlangen zu können, daß sie sich bereit erklärten, die Kirchenversammlung von Basel zu

beschicken, um mit dieser über ihre Glaubenslehren sich zu unterreden und sie zu vertheidigen, keineswegs aber, um sich dem Ausspruche der Versammlung zu unterwerfen.

---

6. Das Reich und die Kirche bis zum Tode Sigmunds. Versuche der Wiederherstellung des Reichs. Die Anfänge der Kirchenversammlung in Basel. Friede mit den Hussiten.

Es konnte kein sprechenderes Beispiel von dem gränzenlosen Verfall des Reichs und der Kirche geben, als diese Hussitenkriege. Nie hat ein Kreuzzug eine traurigere Rolle gespielt, als die gegen die böhmischen Ketzer unternommenen. Vergebens sucht man nach irgend einer Spur von Begeisterung, die sich dabei kund gegeben, trotz aller Augenscheinlichkeit, daß der Kirche die größte Gefahr drohe — ein Beweis, daß diese allen ihren Einfluß auf die Gemüther verloren hatte, daß ihre Sache keine Begeisterung mehr zu erwecken vermochte. Gewiß: einen großen Theil der hussitischen Erfolge darf man dem Umstande zuschreiben, daß die Kreuzfahrer selber kein rechtes Herz für die Sache trugen, die sie verfechten sollten. Und in der That, was lehrten denn die Hussiten anders, als was in Deutschland seit vielen Jahrzehenden im Schwange gewesen? Und nun sollten die Deutschen auf einmal die Menschen bekämpfen, die im Grunde dasselbe glaubten, was sie! Es lag vielmehr sehr nahe, daß sie mit den Hussiten gemeinsame Sache machten, um mit ihnen in Verbindung das zu erreichen, was sie staatlich wie kirchlich im 14. Jahrhundert erstrebt hatten, was aber damals gescheitert war. Und wirklich ist ein großer Einfluß der hussitischen Bewegung auf Deutschland in keiner Weise zu verkennen. Nicht nur fanden ihre religiösen Meinungen in Deutschland eine Menge Anhänger — oder vielmehr die kirchenfeindlichen Ansichten, die man aber jetzt alle unter dem Namen des Hussitismus zu begreifen pflegte, traten wieder kecker ans Licht, die Stimmen wider das Papstthum, selbst in den höheren Kreisen, wurden immer lauter und rücksichtsloser, sondern auch in staatlicher Beziehung erwacht

ein neues Leben! Die Kämpfe zwischen Bischöfen und Städten werden wieder häufiger, heftiger, gewaltsamer: ebenso entbrennt da und dort nochmals der Zwist zwischen Zünften und Patriziern: und merkwürdig! selbst die Bauern regen sich wieder in Deutschland und verlangen neue Rechte. In Schlesien machten sie mit den Hussiten, als sie dort erschienen (1428), gemeinsame Sache wider die Edelleute. Aber selbst am Rhein erhob sich (1431) eine nicht unbeträchtliche Bewegung. Die Bauern thaten sich gleich dem Adel in Bündnisse zusammen, bewaffneten sich und zogen mit wehendem Banner aus. Die rheinischen Herren glaubten die strengsten und kräftigsten Maßregeln gegen diese drohende Bewegung treffen zu müssen.*) Doch kann man nicht sagen, daß diese einzelnen Ausbrüche sich zu einer einzigen großen Bewegung hätten vereinigen wollen, noch viel weniger, daß ein äußerer Zusammenhang zwischen ihnen und den Hussiten statt gefunden habe. Daran dachten die Letzteren wohl am wenigsten, da ihre Bewegung zugleich national=slavisch war, weßhalb sie, wie wir gesehen, weit lieber an eine Verbindung mit Polen, als mit Deutschland dachten, welches sie als ihren Feind zu betrachten gewohnt waren. Wie aber? wenn der König selbst, wenn Sigmund auf den Gedanken der Hussiten einging, sich mit ihnen zu verbinden, um ihre kriegerische Kraft zu benützen, in Deutschland Ordnung zu schaffen und die Schäden des Reichs von Grund aus zu heilen? Es ist nöthig, jetzt dieser Seite unserer Geschichte wieder die Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Als Sigmund die Leitung des deutschen Reiches übernahm, befand sich dieses fast in vollkommener Auflösung. Die deutschen Fürsten betrachteten sich als die alleinigen Herren in ihren Gebieten, fragten weder nach Kaiser noch Reich, und gedachten auch nicht, sich nach den Befehlen des Kaisers zu richten, wenn sie sich nur halbwegs stark genug zum Widerstande wähnten. Der Kaiser aber besaß außer den Reichsstädten nichts mehr vom deutschen

*) Die Urkunde bei Schaab Gesch. des rheinischen Bundes II. Nr. 317. König Sigmund erwähnt diese Bewegung der Bauern ebenfalls in seinem Schreiben an den Papst Eugenius vom Jahre 1432: er sagt darin, sie hätten die Auslieferung aller Pfaffen und Juden verlangt.

Reiche: alles Reichsgut war entweder verschleudert oder verpfändet. Wollte er etwa gegen einen widerspenstigen Fürsten Gewalt anwenden, so war er auf den guten Willen der anderen angewiesen, die dem Kaiser nur dann Beistand leisteten, wenn sie ihren Privatvortheil dabei zu finden hofften. Aus bloßem Pflichtgefühl thaten sie nichts. So war die kaiserliche Gewalt nichts weiter, als ein leerer Name. In nichts trat dies deutlicher hervor, als in den vergeblichen Versuchen der Kaiser, im Reiche Frieden und Ordnung herzustellen. Während des 15. Jahrhunderts tobten in Deutschland die blutigsten und unaufhörlichsten Fehden der Fürsten, des Adels, der Städte gegeneinander: ganz Deutschland war fast ein beständiges Schlachtfeld, und dabei eine Unsicherheit der Straßen, der Person, des Eigenthums, welche die im 14. Jahrhundert weit überbot. Dagegen war nun nichts zu machen, wenn man nicht die Verfassung von Grund aus verbesserte, und zwar dadurch, daß man die fast vollständige Selbstherrlichkeit der Fürsten beschnitt und ihren Willen mehr oder minder von der obersten Reichsgewalt abhängig machte.

Sigmund hatte eine vollkommene Einsicht in alle Schäden der deutschen Reichsverfassung und den guten Willen, sie zu verbessern. In seiner Jugend, sahen wir, war er, wie die Lützelburger alle, von Selbstsucht geleitet, wie er sich denn gegen seinen Bruder Wenzel keineswegs ehrenvoll benommen hat. Später, im reiferen Mannesalter, legte er so manche Mängel seines früheren Verfahrens ab, und bestrebte sich offenbar, den Ernst und die Bedeutung seiner Stellung zu begreifen und darnach zu handeln. Als er deutscher König geworden, so beabsichtigte er, gleichwie mit der Kirche, so auch mit dem Reiche eine gründliche Verbesserung vorzunehmen. Er war sich ganz klar darüber, wo eigentlich der Hemmschuh gegen eine solche gesucht werden mußte, nämlich im Fürstenthum, während er in den Städten die eigentlichen Stützen der kaiserlichen Macht erblickte. Seine Staatskunst war daher im Grundsatze gegen das Fürstenthum gerichtet, und den Schwerpunkt derselben fand er im Bürgerthum und in der Ritterschaft. Man sieht: er nahm ganz die Anschauungen der achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts in sich auf. Zu dieser Einsicht kam aber noch das Unerläßliche, eine sehr bedeutende Hausmacht, welche um die

Zeit, als Sigmund den deutschen Thron bestieg, sogar noch viel größer zu werden versprach, als sie unter seinem Vater Karl IV. gewesen. Sigmund war König von Ungarn; durch den Tod Josts (1411) kam er wieder in den Besitz der Mark Brandenburg; bei seines Bruders Wenzels Tode wäre er auch noch König von Böhmen geworden. Nun hatte Sigmund allerdings keine männlichen Nachkommen. Allein er erneuerte mit dem Herzoge Albrecht von Oesterreich die früheren habsburgisch-lützelburgischen Erbverträge, später verlobte er eben diesem Herzog seine einzige Tochter Elisabeth. Es war also die Aussicht vorhanden, nicht nur die gesammte lützelburgische Hausmacht wieder zusammen zu bringen, sondern ihr auch noch Oesterreich hinzu zu fügen, demnach alle drei großen geschlossenen Gebiete im Osten des Reichs unter eine einzige Hand zu vereinigen. Es war dies offenbar einer der wichtigsten Augenblicke in unserer Geschichte. Er ist ungenutzt vorüber gegangen.

Die Schuld davon trug eine Seite in Sigmunds Eigenthümlichkeit, welche nicht nur diese Aussicht vereitelte, sondern ihm überhaupt überall hemmend in den Weg trat. Das war seine gränzenlose Verschwendung. Er liebte Glanz und Pracht und versäumte keine Gelegenheit, diese in recht auffallender Weise zu entfalten; dabei wußte er nicht zu sparen, sondern gab das Geld mit vollen Händen her: er war daher beständig geldbedürftig und mußte, um seine Bedürfnisse zu decken, überall borgen. So war er dem Burggraf Friedrich von Nürnberg große Summen schuldig, die sich zuletzt auf 400,000 Gulden beliefen. Um diesen zu befriedigen, der sich außerdem um Sigmunds Königswahl große Verdienste erworben hatte, ernannte er ihn bereits im Jahre 1411 zum Statthalter der Mark Brandenburg, und im Jahre 1415 trat er sie ihm förmlich zu erblichem Besitze ab unter der Ernennung zum Markgrafen und Kurfürsten. Auf diese Weise wurde zunächst eines von den drei großen östlichen Gebieten aufgegeben, und wir werden später noch öfter Gelegenheit haben, die Bedeutung dieses Ereignisses für die Entwicklung unserer staatlichen Verhältnisse kennen zu lernen. Nicht lange darauf ging auch das Königreich Böhmen verloren. Es blieb noch Ungarn übrig. Aber dieses Königreich hinderte Sigmund vielmehr an der deutschen Reichsregierung, als daß es ihm hierbei einen Nachhalt gegeben hätte: gar zu häufig nahmen

ihn die ungarischen Angelegenheiten so sehr in Anspruch, daß er die deutschen Verhältnisse oft gerade in den wichtigsten Augenblicken zu vernachlässigen genöthigt wurde.

Unter solchen Umständen mußte Sigmund von vornherein davon absehen, die Verbesserung der deutschen Reichsverfassung, von deren Nothwendigkeit sich Niemand tiefer überzeugt hatte, als der König selbst, auf eine kraftvolle, entschiedene, folgerichtige Weise zu betreiben, und in der Art voranzugehen, daß er nöthigenfalls die Widerstände des Fürstenthums mit Waffengewalt niedergeschlagen hätte. Denn er befand sich eben nicht in der Lage, auf diese Weise auftreten zu können. Er versuchte es nun auf dem Wege des Friedens, mit der Unterhandlung und Verständigung. Aber hier hatte er bald Gelegenheit zu sehen, wie sehr das königliche Ansehen gesunken war. Seine Vorschläge stießen auf den entschiedensten Widerspruch von Seite der Fürsten. Und selbst bei den Städten fand er bei Weitem nicht die Bereitwilligkeit, wie er sie erwartet haben mochte. Zum Theil war es Engherzigkeit, zum Theil Mißtrauen in die Beständigkeit und die Macht des Königs. Denn leider gab Sigmund Beispiele genug seines Wankelmuthes, gerade auch hinsichtlich der Städte, die er oft an demselben Tage verpfändete, an welchem er ihre Unverpfändbarkeit ausgesprochen hatte. Es war wiederum die leidige Geldnoth des Königs, die ihn zu solchen Handlungen nöthigte, und die ihn von den Fürsten viel abhängiger machte, als sich mit seiner staatlichen Richtung vertrug. Man wußte, daß an dem Hofe des Königs Sigmund um Geld Alles zu haben war: dies konnte begreiflich kein großes Vertrauen auf die Folgerichtigkeit und Festigkeit seiner Handlungsweise einflößen. Die Mißerfolge seiner Verbesserungsvorschläge erklären sich demnach schon daraus: man wird aber nicht läugnen können, daß ihnen eine tiefe Einsicht in das Wesen der öffentlichen Zustände Deutschlands zu Grunde gelegen hat.

Den ersten Vorschlag zu einer Verbesserung der Reichsverfassung machte Sigmund den deutschen Fürsten und Städten auf dem Reichstage zu Konstanz, im Jahre 1417. Dieser Vorschlag hatte allerdings zunächst die Erzielung des Landfriedens zum Zwecke, im Wesentlichen aber war er in der That nichts Anderes, als eine Umgestaltung der Verfassung. Deutschland sollte nämlich, so weit

es nicht unter Herzogen und mächtigen Fürsten stände, in vier Kreise eingetheilt werden, nämlich 1) Rhein, Elsaß, Wetterau; 2) Schwaben; 3) Franken; 4) Thüringen, Meißen, Hessen. In diesen Kreisen sollten sich die Stände in drei Abtheilungen sondern: 1) in die Geistlichen; 2) in den Herrenstand; 3) in die Städte. Jeder Kreis hat ein Obergericht mit einem Hauptmann. Dieser wird vom Könige ernannt nebst drei Beisitzern; drei andere Beisitzer ernennen die Stände. Vor diesem Kreisgericht muß jeder ohne Ausnahme, der zum Kreise gehört, Rede stehen. Wer sich dessen weigert, hat mit dem ganzen Kreis den Frieden gebrochen, und muß zur Unterwerfung gezwungen werden. Ueber die vier Kreise setzt der König einen Obermann, der im Nothfall auch den einen oder den anderen Kreis zum Schutz eines dritten aufrufen kann. Jeder Friedensstörer und Geächteter in dem einen Kreis ist es zugleich auch in den anderen.

Man sieht: dieser Entwurf beabsichtigte die königliche Gewalt zunächst in den vier Kreisen wieder herzustellen und der Verselbständigung der einzelnen Theile Schranken zu setzen. Gelang der Plan, so war der König beinahe in der Hälfte von Deutschland wieder mächtiger Herr. Es blieben nur noch Baiern, Oesterreich, Böhmen, Brandenburg und die nordischen Gebiete übrig. Von diesen aber hatte der König auf das mächtigste, auf Böhmen, die Anwartschaft, und Oesterreichs Herzog war sein Schwiegersohn. Es war also die sichere Aussicht vorhanden, daß sich die königliche Macht zu neuem Ansehen emporschwinge.

Aber eben diese Aussicht entging den Fürsten nicht: sie widersetzten sich daher Sigmunds Entwurf und wiesen ihn zurück. Nun suchte der König auf anderem Wege zu seinem Ziele zu gelangen. Er machte den Städten den Vorschlag, sie sollten sich, wie vordem, in einen großen Bund zusammenthun: an die Spitze dieses Bundes wolle sich der König stellen. Offenbar beabsichtigte er hiemit, die demokratischen Kräfte der Nation zu vereinigen, durch Vereinigung stark zu machen, um sie sonach für seine Zwecke brauchen zu können. Die Städte sollten die Grundlage, den Mittelpunkt seiner Macht im deutschen Reiche bilden.

Dies war in der That nichts Anderes, als was die Städte im 14. Jahrhundert gewollt, was Wenzel angefangen, aber nicht

durchgeführt hatte. Die Zeiten hatten sich indessen merklich geändert. Die Städte dachten nicht mehr daran, einen solchen Vorschlag mit Begierde zu ergreifen. Die Einen sagten, sie wollten lieber bei dem Landfriedensentwurfe bleiben; die Anderen, sie seien bereits mit einigen Fürsten in Verbündniß, von dem sie erst durch jene losgesprochen werden müßten; die Dritten meinten, so lange die mächtigen Fürsten des Königs nicht achteten, hielten sie auf alle dergleichen Entwürfe nichts. Das Ergebniß des Ganzen war, daß auch die Städte auf des Königs Vorschläge nicht eingingen.

Aber Sigmund gab darum seine Verbesserungsplane nicht auf, ebensowenig seine städtefreundliche Richtung, die er trotz mannichfacher Folgewidrigkeiten, zu welchen ihn die Noth des Augenblicks gezwungen, während seiner ganzen Regierung beibehalten hat. Auch hat eben diese Gesinnung Sigmunds wesentlich dazu beigetragen, die Städte wieder mit Selbstbewußtsein zu erfüllen und sie vermocht, dem Fürstenthum gegenüber die frühere Stellung einzunehmen. Gerade darum aber waren ihm die Fürsten gram, die sich fast alle feindselig und widerspenstig gegen ihn betrugen und seine Plane zu durchkreuzen suchten. Nur wenige Fürsten gab es, die freundlicher gegen ihn gesinnt waren, da sie durch den König zu Würden und Ansehen gekommen: das waren der Burggraf Friedrich von Nürnberg, welcher durch Sigmund Kurfürst von Brandenburg geworden, und der Markgraf Friedrich der Siegreiche von Meißen, welcher durch ihn die sächsische Kur erhalten hatte. Aber selbst diese veränderten augenblicklich ihre Gesinnungen, so wie Sigmund etwas that, was mit ihrem Vortheil nicht übereinstimmte. So wurde Friedrich von Brandenburg mit dem Könige gespannt, weil er nicht seinem Hause die sächsische Kur übertragen, zu welcher sich natürlich noch mehrere Liebhaber fanden, wie der Herzog von Sachsen-Lauenburg und der Pfalzgraf am Rhein. Sigmund übergab sie an Friedrich von Meißen aus dem einfachen Grunde, weil er seine Dienste gegen die Hussiten nöthig hatte. Aber dieser Friedrich von Meißen selber gerieth mit dem Könige in Händel, als Sigmund mit der Besitznahme des Burggrafthums Meißen, das Friedrich nach dem Tode des bisherigen Besitzers unbefugter Weise an sich gerissen, sich nicht einverstanden erklärte. Bei solchen Gesinnungen der Fürsten ergibt sich der

Verfall der Reichsgewalt von selbst. Sie wurde von den Fürsten nirgends mehr geachtet. Ernannte der König einen Reichsstatthalter, der ihnen nicht behagte, wie z. B. den Erzbischof Konrad von Mainz im Jahre 1422, so weigerten sie sich, ihm zu gehorchen, so daß sich dieser gezwungen sah, seine Würde niederzulegen. Schrieb der König Reichstage aus, so kamen sie entweder gar nicht, oder an einen andern Ort, als welchen der König bestimmt hatte, und verlangten nun von ihm, daß er ihnen nachfolge. Kam es endlich zu Reichstagen, so führten sie entweder zu gar keinem oder zu einem sehr geringen Ergebniß. Namentlich die Hauptsache, nämlich die Herstellung des Landfriedens und die Verbesserung der Reichsverfassung wurde von ihnen immer wieder vertagt, angeblich weil die Gesandten der Fürsten — welche nämlich persönlich jetzt immer seltener zu erscheinen pflegten — keine Weisungen hätten, oder weil zu wenig Fürsten beisammen wären. Mit eben solcher Lässigkeit wurde die Hülfe gegen die Hussiten betrieben. Nach den ersten unglücklichen Feldzügen dauert es fast sechs Jahre, bis wieder ein neuer zu Stande kommt. Und zwischen dem dritten und vierten Feldzug liegen wiederum vier Jahre. Natürlich: die Fürsten brauchten Geld und Mannschaft für ihre beständigen Fehden unter sich selbst, und die Städte hatten ohnedies kein rechtes Herz für diese Hussitenkriege. Kam dann endlich ein Heer zusammen, so war an eine Einigkeit nicht zu denken: da wollte kein Fürst dem andern gehorchen. Es traf sich wohl auch, daß Fürsten, die sich eben auf das Heftigste befehdet hatten, jetzt gemeinschaftlich kämpfen sollten: da gönnte einer dem andern so viel Unglück wie möglich, dachte aber nicht an Hülfe und Unterstützung. Mitunter machten sie wohl die Forderung an den Oberfeldherrn, daß er ihnen jeglichen Schaden, den sie etwa in einer Schlacht erleiden würden, ersetzen sollte. Ging dieser, wie natürlich, nicht darauf ein, so zogen sie von dannen. Diese gränzenlose Zerfahrenheit und Zerrissenheit des deutschen Reichsheeres, was nur das treue Abbild des Reichskörpers war, dient auch dazu, die schmählichen Erfolge der Hussitenkriege zu erklären.

Sigmund war natürlich über alle diese Zustände höchst ärgerlich, und er verhehlte seinen Unmuth gegen die Fürsten so wenig, als sie ihre feindlichen Gesinnungen. Im Jahre 1429 kam es

beinahe zum Bruch zwischen ihm und den Fürsten. Er schrieb einen Reichstag nach Preßburg aus und bemerkte in dem Ausschreiben, hier endlich die Herstellung einer Landfriedensverfassung vornehmen zu wollen. Die Fürsten aber, die zwar in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl erschienen, doch meistens durch Gesandte vertreten waren, erklärten, daß sie wegen der Abwesenheit der andern sich in diese Frage nicht einlassen könnten, während die Abgeordneten der Städte mit den nöthigen Weisungen versehen waren. Sigmund ließ nun endlich seinem Unmuth vollen Lauf: er habe die deutsche Krone satt, schon längst hätte er sie ihnen vor die Füße geworfen, wenn ihn nicht der heilige Vater gebeten hätte, sie noch länger zu tragen. Aber es könnte noch dazu kommen, er habe Gottlob in Ungarn Brod genug. Den Abgeordneten der Städte gegenüber ließ er sich noch heftiger wider die Fürsten aus. Endlich verlangte er, die Fürsten sollten doch wenigstens seine Vorschläge berathen, sie könnten sie ja immerhin noch „hinter sich bringen": so daß man auf dem nächsten Reichstage zum Schlusse käme. Aber auch darauf ließen sich die Fürsten nicht ein.

Nicht lange vor diesen Ereignissen war jene hussitische Gesandtschaft bei Sigmund in Preßburg gewesen, von welcher wir oben gesprochen haben. Wie? wenn Sigmund jetzt auf ihr Anerbieten eingegangen, sich mit den Böhmen ausgesöhnt und durch ihre Waffen die deutschen Fürsten gedemüthigt hätte? So ganz außer dem Bereich der Möglichkeit lag ein solches Geschehniß nicht. Ja, die deutschen Fürsten fürchteten es sogar. Gleich vom Beginn der Hussitenkriege warfen sie Sigmunden vor, daß er heimlich es mit den Böhmen halte: er allein sei daran Schuld, daß die Ketzerei nicht schon längst unterdrückt sei: wenn es ihm Ernst gewesen, so hätte er längst über sie Herr werden können: aber er wolle nicht, er sei selber ein Hussit. Zu solcher Annahme konnten die Fürsten leicht kommen, wenn sie die Umgebung des Königs betrachteten. Da waren allerdings sehr viel kirchenfeindliche Männer: sein eigener Geschichtschreiber Eberhard Windeck, ein geborener Mainzer, war der größte Feind der Pfaffen; ebenso einer seiner Räthe, Landskron; und Sigmunds zweite Gemahlin, Barbara, eine geborene Gräfin von Cilly, bekannte sich nicht nur zu hussitischen Meinungen,

sondern war sogar ein entschiedener Freigeist.*) Von der Begünstigung der hussitischen Meinungen zu einem Bunde mit ihnen für staatliche Zwecke war aber nur ein kleiner Schritt. Und in der That war unter den Fürsten die Meinung verbreitet, die Böhmen wollten Sigmund mit einem großen Heere unterstützen, und bis an den Rhein herauskommen, um die Kurfürsten zu demüthigen.**) Bringt man nun damit in Verbindung, welch großen Einfluß die hussitischen Meinungen auf Deutschland geübt haben, die erneuerten Kämpfe zwischen dem Bürgerthum und der Geistlichkeit, zwischen Geschlechtern und Zünften, die theilweisen Bewegungen unter dem Landvolk und endlich das vorzugsweise durch Sigmund neuerdings wachgerufene staatliche Selbstgefühl der Städte und ihre feindlichere Haltung gegen die Fürsten, so sieht man, daß wieder ein Augenblick erschienen war, wo die Plane des großen Städtebundes von 1388 zur Durchführung gebracht werden konnten.

Aber Sigmund ging auf solche Gedanken nicht ein. Er war nichts weniger, als ein Anhänger hussitischer Meinungen. Er wünschte zwar sehnlichst die Verbesserung der Kirche, aber sich von ihr zu trennen oder gegen die Idee derselben aufzutreten, fiel ihm nicht ein. Vielmehr hoffte er durch die Kirche, nämlich durch die Verbesserung derselben auch die hussitische Ketzerei dämpfen oder vielmehr die Böhmen dadurch zufrieden stellen zu können, und darum betrieb er jetzt mit um so größerem Eifer eine neue Kirchenversammlung, von welcher er also nicht nur die Kirchenverbesserung

*) Sie hatte keine bestimmte Religion, läugnete Gott und die Unsterblichkeit: mit diesem Leben sei Alles zu Ende. Aeneas Sylvius historia Friderici apud Kollarii analecta monumentorum. II. 181. Naucleri chronicon. II. 457. Vgl. auch noch Aschbach Leben Sigmunds. IV. 398. Was Aeneas Sylvius ihr sonst noch Böses nachsagt, muß mit großer Vorsicht aufgenommen werden. Natürlich war er auf diese Frau, welche von der Kirche und ihrer Lehre so gar nichts hielt, selbst die Hussiten begünstigte, sehr übel zu sprechen. Schon der Umstand aber, daß die Hussiten, die doch sonst auf ehrbaren Wandel ein so großes Gewicht legten, wie später die Puritaner in England, sie noch im Tode ehrten, läßt zweifeln, ob der Vorwurf der großen Unsittlichkeit, den ihr Aeneas macht, ein begründeter gewesen. Weit billiger spricht derselbe Aeneas über sie in dem Werke de viris illustribus.

**) Andreas Presbyter ad ann. 1434. Vulgabatur, quod Bohemi se praepararent ad ducendum exercitum in subsidium Sigismundi imperatoris in partes Rheni, qui electores ibidem utique vellet humiliare

überhaupt, sondern auch die Aussöhnung mit den Hussiten erwartete. Aber außerdem, hoffte er, würde sie auch einen sittlichen Einfluß auf die deutschen Fürsten üben, die, wenn die Kirche sich verbessere, mit der von ihm so sehnlich gewünschten Verbesserung der Reichsverfassung nicht länger zögern dürften.

Eine neue Kirchenversammlung war schon seit längerer Zeit wieder zum dringenden Bedürfniß geworden. Denn die Mißbräuche der päpstlichen Gewalt hatten sich nachgerade alle wieder eingestellt. Die kirchenfeindliche Richtung wuchs von Tag zu Tag: die Erfolge der Hussiten, welche die öffentliche Meinung als eine gerechte Strafe für die Entsittlichung der Geistlichkeit und für das Verderbniß der Kirche anzusehen gewohnt war, forderten um so mehr auf, endlich mit Ernst an die Verbesserung derselben zu gehen. Der Papst Martin V. gab endlich der allgemeinen Stimme Gehör und schrieb für das Jahr 1431 eine neue Kirchenversammlung nach Basel aus. Aber noch vor der Eröffnung derselben starb er, und an seine Stelle wurde Eugenius IV. gewählt. Dieser bestätigte die Berufung der Kirchenversammlung, und so wurde sie bereits am 23. Juli 1431 in Basel eröffnet.

Von dieser Kirchenversammlung zu Basel hoffte also Sigmund die Lösung von drei Fragen, welche für Deutschland wie für ihn gleich wichtig waren, nämlich die Aussöhnung mit den Hussiten, die Verbesserung der Kirche und die der Reichsverfassung.

Was das Erste anbetrifft, so setzte sich die Kirchenversammlung auf Sigmunds Betrieb sofort mit den Böhmen in Verbindung und lud diese Ketzer in sanften und liebreichen Worten, die auf eine merkwürdige Weise von dem Verfahren der konstanzer Kirchenversammlung abstachen, ein, Abgeordnete nach Basel zu schicken, um sich mit den versammelten Vätern über eine Aussöhnung mit der Kirche zu verständigen. Die Hussiten wollten Anfangs auf diese Vorschläge nicht eingehen: sie erklärten offen, das Verfahren gegen Johann Huß mache sie mißtrauisch: ebenso wie die konstanzer könnte ja die baseler Versammlung ihr Wort brechen; und erst nachdem ihnen hinreichende Bürgschaft gegeben war, entschlossen sie sich dazu, eine Abordnung von etwa 300 Personen, an deren Spitze Prokop der Große und der Priester Rokyczana standen, nach Basel zu schicken. Hier kamen sie zu Anfang des Jahres 1433 an. Nun

stritten sich die Hussiten mehrere Wochen lang mit den heiligen Vätern über ihre Glaubenslehren herum. Aber eine Verständigung konnte nicht erzielt werden, wie vorauszusehen war. Unverrichteter Dinge kehrten daher die Hussiten wieder nach Böhmen zurück. Die Kirchenversammlung gab jedoch die Hoffnung einer Aussöhnung nicht auf. Noch vor der Abreise der hussitischen Gesandtschaft ließen sie sich von ihr die Erlaubniß geben, durch eigene Abgesandte die Unterhandlungen in Böhmen selbst fortsetzen zu dürfen. In der That wurden noch im Jahre 1433 von der baseler Versammlung Abgeordnete dahin gesendet. Diesen gelang es, den Zwiespalt zwischen den Kelchnern und den Taboriten zu benutzen, um jene für eine Aussöhnung geneigter zu machen. Nach mehrfachen Unterhandlungen kamen endlich die Kelchner und die baseler Kirchenversammlung am 30. November 1833 über folgende Punkte überein, welche unter dem Namen der prager Kompaktaten bekannt sind. 1) Das Abendmahl wird in Böhmen und Mähren Jedem, der es verlangt, unter beiden Gestalten gereicht, jedoch haben die Priester dabei den Unterricht zu ertheilen, daß es ebenso gut und vollständig unter einer Gestalt empfangen werde. 2) Oeffentliche Verbrechen und Laster der Geistlichen sollen nach dem göttlichen Gesetze und den Ordnungen der Kirchenväter so viel als möglich entfernt und bestraft werden und zwar von den gewöhnlichen Obrigkeiten, jedoch mit Zuziehung von Geistlichen bei der gerichtlichen Entscheidung. 3) Das Wort Gottes soll frei und ungehindert gepredigt werden von den dazu nach den hierarchischen Einrichtungen verordneten Geistlichen. 4) Die Geistlichen sollen keine weltliche Herrschaft führen, sondern die Güter der Kirche nur treu verwalten; die weltlichen Personen dürfen aber derselben sich nicht anmaßen, noch sie gebrauchen, ohne einen Kirchenraub zu begehen.

Es sind also die bekannten vier Sätze der Kelchner, nur etwas verändert im Sinne der Kirche, damit diese doch wenigstens den Schein gerettet, als ob sie nicht Alles und Jedes nachgegeben hätte. Im Wesentlichen aber waren diese Kompaktaten ein ungeheueres Zugeständniß der Kirche, und der Sieg, den der Hussitismus durch sie erfochten, war gewiß nicht geringer, als die vielen Siege, welche seine Waffen davon getragen. Die Kirche gestand den Böhmen dieselben Sätze zu, wegen derer sie so viele Kreuzzüge gegen die

Ketzer angeordnet, und nahm diejenigen, welche sie bekannten, wieder in ihren Schoß auf.

Aber die Taboriten waren mit dieser Aussöhnung nichts weniger als einverstanden. Sie erklärten die Kompaktaten als einen Verrath an dem Hussitismus und begannen sofort den Krieg gegen die Kelchner. Diesmal aber waren sie unglücklich. In einem Treffen nicht weit von Böhmisch-Brod, am 31. Mai 1434, wurden sie von den Kelchnern entscheidend geschlagen, und ihre Anführer selbst, unter ihnen Prokopius der Große, wurden dabei getödtet. Seitdem verloren die Taboriten ihre staatliche Bedeutsamkeit, während die gemäßigte Partei mehr und mehr das Uebergewicht gewann, und dadurch die Rückkehr zur Kirche.

Allein hiermit war die Frage wegen des böhmischen Throns noch nicht erledigt. Selbst die Kelchner scheuten sich, so ohne Weiteres Sigmund als ihren König anzuerkennen, ehe ihnen sichere Bürgschaften sowohl über ihre Religion, wie über ihre staatlichen Freiheiten gegeben wurden. Die Unterhandlungen mit Sigmund zogen sich deßhalb noch zwei Jahre hin, bis sie endlich zum Abschluß gediehen waren. Der Kaiser aber gestand den Böhmen verhältnißmäßig noch viel mehr zu, als die baseler Versammlung. Im Wesentlichen nämlich verbürgte er eine vollkommene Anerkennung des Hussitismus und der durch ihn vorgenommenen kirchlichen Veränderungen. Der Erzbischof von Prag selbst wurde von den Hussiten gewählt, und einer ihrer Hauptführer, Rokyczana, erhielt diese wichtige Stelle. Nachdem sich nun die Böhmen nach allen Seiten hin sicher gestellt zu haben glaubten, erkannten sie Sigmund wieder als ihren König an: im August 1436 hielt er seinen Einzug in Prag.

Demnach war einer seiner Wünsche erfüllt.

Unterdessen aber waren mit der Kirchenversammlung in Basel merkwürdige Dinge vorgegangen.

Diese Versammlung war von einem ganz anderen Geiste beseelt, als die konstanzer. Sie war entschlossen, die so lebhaft und allgemein verlangte Verbesserung der Kirche wirklich durchzuführen und namentlich den Uebergriffen der päpstlichen Gewalt ein Ziel zu setzen. Offenbar war ihre Absicht, das Papstthum aus der Willkürherrschaft zu einer beschränkten Monarchie umzugestalten und

das Verhältniß zwischen Papst und Kirche in der Art festzustellen, daß der Papst nur als der oberste verantwortliche Diener der Kirche erscheine, während die oberste Gewalt der allgemeinen Kirchenversammlung zustehe. Unter den Männern, welche diese Idee verfochten und überhaupt einen großen Einfluß auf die Versammlung übten, nimmt ein Deutscher, Nikolaus von Cusa, Dekan an der Kirche in Koblenz, einen der ersten Plätze ein. Seine Schrift „von der katholischen Einheit", in welcher er diese Gedanken mit einer für jene Zeiten seltenen Gelehrsamkeit und mit dem entschiedensten Freimuth ausführte, ist für die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse von einer nachhaltigen Wirkung gewesen. Wie ernst die Versammlung ihre Aufgabe faßte, sah man auch sofort an ihren ersten Beschlüssen, in welchen sie die Erhabenheit der allgemeinen Kirchenversammlung über jede päpstliche Gewalt erklärte. Später ging sie an die Kirchenverbesserung. Sie hob die päpstlichen Vorbehalt auf, d. h. den Unfug, der vom Papste mit den leer gewordenen Kirchenstellen getrieben wurde, und tilgte die Summen, welche für die päpstliche Bestätignng bisher gezahlt worden waren. Sie ordnete regelmäßige Diöcesan- und Provinzialsynoden an, erließ Beschlüsse gegen den Konkubinat der Geistlichen, gegen vorschnelle Verhängung des Kirchenverbots, gegen leichtsinnige Berufungen nach Rom, gegen gottesdienstliche Mißbräuche, verbot die Annaten und setzte die Regierungspflichten des Papstes fest.

Aber es fehlte viel, daß dies Alles ohne einen Widerspruch des Papstes geschehen wäre. Noch bevor die Kirchenversammlung ihre eigentliche Wirksamkeit entfaltet hatte, hegte Eugenius IV. das größte Mißtrauen gegen ihre Haltung: namentlich sprach er sich mißbilligend über ihr freundliches Verfahren gegen die Hussiten aus, die ja schon von der Kirche als Ketzer verdammt seien und mit denen man daher nicht mehr unterhandeln dürfe. Mit Recht fürchtete er überdem, daß der Aufenthalt der Kirchenversammlung in einer deutschen Stadt nicht ohne gefährlichen Einfluß auf die weitere Entwickelung derselben sein werde. Er erließ daher schon gegen Ende des Jahres 1431 eine Bulle, in welcher er die Kirchenversammlung in Basel aufhob und sie nach Bologna verlegte. Aber die versammelten Väter dachten nicht daran, dieser Bulle Folge zu leisten; vielmehr verlangten sie die Zurücknahme derselben und luden

den Papst und die Kardinäle vor sich nach Basel, mit der Drohung, daß man, wenn sie innerhalb dreier Monate nicht erscheinen würden, gegen sie nach den Rechten verfahren werde. Als der Papst zur bestimmten Zeit die Bulle noch nicht zurückgenommen hatte, wurde er des Ungehorsams angeklagt, und nur mit Mühe erlangten die päpstlichen Gesandten, daß das Verfahren gegen ihn noch aufgeschoben wurde.

Diese kräftige Haltung der Versammlung ist zum Theil auf die Rechnung Sigmunds zu setzen, welcher sie in seinen besonderen Schutz nahm, und sie aufmunterte, auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren und muthig ihr Ziel zu verfolgen. Alle Versuche des Papstes, den König auf seine Seite zu ziehen, scheiterten. Und Eugen IV. hatte noch dazu ein Mittel in den Händen, durch welches er Sigmund zur Nachgiebigkeit bestimmen zu können hoffte. Der König wollte sich nämlich in Rom die Kaiserkrone holen. Nur von einer sehr geringen Kriegsmacht begleitet, da er in Italien Alles befreundet wähnte, war er bereits im Jahre 1431 in Italien erschienen, und setzte sich am 25. November in Mailand die eiserne Krone auf. Der Papst indessen, der entschlossen war, die Kaiserkrönung von Sigmunds Willfährigkeit abhängig zu machen, legte ihm nunmehr die größten Hindernisse in den Weg: er wiegelte die einzelnen Staaten gegen ihn auf, von allen Seiten erhoben sich Feindseligkeiten wider den König, und so sah sich dieser, der von Deutschland keine Hülfe bekam, genöthigt, ein ganzes volles Jahr in dem befreundeten Siena liegen zu bleiben. Der Papst täuschte sich indessen in seinen Erwartungen: Sigmund wies alle Anträge des Papstes bezüglich der baseler Kirchenversammlung zurück. Schon war der Zwiespalt zwischen Sigmund und Eugen so weit gediehen, daß dieser daran war, den Bann über den König auszusprechen. Aber die baseler Versammlung, dieses voraussehend, erklärte zum Voraus einen gegen den römischen König ausgesprochenen Bann für null und nichtig. Eugen, welcher nun wohl einsah, daß ihm auch dieses letzte verzweifelte Mittel nichts helfen würde, noch dazu unterrichtet von der allseitigen Zustimmung, deren sich die Versammlung zu erfreuen hatte, entschloß sich endlich zur Nachgiebigkeit. Er nahm am 14. Februar 1433 die Auflösungsbulle zurück und erklärte sich mit

der Abhaltung der allgemeinen Kirchenversammlung in Basel einverstanden. Nun erfolgte auch die Aussöhnung mit Sigmund, welcher am 21. Mai von Eugen IV. in Rom zum Kaiser gekrönt wurde.

An ein freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Papst und der Kirchenversammlung war aber nach den bisherigen Vorgängen nicht zu denken. Der Papst, welcher nur gezwungen nachgegeben hatte, suchte mit jedem Schritte das Verlorene wieder einzubringen, während die Kirchenversammlung, mit Recht mißtrauisch auf die Gesinnungen Eugens, und muthig geworden durch ihre Erfolge, immer weiter vorschritt. Der Zwiespalt zwischen Papst und Versammlung wurde durch jeden neuen Beschluß der letzteren, durch jede Weigerung Eugens genährt, und es wäre schon viel früher zu einem völligen Bruche zwischen beiden gekommen, wenn nicht Sigmund sich alle Mühe gegeben hätte, einen solchen zu verhindern.

Auf diese Weise war aber für die Durchführung der Kirchenverbesserung wieder eine sehr bedenkliche Gefahr erwachsen. Nur dadurch schien diese abgewendet werden zu können, wenn die gesammte Christenheit sich einmüthig auf die Seite der Versammlung stellte und den Papst zur Nachgiebigkeit zwang. Aber schon Sigmund gab durch sein Verhalten seit der Kaiserkrönung zu erkennen, daß ein Solches wohl nicht erwartet werden durfte. Augenscheinlich nahm er sich nun des Papstes, dem er seinen Schutz versprochen, gegen die Versammlung mehr an, als es vordem der Fall gewesen. Und nicht ohne Einfluß auf diese veränderte Haltung des Kaisers waren so manche Uebergriffe der Versammlung in die Angelegenheiten des deutschen Reiches, die sie eigentlich nichts angingen.

Noch viel weniger aber, als mit der Kirchenverbesserung, wollte es mit der Einführung einer neuen Reichsverfassung glücken. Die Nothwendigkeit einer solchen war jedem Denkenden klar geworden. Eben jener Nikolaus von Cusa, welcher auf der baseler Versammlung eine so wichtige Rolle gespielt, wandte auch dieser Frage seine Aufmerksamkeit zu. Er behandelte sie in dem oben erwähnten Buch über die katholische Einheit auf eine sehr einsichtsvolle Weise, und man sieht daraus, wie die öffentliche Meinung darüber dachte. Es ist merkwürdig, wie Nikolaus von Cusa dem allgemeinen Drange

des 14. Jahrhunderts nach Erneuerung der altgermanischen Zustände, nach Wiederherstellung der Einheit des Reichs Worte geliehen, während er mit den Mitteln, die er vorschlägt, um dieses Ziel zu erreichen, vollkommen schon in der neueren Zeit steht. Es ist bedeutsam, wie er die Fürsten, deren Selbstsucht und Vergrößerungsgier er vorzugsweise den gegenwärtigen Verfall des Reichs zuschreibt, warnt, nicht länger auf diesem Wege zu beharren und der Reichsverbesserung sich zu widersetzen: denn wie sie jetzt das Reich verzehren, so würden sie selbst einmal vom Volke verschlungen werden. Diese von Cusa vorgeschlagene Reichsverbesserung war freilich gründlich genug und würde von der eigentlichen Fürstengewalt blutwenig übrig gelassen haben. Denn das Ziel, welches er im Auge hatte, war kein geringeres, als die vollkommene Wiederherstellung der früheren kaiserlichen Macht und der Reichseinheit. Durch drei Einrichtungen besonders, glaubte er, könne dieses erreicht werden: durch jährliche Reichsversammlungen, durch eine bessere Einrichtung des Gerichtswesens und endlich durch ein stehendes Reichsheer. Mit andern Worten: durch Zusammenwirken der gesetzgebenden, der richterlichen und der vollziehenden Gewalt. Die Reichsversammlungen sollten regelmäßig jedes Jahr um eine bestimmte Zeit stattfinden: den Vorsitz führe der Kaiser: alle größeren weltlichen und geistlichen Stände hätten daselbst zu erscheinen, und jede Reichsstadt sollte wenigstens durch Einen Abgeordneten vertreten sein. Die Versammelten müßten einen Eid leisten, daß sie nur von Rücksicht auf das allgemeine Wohl sich bei ihren Berathungen leiten lassen wollten. Diese Reichsversammlungen haben über die öffentlichen Angelegenheiten zu entscheiden, namentlich aber sollte ihre Aufgabe sein, die Gesetze und Gewohnheiten der einzelnen Länder des deutschen Reiches zu prüfen und sie so weit wie möglich gleichförmig zu machen: mit anderen Worten ein allgemeines deutsches Gesetzbuch vorzubereiten. Bei dieser Durchsicht der bestehenden Gesetze müßten nun alle Mißbräuche, alle Ungehörigkeiten, namentlich alle Weitläufigkeiten des Gerichtsganges, alle Plackereien mit Förmlichkeiten beseitigt werden. Man sieht: Cusa hatte den Plan, dem deutschen Recht die Möglichkeit einer lebendigen Fortbildung und innerlichen Erneuerung zu verschaffen, dadurch, daß es Veraltetes und Unverständliches von sich ausstieß und aus

dem Zerfahren in beschränkte Besonderheiten sich zu einem allgemeineren, volleren und bildungsfähigeren Inhalte emporschwang. Wir werden später, in der Einleitung zum nächsten Bande, wenn wir von der Einführung des römischen Rechts sprechen, auf diesen Gegenstand ausführlicher zurückkommen. Es liegt aber auf der Hand, von welch außerordentlicher Wirkung die Durchführung dieses Vorschlages gewesen wäre. Eine noch unmittelbarere Wirkung hätte jedoch Cusas Vorschlag bezüglich der Einrichtung der Gerichte hervorgebracht. Hier war der eigentliche Kern der Reichsverbesserung zu suchen. Cusas Ansichten waren folgende: es sollte das ganze Reich in etwa zwölf oder mehr Kreise getheilt werden. Jedem Kreise steht ein Gerichtshof vor. Dieser Gerichtshof besteht aus drei Richtern, nämlich aus einem adeligen, einem geistlichen, einem bürgerlichen. Diese Richter haben über alle Processe, die in ihrem Kreise vorkommen, zu erkennen. Von ihnen aus kann keine Berufung eingelegt werden: jede Berufung von einem niederen Gerichte an sie soll hier ihren letzten Ausspruch erhalten. Die Richter erhalten eine Besoldung aus der Staatskasse. In diese fließen denn auch alle Strafen, die sie verhängen. Alle Befehdung ist untersagt. Wer gegen den Andern etwas zu klagen hat, soll es vor den Gerichtshof bringen. Wer demohngeachtet einen Andern befehdet, wird als Dieb und Straßenräuber bestraft. Zur Haltung dieses Gesetzes müssen sich Alle durch Unterschrift verbindlich machen. Jeder Fürst, der dagegen handelt, verliert seine sämmtlichen Güter, die der Kaiser für die Reichskasse einzieht; jeder andere gewöhnliche Laie all sein Eigenthum. Sämmtliche Richter versammeln sich jedes Jahr mit dem Kaiser und den Kurfürsten um Pfingsten in Frankfurt, um über besondere Fälle, die in den Gerichtshöfen vorgekommen, sich zu berathen. Diese Vorschläge Cusas erinnern zum Theil an diejenigen, welche Sigmund im Jahre 1417 zu Konstanz gemacht hatte: sie gehen aber weit über sie hinaus, indem sie die Gerichtshöfe auf das ganze Reich ausdehnen, während Sigmund sie nur auf vier Kreise beschränkt wissen wollte, indem sie dieselben ferner als unabhängige kaiserliche Reichsgerichte mit einer solchen Machtfülle ausrüsten, daß die Selbständigkeit der Fürstenthümer in ihnen ihr Grab gefunden hätte, und indem sie endlich durch die großen Strafen, die sie auf die Brechung des Landfriedens setzen, dem

Kaiser die Möglichkeit verschafften, nach und nach das verlorene Reichsgut wieder zusammenzubringen. Natürlich aber waren alle diese Gesetze nicht auszuführen ohne eine entsprechende Macht. Und diese sollte dem Kaiser Cusas Vorschlag bezüglich des Heeres verschaffen. Er verlangte also die Errichtung eines stehenden kaiserlichen Heeres: dieses sollte Ruhe und Friede im gesammten Reiche, auch in den Gebieten der Landesfürsten aufrecht erhalten. Das dazu nöthige Geld sollte durch jährliche mäßige Steuern, entsprechend den Gebieten, aufgebracht werden. Man sieht: durch diese Einrichtung wäre der Kaiser mehr, wie je, der eigentliche Herr von Deutschland geworden. Im Einklang mit diesen Vorschlägen ist nun die Stellung, welche Cusa den geistlichen Fürsten anweist. Er erinnert daran, daß sie ihre weltlichen Güter eigentlich nur den Kaisern zu danken, daß diese sie ihnen ertheilt hätten mit Rücksicht auf das allgemeine Wohl, des Reichs und der Kirche: nachgerade aber sei eine vollkommene Umkehr der Verhältnisse eingetreten: das Weltliche habe das Geistliche verdrängt. Das müsse anders werden. Die Bischöfe sollten sich fortan nur um ihren geistlichen Wirkungskreis kümmern, und die Sorge für das Weltliche den Kaisern überlassen. Mit andern Worten: auch die geistlichen Fürstenthümer sollten wieder die Stellung einnehmen, die sie früher gehabt, sie sollten zur Unterstützung und Hebung der kaiserlichen Macht verwendet werden.

Man begreift, daß diese cusanischen Vorschläge nur dann auf Verwirklichung rechnen konnten, wenn dem Kaiser eine Macht zur Seite gestanden hätte, um sie nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Aber Sigmunds Hausmacht reichte dazu nicht hin, und sie auf dem Wege der Umwälzung einführen, was nach dem Obigen nicht so unmöglich gewesen wäre, wollte er nicht. Er begnügte sich also wieder mit dem parlamentarischen Wege. Er machte den Reichstagen seine Vorschläge. Natürlich waren diese viel gemäßigter, als die cusanischen. Aber selbst auf sie wollten die Fürsten nicht eingehen. Nach dem Reichstage von Preßburg, auf welchem der Versuch, die Landfriedensverfassung zu Stande zu bringen, mißglückt war, schrieb der Kaiser für das Jahr 1430 einen neuen Reichstag nach Nürnberg aus. Dorthin kamen die Reichsstände sehr spärlich, und als Sigmund nicht gleich erschien, gingen sie

wieder auseinander. Wie er nun endlich ankam, fand er keine Reichsstände vor: er schrieb darauf einen neuen Reichstag aus. Erst am Anfang des Jahres 1431 kam er zu Stande. Hier wurde aber an eine Reichsverbesserung nicht gedacht, da man sich vorzugsweise mit dem neuen Hussitenzuge beschäftigte: man verständigte sich nur über einen Landfrieden, der so lange währen sollte, als der Hussitenzug dauerte. Nach des Kaisers Zurückkunft aus Italien wollte er ernstlich an die Reichsverbesserung gehen, die zu gleicher Zeit mit der Kirchenverbesserung ins Werk gesetzt werden sollte. Aber die Fürsten erschienen nicht zu den deßhalb angesetzten Reichstagen. Endlich auf dem zu Regensburg im Jahre 1434 kam man wenigstens so weit, daß man sich über gewisse Punkte vereinigte, die auf dem nächsten besprochen werden sollten. Unter diesen nahm die Eintheilung des Reichs in Kreise zum Behufe der Errichtung eines allgemeinen Landfriedens die erste Stelle ein. Diese Versammlung wurde im December 1434 zu Frankfurt wirklich abgehalten. Aber Sigmund erschien nicht selbst, sondern ließ durch seinen Rath Kaspar Schlick seine Ansichten über die Reichsverbesserungen vorschlagen. Man einigte sich über sechzehn Punkte, die auf dem nächsten Reichstag im Jahre 1435 besprochen und zum Abschluß gebracht werden sollten. Aber dieser Reichstag kam nicht zu Stande, da Sigmund durch anderweitige Angelegenheiten abgehalten worden war, in das Reich herauszukommen. Endlich im Jahre 1437 brachte Sigmund wieder einen Reichstag in Eger zusammen; aber auch auf diesem konnte die Herstellung des Landfriedens nicht bewirkt werden, da die geistlichen Fürsten ausgeblieben waren.

Es war der letzte Versuch Sigmunds, die Reichsverfassung zu erneuen. Noch in demselben Jahre, am 9. December, ist er gestorben, 69 Jahre alt. Ihm folgte im Reiche sein Schwiegersohn Albrecht, Herzog von Oesterreich, der im März 1438 einmüthig von den Kurfürsten zum römischen Könige gewählt wurde.

---

7. Albrecht II. und die ersten Zeiten Friedrichs III. (IV.) Gänzliches Scheitern der Reichsverfassungsentwürfe und der Kirchenverbesserung.

Sigmund hinterließ seinem Nachfolger die Lösung zweier gleichwichtiger Fragen, die Verbesserung des Reichs und die der Kirche, welche Sigmund zwar angebahnt, aber nicht zum Ziele hatte führen können. Es war die Frage, ob Albrecht II. glücklicher darin sein würde. Man hegte von ihm große Hoffnungen. Und allerdings hatte sich Albrecht bisher als ein thätiger, umsichtiger und kräftiger Fürst bewiesen. Außerdem war ihm durch Sigmund eine beträchtliche Hausmacht hinterlassen worden: nämlich Ungarn und Böhmen, welche in Verbindung mit seinen österreichischen Besitzungen ein großes wohlabgerundetes Gebiet ausmachten, dem kein deutsches Fürstenthum auch nur annäherud gleichkam. Allein Albrecht befand sich leider nicht in dem unbestrittenen Besitze dieses Gebiets. Die Ungarn zwar wählten ihn gleich nach Sigmunds Tode zu ihrem Könige, aber in Böhmen konnte er sich nur der Zustimmung des katholischen Theils der Einwohnerschaft erfreuen. Die Hussiten dagegen waren ihm entschieden abgeneigt wegen seiner streng kirchlichen Gesinnung, die sich schon während der Hussitenkriege deutlich genug ausgesprochen hatte: sie fürchteten, er möchte die Rückwirkung gegen ihre Lehre, welche Sigmund trotz seiner Versprechungen bereits angebahnt hatte, in größerem Maßstabe fortsetzen. Sie wählten daher am 6. Mai 1438 den polnischen Prinzen Kasimir zum Könige, während die katholische Partei an demselben Tage Albrechten ihre Stimme gab. Albrecht mußte sich also die böhmische Krone erst erobern. Diese Verhältnisse hielten ihn begreiflich ab, seine volle Thätigkeit den Reichsgeschäften zu widmen, und die Berücksichtigung dieses Umstandes mag der vorzüglichste Beweggrund von seiner Erwählung gewesen sein.

Indessen Albrecht vergaß trotz alledem das deutsche Reich keineswegs. Obschon er selbst nicht gegenwärtig sein konnte auf dem zu Nürnberg im Juli 1438 abgehalten Reichstage, so schickte er

doch seinen gewandten Kanzler Kaspar Schlick, der ihm von seinem Schwiegervater nebst allen seinen Ideen überkommen war, dahin ab, und das hauptsächlichste Geschäft, womit er betraut worden, war, eine Landfriedensverfassung zu betreiben. Der Entwurf, den der Kanzler vorlegte, lehnte sich an den Gedanken Sigmunds, an die Eintheilung des Reichs in vier Kreise an. Fürsten und Städte konnten sich jedoch über denselben nicht vereinigen. Jeder dieser Stände übergab vielmehr dem Kanzler einen besonderen Entwurf zur Beachtung und auf dem nächsten Reichstage erst sollte die Sache zum Abschluß kommen. Dieser wurde im Oktober 1438 wirklich und zwar wieder in Nürnberg abgehalten. Schlick legte hier den Ständen einen neuen Entwurf vor. Darnach sollte das ganze Reich in sechs Kreise eingetheilt werden, nämlich 1) Franken; 2) Baiern; 3) Schwaben; 4) Oberrhein; 5) Niederrhein und Westphalen; 6) Ober- und Niedersachsen. Die Stände dieser Kreise sollten einen Kreishauptmann wählen, und könnten sie sich nicht über einen solchen vereinigen, so sollte ihn der Kaiser setzen. Jedem Kreishauptmann sind zehn Beisitzer beigeordnet, von Adel, Geistlichkeit und Städten gewählt, welche über die vorliegenden Streitigkeiten zu entscheiden haben. Bei der näheren Ausführung dieser Punkte lehnte sich aber der königliche Entwurf mehr an den Rathschlag der Städte an, welche bedacht waren, ihre Freiheiten sicher zu stellen; während der Rathschlag der Fürsten ebenfalls dahin ging, so viel wie nichts von ihren Rechten aufzugeben. Das Ergebniß war, daß man sich nicht vereinigte. Fürsten wie Städte erklärten, den Entwurf „hinter sich bringen" zu müssen. Die königlichen Räthe waren zwar sehr ärgerlich und drohten, der König werde nun nach eigenem Ermessen einen Landfrieden verkünden und dann schon sehen, wer ihm gehorsam sein werde, oder nicht. Allein Albrecht wurde bald darauf in einen Türkenkrieg verwickelt und starb schon am 27. Oktober 1439.

Somit unterblieb auch unter ihm die Verbesserung der Reichsverfassung. Ja, die letzten Versuche unter ihm und Sigmund waren sogar die Veranlassung zu viel heftigeren Feindseligkeiten zwischen Fürsten und Städten. Jenen war die Begünstigung der Städte von Seite Sigmunds und Albrechts nicht entgangen, ja sie warfen Kaspar Schlick sogar vor, er habe sich von den Städten bestechen

lassen, und verhehlten ihre Gesinnungen so wenig, daß sie auf dem letzten Reichstage erklärten, die Städte hätten zu viel Freiheiten, man müsse sie ihnen nehmen. Hierüber erschracken letztere, die ohnedies unter Sigmund wieder von grösserem Selbstgefühl erfüllt worden waren, so sehr, daß sie nunmehr ihre früheren Verbindungen erneuerten und weiter auszudehnen strebten. Unmittelbar nach Albrechts Tode machte sogar Straßburg den übrigen Reichsstädten den Vorschlag zu einem allgemeinen großen Bunde. Es wurden deßhalb auch mehrere Städtetage abgehalten: man kam aber nicht zum Ziele. Man begnügte sich also mit der Wiederherstellung der alten Bündnisse in den einzelnen Ländern. So erneuerten die vier großen rheinischen Städte, Straßburg, Mainz, Worms, Speier noch im Jahre 1439 ihren Bund: die schwäbischen Städte schlossen sich ebenfalls wieder enger an einander an, nicht minder die fränkischen. Die zahllosen Plackereien des Adels, die in der letzten Zeit bei dem gänzlichen Mangel einer kräftigen Reichsgewalt in einer ungeheuern Ausdehnung zugenommen hatten, bestimmten nun die Städte, von ihren Verbindungen einen ausgedehnteren Gebrauch zu machen und in ähnlicher Weise gegen die adeligen Räuber voranzugehen, wie zur Zeit des großen Städtebundes. Dies erregte aber sofort das Mißtrauen der Fürsten: auch sie verbündeten sich nunmehr und traten den Städten bei jeder Gelegenheit mit unverhohlener Feindseligkeit entgegen. Ja, sie ergriffen sichtlich jeden Anlaß mit Eifer, um sich an den Städten zu reiben und ihnen ihr Uebergewicht fühlen zu lassen.

Während nun die Reichsverbesserungsplane diesen unglücklichen Ausgang nahmen, war es auf dem Gebiete der Kirche nicht minder zur entschiedensten Entzweiung gekommen. Bald nach Sigmunds Tode vollzog sich der so lange angedeutete Bruch zwischen Papst und Kirchenversammlung. Der Papst griff wieder zu seinem alten Mittel: er hob die Kirchenversammlung in Basel auf und verlegte sie nach Ferrara, wo er im Jahre 1438 wirklich eine Versammlung eröffnete, die freilich sehr spärlich besucht war. Die Baseler aber enthoben den Papst seiner Würde. Nun that Eugen die baseler Väter in den Bann, diese dagegen setzten ihn am 25. Juni 1439 förmlich ab, und wählten den vormaligen Herzog Amadeus

von Savoyen, unter dem Namen Felix V., zum Papste. Es gab also wieder zwei Päpste und zwei Kirchenversammlungen.

Dadurch wurde die Verwirrung in der Kirche wieder ebenso allgemein, wie am Anfange des Jahrhunderts. Welcher Partei sollte man anhängen? Diese Frage war nicht leicht zu entscheiden: denn die baseler Kirchenversammlung, welche anfangs fast Alles für sich gehabt, hatte sich im Verlaufe des Streites Manches zu Schulden kommen lassen. Sie vergaß über ihrer Widersetzung gegen Eugenius nachgerade das, was ihr die öffentliche Meinung gewonnen, die Verbesserung der Kirche; ja sie beging selbst mehrere Mißbräuche zu Gunsten ihrer Mitglieder: namentlich warf man vielen von ihnen nicht mit Unrecht ein Jagen nach Pfründen und nach Gelderwerb vor. Endlich war die Vornahme einer neuen Papstwahl ein entschiedener Mißgriff, um so mehr, als Amadeus kein Mann von streng-sittlichem Wandel war, vielmehr geizig und dabei genußsüchtig. So kam es, daß manche sonst eifrige Anhänger der Kirchenversammlung sich von ihr abwendeten, und entweder eine parteilose Stellung einnahmen, oder gar zu Eugen IV. übertraten. Zu letzteren gehörte auch Nikolaus von Cusa, der vielleicht anfangs aus Ueberdruß an dem heftigen und tobenden Gebahren des Widerspruchsgeistes, der sich in Basel breit genug machte, der Versammlung entfremdet ward, später aber den Einflüssen der römischen Kurie in einer Weise sich hingab, daß sie ihn sogar als einen ihrer ersten und gewichtigsten Vertheidiger gebrauchte.

Unter solchen Umständen glaubte die deutsche Nation das Rechte zu treffen, wenn sie vorderhand zwischen den streitenden Parteien eine parteilose Stellung einnehme. Noch vor der Wahl Albrechts II. faßten die Kurfürsten einen darauf bezüglichen Beschluß. Während der kurzen Regierung Albrechts kam man nicht weiter. Am 28. März 1439 wurde die Parteilosigkeit des deutschen Reiches noch einmal erneuert, zugleich aber sechs und zwanzig Beschlüsse der baseler Versammlung, die sich auf die Kirchenverbesserung bezogen, angenommen. Man wollte mindestens das Wenige, was in dieser Beziehung von der Versammlung geschehen war, in Sicherheit bringen.

Dabei konnte es natürlich auf die Länge nicht bleiben. Die Nation mußte zu den streitenden Parteien eine bestimmte Stellung

einnehmen, und wenn sie sich weder für die eine noch für die andere entscheiden wollte, nach eigenem Ermessen die Verbesserung wenigstens der deutschen Kirche in's Werk setzen.

Bei dieser Auflösung der kirchlichen und staatlichen Zustände und bei dem Bedürfniß einer endlichen Regelung dieser unglückseligen Verhältnisse bedurfte Deutschland mehr, wie jemals, eines einsichtsvollen, kräftigen und mächtigen Oberhaupts. Aber nach Albrechts Tode wurde Friedrich von Oesterreich (als Kaiser seines Namens der dritte oder der vierte, je nachdem man Friedrich den Schönen, Ludwig des Baiern Gegner, in der Reihe der deutschen Könige wegläßt oder mitzählt) von den Kurfürsten zum römischen Könige erwählt, ein Fürst, der an Schwäche, Thatlosigkeit und Mangel an richtigem Verständniß der Zeit und ihrer Bedürfnisse alle seine Vorgänger übertraf und dabei über ein halbes Jahrhundert den deutschen Thron eingenommen hat. Man kann zwar nicht sagen, daß Friedrich ohne Verstand gewesen: ja er besaß sogar einen nicht unbedeutenden Grad von Schlauheit. Auch war er meist von erfahrenen, einsichtsvollen und geistreichen Räthen umgeben, wie denn z. B. Kaspar Schlick, Kanzler bei den zwei Vorgängern Friedrichs, auch der seinige wurde. Selbst eine gewisse Beharrlichkeit kann man ihm nicht absprechen, und der Gleichmuth verließ ihn sogar unter den schwierigsten Lagen seines Lebens nicht. Aber die Schlauheit wurde von ihm leider bei solchen Dingen erfolgreich angewendet, wo man sie lieber weggewünscht hätte; die Beharrlichkeit artete nicht selten in Eigensinn aus, und trat meist unter Umständen hervor, die voraussehen ließen, daß man doch nicht durchdringen könne; und der Gleichmuth war nicht sehr von der Trägheit verschieden, welche Friedrich in einem so starken Maße besaß, daß sie selbst durch die eindringlichsten Vorstellungen seiner Umgebung nicht überwunden werden konnte.

Friedrich besaß, als er zum deutschen Könige gewählt ward, für sich selbst eine unbedeutende Hausmacht. Eigentlich gehörte ihm nur die Steyermark, die ihm sein Vater Ernst hinterlassen, und auch diese mußte er mit seinem jüngeren Bruder Albrecht theilen. Allein er war zugleich der Vormund seines Vettern Sigmund von Tyrol und Ladislaus', des Sohnes Albrechts II., der erst nach seines Vaters Tode, im Februar 1440, geboren wurde,

und verwaltete somit alle österreichischen Stammlande. Nur Ungarn und Böhmen nahmen eine selbständige Stellung ein. In Ungarn wählte ein Theil der Großen den König Wladislaus von Polen zum Könige, während ein anderer sich für den jungen Ladislaus entschied. Aber jener behauptete sich bis zu seinem Tode (1444). Nachher wurde allerdings Ladislaus zum Könige erklärt. In Böhmen wurde zuerst der Herzog Albrecht von Baiern-München gewählt, und als dieser die Wahl ausschlug, beschlossen zwar die Stände, den Sohn Albrechts II., Ladislaus, wenn er zu seinen Jahren gekommen, ebenfalls als König anzuerkennen: aber unterdessen wurde das Land von Einheimischen selbständig verwaltet. Unter diesen schwang sich nach einiger Zeit Georg von Podiebrad, ein einfacher Adeliger, zum einflußreichsten Manne, zum eigentlichen Leiter des Königreiches empor.

Immerhin aber hätte Friedrich als Verwalter der österreichischen Stammlande über eine nicht unbeträchtliche Macht verfügen und mit ihr auf die deutschen Geschicke einwirken können, aber er verstand es nicht einmal, sich in dem Besitze dieser seiner Hausmacht zu behaupten. Gleich im Anfang standen eine Menge Gegner wider ihn auf: bald sein unruhiger, ehrgeiziger Bruder Albrecht, der ihm sein ganzes Leben lang zu schaffen machte, alle seine Plane durchkreuzte, mit nichts zufrieden war, ein Gebiet nach dem andern ihm abzuzwacken versuchte; bald die österreichischen Landstände, welche sich über Friedrichs schlechte Verwaltung beklagten und ihm öfter wie einmal den Gehorsam aufkündigten; bald die Tyroler, welche das Aufhören der Vormundschaft über den Herzog Sigmund verlangten; bald die Böhmen, welche die Herausgabe des jungen Ladislaus forderten; bald die Ungarn, die ein gleiches Verlangen stellten. Friedrich weigerte sich Anfangs immer, den Forderungen seiner Gegner ein Genüge zu leisten. Aber bei seiner Schwäche und Unthätigkeit war er nicht im Stande, diese Weigerung durchzuführen: er mußte sich zuletzt zur Nachgiebigkeit bequemen und verlor dadurch natürlich immer mehr an Achtung. So mußte er seinem Bruder fast in Allem, was er forderte, willfahren; den Tyrolern gab er (1445) den Herzog Sigmund heraus; den Oesterreichern (1453) den jungen Ladislaus, der dann zugleich auch König von Böhmen und Ungarn wurde. Auf diese Weise blieb zuletzt freilich

blutwenig für Friedrich übrig, eine Hausmacht, die viel zu klein war, um irgend etwas von Bedeutung auszuführen.

Wie war nun von einem solchen Manne zu erwarten, daß er in Deutschland Ordnung schaffen werde? In der That: an eine durchgreifende Wirksamkeit, an eine kräftige Durchführung der Plane, welche noch seine beiden Vorgänger gehabt, war bei Friedrich nicht zu denken, obschon sie die kaiserliche Kanzlei keineswegs aufgegeben hatte. Nur als Ueberlieferung hatte Friedrich die frühere Vorstellung von der weltbeherrschenden Bedeutung der kaiserlichen Macht in sich aufgenommen und gelegentlich machte er auch davon Gebrauch. Indesondere suchte er das Kaiserthum, so weit es möglich war, zur Unterstützung der Plane zu benutzen, die sich auf die Vergrößerung der Macht seines Hauses bezogen. Denn bei all seiner sonstigen Trägheit gab er doch diesen Gedanken nicht auf. Freilich weckte er dadurch auch die Eifersucht der Fürsten, welche ermuthigt durch seine Schwäche und Lahmheit, sich noch viel weniger um ihn kümmerten, wie um seine Vorgänger, und rücksichtslos ihre Vortheile verfolgten.

Indessen hat Friedrich gleich in den ersten Zeiten seiner Regierung Erfolge gehabt, freilich nach einer Richtung hin, die nichts weniger, als mit den Bedürfnissen und mit dem wahren Nutzen der Nation im Einklange stand. Es ist ihm nämlich gelungen, die Kirchenverbesserung zu vereiteln und die deutsche Nation zu dem früheren Gehorsam gegen den Papst zurückzuführen. Denn dieser Ausgang der großen kirchlichen Bewegung, welche ein halbes Jahrhundert nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa ergriffen hatte, ist wesentlich Friedrichs Werk.

Friedrich war nämlich von Haus aus streng kirchlich gesinnt, ein unbedingter Anhänger des Papstes Eugenius IV. und ein Gegner der baseler Kirchenversammlung und ihrer Grundsätze. Eine Aufhebung der Kirchenspaltung in dem Sinne, daß der Papst wieder in seine frühere Stellung eintrat, und daß die Bestrebungen der Widerstandspartei aufgegeben wurden, war daher einer seiner sehnlichsten Wünsche. Doch war es nicht blos eine rein kirchliche Gesinnung, die ihm ein solches Ergebniß wünschenswerth erscheinen ließ, sondern er war auch von anderen Beweggründen geleitet. Friedrich bedurfte in seiner unsicheren Stellung als Oberhaupt des

deutschen Reiches sowohl, wie als Herzog von Oesterreich eines Bundesgenossen, eines sittlichen Haltes. Diesen glaubte er nur in der Kirche zu erblicken und zwar in ihrer früheren ungeschmälerten einheitlichen Macht. Darum trachtete er nach der Wiederherstellung derselben. Außer der Unterstützung der Kirche im Großen und Allgemeinen, welcher er durch seine Bemühungen versichert sein konnte, hoffte er noch überdem allerlei kleinere Vortheile von ihr zu erlangen, wie z. B. die Besetzung der Bisthümer und Pfründen in seinen Erblanden. Solche Begünstigungen konnte ihm die Kirchenversammlung in Basel nicht gewähren, da diese die unbedingte Freiheit der Wahl zu ledig gewordenen Kirchenstellen als Grundsatz aufgestellt hatte.

Doch durfte Friedrich mit diesen seinen kirchlichen Ansichten in den ersten Jahren seiner Regierung nicht hervortreten, da er auf den entschiedensten Widerspruch gestoßen wäre. Abgesehen davon, daß die öffentliche Meinung in Deutschland mehr, wie jemals, kirchenfeindlich war — die hussitischen Meinungen machten immer größere Fortschritte: hielten ja die Ketzer in mehreren Gegenden Deutschlands schon öffentliche Volksversammlungen, die mit genauer Noth durch die Obrigkeit unterdrückt werden konnten — so waren auch die meisten deutschen Fürsten, geistliche wie weltliche, durchaus nicht gesonnen, den alten Zustand der Dinge wieder eintreten zu lassen und sich den päpstlichen Anmaßungen abermals zu unterwerfen. Litten doch alle gleichmäßig unter den päpstlichen Erpressungen und hatten sie demnach den nämlichen Grund, die endliche Abschaffung der zahllosen Mißbräuche zu wünschen. Die Parteilosigkeit, welche die deutsche Nation auf den Reichstagen ausgesprochen, zeugte weit mehr von einer papstfeindlichen Gesinnung, als vom Gegentheil. Und wie tief der Widerstand gegen den Papst in die verschiedensten Schichten der deutschen Kirche eingedrungen war, konnte man daraus ersehen, daß nicht nur mehrere Erzbischöfe, wie die von Köln, Trier, Salzburg, sondern auch ganze Universitäten, wie die von Erfurt und Wien, die entschiedensten Anhänger der baseler Kirchenversammlung waren. Ja, selbst die unmittelbare Umgebung des Königs war kirchenfeindlich gesinnt. So zum Beispiel der wichtigste Mann, der Kanzler Kaspar Schlick. Wie weit man damals schon zu gehen geneigt war, erkennt man aus der

sogenannten sigmundischen Kirchenreformation, die aber nicht von Sigmund herrührt, sondern seinen ehemaligen Rath Friedrich von Landskron zum Verfasser hat. In dieser merkwürdigen Schrift wird schon ganz offen die Einziehung aller weltlichen Güter der Kirche empfohlen, die dem Kaiser anheim fallen sollen: die Geistlichen, hohe wie niedere, soll man aus Staatsmitteln besolden, ebenso den Papst, dem alle sonstigen Geldeinnahmen entzogen werden. Die Kirche wird somit dem Staate vollkommen untergeordnet. Diese Ansichten standen nicht vereinzelt. Ja, Aeneas Sylvius, der genaueste Kenner seiner Zeit, spricht es ganz offen aus, daß die Erledigung der Kirchenangelegenheit eigentlich nur von der weltlichen Macht abhange: was die Könige und Fürsten beschließen würden, das würde geschehen; selbst, wenn sie verlangten, daß man Gott und Christus abschwöre, würde man ihnen gehorchen. Er macht daher ganz ernstlich den Vorschlag, daß die Fürsten zusammenkommen möchten, um die letzte Entscheidung über die kirchlichen Verhältnisse zu geben.

Es ist kein Zweifel: hätte Friedrich gewollt, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, bei dieser entschiedenen Gesinnung der Fürsten, wie des Volkes, der deutschen Kirche eine ganz unabhängige Stellung zu verschaffen. Es galt nur, diesen Gesinnungen einen bestimmten Ausdruck zu geben, die Forderungen der Nation festzustellen, alle auf einen Punkt zu vereinigen. Das war die Aufgabe des Oberhaupts der Nation, und so schwierig und unbedeutend auch sonst seine Stellung war: gerade in dieser Frage, wo man glücklicher Weise im Wesentlichen übereinstimmte, wäre er auf keinen Widerstand gestoßen. Aber Friedrich wollte eben nicht. Das Einzige, wozu er sich, durch die Lage der Dinge genöthigt, verstand, war, daß er der Parteilosigkeit der deutschen Nation beitrat. Diese wurde bis zum Jahre 1446 aufrecht erhalten. Inzwischen aber war die deutsche Kirche thatsächlich unabhängig, da sie weder den Papst noch die Kirchenversammlung anerkannte, also auch von beiden keine Befehle annehmen zu dürfen glaubte.

Erst mit dem Jahre 1445 machte Friedrich ernstlichere Versuche zur Ausführung seines Planes. Unterdessen nämlich hatte sich bei den übrigen Nationen eine der baseler Kirchenversammlung ungünstigere Stimmung herausgestellt: Deutschland wurde dadurch

vereinzelt. Dies unterstützte Friedrichs Absichten. Er bediente sich dazu vorzugsweise seines Geheimschreibers Aeneas Sylvius: und diesem gebührt auch der größte Theil des Verdienstes bei dem Gelingen des Planes.

Aeneas Sylvius Piccolomini aus Siena, einem alten adeligen Geschlechte entsprossen, ist früher eines der eifrigsten Mitglieder der Kirchenversammlung gewesen. Als ein ganz junger Mensch, erst 26 Jahre alt, kam er nach Basel: in untergeordneter Stellung, als Geheimschreiber eines Bischofs, wußte aber bald durch seinen Geist, seine Kenntnisse, seine Beredtsamkeit und seine Gewandtheit einen so großen Einfluß zu gewinnen, daß er als eine der ersten Fähigkeiten der Kirchenversammlung galt, zu den wichtigsten Geschäften verwendet, mit den bedeutendsten Gesandtschaften betraut wurde, und überhaupt zu den ersten Erfolgen der Versammlung wesentlich beigetragen hat. Später wurde er der Geheimschreiber des Papstes Felix V. Im Jahre 1442 machte er die Bekanntschaft des Königs Friedrich und wurde diesem durch den Bischof Silvester von Chiemsee so angelegentlich empfohlen, daß er ihn in seine Dienste nahm: mit genauer Noth konnte Aeneas vom Papste Felix seinen Abschied erlangen. Von dieser Zeit an änderte er seine Gesinnungen, oder vielmehr seine Handlungsweise und seine Sprache. Denn Aeneas ist nie ein Mann von Ueberzeugungstreue gewesen: es war ein Lebemann, ein Abenteurer, der sein Glück machen wollte: er segelte also immer mit dem Winde, der ihm am günstigsten schien. Er brauchte nicht lange, um die eigentliche Gesinnung des Königs zu entdecken: dieser suchte er sich nun gefällig zu erweisen und dadurch, daß er seine Hülfe anbot, sich unentbehrlich zu machen. So lange Friedrich es nicht für geeignet hielt, die parteilose Stellung zu Papst und Versammlung aufzugeben, blieb auch Aeneas parteilos und bereitete somit seinen späteren Uebergang vor. Er hatte übrigens auch gar keinen Hehl, warum er so handle: er sei der Diener seines Herrn, dem müsse er folgen; was dieser für gut halte, sei ihm auch Recht. Friedrich andererseits entdeckte in Aeneas bald den Mann, der ihm helfen könne. Anfang des Jahres 1445 schickte er ihn mit geheimen Aufträgen an den Papst Eugenius IV. Aeneas wußte diese Gelegenheit geschickt zu benutzen, um sich nicht nur wegen seines früheren Ver-

haltens zu rechtfertigen, sondern sogar die Gunst des Papstes zu gewinnen. Eugen schickte sodann den Kardinal Carvajal nach Wien, um die geheimen Unterhandlungen mit dem Könige fortzusetzen. Bald kam man über folgende Bedingungen überein. Friedrich sollte dafür, daß er den Papst Eugen anerkannte und die deutsche Nation zum Gehorsam gegen ihn zurückführte, folgende Vergünstigungen erhalten: 1) das Recht der ersten Bitten und den Zehnten von allen Pfründen und Kirchenstellen in Deutschland; 2) ausnahmsweise einmal die Bewilligung, hundert Pfründen und Kirchenstellen in seinen Erbländern zu verleihen; 3) das Recht, für seine Lebenszeit die Bisthümer von Trient, Brixen, Chur, Gurk, Triest, Piben im Erledigungsfalle zu besetzen; 4) das Aufsichtsrecht über die Klöster in den österreichischen Ländern. Außerdem auch noch eine bestimmte Summe Geldes.

Diese Uebereinkunft wurde im Februar 1446 abgeschlossen. Der Papst glaubte nun schon gewonnenes Spiel zu haben, und mit Eifer und Entschiedenheit vorangehen zu dürfen. Er entsetzte jetzt zwei seiner gefährlichsten Gegner in Deutschland, die Kurfürsten von Köln und Trier, ihrer Aemter; ja, er ernannte sofort zwei Verwandte des Herzogs von Burgund, der sein Anhänger war, an ihre Stelle.

Diese Unvorsichtigkeit des Papstes hätte ihm beinahe den Verlust ganz Deutschlands eingetragen. Die Kurfürsten, auf das Aeußerste entrüstet über diese Anmaßung des Papstes, traten sofort am 21. März 1446 in Frankfurt zusammen und schlossen hier einen Verein zur Vertheidigung ihrer Rechte wider alle Eingriffe der römischen Kurie. Sie schickten sodann Gesandte an den König Friedrich, um ihn von ihrem Schritte zu benachrichtigen, ferner welche an den Papst Eugen, mit dem Auftrage, die Widerrufung der Absetzungsbullen der zwei Erzbischöfe von ihm zu verlangen, außerdem die Anerkennung der Beschlüsse von Konstanz und Basel, die Erhabenheit der Kirchenversammlungen über den Papst betreffend, endlich Anerkennung der Freiheiten der deutschen Kirche, die besonders namhaft gemacht wurden. Sollte der Papst in alle diese Forderungen nicht eingehen, so würden die Kurfürsten sich für die baseler Versammlung und für den Papst Felix V. erklären.

An der Spitze der kurfürstlichen Gesandtschaft nach Rom stand einer der gelehrtesten, beredtesten, kühnsten und einflußreichsten Männer Deutschlands, der Doctor der Rechte, Gregor von Heimburg, früher ebenfalls ein Mitglied der baseler Kirchenversammlung und der Fortschrittspartei angehörend, aber ein Mann von der unerschütterlichsten Ueberzeugungstreue, daher ganz verschieden von Aeneas, dessen Freund er übrigens früher gewesen. Aeneas fürchtete diesen Mann, seinen Muth und seinen Scharfblick am Meisten. Er wurde daher von Seite Friedrichs nach Rom geschickt, um so viel wie möglich das Unheil abzuwenden. Gregor vollzog mit der größten Derbheit seinen Auftrag. Der Papst, entrüstet, konnte trotz des Zuredens des Aeneas sich nicht entschließen, eine freundliche und bestimmte Antwort zu geben: er werde sie durch seine Gesandten der nächsten Zusammenkunft der Kurfürsten überbringen lassen. Diese wurde im September zu Frankfurt abgehalten. Die Kurfürsten waren äußerst aufgebracht gegen den Papst, und als Gregor den Ausgang seiner Gesandtschaft erzählte und von den feindseligen Gesinnungen der römischen Kurie sprach, die doch nichts weiter im Sinne habe, als den Deutschen das Joch auf den Nacken zu legen und ihnen ihr Geld abzunehmen, so wurde die Stimmung noch bedenklicher. Schon hatte es den Anschein, daß die Versammlung sich unumwunden für die Baseler erklären werde. Diese hatten auch ihre Gesandten geschickt und unterwarfen sich im Voraus allen Beschlüssen der Kurfürsten, namentlich willigten sie in das Verlangen derselben, die Kirchenversammlung in eine andere deutsche Stadt zu verlegen, wo dann eine ganz neue Versammlung beginnen sollte, um die Spaltung auszugleichen. Rom hatte niemals darauf eingehen wollen.

In dieser Lage der Dinge konnte nur Schlauheit helfen. Aeneas sah, daß Alles darauf ankomme, den Bund der Kurfürsten zu sprengen. Wenn er nur zwei von ihnen gewinnen könne, meinte er, so sei schon geholfen. Als nichts Anderes anschlagen wollte, so versuchte er es mit Geld. Er bestach mit 2000 rhein. Gulden die vier Räthe des Kurfürsten von Mainz, vielleicht auch ihn selber, und erreichte dadurch, daß dieser vom Bunde der Kurfürsten absprang. Dann wurde der Kurfürst von Brandenburg bearbeitet, den Aeneas auch zu gewinnen wußte. Besonders thätig erwies

sich hierbei der Markgraf Albrecht Achilles. Einige andere Bischöfe folgten. Diese schlossen einen Vertrag mit einander, dessen wesentlicher Inhalt darin bestand, daß sie den Papst Eugenius anerkennen wollten. Damit war aber noch keineswegs Alles erreicht, was man in Rom wünschte. Von einer unbedingten Rückkehr zum Gehorsam gegen Rom konnte selbst bei diesen Fürsten keine Rede sein. Sie verlangten vielmehr die Gewährung folgender Punkte, die im Wesentlichen doch auf die früheren Forderungen hinausliefen: 1) Berufung einer neuen Kirchenversammlung; 2) Anerkennung des Verhältnisses der Kirchenversammlungen zum Papst, wie es bereits in Konstanz ausgesprochen ist; 3) Abstellung der Beschwerden der deutschen Nation, insbesondere der Besetzung der Kirchenstellen von Seite des Papstes; 4) Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Köln und Trier. Die päpstlichen Gesandten wollten zuerst auf diese Forderungen nicht eingehen. Da wußte aber Aeneas durch eine geschickte Abfassung derselben so zu helfen, daß zuletzt die beiden Parteien sich damit zufrieden erklärten. Er hatte nun vollends die Genugthuung, daß sich schließlich auch die meisten der andern anwesenden Fürsten dieser Uebereinkunft anschlossen: nur Köln und Trier reisten unwillig ab.

Auf diese Weise wurden die Baseler aus dem Felde geschlagen und Eugen hatte einen wenn auch nicht gerade wohlfeil erkauften Sieg errungen. Aber er war doch auf dem Wege anerkannt zu werden, und was man auch für diese Anerkennung hingeben mußte, konnte man ja später Alles wieder zurücknehmen. Die deutschen Fürsten schickten Gesandte nach Rom, um Eugen die Bedingungen, unter welchen sie ihn anerkennen wollten, vorzulegen. Natürlich war auch wieder Aeneas dabei. Lange konnte sich der Papst nicht dazu entschließen, und Aeneas mußte seine ganze Beredtsamkeit aufbieten, um ihm zu beweisen, daß vorderhand nicht mehr erreicht werden könne. Endlich gab Eugen nach. Er bewilligte am 15. März 1447 diese Forderungen unter dem Vorbehalt, daß er für die Rechte, die er darin aufgebe, angemessen entschädigt würde. Wie wenig ernsthaft aber diese Entschließung gemeint war, sieht man daraus, daß Eugen an demselben Tage, an welchem er jene Forderungen öffentlich bewilligte, heimlich Alles für ungültig erklärte, was etwa darin der Kirche nachtheilig sein könnte. Davon

wußten natürlich die deutschen Gesandten nichts. Vielmehr wurde nunmehr von ihnen die Gehorsamserklärung der deutschen Nation auf eine feierliche Weise vollzogen: ganz Rom war im Jubel darüber.

Eugen IV. starb bald nach diesen Ereignissen und es folgte ihm 17. März 1447 Nikolaus V., welcher Alles bestätigte, wozu sich Eugen herbeigelassen. Bei alledem war aber die Kurie Deutschlands noch nicht ganz versichert. Denn die zu Rom abgeschlossenen Konkordaten wurden nur von einem Theile der Nation anerkannt, und man mußte daher noch mit den Einzelnen unterhandeln, um sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Ein sicheres Gefühl sagte den Deutschen, daß sie auf dem Wege seien, betrogen zu werden. Doch siegte zuletzt römische Schlauheit über deutsches Mißtrauen. Es gelang allmählig, alle Fürsten zum Beitritt zu den römischen Konkordaten zu vermögen: selbst die Erzbischöfe von Köln und Trier fügten sich. Nun aber blieb immer noch ein wichtiger Punkt zu erledigen, nämlich die Frage wegen der Entschädigung des Papstes, die er sich dafür, daß er auf so manche Rechte über die deutsche Kirche verzichte, vorbehalten hatte. Das war aber gerade der Punkt, wo er alles Verlorene wieder einzubringen hoffte. Eigentlich hätte diese Frage auf einem Reichstage entschieden werden müssen. Da man aber auf Widerspruch zu stoßen fürchtete, so umging man ihn. Der Papst schickte also wiederum einen Gesandten nach Wien zu König Friedrich, und dieser schloß im Februar 1448 mit dem Papste Namens der deutschen Nation jene Verträge ab, die fälschlich unter dem Namen der Aschaffenburger Konkordaten bekannt sind. Die Bedeutung dieser Konkordaten besteht darin, daß sie dem Papste unter dem Namen der Entschädigung Alles wieder zuerkennen, was ihm früher abgesprochen worden war, und worauf er selber verzichten zu wollen erklärt hatte, so namentlich die Annaten, die Gelder für die Bestätigungen der Kirchenoberen, die eigenmächtige Besetzung der Bisthümer: die Vergebung der geringeren geistlichen Stellen in Deutschland sollte zwischen dem Papst und den eigentlich Berechtigten monatlich abwechseln, so daß der Papst mit dem Januar anfinge. Da der Inhalt dieser Uebereinkunft so wenig mit den Forderungen der deutschen Nation übereinstimmte, so hütete man sich wohl, sie auf einem Reichstage bestätigen zu lassen. Man schlug abermals den Weg ein, den man früher so erfolgreich betreten:

man unterhandelte mit den Einzelnen, die man durch gewisse Vortheile und Begünstigungen zu bestechen wußte, und brachte endlich die Anerkennung dieser Konkordate zu Wege, wenn auch von einer allgemeinen und allseitigen keine Rede sein konnte.

Die Wendung, welche die kirchliche Frage in Deutschland genommen, entschied auch über das Schicksal der baseler Kirchenversammlung. Schon im Jahre 1447 forderte Friedrich die Stadt Basel auf, bei Strafe der Reichsacht, die Versammlung in ihren Mauern nicht mehr zu dulden. Diese übersiedelte nun nach Lausanne. Sie war im Laufe der Zeit außerordentlich zusammengeschmolzen und hatte nachgerade alle Aussicht auf Erfolge verloren. Der König von Frankreich vermittelte endlich die Aussöhnung mit dem Papste. Dieser versprach den Mitgliedern vollkommene Vergebung für Alles, was sie bisher gegen ihn gethan, hob den Bann gegen sie auf, bestätigte sie in allen ihren Würden, Felix V. wurde zum Kardinal erwählt. Dagegen dankte dieser ab, die Versammlung erwählte Nikolaus V. zum Papst und löste sich sodann auf. Es war im April 1448.

Dies war der Ausgang der großen kirchlichen Bewegung des 15. Jahrhunderts. Sie endete scheinbar mit dem Siege der so bitter und so heftig angegriffenen päpstlichen Gewalt. Und namentlich Deutschland hatte von diesem Ausgange des Streites nicht den geringsten Nutzen. Denn die päpstlichen Anmaßungen mehrten sich wieder von Jahr zu Jahr, und griffen, je länger, um so weiter um sich. Die Päpste kümmerten sich auch nicht mehr um die wenigen Zugeständnisse, die in den Wiener Konkordaten gemacht worden waren.

Aber Friedrich hatte seinen Zweck erreicht. Rom bewies sich natürlich freundlich gegen ihn. Es wurden ihm die oben erwähnten Vergünstigungen urkundlich bestätigt: er erhielt 221,000 Dukaten zugesagt, wovon 121,000 sogleich bezahlt wurden: die andern sollten später entrichtet werden. 1452 im März krönte ihn auch Nikolaus V. zum Kaiser, wobei Friedrich den Eid des Gehorsams und der Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl ablegte; und endlich ließ sich der Papst auch herbei, die aufrührerischen Oesterreicher zum Gehorsam gegen Friedrich zu ermahnen, und sie im Weigerungsfalle mit dem Banne zu bedrohen. Es zeigte sich indessen

sogleich die Wirkungslosigkeit der päpstlichen Bundesgenossenschaft. Die Oesterreicher, welche in religiösen Dingen überhaupt sehr freisinnig dachten, kümmerten sich so wenig um des Papstes Ermahnungen, daß sie vielmehr den Kaiser unmittelbar nach seiner Rückkunft aus Italien zwangen, sich ihren Forderungen zu fügen und den jungen Ladislaus herauszugeben.

Weit mehr gewann bei diesem ganzen kirchlichen Handel Aeneas Sylvius, dessen Geschicklichkeit die großen Erfolge erzielt hatte. Er wurde vom Papste mit Ehren und Würden überhäuft, stieg rasch zum Bischof, zum Geheimschreiber des Papstes, zum Kardinal empor, und im Jahre 1458 wurde er sogar selber zum Papste gewählt. Als solcher nahm er den Namen Pius II. an.

---

8. Schweizer und Armagnaken. Der zweite große Städtekrieg.

Während die kirchliche Bewegung einen so unbefriedigenden Ausgang nahm, entwickelten sich die Keime der Feindseligkeiten, die durch die Reichsverbesserungsplane erzeugt worden waren, immer weiter und führten zuletzt zu einem Bruche, der die Verwirrung in Deutschland nur noch größer machte. Und auch hiebei trägt Friedrich III. einen wesentlichen Theil der Schuld.

Seit dem Jahre 1440 war die Stadt Zürich mit der übrigen schweizerischen Eidgenossenschaft über die toggenburgische Erbschaft in Händel gerathen. Es kam zu einem blutigen Kriege, in welchem die Züricher den Kürzeren zogen. Anstatt sich aber zu unterwerfen, beschlossen sie Hülfe von auswärts zu suchen und wandten sich an das Haus Oesterreich. Friedrich erblickte in diesen Verhältnissen die Aussicht, die ehemals habsburgischen Lande in der Schweiz wieder gewinnen zu können, und ergriff die Gelegenheit mit beiden Händen. Er schloß 1442 einen Bund mit Zürich. Nunmehr bot er das Reich auf, ihm und Zürich gegen die Eidgenossenschaft beizustehen. Er wandte sich zunächst an den schwäbischen Adel und an das Fürstenthum und hob hier den Gesichtspunkt hervor, welcher besonders wirksam erscheinen mochte: nämlich, daß es gelte, diese übermüthigen

Bauern, welche den Adel unterdrückten, zu züchtigen und zu Grunde zu richten. Alsobald that sich der schwäbische Adel zusammen und auch die Fürsten schlossen sich an. Denn gerade in den letzten Zeiten war, wie wir gesehen, der Haß gegen die bäuerliche und städtische Demokratie immer bitterer und heftiger geworden. Und man hoffte, falls man mit den Schweizern fertig geworden, auch den Reichsstädten den Garaus machen zu können, geradeso, wie zur Zeit der sempacher Schlacht. Aber eben diese Absichten des Adels und des Fürstenthums entgingen den deutschen Städten nicht. Sie weigerten sich daher, Hülfe zu dem Kriege zu stellen: dieser Krieg, sagten sie, gehe das Reich nichts an, er betreffe nur das Haus Oesterreich. Durch diese Weigerung, die sehr natürlich war, wurde aber die Erbitterung des Adels noch größer, um so mehr, als in der That der Krieg gegen die schweizer Eidgenossenschaft sehr unglücklich geführt wurde.

Da nun aber weder Friedrich seine Plane, noch der Adel seine Rache aufgeben wollte, so beschloß der Erstere, den König von Frankreich um Hülfe anzugehen. Karl VII. hatte nämlich eben mit dem Könige von England Friede geschlossen und besaß noch ein außerordentlich zahlreiches Söldnerheer, das im Augenblicke nichts zu thun hatte. Von diesem bat sich Friedrich sechstausend Mann aus. Auch bei dem französischen Könige versäumte Friedrich nicht, hervorzuheben, um was es sich eigentlich handle. Die schweizer Frage berühre alle Fürsten auf gleiche Weise: die Empörung von Knechten und Bauern gegen Adel und Fürsten, wenn sie nicht unterdrückt würde, gebe ein gefährliches Beispiel, und müßte zuletzt allen Königen zum Verderben gereichen.

Der König von Frankreich ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein, einmal, weil er dadurch die Söldner, die ihm ungeheueres Geld kosteten, los wurde, zweitens, weil er bei dieser Gelegenheit hoffte, das ganze linke Rheinufer, wenigstens den Elsaß, gewinnen zu können, eine Absicht, die er sogar in dem Antwortschreiben an Kaiser Friedrich nicht verhehlte. Darum sandte er auch nicht sechs, sondern vierzig tausend Söldner, welche wegen ihres Anführers Armagnaken, von den Deutschen „Arme Gecken“, genannt wurden.

Im August 1444 brach das französische Heer unter der An-

führung des Dauphins in den Sundgau ein, wo sich sofort der deutsche Adel anschloß, und setzte von da seinen Zug auf Basel fort. Beiläufig gesagt: auch der Papst hatte dabei seine Hand mit im Spiele, er hoffte durch die Franzosen die baseler Versammlung sprengen zu können. Die Eidgenossen lagen eben vor Zürich, und glaubten nicht an das Heranrücken der Franzosen. Nur eine Abtheilung von 1500 Mann, welche von dem Heerhaufen, der Farnsburg belagerte, entsendet wurde, warf sich den Franzosen entgegen, schlug ihre Vorhut und verfolgte in blinder Tapferkeit den Sieg, bis sie auf das ganze französische Heer stieß. Nun kam es bei St. Jakob, in der Nähe von Basel, zu der ewig denkwürdigen Schlacht, wo sich diese 1500 Tapferen gegen eine mehr als zehnfach größere Uebermacht mit dem bewundernswerthesten Heldenmuth schlugen und, weil sie sich nicht ergeben wollten, bis auf den letzten Mann niedergehäuen wurden. Der große Verlust, den die Franzosen in diesem Treffen erlitten, flößte dem Dauphin dermaßen Achtung vor der schweizerischen Tapferkeit ein, daß er von weiteren Unternehmungen abstand. Er schloß im Oktober 1444 mit den Eidgenossen Frieden, und verfolgte nun seinen Plan auf Deutschland. Er zog mit seinem Heere nach dem Schwarzwald, dem Elsaß und Lothringen, und hauste hier auf eine furchtbare Weise. Es lag am Tage, daß er diese Länder in Beschlag nehmen wollte.

Darüber gerieth denn nun doch das deutsche Reich in Bewegung, und selbst Friedrich fand sich veranlaßt, den König wegen dieses treulosen Einfalles zur Rede zu stellen. Aber dieser schickte Gesandte nach Nürnberg, wo eben der Reichstag beisammen war, und ließ in übermüthiger Weise darthun, daß er ja von dem Kaiser selber gerufen worden sei. Auch machte er seinen Abzug von Bedingungen geltend. Das Nächste hätte nun sein sollen, daß sofort der Reichskrieg gegen Frankreich erklärt worden wäre. Dazu kam es aber nicht, sondern man setzte einen neuen Tag nach Speier an. Auch auf diesem konnte man sich nicht zu einem entschiedenen Vorangehen vereinigen. Friedrich ermahnte nun die benachbarten Stände, sich der Feinde zu erwehren und ernannte den Pfalzgraf Ludwig zum Reichshauptmann. Aber es geschah durchaus nichts von Bedeutung, obgleich die Fürsten Truppen genug beisammen hatten. Sie verlegten sich lieber aufs Unterhandeln: aber der Dauphin hänselte

sie nur, indem er Tage ansetzte, auf denen er nicht erschien. Es ist nicht blos der Verfall des Reichs, dem diese Erscheinung zugeschrieben werden muß, sondern weit mehr war es der Haß der einzelnen Stände gegen einander, in welcher diese erbärmliche Haltung Deutschlands gegen den übermüthigen Feind seine Erklärung findet. Die Fürsten hatten eine Freude daran, daß den Städten so übel mitgespielt wurde, und beeilten sich darum gar nicht, ihnen zu Hülfe zu eilen. Außerdem wollten sie ihre Schaaren schonen für den Krieg gegen die schweizer Bauern, der immer noch fortgeführt werden sollte, und für den Krieg gegen die deutschen Städte selber. Ja, die letzten fürchteten, die Fürsten würden jetzt schon die Armagnaken gegen sie führen.*) Und endlich drittens waren sie bedacht, sich in dem französischen Könige einen Freund zu erhalten, auf den sie nöthigenfalls rechnen konnten, wie wir ja gesehen haben, daß bereits im Anfange dieses Jahrhunderts Baden und Mainz sich an Frankreich angeschlossen.

In der That verließen zuletzt die Franzosen das deutsche Reichsgebiet nicht in Folge einer Waffenentscheidung, sondern von Unterhandlungen, und selbst diese würden noch lange zu keinem Ergebnisse geführt haben, wenn nicht die elsäßischen Städte, die am Meisten litten, den Fürsten gedroht hätten, bei den Schweizern Hülfe zu suchen. Dies half. Denn eine Verbindung der deutschen Städte mit den Eidgenossen, welche so nahe lag und für damals, wo die Schweiz immer noch zum deutschen Reiche gehörte, nichts Ungesetzliches gewesen wäre, schreckte die Fürsten am Meisten, da sie fürchteten, es möchte sich der Geist der Freiheit, der in der Schweiz bis zum äußersten Hasse gegen Adel und Fürstenthum vorgeschritten war, und wo nur immer möglich, es auf ihre Vernichtung abgesehen hatte, auch dem deutschen Bürgerthum mittheilen, ebenso wie die kriegerische Tüchtigkeit, in welcher die Schweizer um jene Zeit alle anderen Völker übertrafen. Man eilte also zum Abschluß mit den Franzosen. Aber nicht das Reich führte nun den Friedensschluß herbei, sondern die einzelnen Fürsten, der Pfalzgraf am Rhein, der Bischof von Straßburg, der Erzbischof von Trier, die Herzoge

*) Burkhard Zengg Augsburger Chronik ad. ann. 1444. bei Oefele scriptores rerum Boicarum. I. 274.

von Sachsen schlossen die Uebereinkunft mit den Franzosen, und nahmen dabei sogar auf die österreichischen Besitzungen keine Rücksicht. In Folge dieser Uebereinkünfte sollten die französischen Schaaren im März 1445 einfach das deutsche Reichsgebiet verlassen, ohne irgend eine Genugthuung wegen der ungeheuren Frevel, Räubereien und Grausamkeiten, die sie verübt, geben zu müssen. Ja, der Erzbischof von Trier, wie die Herzoge von Sachsen errichteten sogar mit dem Könige von Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß. Da sich übrigens die französischen Söldner, auch nachdem schon diese Uebereinkünfte geschlossen waren, auf die grausamste Weise benahmen, so rafften sich die Deutschen zusammen, und fielen bei ihrem Abzuge über sie her, wobei viele erschlagen wurden.

Nachdem man der Armagnaken losgeworden, wurde der Krieg gegen die Eidgenossen mit Eifer fortgesetzt. Adel und Fürsten machten große Anstrengungen, um die verhaßten freien Bauern zu bezwingen. Aber Alles war vergeblich. Sie erlitten mehrere empfindliche Niederlagen, ja sie besorgten sogar, die Schweizer möchten in Schwaben einfallen, um dort den ganzen Adel zu vernichten. Friedrich sah sich endlich veranlaßt, im Jahre 1446 mit den Eidgenossen vorläufig einen Waffenstillstand einzugehen: die streitigen Punkte sollten durch Schiedsrichter erledigt werden. Nach einer Reihe äußerst langweiliger Verhandlungen, an welcher überhaupt diese Zeit sehr reich ist, wurde zuletzt durch den Bürgermeister von Augsburg entschieden, daß die Stadt Zürich ihr Bündniß mit Oesterreich aufgeben und wieder in die Eidgenossenschaft zurücktreten müßte. Diese aber blieb im Besitze alles dessen, was ihr Friedrich und der Adel hatte abnehmen wollen.

Nach diesem unrühmlichen Ausgange des Schweizerkrieges verfolgten die deutschen Fürsten und Herren den anderen Plan mit um so größerem Eifer, nämlich über die deutschen Reichsstädte herzufallen. Die Seele dieses Unternehmens war der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, der zweite Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, Inhaber der fränkischen Besitzungen der Hohenzollern, einer der bedeutendsten Fürsten der damaligen Zeit, nicht minder als Staatsmann, denn als Krieger ausgezeichnet. Er verfolgte sein ganzes Leben lang nur Einen Gedanken mit der außerordentlichsten Beharrlichkeit, Kraft und

Schlauheit zugleich, nämlich seine fürstliche Macht zu erweitern, seine Besitzthümer zu vergrößern. Er haßte darum besonders die Städte, deren Freiheitssinn und Macht den fürstlichen Bestrebungen eine Schranke setzte, und glaubte vor Allem diese unbequemen Wächter des Fürstenthums wo möglich vernichten oder doch wenigstens schwächen zu müssen. Und so lag er zunächst mit den fränkischen Städten, namentlich aber mit Nürnberg, in beständigem Hader. Er machte die unbilligsten Anforderungen an dieselbe: war es ihm doch nur darum zu thun, einen Anlaß zum Streite zu finden. Da er aber größere Plane im Schilde führte, so suchte er einen Bund des Fürstenthums gegen die Städte zu Stande zu bringen. Er insbesondere ist es gewesen, welcher bei dem Schweizerkriege das Augenmerk des Adels und der Fürsten auf das deutsche Bürgerthum richtete. Schon im Jahre 1443 schloß er mit dem Erzbischof Dietrich von Mainz und dem Gottfried Schenk von Limburg einen Bund zum Widerstand und zu gegenseitiger Hülfe, falls sie von den Reichsstädten, „die den Adel unterdrücken möchten", angegriffen würden. Im Jahre 1445 erweiterte er diesen Bund: außer den eben Genannten traten Herzog Otto und Ludwig von Baiern, Jakob von Baden, Graf Ulrich von Würtemberg, Albrecht, Herzog von Oesterreich hinzu. Im Jahre 1446 vereinigte er alle Fürsten, Herren und Ritter von Franken zu demselben Zwecke. Und zwei Jahre darauf brachte er Brandenburg, die sächsischen und hessischen Fürsten in den Bund. Es war ihm also gelungen, den größten Theil des Fürstenthums für seine Zwecke zu vereinigen.

Natürlich entging dies den mißtrauischen Städten nicht. Sie waren schon im Schweizerkriege und bei den Händeln über die Armagnaken auf die feindseligen Absichten der Fürsten aufmerksam geworden. Im Jahre 1446 hielten nun die schwäbischen und fränkischen Städte einen Tag in Ulm, wo sie ihre Bündnisse erneuerten: bald traten noch andere hinzu, und im Jahre 1448 beschloß man große Zurüstungen. Unterdessen fand nämlich Markgraf Albrecht Achilles eine erwünschte Veranlassung, mit der Stadt Nürnberg anzubinden. Sie hatte einen Herrn von Heideck, der ein Vasall des Markgrafen war und diesen beleidigt hatte, zum Bürger aufgenommen. Albrecht verlangte die Auslieferung desselben: Nürnberg verweigerte sie. Da verschiedene Ausgleichungsversuche zu nichts

führten, obschon die Stadt sich sehr nachgiebig erwiesen, so mußten die Waffen entscheiden.

Im Jahre 1449 begann denn der Krieg, der aber nicht blos zwischen Albrecht und Nürnberg geführt wurde, sondern es war wieder ein allgemeiner Krieg zwischen Fürsten und Städten. Auf der Seite Nürnbergs stand der Städtebund, auf der Albrechts die fränkischen Grafen und Bischöfe außer dem von Würzburg, der Graf von Würtemberg, der Markgraf von Baden, der Herzog Albrecht von Oesterreich, Herzog Otto von Baiern, die Herzoge von Sachsen, Braunschweig, Pommern, der Landgraf von Hessen und eine Menge anderer Grafen und Herren.

Es war demnach wieder ein Augenblick gekommen, wo das städtische Bürgerthum sich nochmals vereinigte, sich des tiefen unzuvermittelnden Gegensatzes zu dem Fürstenthum bewußt wurde und nur noch in den Waffen das Heil erblickte. Wie nun? wenn man diesen Zeitpunkt benutzte, um die Plane wieder aufzunehmen, welche die Städte im Jahre 1388 verfolgt hatten?

In der That fehlt es nicht an bedeutungsvollen Anzeichen, woraus man schließen könnte, daß die Städte von jenen Absichten erfüllt gewesen.*) Und immerhin war die Gefahr, in welcher

*) Brief Burkhardts von Mühlheim an Straßburg vom 1. September 1444. bei Schilter Ausgabe der Chronik von Königshofen S. 984., „Do hant wir viel Kundschaft in der Fürsten Höfe zu trefflichen Leuten, die uns sagten also in einer Geheim, daß alle Fürsten und Herrn klagten, die Städte wollten den Adel vertreiben und man versehe es, denn so möge Niemand bleiben von ihnen." Ein Gedicht aus der Zeit dieses zweiten Städtekrieges, befindlich in dem Liederbuch der Klara Hätzlerin, herausg. von Haltaus, S. 39, auch bei Soltau hundert deutsche historische Volkslieder S. 153 sagt, die Städte wollten dem Adel widerstreben und ihn gänzlich vertreiben wider Gott und Recht, auch damit die Geistlichen. Sie dünkten sich, daß Niemand ihnen gleich sei, sie nennen sich das römische Reich, während sie doch nur Bauern sind. Kaiser Sigmund habe das verschuldet, er habe sie zu solchem Uebermuthe gebracht. Sie hätten Kirchen und Klöster verbrannt und seien Ketzer. Den Fürsten gehe das zu Herzen, sie wollten die Kirche und den Adel retten u. s. w. Der gleichzeitige Eckart Arzt von Weißenburg bei Mone, badisches Archiv II. S. 232 sagt am Schlusse seiner Erzählung des Städtekrieges: „Und seint sie (die Städte) und die Schweizer wohl gezüchtigt worden, die doch meinten, über den Adel und alle Herrn zu sin." Am merkwürdigsten sind wohl die Aeußerungen Albrechts Achilles selbst. Er sagte nach einer Chronik (bei Höfler Denkwürdigkeiten des Ritters von Eyb. Einleitung S. 74.): „Die Nürnberger

die Fürsten schwebten, nicht gering. Aber selbst wenn die Städte diese weitaussehenden Entwürfe gehabt hätten, so konnten sie jetzt nicht mehr gelingen. Fürs Erste war ihr Bund bei Weitem nicht so groß, wie der von 1388. Nur die schwäbischen und fränkischen Städte befanden sich darin, nicht mehr als 32 Gemeinwesen. Die rheinischen hatten sich gar nicht angeschlossen, obschon sie dazu aufgefordert worden, so wenig wie die Städte am Bodensee. Sodann konnten sie nicht auf den Kaiser rechnen, der nicht einmal die Macht besaß, sie zu schützen, geschweige denn in ihre Pläne eingegangen wäre. Er war außerdem ein guter Freund Albrechts, dem zu Liebe er sogar eben erst einen Freiheitsbrief der Nürnberger aufgehoben hatte. Dann waren im Jahre 1388 noch ganz andere Zeiten. Die Städte waren damals kühn, muthig, voll Zuversicht wegen der bisher errungenen Erfolge: jetzt waren sie ängstlich geworden, da sie sich noch mit genauer Noth der Fürstenmacht erwehrten. Dortmals waren sie die Angreifenden; jetzt sind sie in der That die Angegriffenen. Sie konnten, wie die Sachen standen, froh sein, wenn sie nur ihre Unabhängigkeit retteten. Jene weitaussehenden Entwürfe haben also höchst wahrscheinlich nur Einzelne gehabt *), sie wurden den Städten aber allerdings von den Fürsten

wollten geistliche Ordnung und priesterlich Staat mindern und niedern, und den gemeinen Adel unter sich bringen und vertilgen. Berchtold Volkamer (ein Nürnberger Patrizier) hätte vor einiger Zeit — geredt: es müßt noch dazu kommen, daß man die Wände in dem Bade müßt ausbrechen, also daß Mann und Frau untereinander baden möchten. Mag männiglich wohl verstehen, daß solich Wort darauf geredt wären, daß der Adel verdrückt und ein Jeder dem Andern gleich werden soll!" Derselbe sagte in einem Schreiben an den Kaiser Friedrich III. vom Jahre 1485 (bei Minutoli kaiserliches Buch Albrechts Achilles, II. 98. Auch bei Höfler a. a. O. S. 97): „Wenn das ganze Reich ein Ding wäre, Herren und Städte, geistlich und weltlich, so wäre es desto besser und beständlicher. Es würde aber größere Widerwärtigkeit im Reiche machen, denn je gewesen ist bei ersten Zeiten. Es ist uff der Bahn gewesen, wider seinen (des Kaisers) Willen es zu Weg zu bringen, als viel wirs durch Gottes Verhenkung mit dem Schwert wendeten." Diese Aeußerung kann sich nur auf den Städtekrieg von 1449 beziehen.

*) Die einzige städtische Quelle jener Zeit, welche auf jene großen Entwürfe hindeutet, ist Zengg Augsburger Chronik. Oefele I. 274. „Es waren aber die von Nürnberg so stolz und übermüthig und wollten Fürsten nicht empfor (?) geben, dazu so was unser aller Uebermuth so groß und riethen vielleicht den von Nürnberg, sie sollten kriegen u. s. w."

vorgeworfen, welche damit ihren Angriff zu entschuldigen suchten. Auf der andern Seite warfen aber auch die Städte den Fürsten vor, daß sie es auf ihre Vernichtung abgesehen hätten. Die einzige Aussicht aus Erfolg bot den Städten ein Bund mit den Eidgenossen dar, welchen auch die Fürsten am Meisten fürchteten. So nahe aber auch ein solches Bündniß mit den Schweizern lag, so ist doch dergleichen niemals verhandelt worden, geschweige denn zu Stande gekommen. Die Städte begnügten sich, die Eidgenossen um Hülfe anzugehen und einige tausend Schweizer zu dem bevorstehenden Kriege in Sold zu nehmen. Das war Alles. Auch von einem Anschluß an die deutsche Bauernschaft, welche eben um jene Zeit in verschiedenen Gegenden des Reiches wieder unruhig geworden war, namentlich in Franken, war keine Rede. Der Gegensatz zwischen Bürgern und Bauern hatte sich nachgerade immer greller herausgestellt, war sogar mitunter zur entschiedensten Feindseligkeit umgeschlagen. *)

Die Art und Weise, wie von Seite der Städte der Krieg geführt wurde, zeigte nun recht deutlich die Veränderung, die seit dem letzten großen Kriege mit den Städten vorgegangen war. Obschon in Ulm ein immerwährender Kriegsrath, bestehend aus fünf Personen, niedergesetzt wurde, um die Fehde zu leiten, so brachte man es doch zu keinem durchgreifenden Plane, noch viel weniger zu großen gemeinschaftlichen Unternehmungen. Es zersplitterten sich die Kräfte in kleine, nichts entscheidende Ueberfälle, Raubzüge, Verwüstungen. Es fehlte an dem nöthigen Gemeinsinne. Viele Städte hielten mit ihren Schaaren zurück, mehr auf sich bedacht, als auf das Ganze, führten auf eigene Faust aus, was ihnen passend schien, und in der Regel verlangte man von dem Bunde mehr, als was man selber zu leisten geneigt war. Kam es zu Feldschlachten, so wurden die Städter geschlagen: nur die Söldner hielten sich tapfer, aus den Bürgern war die Mannhaftigkeit größtentheils schon gewichen. Nur ein großer Sieg wurde von den Städtern erfochten, von den Nürnbergern über den Markgrafen Albrecht Achilles, bei Pillenreut im April 1450, wobei er mit genauer Noth der Gefangennahme entging. Daß bei alledem die

*) Chmel Friedrich III. II. S. 290.

Fürsten doch keine größeren Erfolge errangen, muß man dem Umstande zuschreiben, daß es vor Allem der Eroberung der Städte bedurft hätte; diese schien aber den Fürsten unmöglich: sie kostete großes Belagerungszeug, das war ohne Geld nicht aufzutreiben, und daran mangelte es ihnen. Auch stand die Belagerungskunst noch auf einer sehr niederen Stufe und die Bürger waren immer noch hinter ihren Mauern unüberwindlich. Dann konnten die Fürsten auf die Länge hin den Krieg doch nicht aushalten: denn sie litten von den Städten nicht weniger, wie diese von ihnen. Beide Parteien richteten furchtbare Verheerungen in den Gebieten der Gegner an. Hunderte von Dörfern sanken in Asche, die Felder wurden verwüstet, Bäume und Rebstöcke abgehauen: so führte man damals Krieg.

Endlich legte sich der Kaiser ins Mittel. Die Städte warfen ihm vor, daß er den Fürsten, als sie den Krieg angefangen, absichtlich durch die Finger gesehen hätte, weil er auf die Städte, wegen ihrer Weigerung, ihm gegen die Schweizer beizustehen, erbittert gewesen. In der That hat Friedrich durch sein Gebahren beim Schweizerkrieg nicht wenig zur Steigerung der städtefeindlichen Gesinnung der Fürsten beigetragen, und es sieht ihm ganz ähnlich, daß er über die Züchtigung der Bürger eine heimliche Freude empfunden. Doch waren die Räthe des Kaisers zu sehr von der Wichtigkeit der Städte überzeugt, als daß eine solche Anschauung auf die Länge hätte statt haben können. Sie vermittelten endlich im Jahre 1450 auf einem Tage zu Bamberg einen vorläufigen Frieden. Die einzelnen Streitpunkte konnten natürlich daselbst noch nicht ausgeglichen werden. Darüber sollten entweder der Kaiser oder andere Schiedsrichter entscheiden. Die Verhandlungen zogen sich in beliebter langweiliger Weise mehrere Jahre hin: zuletzt wurden sie aber größtentheils zum Nachtheile der Städte entschieden.

Das war aber noch eine der geringsten nachtheiligen Folgen des Städtekrieges. Weit unglücklicher waren die sittlichen Wirkungen. Das Selbstvertrauen der Städte wurde durch den unglücklichen Ausgang der Fehde auf das Tiefste erschüttert, und hiemit verminderten sich von Jahr zu Jahr die Tugenden, durch welche sie groß geworden waren. Zaghaftigkeit, Engherzigkeit, Mangel an großen Gesichtspunkten sehen wir leider mehr und mehr die

Stelle des früheren Muthes, der Aufopferungsfähigkeit, des Gemeinsinnes einnehmen. Eine kleinlichte Selbstsucht trat gleich nach dem Kriege hervor, als es sich um Abrechnung der Kosten handelte. Jede Stadt suchte sich so viel wie möglich ihren Verpflichtungen zu entziehen und dafür den anderen desto mehr aufzubürden. Darüber geriethen sie mit einander in die heftigsten Händel: länger als zehn Jahre stritten sie sich herum, bis sie ins Reine kamen. Unter solchen Umständen war an eine Fortsetzung des Städtebundes nicht zu denken: er löste sich diesmal von selber auf, ohne daß es, wie 1389, von Kaiser und Reich eines Verbotes bedurfte. Das Vertrauen der Städte zu einander war verschwunden: sie fanden in ihrer gegenseitigen Unterstützung, in der Kraft des Bürgerthums allein nicht mehr hinreichenden Schutz.

Was war natürlicher, als daß sich dieselbe Erscheinung wiederholte, welche wir schon nach dem Ausgange des ersten Städtekrieges wahrgenommen haben, nämlich, daß sich die Städte an die Fürsten anschlossen und Bündnisse mit ihnen suchten? Schon vor dem Kriege waren die rheinischen Städte zu den dortigen Fürsten, namentlich zu den Pfalzgrafen, und die thüringischen, besonders Erfurt, zu den Herzogen von Sachsen in engere Beziehungen getreten: nicht nur, daß sie, wie sonst, Bündnisse mit ihnen schlossen, sie begaben sich vielmehr in ihren Schutz und Schirm. Nach dem Städtekrieg setzten sich die schwäbischen Städte theils zu den Grafen von Würtemberg, theils zu den Markgrafen von Baden und den Pfalzgrafen am Rhein, und die kleineren fränkischen — nur Nürnberg machte hievon eine Ausnahme — zu dem Markgrafen von Brandenburg in ein ähnliches Verhältniß. Diese Städte werden nun gewissermaßen als Schutzverwandte der Fürsten betrachtet, nehmen also eine untergeordnete Stellung ein. Die Abnahme der Bedeutung der Städte wirkte nun aber selbstverständlich auf Kaiser und Reich zurück. Nicht mit Unrecht nannten sich jene das römische Reich; je tiefer daher das reichsstädtische Bürgerthum sank, um so mehr verlor auch das Kaiserthum an Ansehen und Kraft, das Reich an Einheit und Stärke.

---

9. Neue Gährungen. Fürstenkrieg. Eifersucht zwischen den Hohenzollern und Wittelsbachern. Nochmalige Aufnahme der nationalen kirchlichen Richtung. Versuche, Friedrich III. abzusetzen. Georg Podiebrad.

Das Ergebniß des Städtekriegs war also wirklich kein anderes, als was die Fürsten beabsichtigt hatten: neue Stärkung ihrer Macht. In der That erscheint das Fürstenthum von jetzt an von Jahr zu Jahr bedeutungsvoller, einflußreicher, maßgebender, und so wie früher unsere Geschichte abwechselnd durch die Kaiser, durch die Kirche, durch die Großen, durch die Städte bestimmt wurde, so ist jetzt das Fürstenthum als die vorzugsweise bestimmende Kraft in unserer Geschichte anzusehen. Das Fürstenthum war aber unter beständigem Ankämpfen gegen die Macht, die Stärke und die Einheit des Reiches emporgekommen: das einzige Ziel, welches es verfolgte, war die eigene Erhebung auf Kosten des Ganzen: der einzige Maßstab, den es anlegte, war der eigene Vortheil und die Selbstsucht die vorzüglichste Triebfeder seiner Handlungen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß diese Eigenschaften des Fürstenthums sich nicht nur da bemerklich machten, wo es sich um die Bekämpfung eines gemeinschaftlichen Gegners, um Kaiser und Reich oder um die Städte handelte, sondern es trat sich selber feindselig gegenüber. In der That: neben der Widersetzung der Fürsten gegen die Reichsgewalt und gegen das Bürgerthum haben von jeher die wüthendsten Kämpfe unter ihnen selbst stattgefunden: Einer wollte sich auf Kosten des Andern vergrößern, seine Macht so viel wie möglich erweitern, die des Nachbarn beschränken. Auch jetzt, unmittelbar nachdem man die Städte gedemüthigt, gerathen die Fürsten einander in die Haare. Es entspinnt sich ein blutiger Krieg, der mehrere Jahre hindurch den größten Theil Deutschlands verheerte. Er gewinnt aber dadurch eine allgemeine Bedeutung, daß die eben mit genauer Noth überwundenen Freiheitsbestrebungen mit hineingezogen werden und ihnen die Aussicht eröffnet wird, Erfolge zu erringen.

Unter den fürstlichen Häusern, welche mit Kraft, Umsicht und Beharrlichkeit nach immer größerer Machtverbreitung strebten, nimmt das der Hohenzollern, dasselbe, welches wir in dem eben beschriebenen Kriege eine so bedeutende Rolle haben spielen sehen, eine der ersten Stellen ein. Schon Friedrich I., welcher die Mark Brandenburg erworben, gehörte zu den mächtigsten und einflußreichsten Fürsten Deutschlands. Unter seinen Söhnen Friedrich II. und Albrecht Achilles stieg aber die Macht des Hauses noch höher. Von diesen ist der letztere, welcher Anfangs das Burggrafthum Nürnberg inne hatte, und später erst, nach dem Tode seines älteren Bruders (1470) auch das Kurfürstenthum erbte, offenbar der bedeutendere. Er ist auch die Seele der brandenburgischen Staatskunst. Diese zeichnete sich nicht minder durch die Kühnheit und die Größe ihrer Entwürfe, wie durch die berechnetste Schlauheit aus, welche keine Mittel verschmähte, auch die Treulosigkeit nicht. Die Absicht der Hohenzollern war keine geringere, als nach und nach ganz Franken, Böhmen, Hessen, Sachsen, Braunschweig, Lüneburg, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Preußen mit Brandenburg zu vereinen und auf diese Weise einen Staat zu schaffen, der den größten Theil Deutschlands in sich begriffen hätte. Natürlich nicht auf dem Wege der Gewalt konnte dieser Plan zur Ausführung kommen, obschon man, wenn sich Gelegenheit bot, auch diesen Weg nicht verschmähte. Man zog es vor, durch Unterhandlungen, Heirathen, Erbvereinigungen, Belehnungen zum Ziele zu gelangen. Auf Sachsen hatte, wie wir gesehen, bereits Friedrich I. seine Blicke gerichtet. Da ihm aber Kaiser Sigmund die Belehnung mit diesem Kurlande abschlug, so unterhandelten seine Nachfolger mit dem wettinischen Hause über eine Erbvereinigung, welche im Jahr 1457 zu Stande kam. In demselben Jahre wurde sie auch mit dem Hause Hessen geschlossen. Mit Braunschweig-Lüneburg wurde ein gleicher Vertrag bereits im Jahre 1420 errichtet, mit Mecklenburg im Jahre 1442, mit Pommern, mit dem zuerst mehrfache Kriege geführt wurden, im Jahre 1473. Die Anwartschaft auf Holstein suchte das Haus Hohenzollern 1461 zu erwerben, und die böhmische Königskrone im Jahre 1457: als dies nicht gelang, wurden 1465, 1473, 1476 Erbverträge mit dem böhmischen Königshause errichtet.

Und dabei erschienen all diese Vergrößerungsplane nicht etwa

im Lichte kaiserfeindlicher Bestrebungen. Im Gegentheile: kein deutsches Fürstenhaus trug eine solche Anhänglichkeit an Kaiser und Reich zur Schau, als die Hohenzollern. Natürlich: dieses Haus war eigentlich durch das Reich emporgekommen: es hatte sich immer an den regierenden Kaiser angeschlossen, ihm wesentliche Dienste geleistet, und war dafür reichlich belohnt worden. Diese Staatskunst hatte sich in seinen Folgen zu nützlich bewährt, als daß man sie nicht ferner hätte beibehalten sollen. Durch den Kaiser konnte man immerhin noch mehr Rechte, Ansprüche und Vergünstigungen erlangen, und gerade Friedrich III., der eine so geringe Hausmacht besaß und mit so vielen Feinden zu kämpfen hatte, mußte sich um so dankbarer beweisen gegen ein Haus, das unter den mißlichsten Umständen ihm treu geblieben und so wesentlich seine Zwecke befördert hatte. So ist der große Erfolg, den er bei der Kirchenfrage gehabt, zu einem großen Theile auf Rechnung der Hohenzollern, besonders des Markgrafen Albrecht Achilles zu setzen. Dieser bearbeitete mit seinem Bruder die übrigen weltlichen Kurfürsten und gewann sie für die kaiserliche Ansicht. Dabei darf man aber nicht voraussetzen, als ob Albrechts kirchliche Ueberzeugung vollkommen mit der kaiserlichen übereingestimmt hätte. Er dachte nicht anders wie die meisten andern weltlichen Fürsten, welche, wenn es dem eigenen Nutzen galt, der Kirche soviel abgenommen hätten, als sie vermochten: auch seine religiösen Ansichten waren ziemlich weit, wie seine Verbindung mit dem hussitischen Böhmenkönig Podiebrad bewies, und die Gleichgültigkeit, mit welcher er den Kirchenbann ertrug, der einstmals über ihn verhängt wurde. Es handelte sich aber darum, dem Kaiser zu Willen zu sein und durch den wichtigen Dienst, den er ihm leistete, sich ihm unentbehrlich zu machen. In der That besaß Albrecht von nun an den entschiedensten Einfluß auf den Kaiser und bestimmte wesentlich seine Staatskunst, so weit es ihm nämlich dienlich schien.

Albrechts nächste Thätigkeit war darauf gerichtet, in Franken eine noch bedeutendere Machtstellung zu erlangen und den hohenzollerischen Einfluß immer weiter auszudehnen. Wir haben gesehen, wie er bereits mit den Städten angebunden und diese zu demüthigen gesucht. Ebenso machte er sich an die Bischöfe. Besonders an den von Würzburg, mit dem er wegen der Ausdehnung

der Gerichtsbarkeit in Händel gerieth. Der Bischof nannte sich Herzog von Franken, während Albrecht diesen Namen sich gleichfalls beilegte, als erblicher Besitzer des mit dem Burggrafthum Nürnberg verbundenen kaiserlichen Landgerichts. Gerade dieses Landgericht war ihm eine Quelle der verschiedensten Ansprüche nicht nur über Angesessene in Franken, sondern auch über Angehörige benachbarter Gebiete, so besonders von Baiern und der Pfalz. Doch stieß er mit diesen seinen Entwürfen auf sehr erhebliche Widersprüche.

Eben die Wittelsbacher, deren Besitzungen zunächst an das Burggrafthum Nürnberg stießen, beobachteten die Hohenzollern und ihr Thun in Franken mit äußerster Eifersucht. Schon mit dem Herzog Ludwig dem Bärtigen von Ingolstadt war Albrechts Vater und er selbst in die blutigsten Fehden gerathen. Doch waren die Hohenzollern dabei glücklich. Denn Ludwigs des Bärtigen eigener Sohn, Ludwig der Höckerichte, der wider den Willen des Vaters eine Schwester Albrechts Achilles geheirathet hatte und von ihm enterbt worden war, empörte sich gegen den Vater und nahm ihn mit Hülfe Albrechts gefangen. Hierdurch gewann Albrecht sogar einen beträchtlichen Einfluß auf das wittelsbachische Haus. Doch bald änderten sich die Verhältnisse. Ludwig der Höckerichte starb 1445, ohne Kinder zu hinterlassen; Ludwig der Bärtige zwei Jahre darauf in der Gefangenschaft. Der ingolstädtische Antheil wurde nun von der Linie Landshut in Besitz genommen, wodurch diese ihr Gebiet sehr ansehnlich erweiterte, und die Fürsten dieser Linie, Heinrich, der aber schon 1450 starb, und dessen Sohn Ludwig der Reiche, waren nicht minder eifersüchtig auf die Hohenzollern als Ludwig der Bärtige. Ludwig der Reiche gerieth alsbald mit Albrecht Achilles über die Ausdehnung der Gerichtsbarkeit in die mannichfachsten Händel. Ludwig stand aber in seiner Widersetzung gegen Albrecht Achilles nicht allein, sondern er wurde von der pfalzgräflichen Linie des Hauses Wittelsbach unterstützt, an deren Spitze eben jetzt ein Fürst trat, der an Gewandtheit, Klugheit und kriegerischer Tüchtigkeit es mit Albrecht Achilles wohl aufnehmen konnte. Das war Friedrich der Siegreiche.

Der König Ruprecht, der die Pfalz so sehr erweitert hatte, hinterließ die Kurlande seinem ältesten Sohne Ludwig dem Bärtigen (nicht zu verwechseln mit dem ingolstädter Ludwig von demselben

Beinamen), welcher im Jahre 1437 starb. Er hatte zwei Söhne, Ludwig den Sanftmüthigen, welcher in der Kur folgte, und Friedrich. Da nun Ludwig bei seinem 1449 erfolgten Tode einen erst einjährigen Sohn hinterließ, so übernahm Friedrich zunächst die Verwaltung des Kurfürstenthums, einige Jahre später aber, als sich inzwischen von allen Seiten Feinde erhoben, übernahm er unter Billigung der Landstände die kurfürstliche Würde selbst, jedoch mit dem Versprechen, sich nie verheirathen zu wollen, so daß seinem Neffen die Kur gesichert bliebe. In der That ist er ihm auch gefolgt. Dieser Friedrich bewies sich sofort als ein äußerst staatskluger, kräftiger, von den glücklichsten Erfolgen begleiteter Regent. Von fast allen seinen Nachbarn angefallen, von dem Markgrafen von Baden, dem Erzbischof Diether von Mainz, den Grafen von Lützelstein, Veldenz, Lichtenberg, wußte er sich nicht nur gegen alle diese zu behaupten — die Grafen von Lützelstein, seine Vasallen, vertrieb er sogar aus ihren Besitzungen und vereinigte diese mit der Pfalz — sondern sein Ansehn stieg durch die glückliche Beendigung dieser Fehde außerordentlich und er versäumte nicht, seinen Einfluß durch mehrfache Bündnisse zu verstärken. Unter diesen sind besonders die Bündnisse mit mehreren Reichsstädten bedeutsam. Die letzteren hatten zu den Pfalzgrafen ein besonderes Vertrauen, weil sie an dem Städtekriege nicht Theil genommen hatten. Die Pfalzgrafen befolgten nämlich schon seit einiger Zeit die Staatsklugheit, mit den rheinischen Städten ein freundschaftliches Vernehmen zu beobachten, um nöthigenfalls ihre reichen Hülfskräfte in Anspruch nehmen und überhaupt durch ihren Anhang sich stärken zu können. Friedrich der Siegreiche dehnte diese Bündnisse auch auf die schwäbischen und fränkischen Städte aus. So trat er bereits im Jahre 1451 mit Wimpfen, Ulm, Reutlingen, Weil, Kempten, Giengen, Aalen in Verbindung; im Jahre 1452 mit Nürnberg, Nördlingen, Rotenburg an der Tauber, Dünkelsbühl, Windsheim, Weißenburg im Nordgau; 1454 mit Heilbronn; 1457 mit Straßburg. Die meisten übrigen elsässischen Städte besaß die Pfalz von den Zeiten Sigmunds her im Pfand. Dies Alles deutete auf das entschiedene Bestreben Friedrichs, sich eine mächtige staatliche Stellung zu verschaffen und seinen Einfluß weit über die Pfalz auszudehnen. Besonders die Verbindungen mit den schwäbischen und fränkischen

Städten waren beachtenswerth: um so mehr, als Friedrich ohnedies von zwei Seiten seines Gebietes an Franken stieß, vom Westen her und vom Süden und Osten her, von der Oberpfalz, denn diese war nach dem Aussterben der Linie Johanns 1448 wieder an Kurpfalz gekommen. Die Gefährlichkeit dieser Stellung des Pfalzgrafen für die hohenzollernschen Entwürfe konnte Albrecht Achilles nicht entgehen.

Ich glaube daher, daß wohl auf seinen Einfluß hin der Kaiser sich weigerte, Friedrich als Kurfürsten anzuerkennen. Allerdings stand die Annahme der Kurfürstenwürde von Seite Friedrichs, mit Umgehung seiner Neffen, im Widerspruche mit der goldenen Bulle, auch wäre es wohl schicklich gewesen, vorher beim Kaiser anzufragen. Aber ein ähnlicher Fall war schon mit Rudolf II. vorgekommen*), also in der Pfalz nichts Ungewöhnliches; ferner zeigte der Papst, nach dem sich der Kaiser doch sonst richtete, keine Bedenklichkeit, Friedrich anzuerkennen, und endlich soll sich sogar der Kaiser Anfangs dazu bereit erklärt haben, wenn die Kurfürsten nichts dagegen hätten. Offenbar also ist ein anderer Einfluß thätig gewesen. Mitgewirkt mag allerdings auch haben, daß Friedrich der Siegreiche bereits im Anfange des Jahres 1452 sich mit dem Herzoge Sigmund von Tyrol verband, eine Thatsache, die als gegen den Kaiser gerichtet gedeutet werden konnte, und von den Feinden des Pfalzgrafen in diesem Sinne bei Friedrich III. gewiß geltend gemacht worden ist. Genug: der Kaiser verweigerte die Anerkennung Friedrichs als Kurfürsten, und hat sich dadurch diesen zum unversöhnlichsten Feind gemacht, ohne daß ihm die Weigerung etwas geholfen hätte. Denn die andern Kurfürsten erkannten ihn doch an, und Friedrich behauptete sich in seiner Würde, so lange er lebte. Zugleich wurden Friedrich dem Siegreichen auch in seinem eigenen Gebiete Schwierigkeiten verursacht. Die Oberpfalz nämlich weigerte sich, ihm als ihrem Herrn zu huldigen, und setzte diese Weigerung so lange fort, bis sie mit Waffengewalt von ihm zur Unterwerfung gebracht wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch hiebei Albrecht Achilles seine Hand mit im Spiele gehabt. Wenigstens nahm er später**) sehr eifrig

*) Siehe S. 168.

**) Müller Reichstagstheatrum, unter Friedrich IV. 764.

die Partei der Empörer wider den Kurfürsten und warf diesem sein ungerechtes und grausames Verfahren gegen die Oberpfälzer vor.

Auf diese Weise entwickelte sich, noch lange ehe es zu einem förmlichen Kriege kam, ein feindliches Verhältniß zwischen den Wittelsbachern und Hohenzollern. Jeder suchte dem Andern zu schaden, seine Plane zu durchkreuzen, sich durch Bundesgenossen zu stärken. Hielt es Markgraf Albrecht Achilles mit dem Kaiser, so verstand es sich von selbst, daß sich Friedrich der Siegreiche auf die Seite der Gegner des Kaisers schlug. Ja, er trat bald an die Spitze dieser Partei.

Und diese Partei war nicht gering. Es gehörten zu ihr alle Verwandte des Kaisers: sein Bruder Albrecht, sein Vetter Ladislaus, Erzherzog von Oesterreich, König von Böhmen und Ungarn, und Sigmund von Tyrol; ferner alle Erzbischöfe am Rhein und Baiern-Landshut. Diese Partei war sehr rührig und ging ernstlich damit um, Friedrich III. vom Throne zu stoßen. Rechtsgründe zu einem solchen Verfahren ließen sich wohl auffinden. Denn Friedrich gab genug Veranlassung zur Unzufriedenheit, und zwar nach zwei Seiten hin, einmal wegen seiner Reichsverwaltung und dann wegen der Stellung, die er zur römischen Kurie einnahm.

Was die erstere anbetrifft, so hatte unter seiner Regierung die Verwirrung im Reiche, die Unsicherheit der Straßen, Räuberei, Gesetzlosigkeit in erschrecklicher Weise überhand genommen. Fast auf jedem Reichstage wurden von Seite der Stände die öffentlichen Verhältnisse mit den schwärzesten Farben geschildert und der Kaiser aufgefordert, dem Uebel ein Ende zu machen. Merkwürdig, wie nun auf einmal Fürsten und Kaiser die Rollen wechseln. Früher, unter Sigmund und Albrecht, waren die Versuche, den Landfrieden herzustellen und eine Verbesserung der Reichsverfassung zu betreiben, von den Kaisern ausgegangen, stießen aber immer auf den Widerspruch der Fürsten. Jetzt sind es diese, welche vor allem Andern auf den Landfrieden dringen und auf Herstellung allgemeiner Gerechtigkeit. Diese Erscheinung findet aber ihre Erklärung in Folgendem. Früher wünschten die Kaiser die Verbesserung der Reichsverfassung mehr oder minder in dem Sinne, daß dadurch ihre Gewalt einen neuen Zuwachs erhalte, und darum setzten sich ihr die Fürsten entgegen. Seit dem Ausgange des zweiten Städtekrieges

aber war ihre Macht so gestiegen, gleichzeitig die staatliche Bedeutung der Städte, die den Kaisern sonst immer den Rücken gehalten, so gesunken, daß die Fürsten nun ihrerseits auf eine Verbesserung der Reichsverfassung bringen konnten, da diese jetzt in fürstlichem Sinne ausgefallen wäre. In der That spielt in allen Entwürfen, welche von den Fürsten ausgehen, das Fürstenthum eine bedeutende Rolle. Aber eben darum wollte nun auch der Kaiser nichts davon wissen. Er besaß zwar nicht die Kraft des selbständigen wirksamen Vorangehens, aber doch die der Trägheit, des Widerstandes: er wollte sich die Hände nicht binden lassen. Hierüber aber wurden die Fürsten erbittert; denn abgesehen von besonderen Zwecken, welche manche bei der Widersetzung gegen den Kaiser verfolgten, fühlten sie doch alle das Bedürfniß, daß es einmal zu einer bestimmten Ordnung kommen möchte, zumal sie so erstarkt waren, daß diese ihnen keinen Nachtheil mehr bringen konnte.

Zugleich wuchs die Unzufriedenheit mit dem päpstlichen Stuhl. Bei dem Abschluß der Konkordate, welchen die Schlauheit des kaiserlichen Hofes zu Wege gebracht, mochten sich die meisten Fürsten der Hoffnung hingeben, daß nun eine Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse eintreten würde. Auch wurde von einigen Mitgliedern der Kirche der Gedanke aufgegriffen, der sich so oft in der Geschichte des Abendlandes wiederholte, von innen heraus eine Erneuerung der Kirche zu versuchen, ohne jedoch die ursprüngliche Idee derselben zu beseitigen oder zu verändern, und in dieser Beziehung hat besonders Nikolaus von Cusa eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet, wie er denn überhaupt den Gedanken der Kirchenverbesserung nicht aufgegeben hat: im Norden wirkte besonders der Abt Busch in seinem Sinne. Aber diese Versuche waren doch viel zu vereinzelt, als daß sie auf das Ganze irgend einen Einfluß hätten üben können, auch verschwanden sie nach einiger Zeit fast spurlos. Eine andere Erscheinung war die des Franziskaners Kapistranus, eines Kreuzpredigers, der an die Zeiten Bernhards von Clairveaux erinnerte, von einer außerordentlichen hinreißenden Beredtsamkeit, im Geruche der Heiligkeit stehend. Er bereiste im Auftrage des Papstes die verschiedensten Gegenden Deutschlands, hielt überall Predigten gegen die Ueppigkeit, Hochfahrt und Kleiderpracht und hatte doch meistens die Wirkung, daß die Einwohner darauf

bezügliche Gegenstände, wie spitzige Schuhe, Wulsthauben, Brettspiele, Karten, Würfel in großen Haufen ihm darbrachten und verbrannten. Dieser Mönch predigte aber zugleich gegen die Ketzerei und den Unglauben, und es heißt, daß er auch in dieser Beziehung große Wirkungen gehabt habe. Im Ganzen machte er aber mehr den Eindruck eines guten Schauspielers, der die Neugierde reizte, auch wohl augenblickliche Bewunderung erzwingen mochte, meist jedoch nur deßhalb Erfolge hatte, weil er einmal an der Tagesordnung war. Mit seinem Tode, der schon 1456 erfolgte, endete natürlich auch diese Art von Wirksamkeit. Auch konnten die augenblicklichen Erfolge Kapistrans durchaus nicht täuschen über die eigentliche Stimmung der öffentlichen Meinung in Deutschland, welche für Rom höchst ungünstig war. Die römische Kurie setzte die früheren Erpressungen fort und zog aus Deutschland wieder ebenso ungeheuere Summen, wie früher. Diese Thatsache konnte durch nichts weggestritten und weggepredigt werden: Jeder fühlte die Wahrheit derselben nur zu sehr an seinem eigenen Beutel. Dieses Verfahren, so kurze Zeit nach der Wiederherstellung des Kirchenfriedens, empörte Alle, und es wurden auf Reichstagen und sonst die bittersten Stimmen über Rom laut. Die Dinge ließen sich aber bald für Rom um so gefährlicher an, als manche Fürsten unmittelbar in die Kirchenfrage verwickelt wurden. So gerieth der Herzog Sigmund von Tyrol mit dem Bischofe von Brixen, eben jenem Nikolaus von Cusa, den wir schon öfters erwähnt, in die vielfältigsten Händel über die Gränzen der herzoglichen und bischöflichen Gerichtsbarkeit. Der Zankapfel wurde schon dadurch zwischen beide geworfen, daß Nikolaus vom Papste zum Bischof ernannt wurde wider den Willen des Herzogs, der schon einen anderen dazu bestimmt hatte.

Es war natürlich, daß die gegenkaiserliche und die gegenpäpstliche Partei mit einander gemeinsame Sache machten, da ja Papst und Kaiser auch verbunden waren und sich gegenseitig unterstützten. Eine solche Vereinigung der Widerstandspartei war aber für Kaiser und Papst höchst gefährlich, da sie auf die öffentliche Meinung rechnen konnte. Im Jahre 1456 ging sie ernstlich voran. Die Kurfürsten hielten zu Nürnberg einen Fürstentag und luden auch den Kaiser Friedrich dazu ein. Gegenwärtig waren der Erzbischof von Mainz, der Pfalzgraf, der Markgraf Friedrich von Brandenburg,

nebst mehreren anderen weltlichen und geistlichen Fürsten. Auf diesem Tage wurde über eine neue Königswahl verhandelt, und beschlossen, an den Kaiser Friedrich ein Schreiben zu richten, in welchem er aufgefordert wurde, seine Zustimmung zu der bevorstehenden Wahl zu geben, widrigenfalls man sie auch gegen seinen Willen vornehmen wolle. Auf zwei Fürsten hatte man schon die Blicke gerichtet, auf den Erzherzog Albrecht von Oesterreich und auf den Pfalzgrafen Friedrich den Siegreichen. Da jedoch auf diesem Tage nicht genug Fürsten erschienen waren, so wurde für das nächste Jahr eine neue Versammlung nach Frankfurt ausgeschrieben, welche in der That zu Stande kam. Zugleich griff man auch ernstlich an die Kirchenfrage. Man wollte den Tod des Papstes Nikolaus V. (1455) benutzen, um dieselbe im Sinne der Widerstandspartei zu erledigen, und nicht eher dem neuen Papste Calixtus III. Gehorsam leisten, bis er allen Beschwerden der deutschen Nation abgeholfen hätte. Zu diesem Ende berief der Erzbischof Diether von Mainz für das Jahr 1457 eine Kirchenversammlung nach Mainz, auf welcher die Frage verhandelt wurde. Durch den Kanzler des Erzbischofs Diether, Martin Meyer, einen der gelehrtesten, freisinnigsten und thätigsten Männer der damaligen Zeit, einen Freund Gregors von Heimburg, wurden nun die Beschwerden der deutschen Nation wider den römischen Stuhl abgefaßt und an die geeignete Stelle befördert. Zugleich setzte Meyer in einem Schreiben an seinen ehemaligen Freund Aeneas Sylvius mit überzeugender Klarheit die Uebergriffe Roms und die Unverträglichkeit derselben mit den Rechten der deutschen Nation auseinander.

Die Lage von Kaiser und Papst war also mißlich genug. Gleichwohl entgingen beide der drohenden Gefahr. Was den Widerstand gegen den Kaiser anbetrifft, so wurde dieser wiederum durch die Brandenburger unwirksam gemacht, indem der Kurfürst Friedrich dem Kaiser treu blieb und auch den Herzog von Sachsen für seine Ansicht zu gewinnen wußte. Die Brandenburger erhielten dafür vom Kaiser eine Bestätigung aller Rechte des Landgerichts vom Burggrafthum Nürnberg, wogegen alle dawider streitenden Freiheiten für ungültig erklärt wurden.*) Der Frankfurter Tag von 1457 hatte also kein

*) Chmel Regesta Friderici. Nr. 3516.

für den Kaiser nachtheiliges Ergebniß. Was aber die Widersetzung gegen die römische Kirche anbetrifft, so gab sich Aeneas Sylvius eine erstaunliche Mühe, die gegen sie erhobenen Anschuldigungen zu widerlegen. Aber zugleich trachtete er auch darnach, die weltlichen Fürsten von der papstfeindlichen Partei abzubringen. Er stellte ihnen vor, daß die strenge Einhaltung der Kompaktaten gar nicht mit ihrem Vortheile übereinstimme: denn wenn dem Papste eine größere Freiheit bei der Besetzung der bischöflichen Stühle gegeben sei, so wäre es den fürstlichen Häusern weit leichter, ihre nachgeborenen Söhne auf ihnen unterzubringen, als wenn die unbedingte Freiheit der Wahl durch die Kapitel eingehalten würde. Das scheint den weltlichen Fürsten eingeleuchtet zu haben. Denn die Zusammenkünfte der Kirchenfürsten hatten eben so wenig die gewünschten Erfolge, als die Versuche, den Kaiser zu stürzen. Beide Unternehmungen scheiterten an der Uneinigkeit der Deutschen.

Der schlechte Ausgang dieser Versuche wider Kaiser und Papst brachte die Auflösung der Widerstandspartei zu Wege, und so trat namentlich zwischen dem Pfalzgraf Friedrich und dem Erzbischof von Mainz, die sich 1456 ausgesöhnt und sich zur Erreichung der eben dargelegten Zwecke verbunden hatten, wieder die frühere feindselige Gesinnung ein. Dies wollte Albrecht Achilles benutzen, um dem Pfalzgrafen ernstlich auf den Leib zu gehen. Auf einem Tage zu Speier im März 1458 verabredete er mit dem Erzbischof Diether von Mainz, dem Herzog Ludwig von Veldenz, dem Grafen Ulrich von Würtemberg, lauter alten Feinden des Pfalzgrafen, ein Bündniß, welches bald darauf (20. Juni) abgeschlossen wurde. Und nun ergriff er die nächste Gelegenheit, um mit Friedrich anzubinden. Auf pfalzgräflichem Gebiete, an der Jart, unweit Möckmühl, befand sich das Ganerbenschloß Widdern, von wo aus häufige Räubereien geschahen. Die dort hausenden Edelleute, welche übrigens Vasallen des Bischofs von Würzburg waren, wurden nun beim Landgerichte des Markgrafen Albrecht Achilles verklagt. Dieser that sie in die Acht, rückte mit dem Grafen Ulrich von Würtemberg vor das Schloß, nahm es ein und zerstörte es. Friedrich der Siegreiche hatte dies geschehen lassen, beschloß sich aber bei gelegener Zeit zu rächen. Fast um dieselbe Zeit, als sich Albrecht mit Mainz, Veldenz und Würtemberg verbündet, schloß der Pfalzgraf

eine Einigung mit dem Herzog Ludwig dem Reichen von Baiern-Landshut, und als Zweck dieser Einigung wurde ausdrücklich festgesetzt, sich gegenseitig wider die Uebergriffe des markgräflichen Landgerichts beizustehen. Nun bemächtigte sich dieser Ludwig der Reiche im Oktober 1458 der Reichsstadt Donauwerth. Sie war früher den Herzogen von Baiern verpfändet gewesen, unter Kaiser Sigmund erlangte sie wieder die Reichsunmittelbarkeit, die Herzoge von Baiern glaubten aber noch Ansprüche darauf zu haben. Ludwig der Reiche zog also mit 12,000 Mann vor die Stadt und nahm sie ein, durch die Verrätherei des dortigen Bürgermeisters begünstigt. An dieser Unternehmung nahmen sowohl Friedrich der Siegreiche, wie Albrecht Achilles Theil, ja der letztere stellte dem Herzog Ludwig sogar noch eine Anzahl Truppen zur Verfügung und gab ihm Mittel und Wege an die Hand, wie er sich wegen dieser That vor dem Kaiser verantworten könne. Da Albrecht später selber die Reichshauptmannschaft wider Ludwig übernahm, so kann man als Beweggrund dieser seiner Handlungsweise keinen anderen ansehen, als den, die Wittelsbacher in Händel zu verwickeln und das ganze Reich gegen sie auf die Beine zu bringen, um unter diesem Schild seine Privatabsichten gegen sie zu verfolgen. In der That machte dieser Landfriedensbruch ein großes Aufsehen, und die Feinde der Wittelsbacher glaubten nun den passenden Zeitpunkt gekommen, sie zu Boden zu werfen. Es wurde zwar noch ein Vermittlungstag in Bamberg gehalten. Hier aber geriethen Friedrich der Siegreiche und Albrecht Achilles in so heftigen Streit, daß sie die Degen gegen einander zogen und nur mit Mühe auseinandergehalten werden konnten. Auf dem Reichstage zu Eßlingen (Februar 1459) wurde sodann Ludwig als Reichsfeind erklärt und ein Heerzug gegen ihn beschlossen, als dessen Hauptmann Albrecht Achilles bestellt wurde. Da vermittelte indessen Aeneas Sylvius, der inzwischen Papst geworden und damit umging, einen großen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen, den Frieden, so daß sich Ludwig bereit erklärte, Donauwerth herauszugeben und sich dem Ausspruche des Kaisers zu unterwerfen. Ja, er sagte auch im Namen des Pfalzgrafen Friedrich dessen Bereitwilligkeit zu, den Ausspruch eines Schiedsgerichts über seine Streitigkeiten mit Mainz, Veldenz, Würtemberg anzuerkennen. Dieses Schiedsgericht, auf welches aller

Wahrscheinlichkeit nach Albrecht Achilles einen bedeutenden Einfluß übte, erledigte aber die schwebenden Fragen zum Nachtheile Friedrichs. Dieser weigerte sich entschieden, den Spruch anzunehmen, und beredete auch Ludwig gegen den Ausspruch, wonach er Donauwerth verlieren sollte, Verwahrung einzulegen.

Und nun begann (im Jahre 1460) der Krieg erst recht. Es war Albrecht Achilles gelungen, diesen Krieg, der eigentlich aus der Feindseligkeit der Hohenzollern und der Wittelsbacher hervorgegangen war, zu einem Reichskriege anwachsen zu lassen. Denn als solcher wurde er sofort behandelt. Der Kaiser Friedrich rief die Stände wider die beiden Wittelsbacher auf, und alsobald standen dreizehn Fürsten gegen sie in den Waffen: der Erzbischof von Mainz, der Herzog von Veldenz, der Graf von Leiningen, der Erzbischof Johann von Trier, die Bischöfe von Metz, Speier, Eichstett, der Markgraf Karl von Baden, der Graf von Würtemberg, der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, Markgraf Albrecht Achilles, der Kurfürst von Sachsen und sein Bruder Herzog Wilhelm von Sachsen. Gegen diese vielen Feinde standen die Wittelsbacher fast allein: nur der Landgraf von Hessen leistete thätige Hülfe und die beiden fränkischen Bischöfe von Würzburg und Bamberg; auch einige Reichsstädte, wie Speier, Straßburg, Heilbronn, Wimpfen, Weißenburg und andere unterstützten den Pfalzgrafen. Nichts desto weniger wußten sich Ludwig und Friedrich nicht nur all ihrer Feinde zu erwehren, sondern diese selbst in großes Gedränge zu bringen. Ludwig der Reiche brach in die fränkischen Besitzungen des Markgrafen Albrecht Achilles ein, eroberte mehrere Schlösser und Städte und zwang ihn zuletzt, sich zu der Richtung von Roth (24. Juni 1460) zu verstehen, in welcher die zwischen beiden Fürsten obwaltenden Streitigkeiten, namentlich wegen des Nürnberger Landgerichts, ganz zu Gunsten des Herzogs Ludwig erledigt wurden. Der Pfalzgraf Friedrich aber schlug einen seiner Feinde nach dem andern, und nöthigte sie ebenfalls zum Frieden, den Erzbischof von Mainz am 16. Juli, den Grafen von Würtemberg am 8. August. Mit Veldenz ging zwar die Fehde noch fort, aber zum Vortheile des Kurfürsten, so daß es das Jahr darauf ebenfalls zum Frieden kam.

Die Wittelsbacher waren demnach in dem entschiedensten Vortheil,

die Hohenzollern hatten eine Niederlage erlitten; diese traf aber nicht sie allein, sondern noch viel mehr den Kaiser, der aus der Fehde einen Reichskrieg gemacht hatte: durch diesen Ausgang des ersten Feldzugs mußte daher das kaiserliche Ansehen ungemein verlieren.

Wie nun? Sollte man diesen äußerst günstigen Zeitpunkt nicht benützen, um die vor Kurzem gescheiterten Entwürfe wieder aufzunehmen, nämlich den Kaiser zu stürzen, und die Kirchenfrage im nationalen Sinne zu erledigen?

Der Kaiser schien in dem Augenblicke kaum irgend einen Widerstand leisten zu können. Denn er befand sich in seinen Erblanden in den widrigsten Verwicklungen. Im Jahre 1457 war Ladislaus kinderlos gestorben, welcher König von Ungarn und Böhmen und Herzog von Oesterreich gewesen. Diese drei Länder waren demnach herrenlos. Gelang es Friedrichen, sie zusammen an sein Haus zu bringen, so stieg seine Macht außerordentlich. Aber die Böhmen wählten sofort Georg von Podiebrad, der schon früher Statthalter gewesen und noch unter Ladislans eine einflußreiche Stellung behauptet hatte, zum böhmischen Könige, und die Ungarn erhoben den Sohn des tapferen Hunyad, Mathias Corvinus, auf ihren Thron. Da nun aber eine mißvergnügte Partei den Kaiser Friedrich zum ungarischen Könige wählte (1459), so ging dieser darauf ein, erhob den Krieg gegen Mathias, war aber sehr unglücklich. Dieser Krieg dauerte noch fort. Zugleich gerieth der Kaiser mit seinem Bruder Albrecht und seinem Vetter Sigmund in die größten Streitigkeiten über die durch Ladislaus Tod erledigten österreichischen Lande. Und kaum waren diese Händel durch Vermittlung der Landstände beigelegt, so erhob sich gegen Friedrich unter seinen eigenen Unterthanen eine sehr gefährliche Bewegung, hervorgerufen durch seine ausnehmend schlechte Verwaltung, namentlich durch seine Münzverschlechterung. Er prägte so schlechtes Geld — die Münze erhielt den bezeichnenden Namen „Schinderlinge“ — daß es Niemand mehr nehmen wollte, und die Preise der Lebensmittel zu einer ganz ungeheueren Höhe künstlich hinaufgeschraubt wurden. Ein allgemeines Elend, eine Hungersnoth war die Folge davon. Die Landstände nahmen nun endlich die Sache in die Hand. Da aber Friedrich auf ihre Vorstellungen nicht eingehen wollte, so

widersetzten sie sich gegen ihn und alsobald schloß sich auch Friedrichs Bruder Albrecht ihnen an. Friedrich war in der trostlosesten Lage: er vermochte seinen Feinden nicht zu widerstehen.

Um dieselbe Zeit erhielt auch die kirchliche Widerstandspartei eine neue Nahrung. Der neue Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg — der vorige, welcher ebenfalls Diether hieß, war im Jahre 1459 gestorben — sollte dem päpstlichen Hofe für die Bestätigung seiner Würde eine ungeheuere Summe zahlen: als er sich dessen weigerte, wurde er vom Papste mit dem Banne bedroht. Diether wollte sich das nicht gefallen lassen und beeiferte sich nun, die Widerstandspartei gegen Rom frisch zu beleben und die Abstellung der päpstlichen Mißbräuche nochmals zur Sprache zu bringen. Zugleich war der Streit zwischen Sigmund von Tyrol und Nikolaus von Cusa in eine neue Entwicklung getreten. Sigmund nahm endlich (1460) den Bischof gefangen. Darauf wurde er in den Bann gethan, er aber erkannte diesen Spruch nicht an, berief sich vielmehr auf eine allgemeine Kirchenversammlung, und übergab die Führung seiner Sache dem kühnen Gregor von Heimburg, welcher nichts versäumte, um der römischen Kurie wehe zu thun und in vortrefflichen Schriften alle ihre Bedrückungen in das rechte Licht zu setzen wußte.

Der Zeitpunkt war also günstig genug, um gegen Papst und Kaiser voranzugehen und einen entscheidenden Schlag zu versuchen.

Zunächst also dachte die kaiserfeindliche Partei daran, Friedrich III. abzusetzen und einen neuen König zu wählen, von dem man zugleich erwarten konnte, daß er dem Papste gegenüber eine andere Haltung beobachten würde. Dazu schien sich nun Niemand besser zu eignen, als der König von Böhmen, Georg von Podiebrad. Dieser war, obschon er bei seiner Thronbesteigung sich zu der römisch-katholischen Kirche bekannte, im Grunde seines Herzens der hussitischen Partei zugethan und hielt strenge auf die Beobachtung der mit der baseler Kirchenversammlung vereinbarten prager Kompaktaten. Es war vorauszusetzen, daß er als Oberhaupt der deutschen Nation nicht minder kräftig die Rechte der deutschen Kirche verfechten würde. Als Besitzer von Böhmen, Mähren, Schlesien und den Lausitzen war er der mächtigste Fürst des deutschen Reiches. Dabei hatte er sich bereits als glücklicher Krieger ausgezeichnet, indem er aus allen Kämpfen mit den böhmischen Nachbarn siegreich

hervorging. Und in der Staatsklugheit, die nicht immer frei von Hinterlist war, wetteiferte er mit den schlauesten und umsichtigsten Fürsten seiner Zeit. Obschon nicht im Purpur geboren, sondern ein einfacher Edelmann, wußte er doch gleich in den ersten Jahren seiner Regierung durch kluge Unterhandlungen und Bündnisse mit den bedeutendsten Fürstenhäusern eine äußerst vortheilhafte Stellung einzunehmen und einen mächtigen staatlichen Einfluß zu üben. Er knüpfte den König von Ungarn, Mathias Corvinus, an sich, indem er ihm eine Tochter zur Frau gab; er wußte den Kaiser Friedrich zur Anerkennung seiner Würde zu vermögen, indem er ihm versprach, gegen eben diesen Mathias Corvinus ihm beizustehen, woran er natürlich nicht dachte; er gewann das sächsische Fürstenhaus, indem er eine zweite Tochter mit dem Herzog Albert, dem Beherzten, verheirathete; er schloß sodann auch mit den Hohenzollern Bündnisse, namentlich mit Albrecht Achilles hielt er ein freundliches Vernehmen ein. Dies hielt ihn aber nicht ab, zugleich auch mit den Feinden des Kaisers und der Hohenzollern Verbindungen anzuknüpfen, so 1459 mit Friedrich dem Siegreichen, 1460 mit Ludwig dem Reichen in Baiern-Landshut, 1459 und 1461 mit dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich, mit Sigmund von Tyrol und den österreichischen Landständen, die sich wegen ihres Streites mit dem Kaiser an ihn gewendet hatten. Da ihm bisher Alles so gut geglückt war, so hoffte er noch Größeres erreichen zu können. Sein Ziel war die Krone des deutschen Reiches. Es ist nicht mehr genau zu ermitteln, ob die ersten Schritte zu diesem Ziele von ihm ausgegangen sind oder von der kaiserfeindlichen Partei. Bemerkenswerth aber ist, daß der bisherige kurmainzische Kanzler Martin Meyer, welcher bei dem früheren Widerstandsversuch gegen Rom eine bedeutende Rolle spielte, nun auf einmal als Bevollmächtigter des Königs von Böhmen erscheint und die Unterhandlungen wegen der Königswahl leitete. Auch Gregor von Heimburg wurde bei dieser Angelegenheit verwendet.

Zunächst suchte nun Podiebrad mit den Wittelsbachern ins Reine zu kommen.*) Martin Meyer unterhandelte zuerst mit

---

*) Vergleiche über das Folgende: Höfler: urkundliche Nachrichten über König Georg Podiebrads von Böhmen Versuch, die deutsche Kaiserkrone an sich zu reißen,

Herzog Ludwig von Baiern, und im Oktober 1460 wurde bereits zwischen ihnen folgender Vertrag geschlossen. Ludwig bietet Alles auf, um Podiebrad zur römischen Königskrone zu verhelfen, wird dafür dessen oberster Hofmeister und Rath mit 8000 Gulden, erhält Donauwerth zurück, bis die Stadt vom Reiche mit 40,000 Gulden ausgelöst wird, bekommt sammt dem Pfalzgrafen Friedrich die Reichsstatthalterschaft, wenn der König außer Landes sich befindet, und wird mit etwa fällig werdenden Reichslehen bedacht. Mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz wurde im November abgeschlossen. Friedrich verspricht, Podiebrad zum römischen König zu erwählen, erhält dafür die Reichshauptmannschaft und mit seinem Vetter Ludwig die Reichsstatthalterschaft, den dritten Theil eines Zolls, den der König auf die Frankfurter Messen legen soll, einen neuen Zoll zu St. Felix, die Versicherung, daß bei einem ledig werdenden Bischofsstuhle seine Familie bedacht werden solle, die Anwartschaft auf die Stadt Mainz, wenn sie etwa der König Jemanden „befehlen" wolle, das Recht, alle Pfandschaften des Reichs zu lösen und zu behalten, ferner daß der König nur mit Genehmigung der Pfalz einen Hofrichter aufnehmen werde. Die kurfürstlichen Räthe wurden ebenfalls reichlich bedacht. Ein weiterer Vertrag kam im December 1460 mit dem Erzbischof Diether von Mainz zu Stande. Hier trat besonders die kirchliche Frage in den Vordergrund. Podiebrad gibt gegen das Versprechen des Erzbischofs, ihn zum römischen König zu wählen, die Versicherung, eine allgemeine Kirchenversammlung in einer Stadt am Rheine zu Wege zu bringen, die baseler Beschlüsse aufrecht zu erhalten, die Geistlichen bei ihren Rechten und Freiheiten zu schützen. Sodann sollte Podiebrad im Reiche ordentliches Gericht, Friede und Einigkeit schaffen, einen Zug gegen die Türken unternehmen, ohne Wissen und Willen der Kurfürsten keine Auflage ausschreiben. Als besondere Begünstigung des Erzbischofs nahm er in Anspruch den zehnten Pfennig der Judensteuer, die Reichsstatthalterschaft und Berücksichtigung seiner Brüder bei ledig werdenden Erzbisthümern und sonstigen

In den münchener Gelehrten Anzeigen, XXVIII. S. 33—51. Ferner: Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles, herausgegeben von Höfler. Urkunden Nr. 12—27.

geistlichen Stellen. Man sieht: die Fürsten verkauften ihre Stimmen ziemlich theuer, und sie haben über der Sorge für die Wohlfahrt des Reichs ihren eigenen Nutzen nicht im Geringsten vergessen. Mit den Kurfürsten von Trier und Köln ließ Podiebrad ebenfalls unterhandeln: über das Ergebniß wissen wir aber nichts.

Als sich der König von Böhmen der Wittelsbacher und des Erzbischofs von Mainz versichert hatte, so machte er sich an die Hohenzollern. Er hatte ihre Zustimmung auch darum nöthig, weil dieses Haus einen besonderen Einfluß auf Kursachsen übte. Podiebrad hoffte um so mehr ein Eingehen der Hohenzollern auf seine Plane, als von seinem Ausspruche die endliche Erledigung der Streitsache zwischen Albrecht Achilles und Ludwig von Baiern abhängig war. Durch die Richtung von Roth waren nämlich noch nicht alle Mißhelligkeiten ausgeglichen: Vieles blieb noch in der Schwebe und Podiebrad war von beiden Parteien zum Schiedsrichter ernannt worden. Der König von Böhmen versäumte nicht, darauf hinzudeuten, als er Albrecht Achilles von seinem Plane unterrichtete und ihn um Förderung desselben ersuchte. Auch versprach er ihm und seinem Bruder, wenn er deutscher König geworden, Alles zu bewilligen, was sie verlangten.

Der schlaue Albrecht Achilles glaubte sich zunächst zum Meister des Geheimnisses machen zu müssen, um das ganze Spiel durchschauen zu können, und darnach seine Maßregeln zu nehmen. Er ging also scheinbar in den Vorschlag Podiebrads ein und versprach sogar ihm zwei Kurstimmen verschaffen zu wollen, nämlich Brandenburg und Sachsen. Unterdessen erfuhr er das Nähere über die Verhandlungen mit den Wittelsbachern, und da diesen so außerordentliche Vergünstigungen zugestanden worden waren, so folgerte er, daß die ihm und seinem Hause gemachten Zusicherungen bloße Redensart seien: er sah vielmehr in dem Gelingen des podiebradischen Planes nur eine Machterweiterung des verhaßten wittelsbachischen Hauses und beschloß ihn daher zu vereiteln. Natürlich erwarb er sich dadurch einen neuen Anspruch auf die Dankbarkeit des Kaisers, und die Aussöhnung desselben mit den Wittelsbachern wurde doch fast unmöglich gemacht.

Der König von Böhmen schrieb auf den Anfang des Jahres 1461 einen Fürstentag nach Eger aus, auf welchem angeblich die

noch schwebenden Streitpunkte zwischen den Hohenzollern und den Wittelsbachern entschieden werden sollten. Eigentlich aber sollten darauf die näheren Verabredungen über Podiebrads Königswahl statt finden. In der That wurde über diese Sache verhandelt. Albrecht Achilles hatte aber inzwischen die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen gegen den podiebradischen Plan gestimmt, so daß diese sich nicht deutlich erklärten. Den Anfragen Podiebrads darüber wußte Albrecht auszuweichen. Man beschloß zuletzt, auf einem Tage zu Nürnberg, der im März abgehalten wurde, diese Frage weiter zu verhandeln. Hier war Podiebrad nicht selber gegenwärtig, Albrecht Achilles konnte daher mit noch größerem Erfolg gegen seinen Plan arbeiten. In der That kam man nicht weiter. Brandenburg und Sachsen erklärten sich jetzt ganz offen gegen den podiebradischen Vorschlag, und selbst Pfalz und Mainz stellten in Abrede, daß sie sich darauf eingelassen hätten.

Doch war die Sache noch nicht zu Ende. Die Widerstandspartei gab ihre Entwürfe keineswegs auf. Sie brachte nochmals ihre Klage wider den Kaiser und seine schlechte Reichsverwaltung vor, fand allgemeinen Anklang und bewirkte zuletzt den Beschluß, daß ein neuer Tag nach Frankfurt ausgeschrieben wurde, auf welchem die vielen Gebrechen der Reichsverwaltung zur Sprache kommen und Abhülfe dagegen geschafft werden sollte. Der Kaiser wurde dazu eingeladen, erscheine er aber nicht, so werde man auch ohne ihn die nöthigen Beschlüsse fassen. Man gab so wenig die Hoffnung, die Absetzung Friedrichs doch noch bewirken zu können, auf, daß Podiebrad schon den Gedanken faßte, mit einem Heere vor Frankfurt zu erscheinen, um sofort als gewählter römischer König einzuziehen. Mit Ludwig von Baiern, Albrecht von Oesterreich, Sigmund von Tyrol, Mathias Corvinus wurden neue Bündnisse geschlossen, um mit vereinten Kräften Friedrich zu überziehen, und man glaubte auch auf die Zustimmung der wichtigsten Reichsstädte rechnen zu können.

Aber noch mehr! Auf eben diesem nürnberger Tage brachte der Erzbischof von Mainz auch die Kirchenangelegenheit zur Sprache. Der Widerspruch wider die päpstlichen Anmaßungen fand einen eben so lebhaften Anklang, wie der gegen den Kaiser. Man ging sogar damit um, wieder eine allgemeine Kirchenversammlung zu Stande

zu bringen: schon wurde Gregor von Heimburg zu diesem Zwecke nach Frankreich gesendet an den Hof des Königs. In Frankfurt sollte neben den Reichsangelegenheiten auch die Kirchenfrage ihre Erledigung finden: es wurden deßhalb die deutschen Kirchenfürsten dazu eingeladen.

Mithin standen die Dinge für Kaiser und Papst immer noch sehr gefährlich.

Aber Albrecht Achilles entfaltete nun eine immer größere Thätigkeit. Er setzte den Kaiser von Allem in Kenntniß und gab ihm die Mittel und Wege an die Hand, wie er der drohenden Gefahr entgehen könnte. Auf ihn und seinen Bruder, den Kurfürsten, könne er sich verlassen: er solle dann aber auch Köln, Trier, Sachsen bearbeiten lassen und die Reichsstädte. Baden und Würtemberg hätte er ohnedies. Dann solle er sich mit dem Papste verständigen: dieser müßte seinen Streit mit Mathias Corvinus beilegen. Um nun aber Sigmund und Albrecht abzuhalten, gegen den Kaiser voranzugehen, müsse man ihnen die Schweizer auf den Hals schicken. Friedrich benutzte diese Winke. Papst und Kaiser, wie sie zugleich angegriffen wurden, handelten nun auch gemeinsam. Es galt vor Allem, die Zusammenkunft in Frankfurt zu verhindern. Der Kaiser und der Papst erließen an die Reichsstände dringende Abmahnungsschreiben, und in der That kam dieser Tag nicht zu Stande. Dafür aber schrieb der Erzbischof von Mainz einen Tag nach Mainz aus, im Juni 1461, der Kirchenangelegenheit wegen. Hieher kam unter Anderen auch Gregor von Heimburg als Abgesandter Sigmunds von Tyrol und er hielt wieder, wie gewöhnlich, die heftigsten Reden gegen die römische Kurie, welche allgemeinen Beifall fanden. Der Erzbischof Diether legte eine Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung ein und hielt ebenfalls einen heftigen Vortrag gegen den Papst. Der Papst hatte aber auch seine Abgesandten geschickt. Glücklicher Weise entdeckten diese, daß Diether nicht sehr fest sei. Denn unter der Hand machte er ihnen den Vorschlag, seine Berufung zurückzunehmen, wenn er vom Papste bestätigt würde. Jetzt glaubte der Papst entschiedener gegen ihn auftreten zu können. Er suchte zuerst nach Jemanden von angesehenem Geschlechte, der es auf sich nähme, Diether vom erzbischöflichen Stuhle zu verdrängen, und fand diesen in dem Grafen Adolf von Nassau. Nunmehr wurde Diether im August 1461 seiner Würde

entsetzt und Adolf von Nassau zum Erzbischof von Mainz erklärt. Der Kaiser bestätigte sofort diese Erlasse des Papstes. Diether mußte nun Alles aufbieten, um sich des neuen Feindes zu entledigen, und die Kirchenangelegenheit gerieth ins Stocken. Zugleich hatten in der That die Schweizer den Krieg gegen Sigmund von Tyrol und gegen Albrecht von Oesterreich angefangen, der indessen im Juni wieder beigelegt ward, und zwischen Mathias von Ungarn und dem Kaiser leitete der Papst einen Stillstand ein. Endlich, um die Unternehmungen Podiebrads zu lähmen, wurden jetzt bereits die Einleitungen getroffen, ihm wegen seiner Begünstigung des Hussitismus auf den Leib zu rücken.

Und nun drang Albrecht Achilles in den Kaiser, gegen Ludwig von Baiern von Neuem den Reichskrieg zu erheben, bei welcher Gelegenheit er über seinen Feind Vortheile erlangen und die Scharte des letzten Krieges auswetzen zu können hoffte. In der That kündigte Friedrich dem Herzog von Baiern als einem Reichsfeinde am 15. Juli 1461 den Krieg an — als Hauptgrund wurde vorangestellt, weil er sich mit des Kaisers Bruder Albrecht verbunden und in die Länder des Markgrafen Albrecht Achilles eingedrungen sei — und ernannte den letzteren nebst dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Würtemberg zu Feldhauptleuten. Dieser Krieg nahm aber sofort für Albrecht Achilles eine unglückliche Wendung. Die Wittelsbacher hatten keine geringere Absicht, als ihn aus allen seinen fränkischen Besitzungen hinauszutreiben. Zu diesem Ende faßten sie ihn von vier Seiten zugleich an. Von Baiern und der Oberpfalz drang Ludwig her, der sich inzwischen auch noch mit der münchner Linie verbündet hatte, von der Rheinpfalz Friedrich der Siegreiche, von Norden die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und von Osten drohte der König Georg Podiebrad, der inzwischen die Treulosigkeit Albrechts erfahren und sich dafür an ihm rächen wollte. Bis gegen Ende September 1461 waren dem Markgrafen der größte Theil seiner festen Plätze und Städte genommen, in denen die Sieger sich sofort als Herren huldigen ließen: Albrecht Achilles schien verloren. *)

---

*) Des Ritters Ludwig von Eyb Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Höfler. 1849. S. 127.

Und um ihn vollkommen zu Grunde zu richten, ging Podiebrad damit um, den Kaiser von ihm abzuziehen und zu diesem Ende zwischen Friedrich III. einerseits und den Wittelsbachern und dem Erzherzog Albrecht andererseits Frieden zu stiften. In der That brachte er am 6. September 1461 einen Stillstand zwischen Friedrich III. und Erzherzog Albrecht zu Wege. Podiebrad hatte dabei noch seine besonderen Absichten. Da ihm der Plan mit der römischen Königskrone nicht geglückt war, so wollte er sich dem Kaiser wieder nähern, um seine Verwendung in Anspruch nehmen zu können gegen das Ungewitter, welches ihm von Rom aus drohte. Gegen Ende des Jahres 1461 glückte es ihm auch mit einem Stillstande zwischen dem Kaiser und Herzog Ludwig. In denselben sollte auch Markgraf Albrecht aufgenommen werden.

Nichts aber wäre dem Markgrafen Achilles verderblicher gewesen, als die Aussöhnung zwischen dem Kaiser und den Wittelsbachern in dem jetzigen Augenblicke. Denn zweifelsohne würde er dann das Opfer davon. Er gab sich also die äußerste Mühe, dies zu verhindern. Es gelang ihm auch, den Kaiser umzustimmen, so daß alle Friedensversuche wieder aufgegeben wurden. Nun aber galt es, vor Allem neue Bundesgenossen zu gewinnen, um gegen die Feinde mit besserem Erfolge, als bisher, auftreten zu können. Zwar eines Gegners war Albrecht inzwischen entledigt worden. Friedrich der Siegreiche eilte an den Rhein zurück, wo er vom Erzbischof Diether um Hülfe gerufen, ihm wider Adolf von Nassau Beistand leistete. Albrecht benutzte sofort den Abzug der Pfälzer, um die von ihnen eroberten Plätze wieder zu nehmen. Aber Ludwig der Reiche war noch gefährlich genug. Man glaubte mit diesem Gegner nicht fertig werden zu können ohne die Hülfe der reichen Städte. Ihre Bedeutung als selbständige Macht war allerdings sehr gesunken, aber in Verbindung mit einer anderen waren ihre Hülfskräfte immerhin noch sehr hoch anzuschlagen. Die Rolle, welche sie in dem Kriege spielten, ist zu bezeichnend, als daß wir sie nicht etwas näher ins Auge fassen sollten.

Die Städte waren bei der Kunde von der Einnahme Donauwerths in die größte Angst gerathen. Schon fürchteten sie, das sei nur der Anfang eines größeren Planes des Fürstenthums gegen die Städte, bald würden sie alle überzogen werden. Diese Besorgniß

bestimmte denn einzelne, wichtigere Gemeinwesen, einen allgemeinen Städtetag zu veranlassen, und es wurde der Vorschlag gemacht, der so nahe lag, den früheren Bund zu erneuern, um gegen etwaige Angriffe des Fürstenthums gerüstet zu sein und überhaupt eine gemeinsame Staatsklugheit zu befolgen. Aber es kam kein Bund zu Stande. Die Städte blieben vereinzelt und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Bei dem nun ausbrechenden Kriege betheiligten sie sich gar nicht, obschon er als ein Reichskrieg bezeichnet wurde. Sie hatten doch bald gemerkt, daß die Wegnahme Donauwerths durch Ludwig nur zum Vorwande gebraucht wurde, und daß es sich eigentlich um einen Kampf zwischen Albrecht Achilles und den Wittelsbachern handelte. Der Erstere galt aber als ein zu gefährlicher Feind der Städte, als daß sich diese veranlaßt gesehen hätten, ihr Gut und Blut für ihn zu wagen. Sie blieben also bis zum Ende des Jahres 1461 ruhig sitzen, ja einige, wie besonders die rheinischen, waren sogar auf Seite der Wittelsbacher. Nun aber drang der Kaiser, auf Antrieb Albrechts Achilles, immer ernstlicher in sie, sich am Kriege zu betheiligen. Die Städte hielten mehrere Tage, und suchten alle möglichen Entschuldigungen hervor. Der Kaiser ließ aber keine mehr gelten und drohte zuletzt ernstlich mit seiner Ungnade. Vielleicht würde auch dieses nichts gefruchtet haben. Allein zuletzt gab ihnen Friedrich sehr bedeutende Vergünstigungen. Er versprach ihnen unter Anderem, alle Rechtsansprüche, die etwa gegen sie geltend gemacht werden würden wegen vergangener Händel, niederschlagen zu wollen. Einzelnen Städten wurde bewilligt, was sie besonders verlangten. Dadurch ließen sich die Städte endlich zur Theilnahme an dem Kriege bewegen. Doch waren es bei Weitem nicht alle: es waren nicht mehr als 32. Von den rheinischen war gar keine dabei, auch Nürnberg weigerte sich beizutreten. Nachdem man der Städte versichert war, wurde auf einem Reichstage zu Eßlingen, am 10. Januar 1452, der Reichskrieg gegen Ludwig den Reichen und seine Verbündeten abermals beschlossen.

Diesmal sah es schon gefährlicher für die Wittelsbacher aus. Gegen sie standen Brandenburg, Sachsen, Franken, Baden, Würtemberg, Veldenz, Nassau, die Bischöfe von Metz, Speier, Eichstedt und 32 Reichsstädte mit ihren reichen Hülfskräften. Auf ihrer Seite befanden sich die Landgrafen von Hessen, die Bischöfe

von Bamberg und Würzburg und später auch der König von Böhmen. Und wirklich anfangs neigte sich das Kriegsglück gegen Ludwig. Und es waren ganz besonders die Reichsstädte, welche dies bewirkten. Sie machten ihm in seinem eigenen Gebiete so viel zu schaffen, daß Markgraf Albrecht Achilles Luft bekam und nach und nach alle weggenommenen Plätze in Franken wieder eroberte. Zugleich gingen auch die Dinge in der Pfalz nicht zum Besten. Der Papst hatte Friedrich den Siegreichen in den Bann gethan, weil er Diethern unterstützte. Darauf ergriffen Baden, Würtemberg, Veldenz, die Bischöfe von Metz und Speier die Waffen gegen ihn und fielen mit vereinter Macht in das pfälzische Gebiet ein. Ihr Heer war so groß, daß sie den Pfalzgrafen zu erdrücken hofften.

Nun aber wandte sich plötzlich das Glück. Der Pfalzgraf Friedrich schlug seine Feinde am 30. Juni 1462 in der berühmten Schlacht bei Seckenheim, in welcher er den Markgrafen von Baden, den Grafen von Würtemberg und den Bischof von Metz selber gefangen nahm, und beendete somit auf dieser Seite den Krieg. Und kaum drei Wochen später brachte der Herzog Ludwig von Baiern dem Markgrafen Albrecht Achilles sammt den Reichsstädten eine große Niederlage bei Giengen bei, worauf die Städte Anstalt machten, sich vom Kriege zurückzuziehen. Zugleich lief der inzwischen wieder ausgebrochene Krieg des Kaisers mit seinem Bruder Albrecht und den ihm verbündeten Oesterreichern dermaßen unglücklich aus, daß Friedrich sogar seit dem Anfang Oktobers in der wiener Burg belagert wurde, ohne alle Aussicht auf Entsatz.

Noch einmal also hatten die Feinde des Kaisers das Uebergewicht bekommen.

Aber auch diesmal ließ die Rettung nicht lange auf sich warten. Und merkwürdig: diesmal brachte sie dem Kaiser und seiner Partei wieder derselbe Mann, der ihn vor Kurzem vom Throne zu vertreiben trachtete, Georg von Podiebrad. Er erschien im November 1462 mit einem Heere vor Wien, befreite den Kaiser und vermittelte sodann den Frieden zwischen ihm und den Oesterreichern und dem Bruder des Kaisers Albrecht. Damit begnügte er sich aber nicht, sondern er wollte einen allgemeinen Frieden zu Stande bringen. Schon im Februar 1463 söhnte er sich mit Markgraf Albrecht Achilles aus: dann betrieb er Unterhandlungen zwischen

dem Kaiser und den Wittelsbachern, und endlich gelang es ihm, am 23. August 1463 den Frieden zwischen Ludwig dem Reichen einerseits und dem Kaiser und Albrecht Achilles andererseits abzuschließen. Es wurden freilich noch nicht alle Streitpunkte erledigt, im Ganzen aber wurde der Stand der Dinge vor dem Kriege hergestellt.

Ludwig der Reiche verlor demnach seine Eroberungen wieder, auch Donauwerth blieb bei seiner Reichsunmittelbarkeit. Dagegen war der Ausgang des Krieges gegen den Pfalzgrafen Friedrich durchaus zu dessen Gunsten. Die gefangenen Fürsten mußten, um ihre Freiheit zu erlangen, sich zu den härtesten Bedingungen verstehen, theils außerordentliche Summen zahlen, theils Burgen und Städte abtreten. Der Krieg zwischen Diether und Adolf über das Erzstift Mainz lief zwar unglücklich für den Ersteren aus. Es gelang nämlich schon im Oktober 1462 Adolf, durch Verrätherei sich der Stadt Mainz zu bemächtigen, die es bisher mit Diether gehalten — ein Ereigniß, welches von der unglücklichsten Bedeutung für diese Führerin des rheinischen Städtewesens wurde, denn sie verlor von nun an ihre Unmittelbarkeit und wurde der Herrschaft des Erzbischofs unterworfen. Diether ließ sich nun zu Unterhandlungen mit seinem Gegner herbei, die im Oktober 1463 zu einem Frieden führten, in Folge dessen er auf das Erzstift verzichtete, wogegen ihm Adolf einen Theil des Gebietes abtrat. Aber der Pfalzgraf Friedrich wußte von Adolf einen weit vortheilhafteren Frieden zu erzwingen. Dieser mußte ihm (7. November 1463) einen der fruchtbarsten Landstriche des mainzer Gebietes, nämlich die Bergstraße abtreten, nebst der Stadt Pfeddersheim. Nachdem er auf diese Weise mit seinen Gegnern Friede geschlossen, wurde er (1464) auch vom Papste des Bannes entbunden; doch der Kaiser war nicht zu vermögen, sich mit ihm auszusöhnen und die Anerkennung seiner kurfürstlichen Würde förmlich auszusprechen. Er versparte seine Rache auf eine gelegenere Zeit.

Der Krieg war somit geendet, ohne daß es weder der Widerstandspartei gelungen war, ihre eigentlichen Zwecke zu erreichen, noch der kaiserlichen und päpstlichen, ihre Gegner vollständig zu vernichten. Doch wurde diese Hoffnung nicht aufgegeben, und wenigstens einen der Hauptursächer bei allen den eben beschriebenen

Händeln sollte die Rache des Papstes und des Kaisers auf gleiche Weise treffen, nämlich Georg Podiebrad.

Der König von Böhmen hatte dem Kaiser besonders aus dem Grunde Hülfe geleistet, um sich ein Anrecht auf seine Dankbarkeit zu verschaffen: er sollte seine Händel mit dem Papste schlichten. Der Papst nämlich hob bereits im Jahre 1462 die prager Kompaktaten feierlich auf: Podiebrad legte gegen dieses Beginnen auf dem böhmischen Landtage Widerspruch ein, und setzte sogar den Gesandten des Papstes gefangen. Pius II. drohte dagegen mit dem Bann. Der Kaiser mußte nun dem böhmischen Könige nach seiner Befreiung versprechen, dem Papste mildere Gesinnungen beizubringen: in der That erfüllte Friedrich dies Versprechen, und so lange Pius II. lebte, wurde auch der Bann gegen Podiebrad nicht ausgesprochen. Allein Pius starb im Jahre 1464, und der Kaiser war durch den bereits im December 1463 erfolgten Tod seines kinderlosen Bruders in eine unabhängigere Stellung gekommen. Hierdurch wurde die Dankbarkeit gegen Podiebrad, welche ihren Grund zunächst darin hatte, daß man ihn brauchte und fürchtete, bedeutend vermindert: Friedrich war nunmehr seines gefährlichsten und unermüdlichsten inneren Feindes los und zugleich mit Ausnahme Tyrols Herr über die gesammte österreichische Hausmacht geworden. Ohnedies hatte Podiebrad bei des Kaisers Befreiung nicht blos großmüthige Beweggründe vorwalten lassen: außer dem Versprechen des Kaisers, sich bei dem Papste für ihn zu verwenden, mußte er alle Rechte und Freiheiten der böhmischen Krone bestätigen, die Söhne des Königs zu Reichsfürsten, ihn selbst zum Vormund seines Sohnes Maximilian ernennen und sich zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme als Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten verstehen. Um dieser unangenehmen Verpflichtungen los zu werden, ging daher Friedrich gerne in die Anschauungen des Papstes Paul II. (von 1464 bis 1471) ein, welcher gegen Podiebrad entschieden vorangehen zu wollen erklärte. Der Streit zwischen ihm und dem Könige wurde immer heftiger: endlich im December 1466 that der Papst den König in den Bann, erklärte ihn der böhmischen Krone verlustig, enthob alle Unterthanen desselben von dem Eide der Treue und forderte die ganze Christenheit auf, gegen den Ketzerkönig die Waffen zu ergreifen. Bereits bot

er mehreren Fürsten die böhmische Krone an, als hätte er allein darüber zu verfügen. Der Kaiser unterstützte den Papst, wies auf einem Reichstage die Gesandten des Königs, die ihn rechtfertigen wollten, zurück und betrieb bei den Fürsten mit großem Eifer den Reichskrieg gegen Podiebrad.

Diese böhmische Sache rief aber neue Unruhen hervor. Das Vorgehen des Papstes und des Kaisers regte die Widerstandspartei wieder auf: man fand es doch eine unverzeihliche Anmaßung des Papstes, daß er so ohne Weiteres den König abzusetzen und mit diesem deutschen Kurfürstenthum zu schalten sich herausnehme. Natürlich ließ es auch Podiebrad an nichts fehlen, um diese Stimmung zu nähren. Er nahm Gregor von Heimburg zu seinem Rathe an, der die außerordentlichste Thätigkeit entfaltete, um durch Schriften, Unterhandlungen und in sonstiger Weise die Sache Podiebrads zu fördern. In der That wurde zunächst das erreicht, daß von Seite der deutschen Kurfürsten und der Fürsten ein Krieg gegen Podiebrad entschieden abgelehnt wurde. Und einen wesentlichen Einfluß auf diese Wendung der Dinge hatte diesmal wieder der Markgraf Albrecht Achilles. Seit dem Jahre 1463 schloß er sich inniger an Podiebrad an, verheirathete an dessen Sohn Victorin seine Tochter Ursula, errichtete mit dem böhmischen Königshause Erbverträge und ging im Wesentlichen mit der podiebradischen Staatskunst Hand in Hand. Der Kaiser nämlich näherte sich seit 1463 unverkennbar den baierischen Wittelsbachern, mit welchen ihm ein freundliches Einvernehmen wegen der Nachbarschaft besonders annehmbar erschien. Um wider sie ein Gegengewicht zu besitzen, lehnte sich daher das hohenzollerische Haus an Böhmen an. Es war natürlich, daß sich Albrecht Achilles mit Händen und Füßen gegen einen Krieg mit Böhmen und gegen den Sturz Podiebrads wehrte. Auch arbeitete er an den Reichstagen so glücklich, daß jenes oben erwähnte Ergebniß herauskam.

Als Friedrich sah, daß man auf die Hülfe der Reichsstände verzichten müsse, so wandte er sich in thörichtester Verblendung, blindlings dem Papste folgend, an fremde Fürsten, an König Kasimir von Polen, nachher an Mathias von Ungarn, und bereitete dadurch Entwicklungen vor, welche ihm beinahe noch einmal den Thron gekostet hätten, und dem Papste den Gehorsam der deutschen Nation.

Podiebrad ließ nämlich jetzt den deutschen Fürsten, wie es scheint, den Vorschlag machen, mit vereinten Kräften an eine völlige Umwälzung der geistlichen Staaten in Deutschland zu gehen, d. h. sie entweder zu secularisiren (aufzuheben und weltlich zu machen) oder wenigstens der Hoheit der weltlichen Fürsten zu unterwerfen. Man sieht: es ist dies ein Gedanke, der schon zu Sigmunds Zeiten ausgesprochen worden ist. Den deutschen Fürsten waren dergleichen Gedanken längst nichts Fremdes mehr. Selbst Albrecht Achilles, der es sonst äußerlich immer mit Kaiser und Papst hielt, ging mit Eifer in diesen Vorschlag ein*), und die Mehrzahl der anderen Fürsten scheint ebenfalls ihn ganz annehmbar gefunden zu haben. Mit dem Kaiser Friedrich war er aber nicht durchzuführen. Also mußte dieser gestürzt werden. Und wer war geeigneter, seine Stelle einzunehmen, als Georg Podiebrad? Noch einmal also wurde der Plan, diesen zum römischen Könige zu machen, aufgenommen. Auf dem Reichstage zu Regensburg, im Jahre 1471, sollte er ausgeführt werden. Man hoffte dort, die meisten Fürsten dafür gewinnen zu können — es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß diesmal auch Albrecht Achilles für Podiebrad nicht nur gestimmt hätte, sondern daß er sogar vorher zu seinen Gunsten gewirkt hat —; man hätte also Podiebrad gewählt, vom Papste die Bestätigung verlangt, und wenn er sie, wie zu erwarten, verweigert hätte, so hätte man ihm den Gehorsam aufgesagt. Zugleich hätte man die geistlichen Fürstenthümer unter sich getheilt.**)

Aber dieser große umfassende Plan, welcher den Bruch der deutschen Nation mit dem römischen Stuhle und eine vollkommene kirchliche Umwälzung zur nothwendigen Folge gehabt hätte, wurde nicht ausgeführt. Denn gerade um dieselbe Zeit, als er ausgeführt werden sollte, zur Zeit des regensburger Reichstages, starb Georg Podiebrad.

---

*) Vergleiche darüber die Briefe Gregors von Heimburg an Albrecht Achilles, und von diesem an Gregor in dem „kaiserlichen Buche Albrechts Achilles". I. S. 199. 201. 204. 206.

**) Siehe das Schreiben des Geheimschreibers Augustin Patritius bei der am regensburger Reichstage anwesenden päpstlichen Gesandtschaft, bei Müller Reichstagstheatrum. V. Vorstellung. S. 354.

10. Auswärtige Verhältnisse. Schleswig-Holstein, Dithmarsen und Dänemark, Preußen und Polen, Böhmen und Ungarn, Türkengefahr, Italien.

So sehen wir in Deutschland einen außerordentlichen Aufwand von Thätigkeit, ohne daß es jedoch zu einem Ergebnisse kommt. Die Absichten und Bestrebungen der verschiedenen Gewalten durchkreuzten sich und hielten sich zu sehr das Gleichgewicht. Zwar war das Fürstenthum überwiegend, allein da es unter sich selbst nicht einig war, so fehlte es auch diesem an einem durchgreifenden Zusammenwirken zur Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse. Auf diese Weise konnte es kommen, daß die Widerstandsversuche gegen den Kaiser, dessen Schwäche und Unzulänglichkeit von allen Zeitgenossen, selbst seiner eigenen Partei, gleichmäßig bezeugt wird, sämmtlich mißlangen, und daß er sich behauptete, während ungleich kräftigere Naturen unter seinen Vorgängern ähnlichen Bestrebungen erlagen. Friedrich für sich allein wäre nicht fähig gewesen, Widerstand zu leisten, selbst die Verbindung mit dem Papste hätte ihm nichts genützt. Allein beide wurden aufrecht erhalten durch die brandenburgische Partei. Und als letztere sich von ihm abzuwenden schien, da kam Friedrich der Zufall zu Hülfe: zwei seiner gefährlichsten Gegner starben ihm zu rechter Zeit hinweg, sein Bruder Albrecht 1463 und Podiebrad 1471. Allerdings mochte nicht ohne Einfluß sein, daß Friedrich in der Wahl seiner Mittel nicht wählerisch war; und sogar seine Trägheit, welche nicht selten die Gestalt der Zähigkeit annahm, eine Eigenschaft, welche in ihren Ergebnissen sehr oft mit Festigkeit zusammenzufallen pflegt, trug auch Manches bei, um ihn oben zu erhalten. Obschon man sich wenig um ihn kümmerte, so gab Friedrich gleichwohl seine Befugnisse als Kaiser niemals auf, sondern suchte sie bei jeder Gelegenheit geltend zu machen, sei es auch nur, um durch Verleihung von Rechten und Freiheiten seine Kasse zu füllen. Denn er war sehr geizig und ließ sich um das liebe Gold die größten Willkürlichkeiten und Widersprüche zu Schulden kommen. Da nun eine Partei der Fürsten ihren Vortheil dabei

fand, den Kaiser zu heben, so wurde durch diese wenigstens die Ueberlieferung von der kaiserlichen Machtvollkommenheit aufrecht erhalten, welche daher trotz der unbedeutenden Persönlichkeit Friedrichs weniger sank, als man sonst vermuthen möchte. Allgemein jedoch hatte man das Gefühl, daß der jetzige Zustand nur ein vorläufiger sei, und das Bedürfniß, aus ihm herauszukommen, machte sich mit jedem Jahre mehr geltend. An Versuchen dazu fehlte es auch nicht. Aber hier gerade durchkreuzten sich wieder die verschiedenen Absichten und Vortheile. Nach dem Ausgange des baierischen Krieges im Jahre 1463 wurde dem Kaiser durch Martin Meyer ein umfassender Vorschlag unterbreitet, wie er das ganze Reich unter sich bringen könnte.*) Dieser Vorschlag ging mehr oder minder auf die Ideen Nikolaus' von Cusa ein. Nämlich es sollte eine regelmäßige allgemeine Reichssteuer von ganz Deutschland erhoben, zugleich eine gleiche Münze im ganzen Reiche errichtet, die Umgestaltung aller Gerichte vorgenommen und der allgemeine Landfriede eingeführt werden. Die Absicht war, den Kaiser zum wirklichen Herrn von Deutschland zu machen. Auf diese Vorschläge scheint der Kaiser eingegangen zu sein, wenigstens auf die, welche sich auf die regelmäßige Reichssteuer bezogen: denn das Geld hatte für ihn eine besondere Anziehungskraft. Aber dieser und alle ähnlichen Versuche scheiterten nicht nur an dem Widerstande der Fürsten, auch der brandenburgischen Partei **), sondern insbesondere an dem der Reichsstädte, denen nachgerade der Sinn für das Allgemeine, für die Einheit und die Kraft des Reiches verloren gegangen war, und die jetzt nur daran dachten, wie sie ihren Beutel in Sicherheit bringen und den Anforderungen an sie für die allgemeinen Bedürfnisse sich so viel wie möglich entziehen könnten. Drangen hingegen die Stände auf eine Verfassung, welche des Kaisers Macht, namentlich seine Gerichtsbarkeit und die Willkür, die er offenbar damit übte, beschränkte, so weigerte sich wieder Friedrich, weil er den Ausfall seiner Kasse fürchtete, und überhaupt von seinen hergebrachten Rechten nichts nachgeben wollte. Es kam also nichts zu Stande, trotz aller erneuerten Verbesserungsversuche, trotz Verkündigungen

*) Albrechts Achilles kaiserliches Buch. S. 103 folg.
**) Daselbst. S. 106 folg.

von Landfrieden, die der Kaiser hie und da erließ, und an welche sich Niemand kehrte. So war der deutsche Reichskörper im Innern gelähmt: das Bedürfniß war wohl da, zu verbessern, umzugestalten, aber man band sich gegenseitig die Hände.

Die inneren Zustände einer Nation und ihre äußeren Beziehungen bedingen sich gegenseitig. Es war natürlich, daß das deutsche Reich bei seinem inneren Zerfalle gegen Außen immer mehr an Ansehn einbüßte, ja daß ein Theil nach dem andern vom Reiche verloren ging oder wenigstens auf dem Wege war, sich abzulösen. Schon seit den Zeiten Ludwig des Baiern bereitet sich diese Erscheinung vor, und unter Friedrich III. gingen in der That mehrere wichtige Länder des deutschen Reiches verloren, wurden wenigstens ausländischen Fürsten unterthan. Diese Thatsache war das Ergebniß theils der Schwäche des Reichs, theils der elenden Staatskunst des Kaisers, theils der selbstsüchtigen Absichten der andern maßgebenden Gewalten in Deutschland.

Beginnen wir mit dem Norden. Wir haben schon angedeutet, wie seit der kalmarer Union das Uebergewicht der Hanse und mit ihr des Deutschthums überhaupt im Norden zu sinken begann. Seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts gingen nun die dänischen Könige immer entschiedener gegen Deutschland voran, und fast wäre es ihnen schon damals gelungen, unterstützt von deutschen Kräften, ein deutsches Land an sich zu reißen, nämlich Schleswig-Holstein.*)

Die Grafen von Holstein brachten bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Herzogthum Schleswig an sich, und zwar als dänisches Lehen. Die dänischen Könige, welche nur gezwungen die Grafen von Holstein in dem Besitze des Herzogthums gelassen und damit belehnt hatten, suchten aber jeden Anlaß hervor, um ihnen den Besitz zu bestreiten. Seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts wurden die Händel immer heftiger, und 1413 erklärte der König Erich die Grafen von Holstein des Herzogthums verlustig. Er wußte sogar von Kaiser Sigmund eine Bestätigung dieses Urtheils auszuwirken. Ja, auch den Rath von Lübeck — er war kurz vorher von der demokratischen Partei vertrieben und durch den König von Dänemark wieder eingesetzt worden — wußte Erich auf

*) Vergl. über das Folgende Waitz Schleswig-Holsteins Geschichte. I. II. 1851.

seine Seite zu ziehen, und durch Lübecks Einfluß auch die übrigen Seestädte, so daß also Deutsche dem König von Dänemark gegen die Grafen von Holstein Beistand leisteten. Nun begann der Krieg, und er lief Anfangs nicht zu Gunsten der Grafen aus. Bald darauf merkten aber die Hansestädte doch, daß es dem dänischen Könige darum zu thun war, den deutschen Einfluß überhaupt zu beschränken. Sie traten also wieder auf die Seite der Grafen von Holstein. Nach einiger Zeit wurde ein Waffenstillstand beliebt, und die Angelegenheit wiederum dem Kaiser Sigmund überlassen. Dieser sprach 1424 abermals zu Gunsten der Dänen. An diesen Spruch hielten sich aber weder die Grafen von Holstein noch die Hansestädte, sondern begannen den Krieg von Neuem. Die Städte erlitten jedoch dabei — auch bei ihnen sah man, wie bei dem zweiten oberdeutschen Städtekrieg, die Abnahme ihrer früheren Kraft — nicht unbeträchtliche Verluste. Endlich gelang es den Verbündeten gleichwohl, im Jahre 1435 einen Frieden zu erwirken, wonach die Holsteiner im thatsächlichen Besitz des größten Theils von Schleswig blieben, und 1440 belehnte der neue dänische König Christoph die Grafen von Holstein förmlich mit dem Herzogthum Schleswig. Einen Einfluß darauf mochte wohl auch gehabt haben, daß Kaiser Albrecht II., im Widerspruch mit seinem Vorgänger Sigmund, (1438) das Recht der Grafen auf Schleswig bestätigt hatte. Das dänische Uebergewicht war demnach glücklich wieder beseitigt.

Nun aber starb Adolf VIII., Graf von Holstein und Herzog von Schleswig, im Jahre 1459, ohne Kinder zu hinterlassen. Von dem ganzen holsteinischen Hause war nur die Linie der Grafen von Pinneberg übrig geblieben. Adolf VIII. hatte aber noch Neffen, Söhne seiner Schwester Hellwig, welche mit dem Grafen von Oldenburg vermählt war. Dem ältesten Neffen, Christian, hatte Adolf frühzeitig die Nachfolge in Schleswig-Holstein zugesichert. Nun geschah es aber, daß eben dieser Christian im Jahre 1448 auf Betrieb Adolfs VIII., dem zuerst die dänische Krone angeboten worden, König von Dänemark wurde. Christian mußte jetzt auf die Nachfolge in Schleswig-Holstein verzichten und überhaupt sich verbindlich machen, als dänischer König niemals Schleswig mit Dänemark zu vereinigen. Es fragte sich nun, wer nach dem 1459 erfolgten

Tode Adolfs VIII. Schleswig=Holstein beherrschen sollte. Das Nächste wäre gewesen, die pinnebergische Linie zu berufen. Allein Christian I. von Dänemark, welcher sich die beiden Länder nicht entgehen lassen wollte, bestach die einflußreichsten Mitglieder der Ritterschaft und brachte es dahin, daß er von den Ständen von Schleswig=Holstein im Jahre 1460 zum Herzoge gewählt wurde.

Auf diese Weise kamen die beiden Länder an Dänemark. Die Stände hatten sich allerdings ihre Rechte und die Landesfreiheiten, namentlich ihre Unzertrennlichkeit und ihre Unabhängigkeit von Dänemark verbriefen lassen, wie sie denn dem Könige nicht als dänischem Herrscher, sondern blos als ihrem Herzoge huldigten: ja sie haben sich sogar das Recht vorbehalten, unter den Nachkommen des Königs wählen zu dürfen, wen sie wollten. Immerhin aber war die Verbindung der beiden Länder mit Dänemark eine bedenkliche Sache, um so mehr, als Christian als Herr der drei skandinavischen Reiche eine höchst bedeutende Stellung einnahm und darauf aus war, den deutschen Einfluß im Norden zu beschränken. Später, in den siebziger Jahren, hatte er sogar Absichten auf die deutschen Seestädte. Diese übersahen auch am Wenigsten die Gefahr, welche in einer solchen Verbindung zwischen den Herzogthümern und Dänemark lag, und waren daher gegen die Wahl Christians. Dagegen wurde von Seite des deutschen Kaisers durchaus nichts gethan, um sie zu verhüten. Ja, Friedrich III. belehnte sogar im Jahre 1473 den König Christian mit Dithmarsen, obschon als der Oberherr dieses Landes, das allerdings thatsächlich frei war, seit mehreren Jahrhunderten der Erzbischof von Bremen galt, und Friedrich ließ es nicht einmal bei der bloßen Belehnung bewenden, sondern er forderte noch dazu Lübeck und andere Hansestädte auf, dem Könige von Dänemark zur Unterwerfung Dithmarsens beizustehen. Einen wesentlichen Einfluß auf diese Handlungsweise Friedrichs III. hatte wiederum Albrecht Achilles. Er richtete früher allerdings ebenfalls seine Augen auf Schleswig=Holstein und verlangte vom Kaiser, mit diesen Ländern belehnt zu werden. Da aber durch die Wahl Christians diese Hoffnung sich zerschlagen hatte, so hielt es Albrecht Achilles für vortheilhafter, mit dem mächtigen Beherrscher Skandinaviens, der ihm noch dazu

verwandt war — Christian hatte eine Nichte von ihm, Dorothea, zur Frau — sich auf den freundschaftlichsten Fuß zu setzen, um ihn gelegentlich auch zur Durchführung der eigenen Plane benutzen zu können. Er vermittelte also beim Kaiser die Belehnung mit Dithmarsen, und bewirkte, gleichfalls auf den Wunsch Christians, daß Holstein sammt den dazu gehörigen Landschaften, Dithmarsen mit einbegriffen, zum Herzogthum erhoben wurde. Abgesehen von anderen Beweggründen, so war das Dasein eines bäuerlichen Freistaats, wie der dithmarsische, den drei handelnden Personen auf gleiche Weise ein Aergerniß. Es wäre ihnen also allen gleich lieb gewesen, wenn die Unterwerfung der Dithmarsen hätte erzwungen werden können. Diese jedoch weigerten sich, dem kaiserlichen Spruche Folge zu leisten, nicht minder die Hansestädte. Christian aber, der anderwärts beschäftigt war, wagte nicht Gewalt zu gebrauchen gegen ein Volk, dessen Streitbarkeit der holsteinische Adel so oft schon erprobt hatte. Er stand also von weiteren Maßnahmen ab, und die Freiheit der Dithmarsen blieb vorderhand unangetastet. Friedrich III. fuhr indessen fort in seiner Freigebigkeit gegen den dänischen König. Er übergab seinem Schutze auch noch die Friesen, welche sich ebenfalls einer freien Verfassung erfreuten. Aber auch damit wollte es den Dänen nicht gelingen.

Bei Holstein war, wenn der Herrscher auch ein fremder König, doch die Oberhoheit des deutschen Reiches gewahrt worden. Bei einem anderen Lande ging aber auch diese verloren.

Preußen war in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts von dem deutschen Orden erobert worden, und im Laufe des 14. dehnte er seine Besitzungen immer weiter aus, sowohl längs der Küsten der Ostsee, in Kurland, Livland und Esthland, als auch gegen die Polen und gegen die Litthauer hin. Nachgerade aber traf den Orden das Schicksal, welches die Kirche überhaupt um jene Zeit getroffen: er begann in sich zu zerfallen. Dazu kam nun Härte und Gewaltsamkeit gegen das unterworfene Land, was Ungehorsam und Auflehnung erzeugte. Unter solchen Umständen wurden die Kriege gegen die Nachbarn nicht mehr mit jener Ueberlegenheit geführt, wie früher: im Gegentheile, Polen und Litthauen waren jetzt gegen die Ritter weit mehr im Vortheile, wie umgekehrt. Im Anfange des 15. Jahrhunderts war es bereits so weit gekommen,

daß sich die Ritter nur vertheidigungsweise verhielten. Mit dem besten Willen vermochten sie nicht voranzugehen: denn die Widerstandspartei im eigenen Lande, welche Freiheit und Verfassung wollte, wurde immer mächtiger und lähmte des Ordens Thätigkeit. Diese inneren Entzweiungen benutzten die Polen und Litthauer und fielen in Preußen ein. Die Ritter waren allein nicht stark genug, sich der Feinde zu erwehren. Sie wandten sich an das deutsche Reich, zu dem sie gehörten. Der Kaiser Sigmund, welcher mit den Polen überhaupt nicht gut stand, versprach Unterstützung. In der That zogen auch auf seine Veranlassung viele deutsche Herren und Ritter zur Hülfe des Ordens heran. Sie kamen aber zu spät. Vorher schon (1422) sah sich der Hochmeister zum Frieden gezwungen, in welchem er Nessau, Samogitien, Südauen an Polen und Litthauen abtreten mußte. Eine bald darauf zwischen Polen und Litthauen eintretende Entzweiung wollte der Orden benutzen, um Polen die abgetretenen Länder wieder zu entreißen. Er war aber in dem Kriege äußerst unglücklich, und mußte im Jahre 1436 einen neuen nachtheiligen Frieden schließen. Dieser wurde freilich von den Kaisern Sigmund und Albrecht II. angefochten, aber es geschah von ihnen nichts, um seine Wirkung aufzuheben.

Gleich darauf kam es in Preußen selbst zu einem offenen Bruche zwischen dem Orden und der Widerstandspartei. Diese that sich in einen Bund zusammen und zwang den Orden, eine Verfassung zu geben. Das war ihm ärgerlich und er suchte sie vielfach zu umgehen. Der Streit wurde immer heftiger. Endlich entschloß sich der Orden, unterstützt vom Kaiser Friedrich, dem jederlei Volksfreiheit unangenehm war, ernstlich voranzugehen. Die preußischen Stände aber, welche Friedrichs schwache Seite kannten, zahlten ihm 54,000 Goldgulden, worauf er alle ihre Freiheiten bestätigte. Jetzt bot der Orden dem Kaiser 80,000 Gulden, worauf dieser den Bund der Stände für unkräftig erklärte. Natürlich gaben die Stände nichts auf die letztere Entscheidung. Der Orden griff jetzt zur Gewalt. Nunmehr aber erhob sich das ganze Land gegen ihn, bemächtigte sich eines großen Theils der festen Plätze und errang einen vollkommenen Sieg. Die Häupter der Bewegung jedoch hielten den Erfolg nur dann gesichert, wenn sie durch eine fremde Macht unterstützt würden. Sie boten daher im Jahre 1454 dem König

Kasimir von Polen gegen das Versprechen, alle ihre Freiheiten zu bestätigen, das Land an. Der König ging auf dieses Anerbieten ein und erklärte an den Orden den Krieg.

In diesem Kriege unterlag der Orden. Schon im Jahre 1456 flehte er Deutschland um Hülfe an. Aber es geschah von hier aus nichts. Der Kaiser that zwar den Bund der Stände in die Acht, aber Niemand kümmerte sich darum. Die einzige Hülfe konnte blos ein Reichsheer bringen. Aber in diesen Zeiten war der Kaiser blos darauf bedacht, an Podiebrad seine Rache auszulassen, und das Heer, das er auf die Beine hätte bringen können, wäre nicht zur Erhaltung Preußens, sondern zur Bekämpfung Podiebrads verwendet worden. So mußte denn der deutsche Orden am 19. Oktober 1466 den Frieden zu Thorn unterzeichnen, zufolge dessen das Land Kulm, Michelau und Pomerellen mit den Städten Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, den Bisthümern Kulm und Ermeland an Polen abgetreten werden sollte. Wegen des übrigen Theiles von Preußen huldigte der Großmeister dem Könige von Polen, der somit der Lehnherr über Preußen wurde. Auf diese Weise ging Preußen für Deutschland verloren. Der deutsche Kaiser konnte übrigens die Bestätigung dieses Friedens verweigern. Es fiel ihm aber nicht ein, ernstliche Schritte zur Erhaltung Preußens zu thun, weil er, bei der entschiedenen Weigerung der deutschen Stände, gegen Podiebrad voranzugehen, den König Kasimir von Polen gegen letzteren gebrauchen wollte, und natürlich nicht daran denken konnte, Kasimir durch die Beanstandung des Thorner Friedens zu beleidigen. Die außerordentliche Schmach, welche in dieser Preisgebung Preußens lag, haben schon die Zeitgenossen gefühlt. „Es ist eine Schande, schreibt Gregor von Heimburg*), daß sich die deutschen Fürsten des deutschen Ordens nicht annehmen. Alle Kurfürsten, Fürsten, Prälaten sollten sich dem widersetzen: denn es ist wider die ganze deutsche Nation, dem Reiche ein Abbruch, und es wird dann noch weiter gegriffen. Hätten wir nur einen redlichen Kaiser! Sollten aber so viele Fürsten lässig sein, um eines schelmigen Kaisers wegen, das ist mir leid!"

*) An Albrecht Achilles, kaiserl. Buch S. 197, und an seinen Schwager Laurein. Vergl. das. 199.

Aber nicht nur Preußen ging damals für Deutschland verloren, sondern auch Böhmen wurde durch die elende Rachsucht des Kaisers dieses Loos bereitet. Kaiser und Papst boten dem König Kasimir von Polen förmlich die böhmische Krone an, wenn er Podiebrad verdränge, nicht bedenkend, daß Kasimir, der durch den Besitz Preußens schon so mächtig geworden, durch Böhmen eine für Deutschland selbst höchst gefährliche Stärke erlangt hätte, und daß die gänzliche Loslösung Böhmens vom deutschen Reiche wohl bald eingetreten wäre. Aber Kasimir lehnte aus früherer Freundschaft für Podiebrad das Anerbieten ab. Jetzt wandten sich Kaiser und Papst an einen andern auswärtigen Fürsten, an den König Mathias Corvinus von Ungarn, dem gleichfalls die böhmische Krone versprochen wurde, wenn er Podiebrad aus dem Lande werfe. Mathias, obschon Podiebrads Schwiegersohn, war unedel genug, sich gebrauchen zu lassen, und begann 1468 den Krieg. Da es in Böhmen eine unzufriedene Partei gab, nämlich den Adel — Podiebrad war ein Mann des Volks — und die strengen Katholiken, wozu namentlich die Mähren und Schlesier, besonders Breslau, gehörten, so fand Mathias im Lande selbst Unterstützung. Nichts desto weniger hätte er wohl keine Erfolge erlangt, wenn er nicht hinterlistig und treulos gegen Podiebrad gehandelt und einen mit ihm geschlossenen Waffenstillstand verrätherisch zu weiteren Feindseligkeiten benutzt hätte. Er ließ sich jetzt (1469) von einem Theile der Böhmen zum König krönen und suchte allerseits vortheilhafte Verbindungen anzuknüpfen. Es ist ein sprechendes Beispiel von der Treulosigkeit des damaligen Fürstenthums, daß die Hohenzollern, die es bisher doch mit Podiebrad gehalten, sich nicht schämten, von Mathias ein Jahrgeld von 2000 Gulden anzunehmen und durch das Versprechen, daß der ungarische König eine brandenburgische Prinzessin heirathen wolle, sich für ihn ködern zu lassen.*) Noch treuloser aber benahm sich der Kaiser, welcher 1468 nach Rom reiste, um vom Papste die Zustimmung zu Friedrichs Absicht

*) Albrechts Achilles kaiserliches Buch. S. 193. Die oben erwähnte Thatsache gilt allerdings nur vom Kurfürsten Friedrich II. Albrecht Achilles hielt es vielmehr noch mit Podiebrad, und suchte später sogar dessen Sohn Victorin, der eine Tochter von ihm zur Frau hatte, den böhmischen Thron zu verschaffen.

einzuholen, die Kronen von Böhmen und Ungarn zugleich an das österreichische Haus zu bringen. Der Papst ging aber auf diesen Antrag nicht ein. Denn, obschon der Kaiser ihm Alles zu Gefallen that, so war der heilige Vater doch weit entfernt, Gegenseitigkeit zu üben. Endlich starb Podiebrad im Jahre 1471. Nun traten mehrere Bewerber um die böhmische Krone auf: der Kaiser; Mathias von Ungarn; der polnische Prinz Wladislaus; Podiebrads Sohn Viktorin, für den sich der Markgraf Albrecht Achilles verwendete; der Herzog Albrecht von Sachsen, Podiebrads Schwiegersohn, für den besonders Gregor von Heimburg wirkte, dem Alles daran gelegen war, Böhmen nicht in slavische Hände fallen zu lassen; selbst der König von Frankreich bot sich an. Zuletzt entschieden sich die Böhmen für Wladislaus, den Sohn Kasimirs von Polen, den Podiebrad selbst, in Voraussicht, daß sein Sohn sich doch nicht würde behaupten können, zum Nachfolger vorgeschlagen hatte. Dieser erst fünfzehnjährige Prinz wurde vom böhmischen Reichstage gewählt. Nun stritten sich er und Mathias von Ungarn Jahre lang um das Königreich, bis der Krieg 1478 mit einem Frieden geendet ward, zufolge dessen Wladislaus Böhmen, Mathias aber Mähren, Schlesien und die Lausitzen erhalten sollte. Nach dem Tode eines von beiden sollte der Ueberlebende den Antheil des Andern erben. Später wurde Wladislaus vom Kaiser und den Kurfürsten als böhmischer König anerkannt, und Böhmen blieb somit wenigstens staatsrechtlich beim Reiche.

Dieser böhmische Streit verwickelte den Kaiser bald in einen Krieg mit Mathias Corvinus. Mathias hatte wohl erfahren, daß der Kaiser im Jahre 1468, wider sein Versprechen, beim Papste für sich selbst um Böhmen geworben. Als er nun vollends nach Podiebrads Tode sich mehr auf Wladislaus' Seite neigte, und ihn zuletzt, da er ihn nicht für so gefährlich hielt, als König von Böhmen anerkannte, Alles im Widerspruch mit dem Mathias früher gegebenen Versprechen, so erhob dieser 1477 gegen ihn den Krieg, und trieb ihn so in die Enge, daß der Kaiser sich genöthigt sah, den Frieden um vieles Geld zu erkaufen.

Zu diesem Feinde kam aber noch ein anderer, nicht minder gefährlicher: die Türken. Diese hatten bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den größten Theil des griechischen Reiches in

Europa erobert, Thracien, Bulgarien, Wallachei. Sigmund setzte sich ihnen entgegen, stritt aber unglücklich, und seit der Schlacht bei Nikopolis (1396), welche er an sie verlor, dehnten sie sich immer weiter aus, eroberten Serbien, Bosnien, die Moldau. Die griechischen Kaiser, welche frühe an die Türken tributpflichtig wurden, besaßen zuletzt nur Konstantinopel und die Umgegend. Aber 1453 wurde auch dieses erobert, und somit dem griechischen Kaiserthume ein Ende gemacht. Dieses Ereigniß regte doch das Abendland mächtig auf. Besonders die Päpste glaubten nun alle Thätigkeit entfalten zu müssen, um die Fortschritte der Ungläubigen zu hemmen, oder sie wo möglich aus Europa wieder hinauszuwerfen. Sie forderten daher seitdem auf das Lebhafteste zu einem Kreuzzuge wider die Türken auf. Besonders Aeneas Sylvius gab sich deßfalls eine außerordentliche Mühe. Nächst Ungarn und Italien war Niemand mehr von diesen Horden bedroht, als Deutschland, insbesondere Oesterreich. Hier fielen sie in kleineren Abtheilungen schon frühe ein, in größeren Massen seit 1469, und wiederholten fast jedes Jahr ihre Raubzüge in Kroatien, Kärnthen, Krain, Steyermark: sie schleppten Tausende von Christen mit in die Gefangenschaft fort, im Jahre 1478 allein über 10,000. Abhülfe gegen diese gefährlichen Feinde war daher nothwendig. Nun setzten sich allerdings die Ungarn tapfer zur Wehre, sowohl unter dem tapfern Hunyad, als unter dessen Sohn, dem Könige Mathias Corvinus, und so lange er lebte, vermochten die Türken in Ungarn keine Fortschritte zu machen. Allein der schwache Kaiser konnte sich nicht selber helfen. Der verlangte Hülfe vom Reiche. Die Nothwendigkeit der Türkenhülfe wurde auch vom Reiche nicht bestritten, allein sie kam niemals zur Ausführung. Die türkische Frage war ein stehender Artikel auf allen deutschen Reichstagen seit 1453; wenn aber darüber ein Beschluß gefaßt werden sollte, so wurde dieser immer wieder auf den nächsten Reichstag verschoben, auf dem sich das nämliche Schauspiel wiederholte. Der Hauptpunkt war nämlich, wie die zu leistende Hülfe aufgebracht, beziehungsweise unter die Stände vertheilt werden sollte. Es handelte sich demnach um Geld, also um eine sehr kitzliche Sache, und da waren es besonders die Städte, welche immer behaupteten, zu hoch angesetzt zu sein, und daher die Beschlußnahme vereitelten. Das Ergebniß

war also, daß von Seite des Reichs nichts geschah, um diesen gefährlichen Feind in Schranken zu halten.

Hatte das deutsche Reich im Norden und im Osten verloren, so war dies nicht minder im Süden der Fall, in Italien. Dieses Land gehörte seit der Mitte des 14. Jahrhunderts nur noch dem Namen nach zum deutschen Reiche. Die eigentliche Oberherrschaft war längst dahin. Dies trat nirgends deutlicher hervor, als beim Herzogthum Mailand. Die Visconti, welche durch den König Wenzel zu Herzogen der Lombardei gemacht worden waren, starben im Jahre 1447 aus. Da das Herzogthum ein Reichslehn war, so kam es dem Kaiser zu, über die Wiederbelehnung zu verfügen. Das Herzogthum wurde aber von einem tapferen Bandenführer, Franz Sforza, der mit einer natürlichen Tochter des letzten Visconti vermählt war, mit Gewalt in Besitz genommen und behauptet. Der Kaiser hatte allerdings auch Schritte gethan, um das Herzogthum möglicher Weise für sich zu erhalten, sie waren aber so schwach und so gar nicht von Deutschland unterstützt, daß sie nicht das Geringste wirkten. Franz Sforza starb 1466, ohne vom Kaiser anerkannt worden zu sein. Sein Sohn Galeazzo, der ihm in der Regierung folgte, ging sogar damit um, Mailand ganz vom Reiche loszureißen, nämlich sich zum Könige der Lombardei machen zu lassen. Zu diesem Ende versuchte er vermittelst des Königs Christian von Dänemark, der 1474 nach Italien reiste, die einflußreichsten deutschen Fürsten, namentlich auch den Albrecht Achilles, zu bestechen. Er wollte 200,000 Dukaten darauf verwenden. Albrecht sollte davon 30 bis 40,000 bekommen; die anderen, die dazu mithelfen wollten, sollten entsprechend bedacht werden. Doch drang er damit nicht durch. Man hielt es doch zu unehrenhaft, die lombardische Krone so ohne Weiteres hinzugeben. Und außerdem fand man die Summe, welche der Herzog bot, viel zu gering.*) So unterblieb dieser Entwurf. Aber Galeazzo leistete auch dem Reiche keine Huldigung.

*) Die darauf bezüglichen Aktenstücke bei Minutoli Memorabilia aus dem Leben der Markgrafen von Brandenburg. II. 30—36.

11. Der burgundische Krieg.

Während das deutsche Reich im Norden, Osten und Süden die erwähnten Einbußen erlitt, wurde es vom Westen her nicht minder bedroht.

Wir haben schon öfter den Einfluß erwähnt, welchen Frankreich sich auf Deutschland zu verschaffen wußte und die reichsfeindlichen Verbindungen, welche deutsche Fürsten mit den französischen Königen angeknüpft, ebenso, wie diese Macht unter Friedrich III. schon daran war, sich bis an die obere Rheingränze auszudehnen. Aber seit dem 15. Jahrhundert mußte sie sehen, wie diese ihre Absichten auf Deutschland von einer anderen Macht aufgenommen und mit viel größerem Erfolge betrieben wurden. Das waren die Herzoge von Burgund.

Philipp der Kühne, der jüngste Sohn des Königs Johann von Frankreich, erhielt im Jahre 1363 das Herzogthum Burgund als heimgefallenes französisches Lehen. Durch Verheirathung mit der Erbgräfin Margaretha von Flandern im Jahre 1369 wurde er Herr von der Grafschaft Burgund, oder der Freigrafschaft, welche noch zum deutschen Reiche gehörte, ferner von Flandern, Artois, Nevers, Rethel, Salins, Mecheln. Dieser Ahnherr des burgundischen Hauses starb im Jahre 1404. Ihm folgte sein Sohn Johann der Unerschrockene (1404—1419) und diesem Philipp der Gute (starb 1467), welcher die burgundische Macht bis über das Doppelte vergrößerte. Er erwarb nämlich 1428 Namur, 1430 durch Erbschaft Brabant und Limburg, 1433 durch Gewalt von Jakobäa von Baiern die Grafschaften Hennegau, Holland, Seeland, Westfriesland, 1433 durch Vergleich mit der Erbprinzessin Elisabeth von Görlitz Lützelburg. Das war eine ganz außerordentliche Macht: sie dehnte sich von der Nordsee bis zu den Alpen aus und war nur durch das dazwischen liegende Herzogthum Lothringen von einander getrennt, das aber auf die Länge kaum widerstehen zu können schien. Diese Macht wurde besonders durch den Reichthum der zu ihr gehörenden Länder eine so bedeutende. Denn die Niederlande waren

damals durch Handel und Gewerbe fast das reichste Land von Europa und verschafften ihren Herrschern so große Mittel, wie sich deren kaum ein anderer Fürst erfreuen konnte. Es war begreiflich, daß die Herzoge von Burgund nicht versäumten, eine ihrer Macht entsprechende stolze und kühne Stellung unter den europäischen Fürsten einzunehmen. Sie hielten sich Königen gleich, obschon ihre Länder theils den Königen von Frankreich, theils dem deutschen Reiche lehenspflichtig waren. Zu Frankreich gehörte nämlich das Herzogthum Burgund, Nevers, Rethel, Artois und ein Theil von Flandern; zu Deutschland der andere Theil von Flandern, Brabant, Hennegau, Holland, die übrigen niederländischen Besitzungen und die Grafschaft Burgund. Die Herzoge waren aber weit entfernt, das Vasallenverhältniß zu den beiden benachbarten Reichen anzuerkennen. Was Frankreich anbetrifft, so bestritten sie zwar das Lehenverhältniß nicht völlig, sie übten aber an der Spitze der unzufriedenen Großen den entschiedensten Einfluß auf die Schicksale dieses Reiches, und die französischen Könige kannten besonders seit der Beendigung des Krieges mit England keinen gefährlicheren Feind, als eben diese Herzoge von Burgund. Zu dem deutschen Reiche aber wollten sie gar kein untergeordnetes Verhältniß anerkennen. Philipp der Gute verweigerte offen und stolz, für die niederländischen Besitzungen, die er sich zum Theil mit Gewalt und widerrechtlich verschafft hatte, dem Kaiser die Lehenspflicht zu leisten. Sigmund gerieth darüber und wegen Philipps unbefugter Einmischung in die lothringischen Erbfolgehändel mit ihm in die größten Streitigkeiten und kündigte ihm auch 1434 den Krieg an. Allein er fand kein Reichsheer, um ihn führen zu können: kein deutscher Fürst erklärte sich bereit, die Waffen zu ergreifen für die Ehre und die Unversehrtheit des Reichs: selbst die Städte, welche ihren Handel mit Burgund beeinträchtigt sahen, wollten davon nichts wissen. So blieben also die reichen Niederlande vorderhand für das Reich verloren.

Philipp der Gute strebte aber noch weiter. Er hatte nichts Geringeres im Sinne, als sein Reich bis zu dem Umfange des alten Lothringens, welches bei der Theilung von Verdun im Jahre 843 dem ältesten Sohne Ludwig des Frommen zu Theil geworden, auszudehnen, und diesem dann auch den Glanz des königlichen

Namens hinzuzufügen. Zu diesem Ende trat er mit Friedrich III., von dessen Schwäche und Geiz er Vieles erlangen zu können hoffte, in Unterhandlungen. Diese wurden besonders in den Jahren von 1446 bis 1448 sehr eifrig betrieben. Friedrich III. wünschte damals angelegentlichst die Verbindung mit dem mächtigen Hause, von welcher er sich viele Vortheile versprach. Die Forderungen des Burgunders standen aber wohl mit diesen in keinem Vergleich. Zuerst also sollte der einzige Sohn und Erbe Philipps des Guten, Karl, eine österreichische Prinzessin, Elisabeth, die Tochter des ehemaligen römischen Königs Albert II., heirathen. Dafür sollte der Kaiser die burgundischen Besitzungen zu einem Königreiche erheben. Zu diesem sollten aber nicht nur die Länder gehören, welche Philipp bereits inne hatte, sondern auch noch Geldern, Jülich, Kleve, Lothringen, Bar, Berg, Mark und alle anderen Herzogthümer, Grafschaften, Herrschaften in Niederdeutschland, welche dem neuen Königreiche lehnpflichtig sein sollten, namentlich auch Ostfriesland, mit Einem Worte das ganze alte Lothringen von 843, wie dies Philipp mit ausdrücklichen Worten sagt. Endlich sollte der neue König alle diese Länder nicht als Lehen vom Reiche, sondern ganz unabhängig besitzen, und der deutsche Kaiser sollte daher alle seine Rechte über diese Länder auf ihn übertragen. *)

Das war denn doch zu viel, als daß Friedrich darauf eingehen konnte, zumal der Vortheil, der ihm dafür geboten wurde, in durchaus keinem Verhältniß zu den dahingegebenen Rechten stand. Der Burgunder versäumte zwar keine Bestechungen bei des Kaisers Räthen und selbst Kaspar Schlick blieb davon nicht frei. Die Sache zerschlug sich aber doch. Auch würde Friedrich, selbst wenn er gewollt hätte, nicht im Stande gewesen sein, den Wunsch des Herzogs auszuführen. Die Kurfürsten hätten ihre Zustimmung verweigert, und eine Absetzung des Kaisers bei so offenbarer Reichsverschleuderung wäre sicher erfolgt.

Doch gab man diese Gedanken nicht auf, und im Jahre 1463 wurden sie von Friedrich III. selber wieder aufgenommen. Es war in dem pfälzisch-baierischen Kriege. Der Kaiser, welcher Friedrich den Siegreichen gerne vernichten wollte, aber alle dessen Gegner

---

*) Chmel Geschichte Friedrichs IV. II. 484. 485.

von ihm geschlagen sah, wünschte ihm endlich eine Macht entgegenzusetzen, wider welche er sich nicht zu behaupten vermocht hätte. Er und der Papst wandten sich daher an Philipp von Burgund, und versprachen ihm, wenn er den Pfalzgrafen angriffe, nicht nur die Königswürde, sondern auch die Reichsstatthalterschaft über alle überrheinischen zum deutschen Reiche gehörigen Länder. Zugleich sollte eine Heirath zwischen dem Sohne des Kaisers Maximilian und zwischen der Tochter Karls von Burgund, Marie, die freilich damals erst einige Jahre alt war, verabredet werden. Das Anerbieten des Kaisers war sehr bedeutend, denn als Reichsstatthalter konnte Philipp, bei seinen großen Mitteln, seine Macht außerordentlich erweitern und die besten Einleitungen zu dem späteren Besitze der einstweilen nur verwalteten Länder treffen. Er ging aber auf diesen Vorschlag nicht ein, sei es, daß er dem Kaiser nicht traute, sei es, daß er die von ihm geforderte Bedingung, den Pfalzgrafen zu bekriegen, mit dem er in Bündniß stand, nicht erfüllen wollte. Doch wurden die Unterhandlungen keineswegs abgebrochen.

Nun starb Philipp der Gute im Jahre 1467. Und ihm folgte sein Sohn Karl der Kühne, der Vater eben jener Marie, welche zur Braut Maximilians bestimmt gewesen, und, wie vorauszusehen — denn Karl hatte sonst keine Kinder — die einzige Erbin des burgundischen Reiches war. Karl verfolgte die großartigen Entwürfe seines Vaters nicht mit der diesem eigenthümlichen Umsicht, Feinheit und Verschlagenheit, sondern mit Ungestüm und Verwegenheit. Er wollte Alles mit Gewalt durchsetzen, und zwar so rasch wie möglich. Nach drei Richtungen hin bewegten sich seine Gedanken: erstens wollte er im Süden den Elsaß und Lothringen, welch letzteres die Verbindungen zwischen seinen südlichen und nördlichen Besitzungen unterbrach, erobern; zweitens im Norden wollte er sich aller derjenigen Gebiete in den Niederlanden, die ihm noch nicht unterworfen waren, bemächtigen, und von den übrigen deutschen Ländern so viel dazu nehmen, als er vermochte; endlich drittens sollte der Gedanke seines Vaters, Burgund zum Königreiche zu erheben, ausgeführt werden. Außerdem hatte er auch noch Absichten auf Frankreich, die wir jedoch, da sie unserer Geschichte ferner liegen, übergehen.

Das Glück begünstigte in den ersten Jahren Karl den Kühnen ungemein. Schon 1467 und 1468 fand er Gelegenheit, sich in die lütticher Händel zu mischen, die zwischen dem Bischof und den Bürgern ausgebrochen waren. Der erstere wandte sich an den Herzog, Karl zog mehrmals vor die Stadt, zerstörte sie das letzte Mal, und verfuhr mit den Einwohnern auf das Grausamste. Seitdem war er der Schutzherr von dem Bisthum Lüttich. Das Herzogthum Geldern nebst der Grafschaft Zütphen brachte er 1472 an sich: ebenfalls in Folge eines Streits, der zwischen dem alten Herzoge und seinem Sohne ausgebrochen war. Der alte rief Karl den Kühnen zu Hülfe, enterbte seinen Sohn und verkaufte das Herzogthum an Burgund.

Einige Jahre früher, 1469, hatte sich im Süden seines Reiches eine fast noch bedeutendere Gelegenheit für die Vergrößerung seiner Macht dargeboten, die er natürlich sofort ergriff. Der Herzog Sigmund von Tyrol, dem zugleich die vorderösterreichischen Länder in Schwaben und im Elsaß gehörten, befand sich fast während seiner ganzen Regierung in Händeln mit den Eidgenossen. Im Jahre 1468 hatte er, aufgereizt von seinem Adel, wieder einen Krieg gegen sie unternommen, führte ihn aber, wie alle vorangegangenen, so unglücklich, daß er den Frieden um 10,000 Gulden von den Eidgenossen erkaufen mußte. Sigmund vermochte jedoch diese Summe nicht zu zahlen; er war überhaupt sehr verschuldet, denn er führte eine üppige verschwenderische Regierung und wußte mit dem Gelde nicht hauszuhalten. Nun rieth ihm der Adel, von dem Herzog Karl von Burgund Geld zu borgen, und ihm dafür die vorderösterreichischen Lande zu versetzen. Der Adel hatte dabe hauptsächlich die Absicht, den Herzog von Burgund gegen die Schweizer zu gebrauchen. Man vermuthete von dessen gewaltthätiger aristokratischer, jeder Volksfreiheit feindlichen Gesinnung, daß er als Nachbar der Eidgenossen nicht lange zögern würde, über sie herzufallen, und seine Macht allein hielten sie für fähig, die Schweizer zu Boden zu werfen und so endlich auch den schwäbischen Adel für die zahllosen Niederlagen zu rächen, die er von den freien Bauern erlitten. Sigmund ging auf diesen Vorschlag ein: Karl der Kühne ergriff ihn mit beiden Händen. Im Jahre 1469 kam der Vertrag zu Stande. Karl zahlte an Sigmund 80,000 Gulden. Dagegen

wurden ihm die Grafschaft Pfirt, der Sundgau, Oberelsaß, der Breisgau, der Schwarzwald und die Waldstädte Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut verpfändet. Die Summe war zu bedeutend und Sigmund zu verschuldet, als daß es ihm je möglich zu werden schien, diese Länder wieder einzulösen. Karl der Kühne betrachtete sie also bereits als sein Eigenthum, setzte eines seiner Geschöpfe, den Peter von Hagenbach, zum Statthalter ein, und gab ihm den Auftrag, diese Länder an eine strengere Beherrschung zu gewöhnen.

Nunmehr dachte er auch an die Königskrone. Mit dem Kaiser Friedrich wurden darüber schon lange Unterhandlungen gepflogen. Der Kaiser ging sehr gerne auf die Wünsche des Herzogs ein, weil dieser sich bereit erklärte, zu der schon früher angeregten Heirath zwischen Friedrichs Sohn Maximilian und zwischen der Erbin von Burgund seine Zustimmung zu geben. Die österreichische Hausmacht hätte dadurch einen ganz außerordentlichen Zuwachs erhalten, und da vorauszusehen war, daß Maximilian zuletzt doch Alles wieder erhalten hätte, so wäre Friedrich wohl auf die weitest gehenden Wünsche Karls des Kühnen eingegangen. Um endlich diese Angelegenheit zu regeln, wurde auf das Jahr 1473 zwischen beiden Herrschern eine Zusammenkunft in Trier verabredet. Der angebliche Grund dieser Zusammenkunft sollte die Belehnung Karls mit Geldern sein; eigentlich aber wollte man die Verlobung zwischen Marie und Maximilian vollziehen und die Königskrönung des Burgunders vornehmen. Die Zusammenkunft kam in der That zu Stande. Der Herzog von Burgund entfaltete eine ganz außerordentliche Pracht und stellte den „Herrn der Welt", den Kaiser, dabei sehr in Schatten, obschon dieser ebenfalls von einem zahlreichen Gefolge von Kurfürsten und Großen des Reichs umgeben war. Auch thaten sich beide Herren die größten Achtungsbezeugungen und Freundlichkeiten. Plötzlich aber reiste der Kaiser ab, zum größten Erstaunen des Herzogs, ohne daß es weder zur Königskrönung, noch zur Verlobung gekommen wäre.

Der eigentliche Grund dieser auffallenden Handlungsweise ist wohl in Folgendem zu suchen.*) Der Kaiser verstand sich dazu,

*) Hauptquelle ist der Brief Albrechts Achilles an den Herzog Wilhelm von Sachsen, bei Müller Reichstagstheatrum. Vorstellung V. 597. 598.

dem Herzog nicht nur den königlichen Titel zu ertheilen, sondern ihm auch noch die niederländischen Bisthümer, Lüttich, Utrecht u. s. w. und andere dort gelegene Herrschaften zu überlassen, ja selbst Lothringen hätte er ihm gegeben. Ueber dieses Herzogthum herrschte nämlich ein Erbfolgestreit. Der letzte Herzog Nikolaus war 1473 gestorben, ohne Nachkommen. Der in jeder Beziehung berechtigte Erbe war nun René von Baudemont. Aber der Herzog von Burgund machte Ansprüche auf Lothringen wegen einer bedeutenden Summe, die ihm die früheren Herzoge schuldeten. Friedrich trug nun kein Bedenken, Karl dem Kühnen, trotz der ganz zweifellosen Ansprüche Baudemonts, Lothringen zu überlassen. Dafür aber sollte Karl die vorderösterreichischen Lande, die er von Sigmund pfandweise besaß, herausgeben, und — worauf der Kaiser ein besonderes Gewicht legte — auch den Pfalzgrafen Friedrich den Siegreichen zwingen, auf die Landvogtei über Unterelsaß und auf die Ortenau zu verzichten. Ja, es scheint, daß er von Karl einen förmlichen Kriegszug gegen den Pfalzgrafen und dessen Untergang verlangte. Denn er wollte nun diesen ebenso zu Grunde richten, wie er früher mit Podiebrad gethan. Daß dieses eine hauptsächliche Absicht der Zusammenkunft von Trier war, geht auch aus einer angeblichen Weissagung eines Gleichzeitigen hervor.*) Der Pfalzgraf hatte außerdem neuerdings dem Kaiser Veranlassung gegeben, von Reichs wegen gegen ihn zu verfahren: er hatte ungerechter Weise die Stadt Weissenburg angegriffen, die sich indessen heldenmüthig vertheidigte: sie verklagte den Pfalzgrafen beim Kaiser. Der ernannte den alten Feind des Pfalzgrafen, den Herzog von Veldenz, zum Vollstrecker des kaiserlichen Urtheils gegen denselben: aber der Herzog war so unglücklich in dem Kriege, daß er an Friedrich den Siegreichen wieder mehrere feste Plätze abtreten mußte. Das war bereits im Jahre 1471. Diese Entwürfe gegen den Pfalzgrafen sollten nicht blos die Rachsucht des Kaisers befriedigen, sondern sie waren ein Glied in dem ganzen großen Plane der habsburgischen Staatskunst. Es ist nämlich kein Zweifel: der Kaiser wollte sich zum Herrn von ganz Schwaben machen, dazu brauchte er die Ortenau und die Landvogtei von Unterelsaß, welche

*) In der Speierer Chronik bei Mone Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. I. 499. 500.

Friedrich der Siegreiche besaß. Die vorderösterreichischen Besitzungen, welche Karl dem Kühnen verpfändet gewesen, wären ohnedies an den Kaiser zurückgefallen. Die Reichsstädte beherrschte der Kaiser von Reichs wegen. Es hinderten also nur noch Würtemberg und Baden. Diese hätten aber gegen die Macht von Oesterreich nicht aufkommen können, so wie sich dieselbe mit dem neuen Königreiche Burgund in der oben angedeuteten Ausdehnung vereinigt hätte. Nicht nur die kleineren schwäbischen Reichsstände wären zuletzt dieser Macht unterlegen, sondern auch alle Fürstenthümer am Rhein, zunächst die Pfalz, dann Jülich, Kleve und Berg, so wie die geistlichen Staaten. Auf diese Verbindung mit Burgund baute aber der Kaiser noch größere Plane. Er bewirkte, daß Karl der Kühne das seither zwischen ihm und Mathias von Ungarn bestehende Bündniß auflöste, und Friedrich wäre sodann mit Burgund über Mathias hergefallen, um ihm sein Königreich zu entreißen. Ob er außer diesen Entwürfen auch noch an die Unterwerfung des deutschen Reiches gedacht hat, wissen wir nicht. Die deutschen Fürsten aber befürchteten es, und an diesen ist auch Alles gescheitert. An und für sich war ihnen schon der Herzog von Burgund unbequem, der sich für vornehmer hielt, als die deutschen Kurfürsten: dann besorgten sie von seiner in dem obigen Sinne vermehrten Macht früher oder später angefallen zu werden. Die Verbindung endlich Burgunds mit Oesterreich war ihnen vollends bedenklich. Friedrich kannte diese Gesinnungen der deutschen Fürsten, und darum wollte er die Angelegenheit mit Burgund aus eigener Machtvollkommenheit und im Geheimen abmachen, obschon er dies nach den Reichsgesetzen nicht durfte. Denn ihm war es vor Allem um die Heirath seines Sohnes mit der burgundischen Erbin zu thun. Karl der Kühne begnügte sich aber damit nicht, sondern er drang auf die Zustimmung der Fürsten, die schon über die geheimen Unterhandlungen unruhig wurden. Sei es nun, daß die Sache vor die Fürstenversammlung kam, wo sie ablehnend entschieden wurde, oder sei es, daß sich die Fürsten einzeln unzweideutig genug gegen Karls Wünsche erklärten, genug: die Unterhandlungen wurden plötzlich abgebrochen, und der Kaiser schlich sich wie ein Dieb davon.*) Unter den

*) Da Karln die Abreise des Kaisers selber unerwartet kam, so ist anzunehmen,

Leuten wurden dann allerlei Gerüchte verbreitet, weßhalb sich Alles zerschlagen hätte: den wahren Grund konnten natürlich nur die Eingeweihten wissen.

Karl der Kühne, der schon die Krone nach Trier mitgebracht hatte, hielt sich durch diesen Ausgang der Angelegenheit für beschimpft, und wollte sich dafür an dem Kaiser rächen. Er zog ihm zum Trotze gleich nach dem Tage von Trier mit einem Heere in die ihm verpfändeten österreichischen Länder, um sich dort wie dem rechtmäßigen Herrscher huldigen zu lassen: er machte sogar auch Anstalten, die dort befindlichen Reichsstädte, wie Mühlhausen, zu unterwerfen. Zugleich mußten seine Söldner auf die roheste und abscheulichste Weise mit den Einwohnern verfahren. Die burgundische Herrschaft war ohnedies drückend genug. Der Statthalter Peter von Hagenbach benahm sich auf das Gewaltthätigste und Schamloseste gegen die Einwohner, trat alle Gesetze mit Füßen, entehrte Frauen und Mädchen der angesehensten Bürger, legte ungeheuere Steuern auf, ließ angebliche Empörer hinrichten, und erbitterte Alles auf das Maßloseste gegen sich, selbst den Adel: denn auch dessen Rechte schonte er nicht. Als sich die Einwohner bei Karln über die Willkürherrschaft seines Statthalters beklagten, so fanden sie kein Gehör: im Gegentheile, Hagenbach verfuhr seitdem nur noch grausamer.

Im Jahre 1474 erhielt nun Karl Gelegenheit, auch am Niederrhein dem Kaiser entgegenzutreten und seine Herrschaft auszubreiten. Der Erzbischof Ruprecht von Köln, ein Bruder des Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen, war seit 1466 in den heftigsten Streitigkeiten mit seinem Domkapitel und mit den Landständen. Mehrmals wurde ein Vergleich versucht, vergebens: zuletzt, Ende des Jahres 1473, wählte das Domkapitel einen neuen Erzbischof,

---

daß Friedrich ihm von der Zustimmung der Fürsten die festesten Zusicherungen gegeben hatte, um ihn zu vermögen, die Verlobung zwischen ihren beiden Kindern vorzunehmen vor der Krönung. Karl wird dann gesagt haben, wenn der Kaiser das so gewiß wisse, so könnte es ihm ja nichts verschlagen, die Angelegenheit vor die Fürsten zu bringen. Als der Kaiser nicht mehr ausweichen konnte, so versprach er es ihm, und hat nun die Sache wirklich vor die Fürsten gebracht, aber eine verneinende Antwort erhalten, wie dies aus dem Briefe Albrechts Achilles hervorgeht, worauf er denn sogleich, um nicht vor Karl schamroth dazustehen, abreiste.

Hermann von Hessen, der auch von dem ganzen Lande anerkannt wurde. Jetzt warf sich Ruprecht Karl dem Kühnen in die Arme, ernannte ihn zum Beschützer des Erzstifts und forderte ihn auf, mit Waffengewalt seine ungehorsamen Unterthanen zu unterwerfen. Karl ging mit Freuden darauf ein, und rückte im Jahre 1474 mit einem großen Heere in das kölnische Gebiet. Er warf sich zunächst auf Neuß, eine der unruhigsten Städte des Erzstifts. Aber die tapferen Einwohner wehrten sich verzweifelt. Der Herzog mußte eine langwierige Belagerung beginnen.

Die Kunde von diesem Einbruch in das deutsche Reich regte Alles auf, weit mehr, als irgend ein anderer ähnlicher Friedensbruch, da man die Tollkühnheit Karls und seine hochfahrenden Plane kannte. Die Fürsten besonders, welche schon 1473 seine Entwürfe vereitelt hatten, waren eifrig, nicht minder die Reichsstädte, welche in dem Herzoge den gefährlichsten Feind ihrer Freiheiten fürchteten. Auch der Kaiser war diesmal entschlossener: denn er hatte nun die Hoffnung, in dem Kriege gegen Burgund zugleich den Pfalzgrafen Friedrich, von dem man erwarten mochte, daß er sich seines Bruders und seines Verbündeten, des Herzogs Karl, annehmen werde, zu vernichten. Schon im Mai 1474 hatte der Kaiser den Kurfürsten in die Acht gethan: am 27. August wurde dann auf dem Reichstage zu Augsburg der Reichskrieg gegen Burgund beschlossen. Der Kaiser forderte alle Stände, auch die Schweizer und Lothringer zum Kriege auf. Wirklich kam auch ein bedeutendes Heer zusammen: es dauerte aber doch bis zum Frühling 1475, bis es in die Nähe des Kriegsschauplatzes rückte. Der Kaiser selbst war dabei: Albrecht Achilles wurde zum Oberfeldherrn ernannt.

Aber inzwischen war der Krieg schon längst in den vorderösterreichischen Landen ausgebrochen. Die außerordentlichen Bedrückungen Hagenbachs und die unsäglichen Leiden, unter welchen die Einwohner der verpfändeten Gebiete schmachteten, gingen endlich dem Herzog Sigmund zu Herzen, den jetzt selbst der Adel aufforderte, so schnell wie möglich von Burgund loszukommen. Zweierlei war aber nothwendig: erstens, man mußte den Pfandschilling erlegen können, und sodann sich ernstlich mit den Schweizern aussöhnen. Denn ohne Friede und Bund mit diesen vermochte man den Kampf mit Burgund, der nicht ausbleiben konnte, nicht durchzuführen. Das Geld schossen

aber die benachbarten Reichsstädte her, welche alle auf gleiche Weise bedroht waren, und mit den Schweizern kam am 11. August 1474 die „ewige Richtung", Versöhnung und Bündniß, zu Stande. Nachdem die verpfändeten Lande einmal erfahren hatten, daß sie eingelöst werden sollten, so rasteten sie auch nicht lange mehr. Im Oktober 1474 wurde Peter von Hagenbach in Breisach gefangen genommen, von einem Volksgericht zum Tode verurtheilt, und mit dem Schwerte hingerichtet. Darauf fielen die vereinigten Schweizer und Schwaben in den Elsaß ein und vertrieben überall die burgundischen Besatzungen. Der Herzog von Lothringen, der sich gleichfalls mit den Schweizern und Schwaben verbündet, griff die burgundischen Lande selber an.

Unterdessen lagen sich das burgundische und das deutsche Heer bei Neuß fast unthätig gegenüber. Die Deutschen wären gerne über die Burgunder hergefallen und hätten sie für ihren Uebermuth gezüchtigt. Der Kaiser aber wehrte ab. Denn inzwischen pflog er mit Karl dem Kühnen sehr eifrige Unterhandlungen. Die früheren Entwürfe und Plane wurden wieder aufgenommen. Zwar auf den königlichen Titel mußte Karl wenigstens vorderhand verzichten, denn jetzt würden die Fürsten ihre Zustimmung unter keiner Bedingung gegeben haben. Aber die Heirath zwischen Maria und Maximilian wurde wirklich beschlossen und die Verlobung angeordnet. Als man einmal über die Hauptsache im Reinen war, so kam am 17. Juni 1475 der Friede zwischen Burgund und dem Reiche unter folgenden Bedingungen zu Stande. Karl wird wegen seines Ungehorsams gegen Kaiser und Reich nicht zur Rechenschaft gezogen, zahlt auch keine Kriegskosten. Dafür hebt er die Belagerung von Neuß auf, zieht sich in sein Land zurück und verspricht nie mehr Ruprecht von Köln, noch auch den Pfalzgrafen Friedrich zu vertheidigen.

Diesen Friedensschluß fanden die deutschen Fürsten mit Recht schmachvoll: sie murrten auch sehr darüber, besonders weil derselbe ganz im Geheimen vom Kaiser betrieben worden war. Schon fürchteten sie, es möchten ähnliche Dinge wieder im Werke sein, wie 1473. In der That mochten sie nicht unrecht gerathen haben. Denn höchst wahrscheinlich hatte der Friedensschluß noch einige geheime Artikel, wie z. B. daß der Kaiser nichts dagegen habe, wenn

Karl Lothringen erobere und seinem Reiche einverleibe, ferner wenn er die Schweizer bekriege und sie sich unterwerfe. Denn weder Lothringen, noch die Schweizer waren in dem Friedensschlusse mit aufgenommen, obgleich Friedrich sie selbst zum Kriege gegen Burgund aufgefordert hatte. Und später, als der Krieg zwischen den Schweizern und Burgund in vollem Gange war, mahnte er die Reichsstädte sogar von der Unterstützung der Schweizer ab.

Wirklich brach auch Karl der Kühne, gleich nachdem er von Neuß abgezogen, in Lothringen ein, und eroberte in kaum vier Wochen das ganze Land. Der Herzog floh zu den Eidgenossen. Nun aber wollte Karl auch diese züchtigen. Im Jahre 1476 brach er mit einem außerordentlich zahlreichen Heere gegen sie auf. Allein an diesen tapferen Männern, mit denen sich auch die Schwaben der vorderösterreichischen Lande und die Reichsstädte verbündet hatten, in denen noch einmal der alte Muth und die frühere Freiheitsliebe auflebte, zerschellte die burgundische Macht. Karl erlitt noch im Jahre 1476 zwei furchtbare Niederlagen, bei Granson am 2. März, und bei Murten am 22. Juni. Dann brachen die Eidgenossen nach Lothringen ein, um dieses Land dem ihnen verbündeten Herzog René wieder zu erobern. Hier kam es am 5. Januar 1477 bei Nancy zur dritten Schlacht, welche die Burgunder wieder verloren und in der Karl der Kühne selbst erschlagen ward.

Auf diese Weise endete das burgundische Reich. Niemand gewann bei diesem Ausgange mehr, als das Haus Oesterreich. Denn noch im Jahre 1477 wurde die Heirath zwischen Maximilian und Marie von Burgund vollzogen. Freilich die großen Plane, an die man 1473 und noch 1475 gedacht, erfüllten sich nicht. Und selbst die Ausdehnung der burgundischen Besitzungen, wie sie Karl der Kühne inne gehabt, konnte nicht behauptet werden. Denn der König von Frankreich, Ludwig XI., griff ohne Weiteres zu, nahm das Herzogthum Burgund als französisches Lehen in Besitz, ebenso einen Theil von Flandern und Artois. Aber das Uebrigbleibende war immerhin noch ein sehr bedeutender Zuwachs zu der habsburgischen Hausmacht, und — was für das Reich wohl das Wichtigste war — die Niederlande kamen jetzt wieder an Deutschland.

Nicht lange vor diesen Ereignissen hatte der Kaiser noch ein

anderes freudiges erlebt: im Jahre 1476 starb nämlich sein langjähriger, ihm auf das Tiefste verhaßter Feind, der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche.

---

12. Friedrichs III. letzte Jahre. Errichtung des schwäbischen Bundes.

Doch bald sollte Friedrich den Wechsel des Glücks in empfindlichster Weise erfahren. Er gerieth nämlich aufs Neue in Händel mit dem König Mathias Corvinus von Ungarn. Friedrich versäumte, ihm die Summen zu zahlen, um welche er den Frieden von 1477 ihm abgekauft hatte, und beleidigte den König auch noch auf andere Weise. Mathias kündigte also abermals den Krieg an, brach in Oesterreich ein, schlug die Heere des Kaisers, nahm eine Stadt, eine Festung nach der andern ein, und nöthigte zuletzt Friedrich III., im Jahre 1485, aus seinen Erbstaaten zu entfliehen.

So kam er nach Deutschland, entblöst von Allem, nicht einmal fähig, seinen täglichen Lebensunterhalt zu bestreiten: er reiste in den Reichsstädten und in den Abteien umher, und ließ sich dort verköstigen. Natürlich bot er jetzt Alles auf, das Reich zur Hülfe zu vermögen. Im Jahre 1486 wurde in Frankfurt ein großer Reichstag gehalten. Dort verlangte er Unterstützung gegen die Ungarn, und dann suchte er auch die Wahl seines Sohnes Maximilian zum römischen Könige durchzusetzen. Letzteres gelang ihm wider Vermuthen. Aber mit der Reichshülfe machte man Schwierigkeiten. Die Fürsten erklärten sich zwar dazu bereit, aber nur unter Bedingungen. Sie verlangten vom Kaiser die endliche Durchführung der so oft verlangten Verbesserung der Reichsverfassung und des Landfriedens. Was erstere anbetrifft, so hatten die Fürsten besonders die Reichsgerichtsverfassung im Auge. Sie forderten, daß das Kammergericht vollständig neu eingerichtet werde: die Einwirkung des Kaisers sollte gänzlich wegfallen, Niederschlagung der Processe durch den Kaiser, u. s. w. vollkommen unmöglich gemacht werden; mit Einem Worte, sie verlangten eine unbedingte Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Reichsgerichts, so daß dasselbe sogar von

Rechtswegen die Acht aussprechen könne, ohne die Mitwirkung des Kaisers. Darauf aber wollte Friedrich nicht eingehen: es war im Grund dieselbe Forderung, die so oft an ihn gemacht worden war, und die er immer zurückgewiesen hatte. Er sah darin eine Schmälerung seiner kaiserlichen Vorrechte, und war daher nicht zu bewegen, diese zuzugestehen, obschon er damit der Reichshülfe verlustig ging. Dagegen hatte er wider den Landfrieden nichts einzuwenden. Er verkündigte ihn auf zehn Jahre. Doch wollte dies nicht mehr sagen, als alle bisher verkündeten Landfrieden. Nämlich, er bedeutete gar nichts, so lange er blos auf dem Papiere stand, und so lange man nicht eine Macht schuf, welche fähig war, denselben in der That aufrecht zu erhalten. Auch dieser Landfriede würde also von keinen Wirkungen gewesen sein, wenn nicht der Kaiser selber das Bedürfniß gefühlt hätte, eine solche Macht einzurichten, um sich ihrer gelegentlich bedienen zu können.

Friedrich bedurfte jetzt mehr wie je fremder Unterstützung. Nicht nur, um die Erbländer, um Oesterreich wieder zu erobern — da das Reich, wie es schien, doch nichts dafür thun wollte, — sondern auch, um seinem Sohne Maximilian beizuspringen, der eben in Händel mit den Niederländern gerathen war, welche ihn sogar gefangen setzten, endlich, um sich vor dem Hause Wittelsbach zu schützen, welches neuerdings eine sehr drohende Stellung einnahm, und sich, wie es schien, auf Kosten Oesterreichs vergrößern wollte. An der Spitze der Wittelsbacher standen damals zwei Fürsten: Georg der Reiche von Baiern-Landshut, der Sohn Ludwig des Reichen, der im Jahre 1479 gestorben war, und Albrecht IV. von Baiern-München. Beide waren gleich ehrgeizig und thatkräftig. Albrecht wußte sich der Reichsstadt Regensburg, sogar unter Zustimmung eines Theiles der Bürger, zu bemächtigen: dann breitete er seinen Einfluß in Schwaben aus, und beredete den Erzherzog Sigmund von Tyrol, der kinderlos war, ihm gegen eine bestimmte Summe die österreichischen Vorlande nebst der Landvogtei von Schwaben zu verschreiben und Tyrol zu vermachen. — Albrecht hatte nämlich eine Tochter Friedrichs III. wider Willen und Wissen desselben, aber mit Zustimmung Sigmunds geheirathet. Georg der Reiche aber bedrohte ebenfalls die schwäbischen Städte und andere Herrschaften: bereits hatte er durch Kauf, Pfandschaften,

Vormundschaften und auf andere Weise mehrere sehr bedeutende schwäbische Gebiete an sich zu bringen gewußt: es war klar, daß er seine Herrschaft bis über die Iller hinaus ausdehnen und die noch freien Stände jener Gegenden sich unterwerfen wollte. Gelangen den Herzogen von Baiern ihre Entwürfe, so ging das Haus Habsburg vollends aller Stammlande verlustig.

Gegen diese wittelsbachischen Bestrebungen schien nun bei dem Mangel sonstiger Hülfsmittel nichts Anderes helfen zu können, als ein Bund der freien Reichsstände gerade in dem Lande, welches das Ziel des baierischen Ehrgeizes war: in Schwaben. Ein solcher Bund schien um so leichter zu bewerkstelligen, als ja die dortigen Stände von Baiern nicht minder bedroht waren, als der Kaiser selbst. Gelang es aber, Schwaben in einen großen Bund zu vereinigen, so hatte man in ihm nicht nur einen Schutz gegen Baiern, sondern auch gegen Frankreich und gegen die Eidgenossen. Friedrich gab sich daher alle Mühe, einen derartigen Bund unter den schwäbischen Ständen zusammenzubringen, dessen eigentlicher Zweck angeblich die Aufrechthaltung des Landfriedens sein sollte, welcher in der That aber von Friedrich nur deßhalb ins Leben gerufen wurde, um die habsburgische Hausmacht zu schützen. Es kostete doch einige Mühe, bis es dem Kaiser mit dem Bunde gelang. Erst im Februar 1488 kam er zu Stande. Er bestand zuerst nur aus dem Adel und 22 Städten, später traten der Graf von Würtemberg, der Markgraf von Baden, die Markgrafen von Brandenburg wegen ihrer fränkischen Besitzungen, sogar der Erzherzog Sigmund dazu. Dieser Bund, dessen weitere Entwicklung und Bedeutung darzustellen wir uns für den nächsten Band vorbehalten müssen, erhielt erst später den Namen des „schwäbischen Bundes". In der ersten Zeit hieß er der Bund von St. Georgen-Schild. Von allen Bündnissen und Einigungen, an denen das Mittelalter so reich war, hatte sich nämlich nur dieser einzige Verein erhalten, welcher die schwäbische Ritterschaft umfaßte. Man lehnte sich also an diesen an, und der schwäbische Bund war also gewissermaßen nur eine Erweiterung der St. Georgen-Schildgesellschaft.

Friedrich hatte ganz richtig gesehen, als er in der Gründung eines solchen Bundes seine Rettung erblickte. Er half ihm nicht nur gegen die Niederlande, wo Maximilian befreit ward, sondern

auch gegen Baiern. Die beiden Herzoge wurden gezwungen, ihre Bestrebungen aufzugeben und sich zu fügen: Albrecht mußte auf die Pfandschaft der österreichischen Lande, wie auf Tyrol verzichten, welches der alte Sigmund vielmehr Maximilian vermachte, und Regensburg an das Reich zurückerstatten.

Unterdessen begann dem Kaiser auch im Osten das Glück wieder zu lächeln. Mathias Corvinus nämlich starb im Jahre 1490. Jetzt eilte des Kaisers Sohn Maximilian, unterstützt von den Truppen des Bundes so wie von dem Reiche, das sich endlich dazu bereit erklärte, nach Oesterreich, befreite Wien, warf die Ungarn aus dem Lande, verfolgte sie bis nach Ungarn hinein, und ging damit um, sich selbst zum König wählen zu lassen. Die Ungarn wählten jedoch den König von Böhmen, Wladislaus. Mit diesem wurde endlich im November 1491 Friede geschlossen, zufolge dessen Wladislaus zwar im Besitze des ungarischen Thrones blieb, jedoch Maximilian den Titel eines ungarischen Königs, so wie die Erbfolge in Ungarn und Böhmen zugestand, falls Wladislaus Mannsstamm aussterben sollte, endlich noch 100,000 Dukaten Kriegskosten entrichtete.

Der alte Kaiser war gleich nach dem Tode des Mathias nach Oesterreich zurückgekehrt, um dort seine letzten Tage in Ruhe hinzubringen. Er zog sich nach Linz zurück, wo er sich viel mit Alchymie und Astrologie, seinen Liebhabereien, beschäftigte. Hier starb er am 19. August 1493, in einem Alter von 78 Jahren.

Erreichte unter seiner Regierung die Verwirrung und die Auflösung im Reiche die höchste Stufe, so entwickelten sich doch nicht minder, freilich ohne sein Zuthun — nur die Gründung des schwäbischen Bundes machte eine Ausnahme, — die kräftigsten Keime zu einer neuen Ordnung der Dinge. Mit der Darstellung derselben beginnen wir das nächste Buch.

Druckfehlerverzeichniß:

Seite	23,	Zeile	15	v. o.	statt	glacie lies gladio.
„	42,	„	1	v. u.	„	Marlene lies Martene.
„	93,	„	10	v. u.	„	sein lies seine.
„	123,	„	17	v. u.	„	Benedikt XI. lies Benedikt XII.
„	125,	„	5	v. o.		
„	126,	„	4	v. u.		
„	128,	„	15	v. u.		
„	152,	„	9	v. o.	„	Gesangtschaft lies Gesandtschaft.
„	—	„	13	v. u.	„	Verwandtschaftsverband lies Verwandtschaftsband.
„	153,	„	10	v. o.	„	Brandenburg lies Magdeburg.
„	155,	„	4	v. u.	„	1347 lies 1349.
„	159,	„	13	v. u.	„	bedeutenderen lies bedeutenden.
„	167,	„	5	v. u.	„	er lies es.
„	169,	„	2	v. u.	„	linken lies rechten.
„	170,	„	4	v. o.	„	ihr lies ihm.
„	—	„	6	v. u.	„	sie lies sich.
„	185,	„	6	v. u.	„	Brenn lies Brene.
„	188,	„	10	v. u.	„	einem lies eines.
„	192,	„	2	v. o.	„	alle anderen lies alles andere.
„	—	„	10	v. o.	„	1440 lies 1439.
„	194,	„	15	v. u.	„	er lies sie.
„	200,	„	17	v. u.	„	Zwolt lies Zwoll.
„	203,	„	1	v. o.	„	Gebieten lies Gebiet.
„	225,	„	17	v. o.	„	hießen lies gießen.
„	248,	„	12	v. u.	„	suchen lies suchen sich.
„	252,	„	19	v. u.	„	Bleven lies Bleren.
„	360,	„	1	v. o.	„	Erztschöfe lies Erzbischöfe.
„	364,	„	2	v. u.	„	Chenel lies Chmel.
„	367,	„	7	v. o.	„	in seinen Planen lies für seine Plane.
„	375,	„	1	v. u.	„	Annalen lies Annaten.
„	—	„	18	v. u.		
„	401,	„	8	v. o.	„	kirchenbfeindlichen lies kirchenfeindlichen.
„	443,	„	16	v. o.	„	Vorbehalt lies Vorbehalte.
„	462,	„	5	v. u.	„	darin lies damit.
„	463,	„	8	v. o.	„	Konkordaten lies Konkordate.